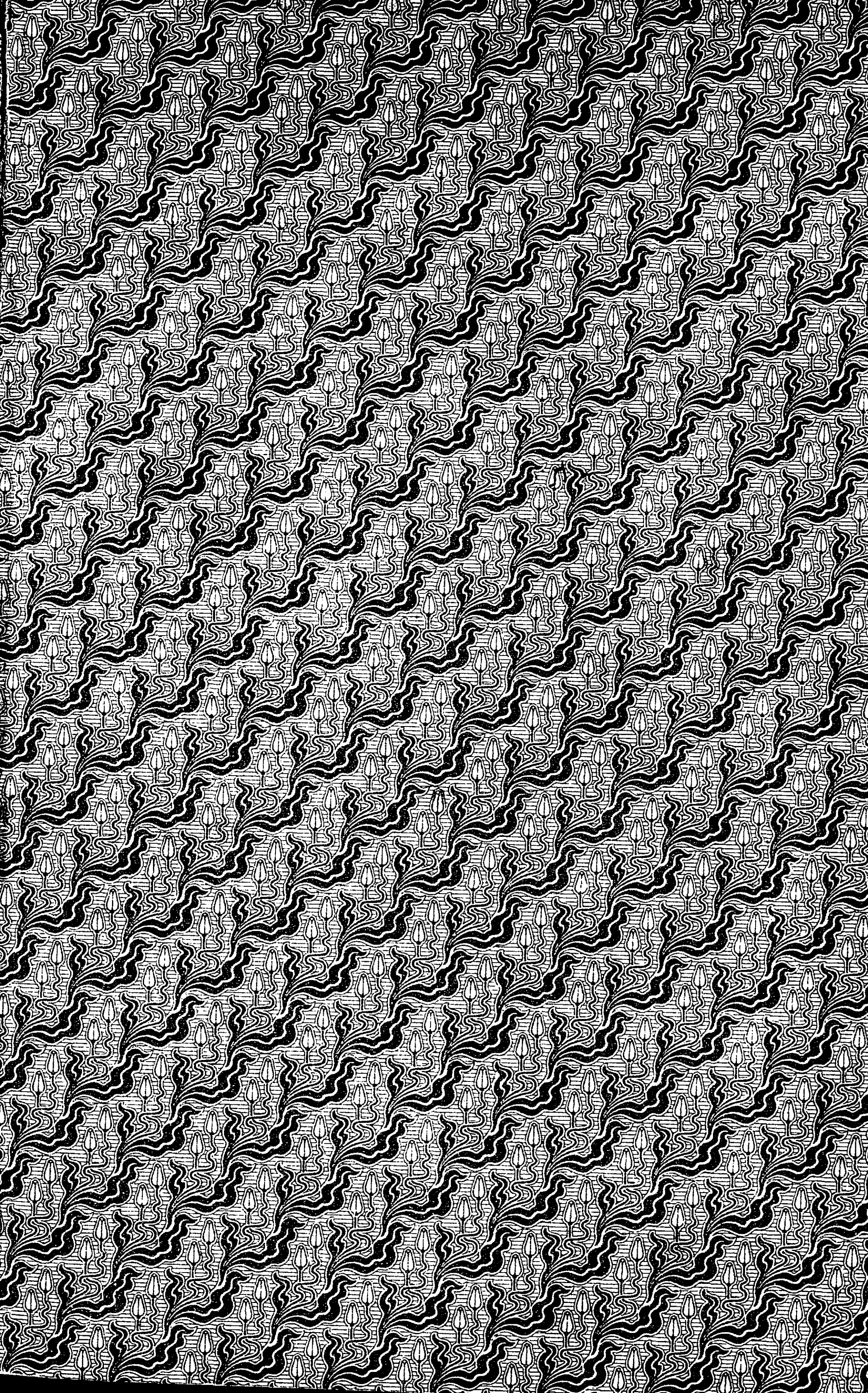
Leitfaden der Inneren Mission

D. Theodor Schäfer



Ueberreicht von der Verlagsbuchhandlung.

Recensions-Exemplar.

D. Theodor Schäfer:

Leitfaden der Inneren Mission.

Leitfaden der Inneren Mission

zunächst für den

Berufsunterricht in Diakonen- und Diakonissen-Anstalten

von

D. Theodor Schäfer,
Pastor, Direktor der Diakonissen-Anstalt zu Altona.

Vierte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses
1903.

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg-Horn.

Meinen lieben Freunden

Theodor Hoppe

Pastor und Vorsteher des Oberlinhauses zu Nowawes

D. Johannes Wichern

Direktor a. D. des Rauhen Hauses (Hamburg)

wiederum

in Treuen zugeeignet.

Vorwort zur vierten Auflage.

Nachdem mein Leitfaden der Inneren Mission in drei starken Auflagen (zu 1500, 2000, 3000 Exemplaren) Verbreitung gefunden hat und nach zehn Jahren eine neue Auflage nötig geworden ist, glaubte ich meinen Dank für die allseitig freundliche Aufnahme, welche er gefunden, nicht besser ausdrücken zu können, als durch eine gründliche Umarbeitung, Verbesserung und Vermehrung seines Inhalts.

Die Gesinnung, welche in ihm ihren Ausdruck fand, ist zwar in allen Hauptsachen dieselbe geblieben.

Aber die Innere Mission ist in zehn Jahren mächtig gewachsen und unsere Erkenntnis derselben gleichfalls. Das bedingte vor allem eine bedeutende Vermehrung des Inhalts durch kleine und große Zusätze. Die wichtigsten erstrecken sich auf die geschichtlichen Partien, sowie auf den Anfang und Schluß des zweiten Hauptteils. So sind aus 16 Bogen 30 geworden und aus 56 Paragraphen 90, und die Literaturangaben sind vervierfacht.

Namentlich hoffe ich den Lesern und der Sache damit einen Dienst geleistet zu haben, daß die skizzenhafte Geschichte der Liebestätigkeit sich zu einer aus dem vollen Holz geschnittenen Geschichte der Inneren Mission erweitert hat. Dadurch hat auch meine Begriffsbestimmung der Inneren Mission eine Verdeutlichung und Begründung erhalten.

Wenn nun aber der so erweiterte Stoff den Rahmen nicht sprengen sollte, mußte dieser fester gefügt werden. Aus den neun lose einander folgenden Kapiteln sind jetzt zwei große Hauptteile mit je zwei Abschnitten geworden. Innerhalb derselben gliedert sich der Stoff in Kapitel und Paragraphen. Damit ist auch die Übersichtlichkeit gemehrt. Innerhalb der einzelnen Paragraphen habe ich die alte bewährte und nach meinem Dafürhalten für Unterricht und Orientierung besonders geeignete Einteilung beibehalten. Essays wollte ich nicht schreiben.

Wer derartiges aus meiner Feder lesen will, den muß ich auf mein jetzt in vier Bändchen vorliegendes „Praktisches Christentum" verweisen. Auch dagegen möchte ich mich verwahren, daß man mein Buch mit wissenschaftlichem Maßstab mißt. Wohl bilden eingehende Studien den Untergrund, aber Ton und Abzweckung sind ganz die früheren, dem Berufsunterricht in Diakonen- und Diakonissenanstalten sich anpassenden geblieben. Daß das Buch auch darüberhinaus liegenden praktischen Zwecken dienen kann — namentlich auch Studenten, Pastoren, Verwaltungsbeamten, Freunden der Sache, als Handbuch für Vorlesungen und Kurse — hat die Erfahrung gelehrt.

Selbstverständlich meine ich nicht, daß das ganze Buch im Berufsunterricht von A bis Z durchgeackert werden solle. Jeder wähle und führe die Abschnitte aus, welche seinem besonderen Zweck entsprechen.

Auch den Spezialisten, zumal denen, welche in der Bearbeitung ihres Sondergebiets das Allheilmittel sehen, habe ich für ihr eigentümliches Werk nicht dienen wollen; nur vielleicht mittelbar, indem ich ihnen Gelegenheit gab, ihren Gesichtskreis etwas zu erweitern.

Das Buch bietet sich denen an, welche über das Gesamtgebiet der Inneren Mission im Längen- und im Querdurchschnitt, in Vergangenheit und Gegenwart Belehrung suchen. Die Sprache ist so gehalten, daß sie auch dem nicht wissenschaftlich Gebildeten verständlich ist.

Möchte das Buch in seiner jetzigen Gestalt die alten Freunde behalten und neue dazu gewinnen; vor allem aber die Kenntnis der Inneren Mission und damit die Liebe zu ihr stärken und mehren.

Der Verfasser.

Inhalt.



Zweiter Hauptteil.

Bestand der Inneren Mission.

Erster Abschnitt: Arbeit der Inneren Mission.

Einleitung.

§ 1. Wesen der Inneren Mission.

Die Erscheinungen in dem kirchlichen Leben der Gegenwart, welche man mit dem Namen der Inneren Mission zusammenfaßt, lassen sich einzeln, zum Teil sehr reichlich, auch in den vergangenen Zeiten nachweisen, ihre Verschmelzung zur Inneren Mission und damit eine gemeinsame, eigenartige Wirksamkeit haben sie indessen erst im vorigen Jahrhundert gefunden.

Es lassen sich drei Strömungen unterscheiden, welche einzeln die Geschichte der Kirche in allen ihren Hauptperioden durchziehen, um sich dann in der Inneren Mission zu gemeinsamem Lauf und Wirken zu verbinden.

Zuerst die kirchlichen Reformversuche. Nach dem hellen, frischen Morgen, welchen Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, über die Welt heraufgeführt hatte, traten bald mehr oder weniger starke und umfassende Trübungen ein, sowohl des Glaubensgrundes als der Lebenswirkung bei den einzelnen und bei der Kirche im ganzen. Doch fehlte es auch nicht an eifriger Gegenwirkung gegen diese Trübungen. Man suchte sie zu verhindern, wenn sie im Anzug, und wieder zu beseitigen, wenn sie eingetreten waren. Letztere Gegenwirkungen sind als Reformversuche zu bezeichnen. Nur einer derselben hatte eine gründliche und durchgreifende Besserung zur Folge: die Erneuerung des gesamten Glaubensgrundes und der davon abhängigen Lebenshaltung in der Reformation. Doch blieb auch nachher noch genug zu tun, da man einesteils die wiedergewonnenen Gnadengüter noch nicht allseitig verwertet, das Licht noch nicht auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens hatte leuchten lassen, da man anderenteils durch Vernachlässigung und Untreue manches von dem ersten Besitz wieder eingebüßt hatte. Ein nach verschiedenen Seiten hin gelungener Versuch nachreformatorischer kirchlicher Reform ist der Pietismus. Ein zweiter stellt sich in der Inneren Mission dar.

Wie nun jeder Reformversuch je nach dem gerade vorliegenden Zustand der Kirche im einzelnen besondere Arbeitsweisen und Arbeitsmittel wählte, sowie gewisse Ideale und Ziele aufstellte und dadurch von ähnlichen Bestrebungen sich unterschied, so auch die geistige Bewegung, welche den Namen Innere Mission trägt. Sie machte sich zur Erreichung ihres Ziels zwei andere geistige Strömungen dienstbar, welche vor und neben ihr den ganzen Weg der kirchlichen Entwicklung durchmessen hatten.

Nämlich zunächst die freie Verkündigung des Evangeliums in Wort und Schrift, ohne kirchenamtlichen Auftrag, aus Liebeseifer und Zeugengeist oder Gewissensdrang und Erbarmung mit der Verwahrlosung und Unwissenheit des Volks. Es ist ja bekannt und die neutestamentlichen Schriften bezeugen es, daß in der apostolischen Zeit die Verkündigung des Wortes nicht ausschließlich an das kirchliche Amt, sondern an die Gabe, an die Ordnung, an das Erbauungsbedürfnis gebunden war. Dabei blieb es im wesentlichen in den ersten Jahrhunderten, wenn auch unter manchen erfolgreichen Versuchen der Beschränkung. Die in der katholischen Kirche immer mehr erstarkende herrschsüchtige Priesterschaft riß dieses Recht, wie so manches andere, ausnahmslos an sich, nicht einmal immer, um es auszuüben, sondern vielfach um es einschlafen zu lassen. Die Vernachlässigung der Predigt im Mittelalter ist eine der verhängnisvollsten Sünden der katholischen Kirche gewesen. Als ein Versuch der Ausfüllung dieser Lücke ist die Tätigkeit der Predigerorden anzusehen, deren Wirken von der Pfarrgeistlichkeit befehdet und tunlichst eingeengt wurde. In der Reformation wurden nicht nur für die Predigt des Evangeliums die Kanzeln in den Kirchen wiedererobert, sondern auch der freien Verkündigung des Wortes durch Mund und Bücherdruck die Tür aufgetan. Luther wahrte in seinen Schriften jedem Christen das Recht, für die Sache des Herrn das Wort zu nehmen, bis er, durch Mißbrauch dieser Freiheit bewogen, auch hier wie auf anderen Gebieten die Schranken enger zog, damit die Freiheit nicht zum Deckel der Bosheit werde. In manchen Kreisen der nachreformatorischen Zeit als Recht behauptet, wenngleich unter dem Druck der Verhältnisse mündlich nur sehr spärlich ausgeübt, wurde erst in unsern Tagen, namentlich durch die Innere Mission, die Befugnis auch des Laien zur freien Darbietung des Heils- und Gnadenwortes außerhalb des eigentlichen Gemeindegottesdienstes wieder zurückgefordert und vielfach wirksam ausgeübt.

Sodann die Werke der Barmherzigkeit. Dieselben haben der Kirche Gottes nie gefehlt, seit der Heiland auf Erden umherzog, die Kranken heilte, die Hungrigen speiste und die bösen Geister austrieb. Sie haben sich erhalten durch die Tage der ersten Liebe hindurch, da die Christen ein Herz und eine Seele waren und alle Dinge gemein hatten — während der Zeiten der Verfolgung, worin die Christen untereinander und gegen die Welt, welche sie haßte und tötete, Liebe übten — in der Glanzperiode der ersten Herrschaft der Kirche nach Konstantin, in welcher der Strom der christlichen Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft sich über die Welt ergoß und wesentlich dazu beitrug, auch die letzten Burgen des Heidentums zu brechen — auch im ganzen Mittelalter, da Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen, Ritterorden und Bruderschaften in guten Werken wetteiferten und die letzteren so hoch in der Wertschätzung stiegen, daß sie die Gnade verdunkelten. Sie gewannen neue Kraft in der Reformationszeit, welche den verschütteten Quell der rechten, gottwohlgefälligen guten Werke im Evangelium und im wahren Glauben wieder eröffnete und diese guten Werke an die Stelle des gleisnerischen Selbstruhms setzte — dauerten

fort in den Tagen des Pietismus, welcher die Gläubigen zu Werken der Liebe, sonderlich auf dem Gebiete der Waisenpflege anregte — und bis in unsere Zeiten herein, in denen das wiedererwachende Glaubensleben, sonderlich auch durch die Bestrebungen der Inneren Mission, eine Richtung auf praktische Betätigung in Barmherzigkeit gegen die Not, in Hilfe für das Elend aller Art empfing. So hat nun schon 1900 Jahre lang die Liebestat Gottes in Christo Liebe entzündet, die dem Herrn in seinen elenden Brüdern und Gliedern zu dienen begehrte.

In der Inneren Mission laufen nun die beschriebenen Strömungen zusammen und zwar in der Weise, daß die Reform der Kirche der beherrschende Zweck ist, die freie Wortverkündigung und die Barmherzigkeitsübung die dienenden Mittel darstellen, durch welche dieser Zweck erreicht wird. Die Innere Mission ist also diejenige kirchliche Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, welche den inneren Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie sowohl die freie Verkündigung des Evangeliums als auch die Werke der Barmherzigkeit dem Leben der Kirche gliedlich und dauernd einfügen und in ihr wirksam machen will.[1])

Dabei ergeben sich als Näherbestimmungen der Inneren Mission, daß ihre Tätigkeit ausgeht von den lebendiggläubigen Gliedern der Kirche, daß sie sich erstreckt auf die geistlich und leiblich Elenden, oder die, welche in Gefahr stehen, solche zu werden, ohne daß das geordnete Amt der Kirche sie genügend versorgt resp. versorgen kann. Sie hat das Ziel, das geistliche und leibliche Elend so viel als möglich zu lindern oder ihm vorzubeugen, namentlich aber in solchem Hilfsdienst die Kirche zum wirksamen Kampf mit der Not kräftig, mutig und geschickt zu machen. Die Mittel dafür sind freie Bezeugung der göttlichen Wahrheit in Wort und Schrift und Übung der Barmherzigkeit.

Die Grenzgebiete, deren Arbeit sich mit derjenigen der Inneren Mission berührt und auch bei festgehaltener grundsätzlicher Unterscheidung doch in den Gestaltungen des Lebens oft in dieselbe übergreift, wie diese in jene, sind teils kirchlicher, teils nichtkirchlicher Art. Als kirchliche nennen wir zunächst die offizielle Arbeit der eigenen Kirche. Alles, was vom geistlichen Amt als solchem oder von irgendwelchen Kräften der organisierten Kirche in offizieller Weise geschieht, ist nicht Innere Mission; und wenn eine Tätigkeit, z. B. eine von freien Kräften gegründete und bisher geleitete Sonntagsschule, in die Hand des Geistlichen übergeht, so daß er nicht nur in seiner Eigen-

---

[1]) Bei dieser Darlegung des Wesens der Inneren Mission ist das Wort „Kirche" immer in dem Sinn der rechtlich verfaßten, der „organisierten", der in die Welt der Sichtbarkeit hereingebauten Kirche oder des sog. Kirchentums gemeint. Vergl. Theodosius Harnack in Zöcklers Handbuch der theologischen Wissenschaften, 3. Aufl., IV. S. 602. Es ist nötig zu unterscheiden zwischen Kirche und Kirchentum, „d. h. zwischen der Kirche, sofern sie die geistliche Gemeinde Jesu Christi, und sofern sie ein rechtlich verfaßtes Gemeinwesen ist; eine Unterscheidung, die im Interesse des Glaubens selbst notwendig ist und deren Vernachlässigung zu den bedenklichsten romanisierenden Konsequenzen führt".

schaft als Christ, sondern als Beamter der Kirche dieselbe leitet, hört sie auf, eine Tätigkeit der Inneren Mission zu sein und wird eine Arbeit der verfaßten Kirche. — Sodann die Arbeit anderer Kirchen oder an anderen Kirchen. Innere Mission ist nur Mission innerhalb der eigenen Kirche. Wo die Grenzen der Kirche sind, da sind auch die Grenzen der Inneren Mission. Werke anderer Kirchen, mögen sie der Arbeit der Inneren Mission äußerlich ganz gleichartig sein, gehören doch nicht zu ihr; und ein Hineinwirken in fremdes Kirchengebiet z. B. in das der katholischen Kirche, gehört nicht zur Inneren Mission, mag es sich auch noch so eng an eine innerkirchliche Tätigkeit, wie etwa Diasporapflege, die zur Inneren Mission gehört, anschließen. — Endlich die Äußere Mission. Zwischen ihr und der Inneren Mission bildet die Taufe die Grenze. Kein Getaufter kann Gegenstand der Äußeren Mission und kein Ungetaufter kann Gegenstand der Inneren Mission sein, wenn auch vielleicht ein Verein für Innere Mission aus praktischen Gründen die Sorge für dergleichen mit übernimmt. — Als nichtkirchliche Grenzgebiete sind zu bezeichnen die staatliche (resp. provinzielle und kommunale) Fürsorge. In ihr erweist sich der Staat als Kulturstaat, und wenn ursprünglich auch die Antriebe dazu aus dem Christentum stammen, so ist doch der eigentliche Träger der Arbeit kirchlich und christlich gleichgiltig. — Ferner die soziale Arbeit. Sie hat es mit der gesetzlichen Hebung der unteren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft im Bund mit Nationalökonomie (Volkswirtschaft) und Hygiene (Gesundheitslehre) zu tun, ihr Ziel ist irdisches Wohlergehen. Auch hierfür liegen die Wurzeln im Christentum, das den Egoismus verurteilt und lehrt zu achten „auch auf das, was des andern ist" (Phil. 2, 4), aber man ist bei diesen Bestrebungen zufrieden damit, nur die irdischen Früchte dieses Baumes zu pflücken. — Endlich die Humanität. Sie ist Wohltätigkeit von privaten Persönlichkeiten, Vereinen, Anstalten getrieben. Sie ähnelt am meisten in ihrem äußeren Betrieb der Inneren Mission. Aber als ihre Grundlage will sie reines Menschentum angesehen wissen, obwohl sie die geschichtliche Herkunft aus dem Christentum nicht leugnen kann. Wenigstens sieht reines Menschentum, welches ohne Beeinflussung durch das Christentum z. B. bei den Griechen und Römern existierte, ganz anders aus als diese moderne Humanität. Dort „eine Welt ohne Liebe", hier wenigstens grundsätzlich, wenn auch nicht immer praktisch, Verleugnung des „Glaubens" zu Gunsten der „Liebe".

Der Name der Inneren Mission ist zuerst von Professor Lücke in Göttingen in einer 1843 erschienenen kleinen Schrift öffentlich angewendet worden, ungefähr gleichzeitig aber auch in dem Wichernschen Kreis in Hamburg in Gebrauch gewesen. Man kam zu dieser Bezeichnung durch den Blick auf die „heidnischen" Zustände der Verkommenheit und Not, welchen man mit der aus dem Evangelium geborenen und zum Evangelium führenden Arbeit abhelfen wollte. In dem Namen liegt etwas Beschämendes, aber zugleich etwas zur eifrigen Tätigkeit Anspornendes. Er bedeutet: Innerkirchliche Mission.

Zur Vergleichung seien hier noch zwei Erklärungen über

Innere Mission angeführt. Zunächst die, welche an der Spitze der „Denkschrift" von Wichern steht, und somit als eine Art Zusammenfassung des von ihm aufgestellten Arbeitsprogramms anzusehen ist: „Als Innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Ämtern erreicht werden". — Sodann die Definition Wursters, welche im wesentlichen in den Spuren meiner oben gegebenen Begriffsbestimmung einhergeht und auch aus einer Betrachtung der bisherigen Geschichte der Inneren Mission gewonnen ist: „Die Innere Mission ist eine kirchliche Reformbewegung der letzten hundert Jahre, sofern sie die planmäßigen Bestrebungen lebendiger evangelisch-kirchlicher Kräfte darstellt, den in letzter Linie sittlich-religiösen Notständen der Gesellschaft und des Gemeindelebens im evangelischen Volk, zu deren Linderung und Beseitigung die berufenen Faktoren, Familie, Kirche, Staat nicht ausreichten, auf dem Wege freier Vereinigung entgegenzuwirken, mit dem ausdrücklichen Zwecke, die von ihr Gewonnenen der Kirche zuzuführen und durch ihr Wirken im ganzen die vorhandene Kirche zu einer wahren Volkskirche auszugestalten".

Erster Hauptteil.



Entstehung der Inneren Mission.



Erster Abschnitt.

Vorgeschichte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: Apostolische Zeit.

(Etwa 1—100.)

§ 2. Reformbewegung.

Die Kirche ist ihrem Wesen nach ebensowohl Heilsgemeinschaft wie Heilsanstalt, keins ohne das andere. Sie ist die „Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden“ (Art. VII der Augsburgischen Konfession). Nach Seiten ihres anstaltlichen Charakters ist sie ein göttliches Gnadengeschenk an die Menschheit, mit einem Mal fertig und vollendet. Aber nach Seiten der Heilsgemeinschaft ist sie eine werdende und wachsende, über die Völkerwelt sich ausbreitend und dieselbe durchdringend nach dem Gleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig. Die Gegenwart Christi im heiligen Geist, die Gnadenmittel Wort und Sakrament sind stets dieselben. Ein Fluten und Ebben, ein Wachsen und Sinken, Entfaltung und Hemmung stellt dagegen das Wirken der göttlichen Lebensmächte in der Menschenwelt dar. Der Mittelpunkt ist vorhanden und steht fest, wechselnd ist dagegen die Höhe des Einflusses, welchen Menschenseelen und Völker von dorther empfangen.

Darin können wir also auch einen Werdeprozeß wahrnehmen. Er hat sich bis jetzt in drei Schritten vollzogen. Der erste umfaßt die alte Kirche (etwa bis 600), der zweite die mittelalterliche Kirche (etwa bis 1500), der dritte die neuere Entwicklung (bis zur Gegenwart).

In dem ersten Zeitraum vollzieht sich die Formation (die Bildung und Ausgestaltung der Kirche), im zweiten die Deformation (die Ver- und Mißbildung der Kirche), im dritten die Reformation (die Neubildung, welche zugleich Rückbildung zu den göttlichen Grundlagen der Kirche ist). Natürlich sind mit diesen Schlagworten die Zeiträume nur nach ihrem in diesem Zusammenhang wichtigsten Merkmal bezeichnet. Es finden sich auch im ersten und dritten Zeitraume Mißbildungen; es finden sich auch im zweiten segensvolle Ausgestaltungen und Rückkehrversuche zu den gesunden Grundlagen u. s. w. Aber in großen Zügen sind diese Hauptperioden mit den Worten: Formation, Deformation, Reformation für unsern Zweck richtig bezeichnet.

Und jede folgende Periode setzt die vorhergehende voraus. Es braucht keine Reformation einzutreten, wenn keine Deformation da war; und es kann keine Deformation eintreten, ehe nicht die Formation sich bis zu einem gewissen Grade vollzogen und gefestigt hatte.

Auch in der ersten Periode, um die es sich für uns hier zunächst handelt, gab es Ansätze und Gestaltungen, welche man als bedenklich und schädlich erkannte. Aber es handelte sich dabei immer nur um Einzelheiten; es brauchte, um sie zu ändern, noch nicht das ganze Gefüge der Kirche in Lehre, Kultus, Verfassung und Sittlichkeit in Frage gestellt oder zertrümmert zu werden. Häufig findet man Falsches und Richtiges noch ganz lose und unvermittelt nebeneinander — ein Zeichen dafür, daß weder das eine noch das andere sich ganz ausgewachsen hatte. Was sich durchsetzen und siegen oder wieder welken und zu grunde gehen werde, war den inmitten der Entwicklung Stehenden noch dunkel.

Erst nachdem der Baum der Kirche eine gewisse Größe, Reife und Festigkeit gewonnen hatte, war ein sicherer Überblick über das Ganze und damit ein Urteil möglich, ob und worin etwa die Entwicklung fehlgegangen. Als man etwa ums Jahr 600 so weit gekommen war und sich im zweiten Zeitraum die Gesamtwendung zu einem falschen Gang wegen der zahlreichen, unüberwundenen einzelnen Mißbildungen des ersten Zeitraums ziemlich rasch vollzog, waren alsbald Gegenbewegungen, Reformbestrebungen vorhanden und wirksam und versuchten die Kirche aus ihrem immer größer werdenden Verderben herauszuheben und sie zu ihrem eigentlichen Wesen und ihrem Ideal zurückzuführen. Aber wie das Falsche im ersten Zeitraume wesentlich in Einzelheiten bestand, so machte sich das Reformatorische im zweiten Zeitraum ebenfalls nur vereinzelt geltend, bis es im dritten Zeitraum in mächtigem Durchbruch zur Geltung kam. Seitdem ist der Reformgedanke stets lebendig und wach geblieben. In stets erneuten Anläufen hat man dem Verderben, das immer wieder versuchte einzudringen und sich zu verfestigen, gewehrt und es aus seinen Sitzen vertrieben. Und immer handelt es sich dabei nicht um dies und jenes Einzelne allein, sondern es hängt mit demselben stets eine Revision der Grundlage zusammen.

So ist es begreiflich, daß im ersten Zeitraum von Reformation noch nicht die Rede sein kann; die Formation der Kirche mußte sich ja erst vollziehen. Ferner, daß im zweiten Zeitraum noch keine Reformation an Haupt und Gliedern eintrat; man hoffte immer mit Flickwerk im einzelnen auszukommen. Und endlich, daß im dritten Zeitraum der Geist wirklicher Reformation von Grund aus einmal geweckt, nicht wieder zur Ruhe kommen konnte, sondern immer aufs neue allen verderblichen Einflüssen gegenüber um Gesundung und Gesundheit ringt.

Damit ist aber auch das Verhältnis des dritten Zeitraums zum ersten, sonderlich zu dessen Anfang, gekennzeichnet und angedeutet, inwiefern die Neubildung der Reformation zugleich eine Rückbildung zum apostolischen Zeitalter und zur alten Kirche überhaupt war.

Wenn man seit der Reformation die älteste Kirche, zumal die Urkirche als das Ideal ansieht, deren Zeit zurückwünscht und an ihrer Rückkehr arbeitet, so übersieht man weder die einzelnen Fehler derselben oder wünscht sie herbei, noch auch will man die keimhaften und jugendlichen Unfertigkeiten gegen die Aus- und Durchbildung, welche die Jahrhunderte gebracht haben, eintauschen, sondern man möchte die Kerngesundheit der Kirche in ihren Jugendtagen auch der alternden Kirche gönnen und erwerben. „Dein Alter sei wie deine Jugend“ heißt nicht: Werde wieder ein Kind, sondern: Bewahre die Segensschätze der Kindheit auch im Alter.

§ 3. Wortverkündigung.

Recht und Pflicht irgendwelcher Wortverkündigung von seiten der Glieder der Gemeinde steht für die Zeiten der Apostel unzweifelhaft fest. Um dies zu erweisen, ist es nicht nötig, einen vollen Einblick in die verwickelten Fragen in betreff der Verfassung und der Ämter der Urkirche zu gewähren und eine umfassende Darstellung des Sachverhalts zu geben. Das für unsern Zweck Nötige kann man einfacher erreichen. Wir stellen hier nur das unter allen Umständen Richtige, nämlich das nach der Heiligen Schrift Tatsächliche, zusammen.

Durch das Vorhandensein der zahlreichen Ämter in den apostolischen Gemeinden (Apostel, Propheten, Evangelisten, Bischöfe, Älteste, Hirten, Lehrer ꝛc.) war dafür gesorgt, daß es auch an Verkündigung des Heilsworts in den Gemeinden nicht fehlen konnte. Teils war jenen Ämtern diese Aufgabe als Haupt- oder als Nebenpflicht zugeteilt, teils konnte man Erfüllung dieser Pflicht im Bedürfnisfall von jedem amtlich hervorragenden Glied der Gemeinde erwarten. Handelte es sich doch nicht um eine Kunstrede, sondern um eine schlichte Mitteilung der Heilstatsachen, Heilslehren und Heilserfahrungen.

Aber diese Amts- oder Liebespflicht schloß in keiner Weise ein ausschließliches Recht zu solchem Tun in sich, sodaß die Gemeindeglieder sich dessen nicht hätten unterstehen dürfen. Schon der vielfach und lange Zeit familienhafte Charakter, welchen die apostolische Gemeinde wie auch ihr Gottesdienst an sich trug, begünstigte das schlichte Zeugnis jedes einfachen Gemeindegliedes. Namentlich aber die Salbung aller mit dem Geist (2. Kor. 1, 21), die Tatsache, daß alle von Gott gelehrt waren (Joh. 6, 45), die reichen in der Gemeinde ausgegossenen Gnadengaben (1. Kor. 12), das königliche Priestertum (1. Petri 2, 5, 9), an dem alle Teil hatten — alles dies und ähnliches gab Kraft und Recht und damit auch die sittliche Pflicht, nötigenfalls mit dem verliehenen Pfund in freier Wortverkündigung der Gemeinde zu dienen.

Von der Art und Weise, wie dieser Dienst im Rahmen einer einzelnen Gemeinde geübt wurde, gibt 1. Kor. 14 ein anschauliches Bild und Beispiel. Wer die Gabe hatte, durfte in der Gemeinde reden. Aber wie diese Grundlage vorhanden sein mußte (ohne göttliche Gabe keine göttliche Aufgabe), so stand als Ziel die Erbauung fest (14, 26 wo Luther „Besserung“ übersetzt hat). Und wie jene Grund-

lage und dies Ziel schon Bedingungen bezeichneten, welche dem selbstgefälligen oder zwecklosen oder gar auch für andere schädlichen Reden in etwas wehrten, so waren teils noch manche andere Schranken ausdrücklich aufgerichtet, welche das Abirren vom rechten Wege an besonders gefährlichen Stellen hinderten: so das Verbot der Frauenpredigt (14, 34), die Pflicht gute und heilsame Ordnung zu halten (14, 33), teils galten selbstverständlich alle allgemeinen sittlichen und kirchlichen Vorschriften auch hier, so: daß niemand in ein fremdes Amt greifen dürfe (1. Petri 4, 15), daß nur Christus gepredigt werde (Phil. 1, 18), daß das gepredigte Wort dem Glauben ähnlich sei (Röm. 12, 7). Von den Persönlichkeiten, welche in dieser freien Weise, ohne amtliche Verpflichtung, daheim und draußen mit dem Wort hervortraten, sind namentlich Stephanus (Apgsch. 6 u. 7) und Apollos (Apgesch. 18, 24; 19, 1) zu erwähnen.

§ 4. Liebestätigkeit.

Die Liebesübung der apostolischen Kirche steht in völligem Gegensatz gegen die Lieblosigkeit der römischen Welt. Der Dichter Plautus sagt: „Um den Bettler macht sich übel verdient, wer ihm zu essen und zu trinken gibt; denn was er gibt, ist verloren, und dem Armen verlängert er nur sein Leben zu seinem Elende". Die Geschenke, welche Vornehme und Reiche austeilten, hatten nur den Zweck, das Volk den Gebern geneigt zu machen und es ruhig zu erhalten. Bei den Griechen sah es nicht besser aus. Der Philosoph Aristoteles beschreibt einen „trefflichen" (wir würden sagen: einen tugendhaften oder heiligen) Menschen und faßt seine Schilderung in den Satz zusammen: „Von allem Löblichen teilt der Treffliche sich selbst das Beste zu". (Vergl. im Gegensatz dazu 1. Kor. 13, 5: „Die Liebe suchet nicht das Ihre".) Der Philosoph Plato rät, Bettler aus dem Staat auszutreiben, sie störten ja doch nur das Gesamtwohl. Bei den Juden, dem Volke Gottes, dem vertrauet war, was Gott geredet hat (Röm. 3, 2), sah es freilich ganz anders aus. Da heißt es: „Der Gerechte ist barmherzig und milde" (Psalm 37, 26), „er nimmt sich des Dürftigen an" (Psalm 41, 2). (Vergl. auch Jes. 58, 6 ff. 2c.) Indessen ist die alttestamentliche Barmherzigkeit noch von zwei Schranken eingeengt: einer gesetzlichen (bestimmte Gebote, Armenzehnten u. s. w.) und einer nationalen (insofern doch noch Unterschiede zwischen dem Juden, dem Fremdling in den Toren Israels und den Gliedern ganz fremder Völker gemacht werden). Dagegen wird im Neuen Testament „ein Mensch" als Gegenstand der Liebestätigkeit genannt (Luk. 10, 30).

Die Person Christi war der Quellort der in der apostolischen Kirche ausgegossenen Liebe. In ihm ist Gott Mensch geworden, die Liebe im Fleisch erschienen. Er ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. So erhob er sich zuerst wider die Sünde in der Gnadenpredigt, aber sodann auch wider die Folgen derselben, das Elend in allen Gestalten und Formen, durch Barmherzigkeitsübung. Er will letztere als ein Kennzeichen seines Messiaswirkens angesehen haben (Luk. 7, 22). Seine Jünger aber läßt der Herr auch mit angreifen

bei seinen Liebestaten (Wundergabe, Helferdienst z. B. bei der Speisung) und gibt ihnen wie allen Gläubigen einen mächtigen Antrieb, Liebe zu üben dadurch, daß er alles den Elenden Erwiesene als ihm getan ansehen will (Matth. 25).

Ihr eigenartiges Gepräge hat die Liebestätigkeit der apostolischen Zeit darin, daß das ganze Leben der Gemeinde sich als dasjenige einer **erweiterten Familie** darstellte. Der Jüngerkreis lebte mit dem Heiland wie eine Familie zusammen (dessen Glieder waren seine „Brüder und Schwestern"). Zu diesem engsten Kreis wurden an Pfingsten die neuen Mitglieder „hinzugetan" (Apgesch. 2, 41). Bei dieser Anschauung ist die sog. Gütergemeinschaft, richtiger: die unbedingte Opferwilligkeit der Gemeindeglieder erklärlich, ja selbstverständlich. Wie die erwachsenen Angehörigen einer Familie selbständiges Eigentum haben, aber bei der Notlage eines der Ihrigen davon soviel als nötig zu opfern bereit sind, so war's auch damals; und wie das Gemeinschaftsleben der Familie in den gemeinsamen Mahlzeiten zu besonders deutlichem Ausdruck kommt, so auch damals bei den sog. Liebesmahlen (Agapen, Judä 12; Apgesch. 2, 42; 1. Kor. 11, 20 ff). Die Opferwilligkeit der apostolischen Christen zeigte sich aber nicht nur in der Form der sog. „Gütergemeinschaft" der Urgemeinde in Jerusalem, sondern auch in dem reichlichen Ertrag der Kollekte, welche Paulus bei den heidenchristlichen Gemeinden für Jerusalem sammelte.

Bei der Willigkeit zum Geben fehlte aber nicht die sittliche Zucht gegen die Empfänger der Gaben. Das zeigt sich u. a. darin, daß Müßiggänger, die unordentlich wandeln, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden sollten (2. Thess. 3, 6), und daß durch Gemeindealmosen niemand seiner persönlichen Verpflichtungen sich für enthoben erachten durfte (1. Tim. 5, 8).

Nicht nur des Elends einzelner nahm man sich an, sondern auch der Notstände ganzer Gemeinden. Die massenhafte Not rief eine Organisation der Liebe wach. Als sich die Gemeinde zu Jerusalem zu groß zeigt, um von den Aposteln in jeder Weise genügend versorgt zu werden, wird das ein Anlaß zur Einrichtung eines neuen Amtes, der Almosenpfleger, das die Wurzel des Diakonats wurde. Also damals schon der Notstand einer Massengemeinde (Apgesch. 6, 1), dem man mit großer Weisheit (Apgesch. 6, 2—6) und mit bestem Erfolg (Apgesch. 6, 7) begegnete. (Über das Diakonenamt vergl. unten.) Und als die jerusalemische Urgemeinde später verarmt war, kommt ihr Paulus durch eine sorgsam ausgeführte Kollekte in den heidenchristlichen Gemeinden zu Hilfe (Röm. 15, 26 f., namentlich 2. Kor. 8 u. 9).

Die Einrichtung des Amtes der Barmherzigkeit (des Diakonats) hinderte aber nicht im geringsten die Ausübung der freien Liebestätigkeit. Recht und Pflicht derselben bleibt für jeden Christen bestehen. Der betreffende Grundsatz wird mit Bezug auf das Haus Stephanas ausgesprochen (1. Kor. 16, 15 f.) und die Beispiele, daß danach gehandelt wurde, sind allbekannt.

Als Persönlichkeiten, welche mit und ohne Amt in der Liebes-

übung sich auszeichneten, sind namentlich zu nennen der Apostel Paulus mit seiner Predigt vom lebendigen Glauben, der Liebesfrüchte bringen muß; mit seiner musterhaften Kollektenarbeit; mit seiner Sorge für das Amt der Barmherzigkeit (1. Tim. 3) und deren Träger (Röm. 16, 1 f.); mit seinem Lob der freiwilligen Liebestätigkeit (1. Kor. 16, 15 f., Röm. 16). — Der Almosenpfleger (Diakon) Stephanus (Apgesch. 6, 5). — Philippus mit dem Doppelamt eines Almosenpflegers (Diakonen) und eines Evangelisten (Apgesch. 21, 8; 8, 5 ff.) — Die Gemeindediakonissin Phöbe (Röm. 16). — Die Schar der Freiwilligen: Tabea, (Apgesch. 9, 36), Lydia (Apgesch. 16, 14 ff.), Tryphena, Tryphosa, Persis (Röm. 16, 12), Priscilla und Aquilas (Röm. 16, 3), Stephanas (1. Kor. 16, 15 f.), Gajus (3. Joh.) und ein anderer Gajus (Röm. 16, 23) u. a.

Zweites Kapitel: **Märtyrerkirche.**

(Etwa 100—300.)

§ 5. Reformbewegung (vergl. § 2).

§ 6. Wortverkündigung.

In den Zeiten der Märtyrerkirche bestand die freie Wortverkündigung (Laienpredigt) noch zu Recht und war auch in Übung. Doch war sie innerlich sowohl wie äußerlich deutlich im Rückgang begriffen. Die Not der Zeit drängte in allen Stücken auf den festen Zusammenschluß in allen Gemeindeangelegenheiten unter der monarchischen Spitze des Bischofs.

So heißt es in einer um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts verfaßten Schrift (Pseudoklementinische Briefe): „Diene mit derjenigen Gabe (gemeint ist die Lehrgabe), welche du von Gott empfangen hast, deinen Brüdern, die den Geist haben und Weissagung, sie mögen urteilen, ob deine Rede Gottes Wort ist; und teile die empfangene Gnadengabe in der Gemeindeversammlung mit zur Erbauung deiner Brüder in Christo".

Auch in einer etwa um 150 n. Chr. verfaßten Schrift (Hirte des Hermas) wird aus dem römischen Gemeindegottesdienst berichtet, daß neben dem Bischof gelegentlich ein Prophet tätig sei: „Wenn der mit dem göttlichen Geist erfüllte Mann in die Versammlung gerechter Männer, die von dem göttlichen Geist überzeugt sind, kommt, und wenn dann jene Versammlung sich im Gebet zu Gott erhebt . . . so redet der vom heiligen Geist erfüllte Mann zu der Menge, wie der Herr will".

Namentlich von umherziehenden freien Predigern hören wir. Ohne festen bürgerlichen Beruf, wie es scheint, widmeten sich dieselben der geistlichen Pflege der Gemeinden. Wo ihnen die Gastfreundschaft gewährt ward, kehrten sie ein, verkündigten den Gläubigen Gottes Wort, erteilten in Vollmacht des Geistes Absolution, heilten Kranke und Dämonische unter Beten und Fasten.

Über die dabei sich ankündigenden Gefahren hören wir Näheres von Celsus (um 180 n. Chr.), derselbe war zwar ein heidnischer Philosoph und Gegner des Christentums, aber seine Schilderung enthält doch so naturwahre Züge, daß auch nach Abzug dessen, was ihm Feindschaft, Unverstand und Eitelkeit eingegeben hat, noch genug Beachtenswertes übrig bleibt. „Es gibt viele, die, obgleich sie Leute ohne Ruf und Namen sind, mit der größten Leichtigkeit und bei dem nächsten besten Anlaß sowohl innerhalb der Heiligtümer als außerhalb derselben sich gebärden, als wären sie von prophetischer Ekstase ergriffen; andere als Bettler umherschweifend und Städte und Kriegslager umziehend, geben dasselbe Schauspiel. Einem jeden sind die Worte geläufig, ein jeder ist mit denselben sofort bei der Hand: „Ich bin Gott" oder „Gottes Sohn" oder „Geist Gottes". „Ich bin gekommen, weil der Untergang der Welt schon im Anzug ist, und ihr, Menschen, fahret wegen eurer Ungerechtigkeiten ins Verderben! Aber ich will euch retten, und ihr werdet mich bald wiederkommen sehen mit himmlischer Macht. Selig der, welcher mich jetzt ehrt! Alle übrigen werde ich dem ewigen Feuer übergeben, die Städte sowohl als die Länder und die Menschen. Diejenigen, welche jetzt die ihnen bevorstehenden Strafgerichte nicht anerkennen wollen, werden dereinst vergeblich andern Sinnes werden und seufzen! Die aber, welche an mich geglaubt, die werde ich ewiglich bewahren!" Diesen großartigen Drohungen mischen sie dann noch seltsame, halbverrückte und unverständliche Worte bei, deren Sinn kein noch so verständiger Mensch herauszubringen vermag . . Diese angeblichen Propheten, die ich selbst mehr als einmal mit meinen Ohren gehört, haben, nachdem ich sie überführt, mir ihre Schwächen bekannt und eingestanden, daß sie ihre unfaßbaren Worte selbst erfunden hätten."

Die Kreise, aus welchen die Laien-, Frei- und Reisepredιger erwuchsen, waren vielfach die in den Gemeinden hochgeehrten Blutzeugen und Bekenner (Märtyrer und Konfessoren), welche für ihren Glauben gelitten hatten. Die in ähnlicher Ehrenstellung befindlichen Asketen und Einsiedler (nach dem Vorbild der Propheten Elias und Elisa und Johannes des Täufers) wirkten meist nur durch seelsorgerliche Beratung einzelner, doch gelegentlich auch als Bußprediger wie der heilige Antonius in Alexandrien.

Von betreffenden Persönlichkeiten ist zu nennen: Origenes (185—254), der berühmteste Kirchenvater des dritten Jahrhunderts, in Alexandrien, ein Mann von hoher, wissenschaftlicher Begabung, Schulung, Gelehrsamkeit und von großem Lebensernst. Sein Vater starb den Märtyrertod. Während der Gefangenschaft desselben wollte der erst siebzehnjährige Sohn sich auch der heidnischen Obrigkeit zu gleichem Schicksal darbieten und konnte von der Mutter nur dadurch zurückgehalten werden, daß sie seine Kleider versteckte; er schrieb aber dem Vater ins Gefängnis: „Hüte dich, daß du nicht um unsertwillen deinen Sinn änderst". Auch in späteren Verfolgungszeiten entfaltete er den größten Eifer und Bekennermut; aber Gottes Schutz waltete über ihm. Mit eisernem Fleiß bei kärglichster Lebensweise widmete

er sich dem Studium der Grammatik und Philosophie wie der Heiligen Schrift, unterrichtete in allen diesen Wissenszweigen zahlreiche zum Teil hochgestellte und vorzüglich begabte Schüler, und legte seine Anschauungen in geistvollen Werken und in Streitschriften zur Bekämpfung der Gegner der Wahrheit (so gegen Celsus, vergl. oben) nieder. Sein kirchlicher Rang war zuerst nur der eines Katecheten. Bei der Auslegung der Schrift nahm er einen dreifachen Sinn derselben an, einen buchstäblichen, moralischen und geistlichen (Leib, Seele und Geist des Menschen vergleichbar). Mehrfache Reisen nach Rom, Arabien, Palästina, Griechenland 2c. mit mehrfach jahrelangem Aufenthalt in der Fremde erweiterten den Kreis seiner einflußreichen Wirksamkeit, des Ruhms seiner Gelehrsamkeit und seines geistlichen Wandels. Einzelne bedenkliche Lehren jedoch gaben seinen zahlreichen und in Ansehen stehenden Feinden Grund und Vorwand ab, ihn aus der Kirche auszuschließen und des später erlangten Presbyteramts für verlustig zu erklären. Dies Urteil wurde zwar nur in einigen Teilen der damaligen Kirche angenommen, veranlaßte den Origenes aber doch, fernerhin in Palästina, wo man ihm wohlwollte, zu leben und zu wirken. Später bestand er mit unerschütterlichem Glaubensmut große Martern in der Verfolgung des Kaisers Decius, an deren Folgen er in Thrus starb. Er war eine Leuchte der Kirche von hoher geistiger Begabung und Bildung, ernstem Christenwandel und standhafter Bekennertreue.

In seinem Leben spielte auch die Frage der Laienpredigt eine wichtige Rolle. Als Origenes 215 „in Cäsarea weilte, ward er aufgefordert, in der Gemeindeversammlung zu reden und die heiligen Schriften auszulegen, „wiewohl er noch nicht die Weihe zum Presbyter erhalten hatte". Auf Vorhaltungen des Bischofs Demetrius von Alexandrien, es sei unerhört und gegen die kirchliche Regel, daß Laien predigten, wo Bischöfe zugegen seien, rechtfertigten sich die Bischöfe Theoktistus von Cäsarea und Alexander von Jerusalem durch die Antwort: „Wo zur geistlichen Förderung der Brüder geeignete Männer gefunden werden, da werden sie von den heiligen Bischöfen aufgefordert, dem Volke zu predigen, wie z. B. Euelpis in Laranda von Neon, Paulinus in Ikonium von Celsus und Theodorus in Synnada von Attikus aufgefordert wurden; wahrscheinlich geschieht dasselbe auch anderswo, was wir jedoch nicht wissen". Ein zweiter Brief des Demetrius und von Diakonen aus Alexandrien führten den Origenes dahin zurück. Bei einer späteren Anwesenheit [etwa 230] in Palästina weihten die Bischöfe von Jerusalem und Cäsarea ihn, um den früheren Anstoß des Demetrius zu vermeiden, zum Presbyter".

§ 7. Liebestätigkeit.

Die Eigentümlichkeit der kirchlichen Liebeswerke in dieser Zeit läßt sich in das eine Wort „**Gemeindepflege**" zusammenfassen (vergl. unten). — Unter reiner Gemeindepflege verstehen wir diejenige Form der Elendenversorgung, bei welcher sich die kirchliche Gemeinde vermittelst ihrer Beamten oder freier Hilfskräfte der in Not befindlichen

Mitglieder so annimmt, daß sie sich um das persönliche und eigenartige Bedürfnis derselben kümmert und ihnen beisteht, ohne sie ihren gewöhnlichen Berufs- und Familienverhältnissen zu entnehmen. Die damalige reine Gemeindepflege kennt fast noch keine Anstalten (nur gegen Ende des Zeitraums Witwenhäuser), in denen das Elend, namentlich gleichartige Formen desselben, gesammelt und so versorgt wird.

Diese Form der Wohltätigkeit mußte damals genügen, denn es waren Verfolgungszeiten. Die Christen erwiesen sich als „ein zum Sterben bereites Geschlecht" (Tertullian), das sich in dieser Welt nicht zu fest einbaute. Nur selten wagte man Kirchengebäude zu errichten, viel weniger Anstalten der Barmherzigkeit mit zahlreichen Bewohnern, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Verfolger auf sich gezogen hätten.

Diese Form der Wohltätigkeit konnte aber auch noch genügen, denn es waren Zeiten der ersten Liebe. Man gab gern und reichlich. Die Traube gab ihren Saft, ohne daß die Kelterschraube angezogen wurde. Daneben war man zu persönlichen Liebesdiensten willig und bereit. Solange jedes Christenhaus sich den fremden oder armen Brüdern öffnete, bedurfte man keiner anstaltlichen Herbergen, Krankenhäuser u. s. w. Diese rein häusliche, gewissermaßen private Fürsorge reichte aber um so eher aus, als es damals im römischen Reich eine solche Massenarmut, wie später, nicht gab. Es waren im ganzen wirtschaftlich glückliche Zeiten.

Die Liebeswerke wurden ausgeübt, teils von den Gemeindebeamten, den Diakonen, Diakonissen und Witwen (vergl. unten) oder Gemeindegliedern, namentlich von christlichen Frauen. Von Tertullian haben wir eine anschauliche Schilderung von der Liebestätigkeit einer solchen, wie sie von Straße zu Straße geht, auch in die ärmsten Hütten, wie sie den fremden Bruder ins Haus aufnimmt und Küche und Keller aufschließt, ihn zu verpflegen. — Das Ganze aber stand unter Leitung des Bischofs. Neben der persönlichen Fürsorge für den einzelnen in seinen besonderen Nöten und eigentümlichen Verhältnissen (Individualisierung) ist diese Zusammenfassung (Centralisation) in der Hand des Bischofs das Eigenartigste in der Tätigkeit dieser Zeit. Das war den Verhältnissen ganz entsprechend. Die von außen angefeindeten Gemeinden hielten um so wärmer und fester zusammen. Sie waren fast alle verhältnismäßig klein, so daß selbst in Großstädten alle Glieder dem Bischof persönlich bekannt waren (z. B. wie wir genau wissen, dem Cyprian in Karthago, dem Viktor in Rom). So ist denn der Bischof der Kirchenvater und Armenvater und verwaltet die betreffenden Mittel ganz unumschränkt. Die kirchlichen Beamten sind nur seine Organe. Auch die materiellen Mittel der Privatpersonen gehen meist und je länger desto mehr durch seine Hand.

Im einzelnen ist bei der Armenpflege die ganz dem Bedürfnis des einzelnen sich anpassende Fürsorge (Individualisierung) besonders bemerkenswert. Man nahm sich der Armen mit der größten Liebe an, aber verbarg ihnen auch nicht, daß es aus freier Liebe geschah;

ein Recht auf Unterstützung wurde ihnen nie zugestanden. Man untersuchte Bedürftigkeit und Würdigkeit. Man unterstützte meist mit Naturalien (aus dem im Gottesdienst und sonst gebrachten Opfer). Man strebte danach, die Armen arbeitsfähig zu machen, wies ihnen Arbeit nach, kaufte ihnen Werkzeuge; wo Angehörige da waren, wurden sie zunächst zur Hilfe herangezogen. — Die Liebesmahle wurden, seit das Abendmahl in den Morgengottesdienst verlegt war, immer mehr Armenspeisungen, aber freilich in einer Form, welche die Betreffenden so recht als Gäste der Gemeinde erscheinen ließ und damit jede Demütigung ausschloß.

Auch den niedrigsten Gliedern der Gemeinde, den Sklaven, wandte sich die Sorge zu. Man griff nicht mit stürmischer Hand in das bürgerliche Verhältnis von Herren und Knechten ein, sondern suchte es von innen heraus zu reformieren. Der christliche Besitzer hielt seine Sklaven wie Brüder; der christliche Sklave sollte in seinem Beruf um so treuer sein. Loskauf durfte er von der Gemeinde nicht erwarten. Nur dann scheint derselbe öfters eingetreten zu sein, wenn seine Verhältnisse ihm christlichen Wandel so gut wie unmöglich machten. Innerhalb der Gemeinde war der Sklave dem Freien völlig gleich. Kallistus wurde aus einem Sklaven Bischof von Rom.

Den bedrängtesten Gliedern der Gemeinde, den Märtyrern, stand man aufs treulichste bei. Dieselben wurden im Gefängnis besucht, erhielten die notwendige Nahrung, auch Mittel, um von den Wärtern sich Erleichterungen zu verschaffen. Scham und Furcht durften von solchen Diensten nicht abhalten. Den Gefangenen in den Bergwerken reiste man nach mit Gaben und Trostbriefen. Die Witwen und Waisen der Blutzeugen wurden versorgt.

Auch auf fremde Gemeinden erstreckten sich die Liebeserweise. Ehe ein anderes äußeres Einheitsband die Kirche umschlang, waren die Gemeinden durch Liebesopfer verbunden. Wir haben davon mehrere Beispiele. Eins der wichtigsten ist die große Summe, welche Cyprian in Karthago sammelte für die numidischen Gemeinden zur Loskaufung ihrer in Kriegsgefangenschaft geratenen Glieder. Er begleitete die reiche Gabe mit einem köstlichen brüderlichen Brief, in dem er sich ausbat, daß die Beschenkten in ähnlicher Not ja wieder bei ihm anklopfen sollten. — Namentlich die römische Gemeinde zeichnete sich öfters durch solche reichliche Spenden aus, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, ihr Ansehen und das Vertrauen zu ihr zu mehren.

Ja, über die Grenzen der Kirchengemeinschaft hinaus griff die rettende Hand der Liebe in allgemeinen Volksnöten, z. B. in Zeiten der Seuchen. So wird uns aus der Pestzeit in Karthago und in Alexandrien berichtet von der todesverachtenden Hingabe der Christen, die gleicherweise den Brüdern wie den feindseligen Heiden zuteil geworden sei. In solchen Zeiten wurde die Bestattung der Toten zuerst als besondere Liebespflicht in größerem Maße geübt.

Die Wirkung aller dieser Tatsachen war eine bedeutende. Dieser Tatbeweis war die beste Verteidigung des Christentums. Die Heiden bezeugten: „Sehet, wie sie einander lieben".

Dabei kann nicht verschwiegen bleiben, daß es schon jetzt nicht an Trübungen des Glaubens- und damit auch des Liebeslebens fehlte. Mit der damals schon beginnenden Verdunkelung der Rechtfertigung durch den Glauben wurde der reine und warme Quell der Liebestätigkeit gefährdet resp. verdorben. Dieser Verfälschung kamen die Zeitverhältnisse immer mehr entgegen. Als man mit dem Nachlassen der Verfolgungen nicht mehr die „purpurne Krone" des Blutzeugen zu erwerben brauchte, stieg die durch Almosen und Vermögensverzicht zu gewinnende „weißglänzende Krone" bedeutend im Ansehen.

Von Persönlichkeiten sind aus diesem Zeitraum zu nennen:

Cyprianus, Bischof von Karthago (200—14. Sept. 258). Als er sich bekehrte, verkaufte er Landgüter und Gärten, um den Ertrag den Armen zu schenken, wie er auch später in den Notzeiten der Verfolgung von seinem noch übrigen Eigentum spendete. In den ruhigen Zeiten sorgte er wie ein Vater für die Notleidenden; namentlich wissen wir, daß er sich der Fremdlinge und der armen Gefangenen in den Bergwerken tunlichst annahm. (Die Kollekte für die numidischen Gemeinden und der dabei geschriebene Brief sind schon oben erwähnt.) Treulich bewährte er seine barmherzige Gesinnung gegen die Armen, als er in der Decianischen Verfolgung selbst im Exil war, durch Anordnungen und Ermahnungen: „Den Armen fehle, wie ich euch schon früher geschrieben, eure Sorge und euer Eifer nicht, nämlich denen, welche im Glauben fest und tapfer mit uns streitend das Lager Christi nicht verlassen haben. Denen müssen wir jetzt um so größere Sorge und Fleiß zuwenden, weil sie weder durch die Armut besiegt, noch durch den Sturm der Verfolgung niedergeworfen, dem Herrn treu dienen und den übrigen Armen ein Beispiel des Glaubens geben". Den glänzendsten Beweis seiner Tatkraft und Begabung legte er aber in den Zeiten der Pest ab. Während die Heiden vor Schrecken fast die Besinnung verloren und höchstens an ihre eigene Rettung oder wohl gar Bereicherung dachten, forderte Cyprian mit flammenden Worten die Christen zur Hilfe auf und organisierte diese selbst tatkräftig, wie das in seiner Natur lag. Nach der Beschaffenheit der Personen wurden jedem seine Dienstleistungen zugewiesen. Die einen gaben Geld, die anderen leisteten persönlich Hilfe. Er selbst gab allen ein Beispiel. „Wer hätte nicht unter einem solchen Lehrer sich beeilt, irgendwie an diesem Kriegsdienste teilnehmend erfunden zu werden?"

Laurentius, Diakon zu Rom († 258, in derselben Valerianischen Verfolgung wie Cyprian). Vor ihm wurden sein Bischof Sixtus II. und drei seiner Mit-Diakonen hingerichtet. Man schlug sie auf der christlichen Begräbnisstätte, wo sie ergriffen worden waren, ans Kreuz. Von Laurentius verlangte der Statthalter die Auslieferung der Kirchenschätze. Dieser versprach sie, brachte aber nur die Lahmen, Krüppel rc. zusammen: „Das sind unsere Schätze". Er wurde auf einem glühenden Rost verbrannt.

Drittes Kapitel: **Reichskirche.**

(Etwa 300—600.)

§ 8. **Reformbewegung** (vergl. § 2).

§ 9. **Wortverkündigung.**

Auch in dieser Periode finden wir noch Spuren der Laienpredigt. Aber die Entwicklung der Sache bewegt sich in schroff abfallender Linie.

Was zur Zeit des Origenes noch strittige Meinung war, wurde 399 vom 4. Konzil zu Karthago kirchlich näher dahin bestimmt: „Die Laien sollten nicht ohne vorhergegangene Aufforderung durch die Kleriker in deren Gegenwart predigen".

Etwa ums Jahr 440 „wird eine von alters her bestehende Eigentümlichkeit der alexandrinischen Kirche erwähnt, wonach es dort ‚Lehrer' gegeben, die an jedem Mittwoch und Freitag vor der Gemeinde die heiligen Schriften verlesen und ausgelegt und alle gottesdienstlichen Zeremonien vollzogen hätten, ausgenommen die Eucharistie" (das Abendmahl).

Von Persönlichkeiten werden uns einzelne weniger bedeutende Namen genannt. Nur zwei treten aus den übrigen leuchtend heraus. Aber ihr Wirken im ganzen war ein so außerordentliches, daß sie für Laienprediger im gewöhnlichen Sinn kaum gelten können.

Bei Severinus († 8. Jan. 482), der in Noricum (südlich der Donau) wirkte, fand ein Neben- und Ineinander von Wort- und Tatpredigt statt zu Trost, Mahnung und Hilfe in den großen Nöten der Zeit.

Die Römerherrschaft in Noricum lag bereits in den letzten Zügen, eine Stadt nach der andern fiel in die Hände der Barbaren. Unsägliches Elend zog herauf durch die Unsicherheit der Verhältnisse, Krieg und Hunger. Da erstand in Severinus ein Retter und Tröster. Wer und woher er sei, verbarg er selbst den Nächstverbundenen. Aber ohne irgend ein Amt in Kirche oder Staat zu bekleiden, nur durch seine Ehrfurcht einflößende, tatkräftige und opferbereite Persönlichkeit beglaubigt, wurde er der einflußreichste Mann des ganzen Landes. Hart gegen sich selbst, ging er stets barfuß und genoß nichts vor Sonnenuntergang; dabei war er stets fröhlich und heiteren Antlitzes.

Der Zusammenbruch des hunnischen Reiches hatte eine Wüste hinterlassen. Die Bewohner des Landes, zusammengeschmolzen und mutlos, mußten auf Gewinnung und Schutz ihres Lebensunterhaltes gegenüber den stets drohenden Einfällen der nordischen Barbaren bedacht sein. Severinus trat unter sie und „hob an, zu ihnen zu reden, wie nicht in Wehr und Waffen, noch Wall und Mauern allein die Rettung bestehe; er ermahnte sie zum Wachen, Beten und gegenseitiger Hilfe mit Werken der Liebe, und sich nicht dem göttlichen Geiste zu verschließen, dem gegeben sei die Welt zu überwinden. Zuerst predigte er in einer Stadt an der Donau, Asturis, die Menschen horchten auf, und er ward den einen ein Trost, den andern eine Strafe, und sein

Ruf verbreitete sich von Stadt zu Stadt". In Hungersnot rief er einem Weibe zu, das große Vorräte aus angstvollem Geize barg: „Was machst du dich zur Sklavin deines Mammons? Was du deinem Nächsten versagst, werden die Fische der Donau verschlingen! Gehe in dich und gedenke des Wortes: Was ihr einem von diesen tun werdet, das habt ihr mir getan". Das Weib erschrak und gab ihre Vorräte her: bald darauf löste der Tauwind das Eis und von allen Seiten kamen die Kornschiffe, daß die Hungernden satt wurden. — Den zaghaften Führer einer römischen Schar ermahnte er einst zum Verteidigungskampf; der Herr sei in den Schwachen mächtig. Habe er gesiegt, so solle er ihm nur die Gefangenen schenken. Wie gesagt, geschah es. Der siegreiche Römer stellte ihm die Gefangenen dar, er aber löste ihre Fesseln, ließ sie mit Speise und Trank erquicken und sandte sie heim mit der Mahnung, von ihrem wüsten Tun abzulassen. In Favianä errichtete er ein Kloster als Freistätte und schärfte denen, die sich um ihn sammelten, ein: „Euer Wandel entspreche eurem Gelübde, eure Taten seien wie eure Worte". Abseits davon legte er sich eine einsame Zelle an zu Betrachtung und Gebet. Aber es litt ihn stets nicht lange dort; Gott habe ihn in dieses Land gesendet, nicht den Klagen der Leidenden sich zu entziehen, sondern daß er mit den Trauernden ihre Not teile und allen helfe, die des Trostes bedürften. Mahnten ihn seine Freunde, seines eigenen Leibes zu gedenken, so antwortete er: „Ich hungere und dürste nur mit den Elenden und Kranken, die ich hungern und dürsten sehe. Was ihr mich tun seht, ist nicht mein Verdienst, sondern ein Beispiel für euch". — Die Besitzenden begeisterte er, den Zehnten vom Ertrag ihrer Arbeit zur Unterstützung der Armen herzugeben. Als ihn einer fragte: wer und woher er sei, antwortete er: „Wenn du mich für einen Entlaufenen hältst, so bereite das Geld, mich loszukaufen, wenn ich zurückgefordert werde! Doch was nützen dem Knechte Gottes Stand und Herkunft, wenn er eitle Ruhmredigkeit durch Schweigen vermeiden kann?" — Auch vor Königen und Fürsten legte er sein Zeugnis ab, ermahnte sie zum Frieden untereinander, zur gütigen Behandlung ihrer Knechte, zur Sorge für das Heil ihrer Seele. — Nach seinem Tode brach alles zusammen; Noricum hatte seinen letzten Halt verloren. Da Severin, im Unterschied von andern Zeitgenossen, erkannte, daß die Römerherrschaft immer mehr zurückgedrängt werden würde, so ordnete er an, daß seine Gebeine dereinst, wenn seine Schüler aus der Gegend vertrieben würden, von ihnen mitgenommen werden sollten. Seinem Wunsche wurde Folge geleistet, als seine Befürchtungen sich erfüllten.

Kolumban († 615), war ein Führer der iroschottischen Mönche, die vor dem Anschluß an Rom und ohne Einfügung in die kirchliche Organisation in Frankreich missionierten; er in dem dreifachen Bestreben: Klostergründung, Belebung der aus früherer Zeit vorhandenen Spuren des Christentums, Bekehrung der Heiden. So begründete „der Pilger Christi" in „weiter Waldeswüste" der Vogesen die erste Niederlassung, zunächst Anegray, dann Luxeuil und gab seinen Mönchen eine strenge Regel, deren Beobachtung er, zwar oft zu strengster Askese

in tiefste Einsamkeit sich zurückziehend, als Oberhirt überwachte. In die Kämpfe seiner unruhigen Zeit verwickelt, von römischem Sonderchristentum in manchen Stücken sich freihaltend, Fürsten und Völkern sittenstreng und freimütig die Wahrheit verkündend, oft verfolgt und immer wieder errettet, wanderte er weiter südlich, indem er unterwegs namentlich bei den Alemannen und Sueven das kaum noch vorhandene christliche Wesen zu erneuern suchte, kam endlich nach Italien und gründete in den Apenninen das Kloster Bobbio, wo sein bewegtes Leben endete. Zur Kennzeichnung seiner Gesinnung einige Sätze aus seinen Schriften: „Gott wird erkannt mit dem frommen Glauben eines reinen Herzens und nicht mit unreinem und eitlem Gerede. Willst du mit deinen Grübeleien den Unaussprechlichen erforschen, so wird die Weisheit noch ferner von dir sein, als sie war; ergreifst du ihn hingegen mit dem Glauben, so wird die Weisheit vor deiner Tür stehen". — „Der tritt die Welt zu Boden, wer sich selbst überwindet. Keiner, der sich selbst schont, kann die Welt hassen. In seinem eigenen Innern allein liebt oder haßt er die Welt. — Keiner kann sich selbst absterben, wenn nicht Christus in ihm lebt. Wenn aber Christus in ihm ist, kann er nicht sich selbst leben. Lebe in Christo, damit Christus in dir lebe. Mit Gewalt müssen wir jetzt das Himmelreich an uns reißen, indem wir nicht nur von unsern Widersachern, sondern am heftigsten von uns selbst bekämpft werden. — Wenn du dich selbst besiegt hast, bist du der Sieger über alle". — „Unser ganzes Leben ist wie die Wanderschaft eines einzigen Tages. Das Erste für uns ist, hienieden nichts zu lieben, sondern nur was droben ist zu lieben; nur nach dem, was droben ist, zu verlangen; nur auf das, was droben ist, zu sinnen; nur droben das Vaterland zu suchen, wo der Vater ist. — Die Liebe ist keine Arbeit, es ist vielmehr etwas Süßes, Heilsames, Gesundmachendes für das Herz. Wenn das Herz nicht an Sünden krank ist, so ist dessen Gesundheit die Liebe".

§ 10. Liebestätigkeit.

Das Eigentümliche in der kirchlichen Barmherzigkeitsübung dieser Zeit war **das Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstaltswesen.** Aus der früheren Zeit wurde die Gemeindepflege noch beibehalten, ja, neben einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Umgestaltung dem Umfang nach zu großer Blüte gebracht. Aber bei ihrem Wachsen in die Breite verlor sie innerlich an Kraft und ging unaufhaltsam ihrem Verfall entgegen. — In demselben Verhältnis, wie die Gemeindepflege niederging, kamen die Anstalten (Klöster und Hospitäler) empor. Es kam aber dabei nur zu einem äußerlichen Nebeneinander, nicht zu einem rechten Miteinander. Man versuchte beiderseits, dem Elend zu steuern, so gut es ging. Aber es fehlte an einem planvollen Vorgehen, an einem zielbewußten Zusammenwirken.

Und doch hätte es angespanntester, gemeinsamer Arbeit aller vorhandenen Liebeskräfte bedurft. Denn man hat jenen Jahrhunderten nicht mit Unrecht die Überschrift gegeben „Eine untergehende Welt".

Auch das Evangelium konnte diese Welt nicht mehr retten. Nicht als ob es an sich nicht die Kraft dazu gehabt hätte. Aber es wurde damals schon in vielfach verunreinigter Gestalt verkündigt, und die Völker ließen sich davon nicht durchdringen. Heidentum und Christentum bestanden gar oft noch nebeneinander. Lange Zeit bekleideten auch christliche Kaiser das Amt eines obersten Priesters beim heidnischen Gottesdienst. Man ging zur Kirche, aber betrug sich dort wie im Theater. Man stritt in Palast und Hütte um Glaubenssätze, aber man nahm ebenso heftig Partei für die Kämpfer im Zirkus. Der Zahl der ernsten Christen stand eine Überzahl ganz weltförmiger gegenüber. Wollte sich die damalige Menschheit von den Lebenskräften des Evangeliums nicht durchdringen lassen, so blieb der Kirche nur die Aufgabe, helfend, lindernd, tröstend am Sterbebett der römischen Welt mit ihrem Staat und Volkstum und ihrer Bildung zu stehen; freilich stand sie zugleich pflegend und erziehend an der Wiege der Völker, welche in der folgenden Periode die Führung übernehmen sollten. Ein Glück, daß die Menschen damals nur ein Bewußtsein davon hatten, daß große Notstände vorhanden waren, aber nicht, daß sie in einer untergehenden Welt lebten. Letzteres hätte vielleicht ihre Tatkraft gelähmt, ersteres entflammte sie.

Zuerst der Massenarmut gegenüber. Eine Hauptursache derselben war der furchtbare Steuerdruck, der aus der Verschwendung und Unredlichkeit im Staatshaushalt sich ergab. Deshalb verließen so viele Grundbesitzer ihre Güter, daß z. B. um das Jahr 400 in dem fruchtbaren Kampanien 24 Quadratmeilen wüst lagen. Man verkaufte nicht selten seine Kinder, nur um die Steuern bezahlen zu können. Basilius gibt eine herzergreifende Schilderung eines Vaters, der vor der Wahl steht, welchen der drei Söhne er verkaufen solle. Den ältesten? Aber er ist der Erstgeborene. Den jüngsten? Aber er ist der kleinste und schwächste. Den mittleren? Aber er ist ihm besonders ans Herz gewachsen. — Entsprechend den Armutsnöten sah es auch in allen übrigen damit zusammenhängenden Volkszuständen übel aus. Man gewöhnte sich völlig an die Sklaverei. Durch die Einfälle der Barbaren gab's eine Menge Kriegsgefangener, die grausam behandelt wurden. Kinderaussetzungen kamen häufig vor. Fleischessünden gingen im Schwang.

Diesen Notständen gegenüber versuchte man es zunächst auf dem Weg der bisher betriebenen Gemeindepflege mit reichlichen, ja, massenhaften Gaben. Viele waren willig zu großartigen Spenden. Allein gar oft wurden auch starke Mittel in Bewegung gesetzt, sie zu erlangen (Almosenpredigten). Liebesmahle und Kirchenopfer für die Armen hörten auf. Aber Schenkungen, Gedächtnisstiftungen, Legate machten die Kirche reich, und die reiche Kirche spendete mit vollen Händen, wenn etwa die Privatleute ihre Wohltaten nicht direkt in genügendem Maß den Armen zu gute kommen ließen. Dabei nahm man es allerdings mit der Würdigkeit und Bedürftigkeit der Empfänger nicht sehr genau. War ja doch das Wegschenken als solches schon ein gutes Werk. Freilich war bei diesen Massen die sorgsame Pflege der

einzelnen, wie in der alten Kirche, auch kaum möglich. Man versuchte sich durch starke Vermehrung der Arbeitskräfte zu helfen. Zahlreiche Diakonen und Diakonissen standen neben den Freiwilligen am Werk. Der Bischof, der als der Inhaber des Kirchenvermögens und als der Vertreter der Mutterkirche zugleich der große Almosenspender und Helfer in aller Not war, legte sich als Verwalter des Kirchengutes, seine persönliche Hilfe und rechte Hand in diesem wichtigen Tätigkeitszweig, den Ökonomus zu. Aber der Gaben spendende Bischof (Chrysostomus z. B. speist zeitweilig 7700 Arme täglich) wird doch dem Gaben spendenden Römer der alten Zeit gar zu ähnlich — und was das Schlimmste: der Not wird mit alledem nicht gesteuert, sie wird nur zeitweilig zum Schweigen gebracht.

Da tritt neben die Gemeindepflege ein Zweites, bis dahin Unbekanntes: die anstaltliche Versorgung, die nun wieder in zweifacher Weise sich darstellt, im Kloster und im Hospital. Die Klöster waren für viele Bedrängte ein Zufluchtsort. Wer dem Kloster angehörte, war vom Steuerdruck verschont. Die Armen der Umgegend wurden im Kloster gespeist. Nirgends konnte man seine Kinder besser erziehen lassen, als hier. Mit manchem Kloster war eine Herberge für Arme, Fremde, Elende verbunden. — Während so die Klöster nebenher vielen Notleidenden halfen, wurden damals zu diesem Zweck auch eigene Anstalten gegründet, die man Hospitäler nannte. Sie waren keineswegs nur für Kranke da, sondern dienten ebensowohl auch Armen, Fremden, Witwen, Waisen 2c. In ihnen taten besondere Beamte, Parabolanen (Todesverächter), Freiwillige oder Klosterleute den Dienst. Besonders berühmt war die nach 370 gegründete Basilias vor Cäsarea und die Krankenanstalt, welche ungefähr um dieselbe Zeit Ephräm in Edessa errichtete.

So entfaltete die Kirche einen gewaltigen und bis in alle Teile des Volkslebens sich erstreckenden Einfluß. Aber sie litt selbst an mancherlei erheblichen Mißständen, welche ihre Kraft minderten. Dahin gehörten die Massengemeinden. Die 100000 Seelen in Konstantinopel waren zu Chrysostomus Zeiten eine Gemeinde, ein bei allen Hilfskräften viel zu schwerfälliges Ganzes. Die Folgen blieben nicht aus: der Kirchenbesuch wurde ein sehr schwankender, die Beziehungen zwischen Hirten und Herde wurden vielfach zufällige. Man versäumte den richtigen Zeitpunkt zur Lostrennung kleiner Gemeinden. Vermögensfragen spielten hierbei auch damals eine leidige Rolle. — Noch viel schlimmer aber, und auf die Dauer einschneidender, waren die bedeutenden Trübungen, welche wie im gesamten christlichen Glauben und Leben, so auch auf dem besonderen Gebiet der Liebestätigkeit eintraten. Unzähligemal wird es ausgesprochen: „Wie Wasser Feuer auslöscht, so tilgt Almosen die Sünde" (nach Sir. 3, 33 f.); auch den bereits Gestorbenen nützt solche Hingabe von Geld und Gut; ein Christ, der Anspruch darauf macht, es mit seiner Seligkeit recht ernst zu nehmen, muß im Stande der Armut leben 2c. 2c. — lauter Grundsätze, die wohl zunächst eine große Fülle der Gaben erzeugen mußten, aber, weil unrichtig, auf die Dauer doch nur zum Verderb, zur Verunreinigung der Liebesarbeit, ausschlagen konnten.

Die großartigste Liebestätigkeit der Kirche reichte den Notständen gegenüber nicht aus. Ja, selbst von der Schuld, das Bettelwesen großgezogen zu haben, ist die Kirche nicht ganz freizusprechen. Aber auch der Staat, der damals zuerst sich durch Gesetze an der Armenfürsorge beteiligte, konnte die eingerissenen Zustände nicht beseitigen. So ordnete der Kaiser Valentinian II. eine Untersuchung der in Rom sich ansammelnden Bettlerhaufen an und verfügte die Ausweisung der arbeitsfähigen Leute unter ihnen. Unter Theodosius sollte jeder auf der Straße Bettelnde auf Stand, Gesundheit und Alter untersucht werden, den Arbeitsunfähigen wurde dann das Betteln erlaubt, den Arbeitsfähigen bei Verlust der Freiheit verboten. Justinian ließ die Sklaven unter den Bettlern ihren Herren zurückgeben, den Freien Arbeit anweisen, die Widerwilligen ausweisen. Doch hielt das den Gang zum Abgrund nicht auf. — Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

Ephräm, der syrische Kirchenlehrer und Hymnendichter († 378). Er war auch der Gründer eines Krankenhauses in Edessa. Als dort um 375 eine Hungersnot herrschte, Ephräm hinkam und das große Elend sah, die Hungernden und Kranken, machte er den Christen Vorstellungen über ihre Hartherzigkeit. Diese entschuldigten sich damit, daß sie wohl willig wären zu geben, aber nicht wüßten, wem sie ihre Gaben anvertrauen sollten. Da erbot sich Ephräm, die Liebesgaben zu verwalten. In einer Säulenhalle ließ er 300 Betten für die Kranken herrichten, versorgte die einheimischen Hungernden sowie die Fremden, die zur Stadt strömten.

Basilius der Große, Bischof von Cäsarea († 1. Jan. 379), einer der drei großen Kappadocier (neben Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz), ein Hauptkämpfer für die Reinheit des Glaubens, aber auch ein treubesorgter Freund der Elenden. Er selbst gab sein Privatvermögen hin, so konnte er dann auch andere zum Geben auffordern. Als eine Hungersnot über Cäsarea kam, wußte er die Herzen zum Geben geneigt zu machen. „Er schloß durch seine Predigten die Speicher der Reichen auf und versorgte, ein zweiter Joseph, die Armen mit Brot und Nahrungsmitteln". Als ein praktischer Mann rät er zur Prüfung der Bitten und Bittsteller: „Es bedarf einer großen Erfahrung, um die zu unterscheiden, welche wirklich arm sind, von denen, welche nur betteln, um Geld zusammenzubringen. Wer einem bekümmerten Kranken gibt, der gibt Gott, er wird den Lohn dafür empfangen. Aber wer einem Vagabunden und Schmarotzer gibt, der wirft sein Geld vor die Hunde, d. h. er gibt es Menschen, die in ihrer Unverschämtheit eher der Verachtung wert sind als in ihrer Armut des Mitleids". Was seinem Namen aber auf dem Gebiet der Liebestätigkeit unsterblichen Glanz verleiht, das ist die Gründung der nach seinem Namen „Basilias" genannten großartigen Anstalt vor den Toren Cäsareas. Nicht auf selbstsüchtige, faule Beschaulichkeit, sondern auf den Dienst der Brüder und auf Arbeit war sein Sinn gerichtet: „Das Einsiedlerleben widerspricht dem Wesen der wahren Liebe, indem jeder nur für das sorgt, was ihm selbst not tut. Es wird ein solcher auch nicht leicht seine Fehler erkennen".

Makrina, die Diakonissin (etwa gleichzeitig mit Basilius). Sie war die geistesstarke Schwester Basilius d. Gr. und Gregors von Nyssa. Diesen, sowie andern Anverwandten, war sie eine Vorgängerin auf dem Weg des christlichen und asketischen Lebens und begleitete die kirchlichen Lehrkämpfe der Brüder mit verständnisvoller Teilnahme. Nach dem Tode ihres Verlobten widmete sie sich in Gemeinschaft mit ihrer Mutter und andern Gleichgesinnten einem asketischen Leben. Obwohl diese aus höherem und niederem Stand waren, die „gleiche Lebensweise, eine Ordnung, eine Zucht, ein Friede, eine Lebenshöhe" vereinigte alle. Ihre Dienerinnen und Sklavinnen waren jetzt ihre Lebensgenossinnen, und ihre reichen Mittel verwandte sie nur noch auf Wohltätigkeit. Ganz besonders in der Zeit der Teuerung, die über Kappadocien kam, brachte sie vielen Hilfe. Noch auf ihrem Sterbelager erwies sie sich als die glaubensstarke Seele durch ein feuriges Gebet, das uns durch die Feder ihres dabei gegenwärtigen Bruders Gregor aufbewahrt ist.

Johannes Chrysostomus (Goldmund), Patriarch zu Konstantinopel (347—14. Sept. 407), einer der größten Prediger und Schriftausleger, aber auch ein Held der Barmherzigkeit. Er selbst lebte mitten unter dem Luxus der Hauptstadt aufs einfachste, unterhielt aber zeitweilig jeden Tag 7700 Arme und errichtete zwei Hospitäler. Noch in der Verbannung verwandte er einen Teil des Geldes, welches ihm seine Freundin, die Diakonissin Olympias, schickte, nicht für sich, sondern um den wilden Isauriern Gefangene abzukaufen. Man hat ihn mit Recht den Diakonissenvater der alten Kirche genannt. Seine Gabe für Leitung von Frauen auf dem Gebiet der Wohltätigkeit hat er besonders in seinem Verhältnis zu Olympias bewährt. Er drang sehr aufs Almosengeben in seinen Predigten („Jeden Tag, sagt man mir, predigst du von Almosen. Darf sich ein ungelehriger Schüler über die Wiederholungen seines Meisters beklagen?"), aber Almosen waren ihm wahrlich nicht das Höchste (bei Stiftung kostbarer Altargefäße wies er darauf hin, daß die Kirche kein Magazin von Gold- und Silberwaren sei, sondern es täten ihr mehr als das gottgeweihte Seelen not).

Olympias, die Diakonissin und treue Freundin des Chrysostomus (etwa 368—420). Als achtzehnjährige Witwe, unermeßlich reich und mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, gehorchte sie dem Willen des Kaisers Theodosius nicht, der sie an seinen Verwandten Elpidius verheiraten wollte. Der Kaiser entzog ihr darauf die Verwaltung ihres Vermögens, als ob jemand mit solchen Anschauungen dazu nicht fähig sei. Für diesen Gewaltakt dankt Olympias dem Kaiser: er habe wie ein Fürst und Bischof an ihr gehandelt und möge sie dadurch ganz von der Last ihres Vermögens befreien, daß er es der Kirche und den Armen gäbe. Solcher Gesinnung gegenüber war der Kaiser waffenlos und gab ihr alle Rechte wieder. Nun teilte Olympias mit vollen Händen ihre Schätze aus, wurde eine Wohltäterin Tausender und eine Hauptstütze der Kirche in den Kämpfen, welche durch die Wirksamkeit ihres geistlichen Führers Chrysostomus entstanden. Als dieser verbannt wird, ist sie ein Halt seiner zurückgebliebenen Freunde, besteht siegreich feindselige gerichtliche Unter-

suchungen, spendet nach wie vor die Gaben der Liebe, dringt ihrem geistlichen Vater von ihrem Überfluß etwas auf, das jener jedoch zum Teil wieder zum Gefangenenloskauf verwendet, erquickt sich aus seinen Briefen, aber erkennt auch mit Schmerzen, welche Leiden jener erdulden muß. Nach seinem Tode lebte sie noch wenige Jahre in stillem Wohltun und in Sehnsucht nach dem Abscheiden.

Ambrosius, Bischof von Mailand (340—4. Apr. 397), zeigt seinen klaren Blick und seine erzieherische Einsicht, wenn er spricht: „Oft sagen sie, sie seien von Schulden überhäuft, prüft, ob sie die Wahrheit reden; sie sagen, sie seien bestohlen, forschet, ob es sich so verhält; erkennt mit einem Worte, wem ihr helfet", aber er mahnt dann doch auch wieder, nicht unmenschlich zu sein, und erinnert an einer andern Stelle: „Die Liebe wägt nicht Verdienste ab, sondern kommt vor allem der Not zu Hilfe". Ganz abhängig von der falschen Lehre jener Zeit erweist er sich, wenn er sagt: „Du hast Geld, kaufe deine Sünden ab. Nicht Gott ist käuflich, aber du bist käuflich; kaufe dich los mit deinen Werken, kaufe dich los mit deinem Gelde. Geld ist etwas Geringes, aber kostbar ist die Barmherzigkeit". In seiner ganzen charaktervollen Mannhaftigkeit erkennen wir ihn bei den Gelegenheiten, in welchen die Kirche sich als ein Zufluchtsort aller Bedrückten und Vergewaltigten erweisen sollte. Als Ambrosius wenige Tage nach seiner Ordination zum Bischof dem Kaiser Theodosius wegen des Verhaltens einiger seiner Beamten Vorstellungen machte, erwiderte ihm dieser: „Ich habe deine Freimütigkeit schon früher erkannt, dennoch habe ich deiner Erhebung zum Bischof zugestimmt, darum hilf, wie das göttliche Gesetz vorschreibt, unsern Sünden auf". Aber auch dem Unrecht des Kaisers selbst trat er nach dem Blutbad in Thessalonich entgegen, und ließ ihn nicht eher in das Gotteshaus eintreten, bis er Kirchenbuße getan. So stand die Kirche als ein Schutz wider alle willkürliche Gewalt da. Denselben Sinn bewies Ambrosius auch im kleinen. In Pavia hatte ein angesehener Mann einen kaiserlichen Befehl erschlichen, durch welchen ihm das in Verwahrung der Kirche befindliche Vermögen einer Waise zugesprochen wurde. Trotzdem verweigerte Ambrosius die Herausgabe, widerstand allen Drohungen und Plackereien der bestochenen Beamten und setzte auch endlich die Zurücknahme des Befehls durch. — Äußerst eifrig war Ambrosius im Loskaufen der Kriegsgefangenen. Und als man einen Bischof, der alles Gold und Silber der Kirche dafür hingegeben hatte und nur noch Glasgefäße zur Spendung des heiligen Abendmahls benutzte, darüber tadelte, verteidigte ihn Ambrosius mit den herrlichen Worten: „Weit nützlicher ist es, dem Herrn Seelen zu erhalten, als Gold aufzubewahren. Denn der die Apostel ohne Gold ausgesandt, hat auch ohne Gold die Kirche gesammelt. Gold besitzt die Kirche nicht, um es zu bewahren, sondern es auszuspenden und in Nöten damit zu helfen . . . Die Sakramente bedürfen des Goldes nicht, gefallen auch nicht um des Goldes willen, da sie nicht mit Gold erkauft sind. Die Zierde der Sakramente ist die Loskaufung der Gefangenen . . . Die lange Liste der Losgekauften ist edler als aller Glanz des Goldes".

Augustinus, Bischof von Hippo Regius in Afrika, einer der größten Kirchenväter (13. Nov. 353—28. Aug. 430). Seine Hauptkraft entfaltete er auf dem Gebiet seines bischöflichen Amtes und in seinen Lehrschriften. Aber er war auch in der Liebestätigkeit von großer, wenn auch meist indirekter Wirkung. Für seine Person war er bedürfnislos. Er bittet einmal in einer Predigt, ihm keine kostbaren Gewänder zu schenken, er werde sie doch nur verkaufen, um den Kaufpreis den Armen zu geben. Wer wolle, daß er's selbst trage, der möge ihm ein Kleid schenken, welches er jedem Bruder, der keins hat, wieder schenken könne. Er sagt: „Alles was uns Gott über unsere Bedürfnisse hinaus gegeben, das hat er eigentlich nicht uns gegeben, er hat es uns nur anvertraut, daß es durch uns den Bedürftigen zukomme. Es zurückbehalten, hieße sich fremden Gutes bemächtigen". „Das Kirchengut gehört nicht uns, sondern den Armen, wir führen nur die Verwaltung, maßen uns aber kein Eigentum an". „Täglich bitten so viele, täglich seufzen so viele, täglich gehen uns so viele Arme um Hilfe an, daß wir die meisten traurig stehen lassen müssen, weil wir nicht genug haben, um allen zu geben". „Gebt den Armen, ich bitte euch, ich ermahne euch, ich schreibe es euch vor, ich befehle es. Wenn sie nichts von euch empfangen, glauben sie, daß ich vergeblich an euch arbeite". So sehr er hier auf Almosen dringt, so war es ihm wahrlich nicht einerlei, woher das Geld kam: „Wer mit Enterbung seines Sohnes die Kirche zur Erbin einsetzen will, der suche sich einen andern als Augustinus, die Erbschaft in Empfang zu nehmen; ich hoffe zu Gott, er wird keinen finden". — Und wie Augustinus redete, so handelte er.

Hieronymus, Mönch, Übersetzer (Vulgata) und Ausleger der heiligen Schrift (um 340—30. Sept. 420), in Rom und Bethlehem (Kripplein Christi) lebend. In seinen Grundsätzen ist die falsche Mönchsmoral oft sehr eng mit richtigen Gedanken verflochten. Ich führe nur zwei seiner besseren Worte an: „Was über das für Nahrung und Kleidung Nötige hinausgeht, dafür sind wir Schuldner der Armen". „Arbeite stets etwas, damit dich der Teufel immer beschäftigt treffe". Hieronymus gehört zu denen, welche nur einen mittelbaren, aber allerdings sehr großen Einfluß auf die Liebestätigkeit gehabt haben, indem der mit ihm durch asketisches Leben verbundene Kreis von Männern und Frauen die Fremdenherberge und das Krankenhaus als „ein Reis von der Terebinthe Abrahams" aus dem Morgenland ins Abendland verpflanzte. Bemerkenswert ist, daß gemeinsame Schriftbetrachtung, bei welcher natürlich Hieronymus vorzugsweise der Gebende war, das Band der Gemeinschaft dieses Kreises bildete. Zu ihm gehörten u. a. Fabiola, Paula, Pammachius, die beiden Melanien (sämtlich aus Rom). Wenig wohltuend berührt indessen die hier eingebürgerte, auch von Hieronymus beförderte Eitelkeit und die Bewunderung, mit der man einander beräucherte.

Fabiola, dem vornehmen Geschlechte der Fabier entstammend, war an einen reichen Wüstling verheiratet gewesen und hatte sich von ihm scheiden lassen. Dann aber, weil sie glaubte, dies sei unrecht gewesen, tat sie dafür öffentlich Kirchenbuße und lebte von nun an für

die Armen und Elenden. Die großen Schätze, die ihr zu Gebote standen, benutzte sie, um zu Rom das erste Krankenhaus im Abendland zu gründen. Da fanden die Elenden, deren es damals so viele gab, Menschen mit verstümmelten Nasen, mit ausgestochenen Augen, mit halbbrandigen Füßen und abgestorbenen Händen, mit faulenden Wunden und Aussatz behaftet, Zuflucht und Pflege. Fabiola trug oft selbst Kranke ins Haus, wusch und verband ihnen Wunden, die andere Frauen nicht einmal ansehen mochten, reichte ihnen Speise und erquickte sie mit Trank. So mütterlich, so liebevoll war ihre Pflege, daß, wie Hieronymus wohl nicht ohne Schmeichelei sagt, die Armen krank zu werden wünschten, nur um in ihre Pflege zu kommen. Ihr Leichenbegängnis gestaltete sich zu einem Triumphzug. Ganz Rom beteiligte sich, die Straßen, die Säulenhallen konnten die Menge nicht fassen, Psalmengesang und Halleluja ertönten überall.

Paula, aus vornehmstem römischen Hause, wurde von Sorge um ihr Seelenheil ergriffen, und in Liebe zu dem Herrn teilte sie ihr reiches Gut mit vollen Händen den Armen aus, in der Hoffnung, damit ihren Kindern, wie sie sagte, ein besseres Erbteil zu hinterlassen: die Barmherzigkeit Christi. In der ganzen Stadt die Armen aufsuchend, hielt sie es für einen Verlust, wenn ein Hungriger oder Kranker durch einen andern als sie gespeist wurde. „Welcher Arme“, ruft Hieronymus aus, „ist nicht in ihren Kleidern bestattet? welcher Kranke nicht von ihr erquickt?“ Als man ihr Vorstellungen machte wegen dieses Übermaßes von Wohltätigkeit, erwiderte sie, sie wünsche nur als Bettlerin zu sterben und bei ihrem Tode nur in ein geschenktes Leichentuch gehüllt zu werden: „Wenn ich einmal arm geworden jemanden bitte, werde ich viele finden, die mir geben, wenn aber jener Bettler von mir nichts empfängt und stirbt, von wem wird seine Seele gefordert werden?“ Später ließ sie ihre übrigen Kinder in Rom zurück, ging, nur von ihrer Tochter Eustochium, die ganz in ihren Sinn und in ihre Lebensweise eingegangen war, begleitet, die heiligen Stätten zu besuchen, wo der Herr gewandelt, und ließ sich dann bleibend in Bethlehem nieder, um an der Krippe des Herrn zu leben und zu sterben. Dort erbaute sie ein Pilgerhaus und ein Kloster, in welchem sie mit ihrer Tochter allen dienend (Lampenputzen, Auskehren, Kochen), die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte. Als man ihr anzeigte, daß nun all ihr großes Vermögen weggegeben sei, antwortete sie mit den beiden Schriftworten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (Matth. 16, 26) und: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leib gekommen, nackend werde ich wieder dahinfahren“ (Hiob 1, 21).

Pammachius, der Schwiegersohn Paulas und Gatte der Paulina, ging in denselben Bahnen. Als seine Frau gestorben war, verkaufte er all ihren kostbaren Hausrat, ihre Kleider und Kleinodien und schenkte den Erlös den Armen. Seine Tür, sonst von Besuchenden erfüllt, war jetzt von Hilfeflehenden belagert. Hieronymus sagte von ihm: „Andere Ehemänner streuen Rosen, Lilien und Veilchen auf den Grabhügel ihrer Frauen, in solchem Dienste Trost suchend. Unser Pammachius

beträufelt die geliebten Gebeine mit dem Balsam der Almosen". Wie Fabiola das erste Krankenhaus in Rom errichtete, so Pammachius mit ihrer Hilfe das erste Fremdenhaus in Portus.

Die beiden Melanien. Die ältere Melania verlor in einem Jahre den Mann und zwei Kinder. Linderung für ihren Schmerz suchend, ließ sie ihren noch übrig gebliebenen einzigen Sohn in Rom zurück und ging, erst 22 Jahr alt, nach Ägypten, besuchte dort die Mönche und weihte sich selbst ganz dem asketischen Leben. In Jerusalem baute sie ein Kloster, in dem sie fünfzig Jungfrauen um sich sammelte. Ihre Einkünfte gehörten den Mönchen und den Armen. Über fünfundzwanzig Jahre lebte sie dort, dann trieb sie die Sorge um ihren Sohn und dessen Tochter, die jüngere Melania, wieder in die Heimat zurück. Auf dem Wege dahin besuchte sie den ihr verwandten Paulinus in Nola. Einige Jahre blieb Melania in Rom, ganz damit beschäftigt, die Ihren und wer ihr sonst nahe stand, auf den Weg des Heils zu weisen, den sie selbst mit ihrem asketischen Leben gefunden zu haben glaubte. Dann rüstete sie sich, wieder nach Jerusalem zu ziehen, diesesmal nicht allein. Es ist eine ganze Kolonie, die sie begleitet, ihr Sohn Poblicola, ihre Enkelin Melania, deren Gemahl und viele andere. Bevor man aufbrach, wurden noch reiche Spenden an die Armen gegeben, Hospitäler und Kirchen freigebig bedacht. Die jüngere Melania schenkte ihren Sklaven die Freiheit und vermachte ihre Güter in Spanien und Aquitanien den Armen. Es war im Jahre 409, ein Jahr vor der Eroberung Roms durch Alarich. War's doch, als wollten sich diese Pilger aus dem untergehenden Rom retten, und es schien, was sie den Armen gegeben, „als noch zu rechter Zeit dem barbarischen Löwen entrissen". Der Zug ging zunächst nach Afrika. In Hippo wurde Augustin begrüßt. Dann ging die ältere Melania nach Jerusalem, wo sie bald darauf starb. Die jüngere baute in Tagaste (Afrika) ein Kloster, ging später aber auch nach Jerusalem, wo sie noch vierzehn Jahre in einer engen Zelle verlebte.

Paulinus, Bischof von Nola in Kampanien (353—431), ein vornehmer Römer, unermeßlich reich, von feinster Bildung, in hohem obrigkeitlichem Amt, faßte mit seiner Gemahlin Theresia, als ihnen Gott den einzigen Sohn genommen, den Entschluß, ganz der Welt zu entsagen. Schon in Spanien, wohin er sich zunächst zurückzog, teilte er einen großen Teil seiner Güter an Kirchen und Arme aus, weil „mehr Stärke dazu gehöre, als er sich zutraue, auf die Güter bei fortdauerndem Besitz zu verzichten, als wenn man sie weggeworfen habe". Als er sich aber erst in Nola niedergelassen hatte und dort Bischof geworden war, wurde sein Wohnsitz der Zufluchtsort für Scharen von Elenden, und was man ihm zutraute, bezeugt die von Gregor dem Großen überlieferte Sage, er habe bei einem Überfalle der Vandalen, als alle Mittel zum Loskauf erschöpft waren, sich selbst für den Sohn einer Witwe als Gefangener gestellt und nach Afrika abführen lassen. Aber das ist nicht Sage, sondern Tatsache, daß er, als die Vandalen Nola verwüsten, ausruft: „Herr, ich gräme mich nicht um Gold und Silber, denn wo all das Meine ist, das weißt

du!" Doch scheint er von einem Zug der Eitelkeit nicht frei gewesen zu sein. Er läßt sich die Lobreden seiner Bewunderer sehr wohl gefallen, und nimmt keinen Anstand, als sein Bild in einer Kapelle aufgestellt werden soll, als wäre er schon ein Heiliger, dazu eine Unterschrift zu schicken. — Dies heimliche Wohlgefallen an sich selbst ist die notwendige Folge davon, daß die Almosen zu einem verdienstlichen Werke geworden, und nicht mehr bloß der Ausfluß eines Herzens sind, das nicht anders kann, als wohltun.

Gregor der Große, Bischof von Rom († 604), ein geistesgewaltiger, dabei persönlich demütiger Mann. Unter ihm wurde Angelsachsen dem Christentum und dem römischen Stuhl gewonnen. Gregor war ein trefflicher, sorgsamer Haushalter in betreff des Kirchengutes. Während früher alle kirchlichen Bedürfnisse mit der Armenfürsorge aus einer Kasse bestritten wurden, ist er ein Hauptförderer der Vierteilung derselben (für Bischof, Kleriker, Bauten, Arme), sicher nicht gegen das Interesse der letzteren. Er tat es vielmehr, um Ordnung in die Kassenverhältnisse zu bringen und den Armen etwas Festes zu sichern. Er sagt: „Die Armen sind nicht geringschätzig zu behandeln, sondern als Patrone zu ehren". „Es sei der Wohlhabende in seiner Gabe reichlicher, aber es stehe ihm der Arme an Liebe nicht nach". Wie sehr man Almosen und Sündentilgung vermischte, zeigt das Wort: „O glückliche Armut, durch die man das himmlische Erbe erwirbt. Glücklicher Handel, für das Vergängliche Ewiges zu empfangen und das unaussprechliche Gut, mit Christo ohne Ende zu herrschen". Als er einst hörte, in Rom sei ein Armer Hungers gestorben, grämte er sich tagelang und klagte sich selbst als Mörder an. Seine Briefe und Verordnungen zeigen die eingehende Bemühung, mit welcher er über dem Gedeihen der verschiedenen Anstalten wachte und alles Mögliche zu deren Emporblühen tat. Er ist das Muster der Sorgfalt eines kirchlichen Oberen für die christliche Liebestätigkeit.

Viertes Kapitel: **Mittelalter.**

(Etwa 600—1500.)

§ 11. Reformbewegung.

Das ganze Mittelalter hindurch machte man Reformversuche zur Rettung der Kirche aus ihrem Verderben. In welchem Maß dies letztere und damit die Notwendigkeit der Reform anerkannt war, zeigen Aussprüche bedeutendster Persönlichkeiten. Wir heben aus dem vollstimmigen Chor nur einige wenige heraus. Papst Gregor VII. (1073—1085) sagte u. a. ein Jahr vor seinem Tode: „Die christliche Religion und der wahre Glaube, welchen Gottes Sohn uns durch unsere Väter gelehrt hat, ist in weltliches verkehrtes Herkommen verwandelt und leider fast vernichtet. Seitdem die Kirche mich auf den apostolischen Stuhl erhoben, habe ich mit aller Kraft dahin gearbeitet,

daß die heilige Kirche, Gottes Braut, wieder zu der ihr eigenen Schönheit gelangen, frei, keusch und rechtgläubig bleiben möchte". Papst Innocenz III. (1198—1216) sagt in einem Verweis gegen den Erzbischof von Narbonne: „Die Wächter sind alle blind, stumme Hunde, welche nicht bellen können, vergraben das ihnen vom Herrn anvertraute Pfund, wie jener Schalksknecht, denn in ihrem Munde ist Gottes Wort gebunden. Sie alle, vom vornehmsten bis zum geringsten, machen's, wie es bei dem Propheten heißt, sie frönen dem Geiz, lieben Geschenke und suchen Lohn, sprechen den Gottlosen gerecht, der Geschenke wegen, und entziehen dem Gerechten sein Recht; — heißen Böses gut und Gutes böse, machen aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis, aus sauer süß und aus süß sauer (vergl. Jes. 5); sie fürchten weder Gott, noch scheuen sie sich vor Menschen; sie verkehren die Lehren des Evangeliums durch Mißdeutung und verwirren die Satzungen der Kirche. — Daher hat der Übermut der Ketzer überhand genommen und die Verachtung gegen die Kirche ist im Zunehmen" u. s. w. — Ja, es gab Konzilien, welche im Papsttum und seinen Vertretern Ursach und Gipfel alles Verderbens sahen, so wirft das Konzil von Rheims um 991 u. a. folgende Fragen auf: „Wenn ein neuer Erlaß des Papstes bestehenden Kirchengesetzen Abbruch tun kann, was nützen alsdann gegebene Gesetze, während alles nach der Willkür eines Menschen geht?" Und weiter: „Steht es denn kirchenrechtlich fest, daß unzählige Priester auf dem Weltkreis, welche nach Wissenschaft und Frömmigkeit hervorragen, untergeben sein müssen solch schmachvollen Ungeheuern von Menschen, die aller Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge bar und ledig sind?" In die Rede der Geistlichen stimmen die Laien ein; ein Walther von der Vogelweide sagt u. a.: „Alle Zungen rufen zu Gott, denn sie (die Priester) widerstreben seinen Werken und fälschen seine Worte; sein Kämmerer stiehlt ihm seinen Himmelsschatz, sein Hirte ist ihm ein Wolf geworden unter seinen Schafen. — Die die Christenheit lehren sollten, sind guten Sinnes bar. — Welches Herz sich bei diesen Zeiten nicht verkehret, seit der Papst selbst dort den Unglauben mehret, dem wohnt ein heiliger Geist und Gottes Liebe bei. Sonst war der Priester Lehre samt ihren Werken rein; jetzt aber sind sie insgemein so, daß wir sie Unrecht tun sehen, Unrecht reden hören". — Gegen Ende des Mittelalters kamen alle ernster Denkenden in dem einen Wunsch zusammen nach „einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern". — Die Wege, auf welchen diese Reformation versucht wurde, waren sehr mannigfaltig. Wir beginnen mit der Hinweisung auf solche, welche die Besserung innerhalb des Rahmens und auf den Wegen der Papstkirche selbst erhofften, und endigen mit denen, welche an dieser Kirche verzweifelten und ihr Heil in einer innerlichen oder äußerlichen Abwendung von der bisherigen Gemeinschaft suchten, indem wir nicht eine vollständige Aufzählung geben, sondern von allem nur Beispiele mitteilen.

Als reformatorische Orden der katholischen Kirche sind die Dominikaner und Franziskaner zu nennen. Dominikus, Spanier, Priester, Theologe, Ordensstifter (1170—6. Aug. 1221), erkannte, daß für wirk-

same Ketzerbekehrung der Zustand der zu diesem Zweck ausgesandten Personen das stärkste Hindernis sei. „Er fand, daß es an der Zeit und am Ort sei, daß die Kirche das Apostelamt wiederherstelle und der Nachfolger des Petrus echte Nachfolger des Paulus aussende, die lehrend und leidend zeigten, daß die Kirche noch ein Herz für das arme, entfremdete, betrogene und verführte Laienvolk habe". „Dominikus wurde, da sein Kloster (in Rom) in der Nähe des päpstlichen Palastes lag, auf die geistliche Verwahrlosung der Dienerschaft des Papstes und der Kardinäle aufmerksam, die ihre Zeit in Spiel und Zechen hinbrachte; er nahm sich ihrer an und hielt ihnen geistliche Vorträge über die paulinischen Briefe und das Matthäusevangelium, die sich bald einen großen Ruf erwarben". Der Orden der Dominikaner war in erster Linie Predigerorden, dann erst Bettelorden. Das Armutsgelübde war in seiner Bedeutung (ob Armut der Personen oder des Ordens) schwankend; später wurde es nur auf die einzelnen bezogen; auch für Dominikus hat es hauptsächlich Wert als Erleichterung der missionarischen Wirksamkeit (bei Franziskus von Assisi als Mittel der eigenen Heiligung). Neben der Predigt hat der Orden seine Hauptbedeutung für die katholische Theologie (Thomas von Aquino ihr größter Meister) und für die Inquisition gehabt.

Franziskus von Assisi (1182—4. Okt. 1226), Italiener, Kaufmann, zeitweilig Kriegsmann, wurde aus einem üppigen Weltmenschen ein Asket und Begründer des wohl einflußreichsten katholischen Ordens. Er suchte zunächst Frieden auf dem Weg des Wohltuns, der Kirchengründung, der Einsamkeit. Aber erst seine Verbindung mit der „Königin Armut" gab seiner Geistesrichtung ihr eigentümliches Gepräge in buchstäblicher Befolgung von Matth. 10, 9 f. Er fand Genossen der Armut und in der durch Armut als apostolisch erwiesenen Predigt. Je zwei und zwei durchzogen die Jünger des Franziskus Länder und Meere, wirkten an den Stätten des Elends, hielten begeisterte Volkspredigten unter den Glaubensgenossen, aber auch unter Ketzern und Mohammedanern, in manchem den Armen von Lyon, den Anhängern des Valdes ähnlich, aber sich eng und streng an die Autorität des Papstes haltend. Dies machte aber wider den Willen des Franziskus aus einer schlichten, volkstümlichen Genossenschaft von Bußbrüdern und Wanderpredigern allmählich einen römischen Orden im engeren Sinn. Doch hat der ursprüngliche Sinn der Genossenschaft nicht nur in einzelnen späteren Volkspredigern wie David von Augsburg († 1271) und Berthold von Regensburg († 1272), sondern auch in dem sogenannten „dritten Orden" Gestalt gewonnen. Neben dem ersten, dem Minoritenorden, oder dem der Minderbrüder, und dem zweiten, dem Orden der Clarissinnen, bildete sich der sogenannte dritte Orden, eine Laienbruderschaft, deren Mitglieder zwar in der Welt und in ihrem Beruf bleiben, aber sich gewissen mönchischen Vorschriften unterwerfen. Gerade auch in dieser Form haben die Franziskusjünger bis auf den heutigen Tag große Ausbreitung und Einfluß erlangt. Man schätzt ihre Zahl in Deutschland auf eine halbe Million; in mancher Gemeinde beläuft sie sich auf mehrere Hunderte.

Neben dem Orden gab es auch Geistesrichtungen, welche mehr oder weniger bewußt und wirksam eine Besserung der kirchlichen Zustände erstrebten. Es sei die Mystik und der Humanismus genannt. Die religiöse Mystik ist ihrem Wortlaut nach „die Religion sofern sie ein Leben des Menschen in dem Geheimnis d. i. in Gott und Gottes in uns ist". Kirchlichen Zuständen gegenüber, welche das Äußere des religiösen Lebens zur Hauptsache, wohl gar zum Selbstzweck machen, hat die Mystik, welche das Äußerliche zu seiner dem Innerlichen nur dienenden Stellung zurückzuführen strebt, einen reformatorischen Charakter. Aus der großen Zahl ihrer Vertreter seien nur einige der für die christliche Praxis wichtigsten Namen genannt: Bernhard von Clairvaux (1091—20. Aug. 1153), David von Augsburg († 1271), Meister Eckhart († 1327), Suso (1295—1366), Tauler (etwa 1300—16. Juni 1361), der Gottesfreund vom Oberland, der Verfasser der deutschen Theologie, Thomas von Kempen („Nachfolge Christi", 1380—25. Juli 1471). Mit manchen der Genannten berührt sich Luther und verdankt ihnen viel. Auch er hat einen mystischen Zug. Ist doch „die innerliche Lebendigkeit der Religion allezeit Mystik". — Dem Humanismus kann man nur in weit geringerem Grad reformatorische Bedeutung zuschreiben. Diese namentlich den Ausgang des Mittelalters, das 15. Jahrhundert, erfüllende Bewegung beabsichtigte hauptsächlich auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst die Anbahnung echten und reinen Menschentums durch Vertiefung in das römische und vielfach auch in das griechische Altertum, so wie man es verstand und in den damaligen Verhältnissen wieder aufleben lassen konnte. Teilweise, namentlich anfangs, bestand ein naives Nebeneinander kirchlicher und klassischer Anschauungen; teilweise, auch bei kirchlichen Würdenträgern, huldigte man in Sittlichkeit und Lebenshaltung den verwerflichsten, antikheidnischen Grundsätzen unter Beibehaltung des kirchlichen Pompes und Brotes; teilweise artete diese Gesinnung zu offener Feindschaft des Fleisches gegen die christliche Religion aus. Von einer positiven Vorbereitungsarbeit für die Reform kann hier nur insoweit die Rede sein, als man in diesen Kreisen die alten Sprachen pflegte und damit die Scheide blank polierte, in der das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, steckt. Als Humanisten, welche der ernsteren und dem Evangelium in etwas zugeneigteren Richtung huldigten, seien genannt: Dante, Dichter der göttlichen Komödie (1265—14. Sept. 1321), Pikus von Mirandula (24. Febr. 1463—17. Nov. 1494), der gewandte Philolog und formsichere Weltmann Erasmus von Rotterdam († 1536), Reuchlin, der uns die Kenntnis des Hebräischen wieder vermittelte (1455—1522). Aus der Reformationsbewegung selbst gehören hierher Ritter Ulrich von Hutten (1488—1523), die Reformatoren Zwingli (1. Jan. 1484–11. Okt. 1531), Melanchthon (16. Febr. 1497–19. Apr. 1560).

Versuche zur Rettung der Kirche von ihrem Verderben stellen auch die sogenannten Reformkonzilien zu Pisa, Konstanz und Basel dar. Wenn auch auf vielen provinziellen Synoden und allgemeinen Konzilien Schäden vorgebracht, beklagt, besprochen und zu einem allerdings geringen Teil abgestellt wurden, so tragen doch diese drei eigens den Namen. Sie sind aber zugleich ein unwidersprechlicher Beweis, daß

auf der Grundlage des römischen Kirchenwesens eine wirkliche Reform nicht möglich ist. Man blieb in Äußerlichkeiten und Formalitäten hängen und tiefergreifende Maßregeln kehrten schließlich an der Hand der schlauen Kirchendiplomaten ihre Spitze gegen die Wahrheit und das Recht. — Das Konzil von Pisa 1409 fand zwei Päpste vor, setzte sie ab und wählte einen dritten. Der Triumph des edlen Kanzlers der Pariser Universität, Charlier Gerson: „Nun ist der Lucifer gefallen, nun ist uns die Sonne aufgegangen, der Wahn ist gestürzt, die himmlische Wahrheit auferstanden", war sehr verfrüht. Denn tatsächlich hatte man nun drei Statthalter Christi, die einander verfluchten. Der schwache, übel beratene, die Tafelfreuden liebende Papst Alexander VII. schickte das Konzil nach Hause. — Das Konzil zu Konstanz 1414 hatte es noch mit drei Päpsten zu tun, der eine wurde abgesetzt wegen seiner Verbrechen, der zweite dankte ab, der dritte war machtlos. Man wählte einen neuen; alsbald stockten die Reformpläne; der Papst löste das Konzil auf. Mitten in die Papststreitigkeiten dieses Konstanzer Konzils, das wie eins der prächtigsten und zahlreichst besuchten so eins der mit Sittenlosigkeit am meisten befleckten war, fiel der Ketzerprozeß gegen die Wahrheitszeugen Johann Huß und Hieronymus von Prag. Der Feuertod des Huß, für den selbst ein Gerson stimmte, wurde nur ermöglicht durch die Treulosigkeit des Kaisers Sigismund, der das Versprechen freien Geleites brach. Hieronymus erlag später demselben Geschick. — 1431 wurde ein Konzil nach Basel berufen, das nun endlich die von den beiden vorherigen völlig liegen gelassene, ja in ihr Gegenteil verkehrte Aufgabe der Reformation angreifen sollte. Zwar stellte man sich zuerst dem Papst sehr selbständig gegenüber, und es wurden auch die groben sittlichen Ausschweifungen tunlichst gehindert, letzteres durch den Rat von Basel. Aber Leidenschaft und Selbstsucht beherrschten die Parteien. Bestimmungen über die Wahl des Papstes, Verkürzung seiner Einkünfte, Verhältnis des Konzils zu ihm waren die Gegenstände des Streites. Mit List und Gewalt wußte der Papst und seine Partei alles hernach wieder in den alten Stand zu bringen. Auf diesem Weg war an eine Kirchenbesserung gar nicht zu denken.

Von einzelnen, ihre Zeit und Umgebung überragenden Männern, in denen der Drang nach Reform der Kirche Gestalt gewonnen hatte, sind, wenn wir zunächst bei den von Rom mehr oder weniger geduldeten oder gar anerkannten stehen bleiben, vornehmlich zu nennen: Bernhard von Clairvaux, einer der hervorragendsten Männer des Mittelalters, ja der Gesamtgeschichte der Kirche, Reformator des Mönchtums, zunächst des Cistercienserordens und durch sein Beispiel auch anderer, allerdings nur auf römischer Grundlage im Sinn christlichen Ernstes; gewaltiger Prediger, ausgezeichnet sowohl durch Tiefe des Inhalts wie hinreißende Form, der durch die mächtige Inbrunst seiner Zeugnisse nicht nur den zweiten Kreuzzug (1146) veranlaßte, sondern was mehr war, viele Menschen zu tiefer, innerlicher Frömmigkeit erweckte, ein Mann, dessen Rat von Kaisern und Päpsten, Fürsten und Völkern begehrt und geachtet wurde, vom größten Einfluß in den

geistlichen und weltlichen Kämpfen seiner Zeit (Gegner Abälards); ein Schriftsteller, der durch seine Werke von nachhaltigem Einfluß auf sein Jahrhundert und auf die Nachwelt war. Wenn er auch in der Hauptsache ganz auf dem Boden seiner Kirche stand, so hat doch sein glühender Eifer, sein Leben in der heiligen Schrift, seine wahrhafte Frömmigkeit ihn doch in vielem einzelnen eine Besserung der kirchlichen Zustände suchen und finden gelehrt; zugleich hat der Mißerfolg seines Strebens in dieser Richtung gezeigt, daß eine wirkliche Reformation nur von ganz neuen resp. den alten neutestamentlichen Grundlagen aus möglich war. — Gerhoh von Reichersberg, den man, allerdings zu hochgreifend, den deutschen Bernhard genannt hat (1093—27. Juni 1169), ein Bayer, nahm Anstoß an dem weltförmigen Leben auf den Schulen, unter der Weltgeistlichkeit und den Mönchen und suchte demselben in verschiedenen amtlichen Stellungen entgegenzuwirken. Auch in seinen Schriften, in welchen er sich vielfach mit der Endzeit der Welt beschäftigte, eiferte er gegen die römischen Mißbräuche: die Habsucht, den Hochmut der Kardinäle rc. Zeitweilig verwarf er sogar das Eingreifen des Papstes in die Rechte des Kaisers, kam jedoch später davon zurück. — In ähnlichem Sinn wirkten andere in kleinerem Kreise, so der Holländer Johannes Busch (1400—um 1480) als eifriger Klosterreformator, und der Rheinländer Nikolaus Cusanus (1401—11. Aug. 1464). — Johann von Goch († 1475) behauptete, daß die Schrift über der Tradition stehe, bekämpfte das Mönchtum, die doppelte Sittlichkeit (der Mönche und Laien) u. s. w. Johann Wessel (geboren um 1419 in Groningen, † 1489) wurde von den Brüdern des gemeinsamen Lebens erzogen (Thomas von Kempen), machte große Reisen, war ein Liebhaber der heiligen Schrift, in seiner Bildung Humanist. Nach schweren, inneren Kämpfen war sein letztes Wort: „Ich kenne niemand als Jesum den Gekreuzigten". Er erschütterte in Wort und Schrift auf vielen Punkten die römische Lehre. Luther rühmte ihn sehr und gab eine seiner Schriften heraus.

Andre Männer waren in ihrer Opposition gegen Roms Mißbräuche so entschieden, daß sie auch äußerlich mit der Papstkirche zerfielen, ja ihre Kampfesstellung mit dem Leben bezahlen mußten. So Arnold von Brescia († 1155). Er war ein Schüler Abälards und weilte als solcher mehrfach längere Zeit in Frankreich, auch an den Kämpfen zwischen Abälard und Bernhard sich beteiligend. Sein Hauptkampf aber galt dem weltlichen Leben der Geistlichen. Er stellte den Grundsatz auf, daß die Kirche auf weltliche Macht und Weltbesitz verzichten müsse, die Geistlichen sollten vom Zehnten und freiwilligen Gaben leben. Auch in Bezug auf manche Glaubenslehren scheint er Anschauungen gehabt zu haben, welche der katholischen Dogmatik nicht entsprachen. Die unmittelbare Ursache seiner Hinrichtung war die Verwicklung in Streitigkeiten zu Gunsten der republikanischen Verfassung Roms. Vor seinem Tode (durch den Strang) bekannte er sich noch einmal zu seinen Grundsätzen, befahl seine Seele Gott und ging dann dem Tod so ruhig entgegen, daß selbst die Henker gerührt wurden. — Der geistig und christlich weitaus bedeutendste der sog. „Vor-

reformatoren" war der Engländer Wiclif (geb. um 1330, † 31. Dez. 1384). Nachdem er den gewöhnlichen gelehrten Bildungsgang durchgemacht hatte, wirkte er als Lehrer an der Universität Oxford und nebenbei als Geistlicher. Die ersten Jahre einer weitergreifenden öffentlichen Tätigkeit widmete er patriotischen und kirchlich-politischen, vom Jahr 1378 an rein kirchlichen Interessen. Er bemühte sich zunächst durch Beispiel und Zeugnis um die Hebung des geistlichen Amtes, drang auf gediegenere Predigt, ja schulte Reise- und Laienprediger und sandte sie aus. Sein wichtigstes Werk ist die erste Übersetzung der Bibel ins Englische (allerdings nicht aus den Grundsprachen, sondern aus der lateinischen Übersetzung), welche er teils selbst fertigte, teils durch andere herstellen ließ. Er sagte sich von der Autorität des Papstes los, ja schritt bis zu der Überzeugung fort, daß der Papst der Antichrist sei. Er verwarf die Lehre von der Brotverwandlung im hl. Abendmahl und eiferte gegen die Bettelmönche. Alles dies wurde von den kirchlichen Oberen verdammt, manche Anhänger Wiclifs beugten sich der kirchlichen Autorität; er selbst wurde zwar angefochten, aber blieb doch auf freiem Fuß. Seine Persönlichkeit und die öffentliche Meinung lähmten den Mut seiner Gegner. Erst 31 Jahre nach seinem Tode, auf dem Konstanzer Konzil, wurde im Zusammenhang mit dem Prozeß wider Huß auch Wiclif als für einen hartnäckigen Ketzer erklärt. Wiclifs Auftreten und Lehre hat fortgewirkt. Namentlich ist die hussitische Bewegung mit eine Frucht seiner Aussaat, und viele zerstreute englische und deutsche Anhänger bewahrten sein Andenken bis seine Reform mit der Reformation zusammenfloß. — Johann Huß (um 1369—6. Juli 1415), Böhme, armer Herkunft, war Lehrer an der Prager Hochschule von bedeutendem Einfluß und zugleich Prediger. Schon als Student wurde er mit Wiclifs Schriften bekannt, studierte sie fleißig und wurde tief von ihnen erfaßt. Die hussitische Bewegung ist bis zu Hußens Tod nichts als der nach Böhmen verpflanzte Wiclifismus und ging ganz in dessen Spuren. In dem bekannten Nationalitätenstreit der Hochschule war Huß kurzsichtigerweise der Hauptwortführer der Böhmen gegen die Auswärtigen. Daraufhin verließen 1409 Tausende von Lehrenden und Studenten die Stadt, und die Universität Leipzig wurde gegründet. Huß wurde der erste Rektor der tschechisch gewordenen Universität. Die Wiclifschen Lehren aber verbreiteten sich durch die Wegziehenden in alle Lande und vertieften und verfestigten sich in Böhmen mit dem steigendem Ansehen des Huß. Die Geistlichkeit und der Papst wüteten mit Bann und Interdikt dagegen. Die gegenseitige Befehdung machte alle möglichen Stadien durch. Das Konzil von Konstanz verdammte 1415 Huß zum Tode und der Verrat des Kaisers Sigismund ermöglichte die Vollstreckung des Urteils. In der Folgezeit flossen die Wellen der kirchlichen Reform ganz ins politische Gebiet hinüber. — Auch in Savonarola (21. Sept. 1452—23. Mai 1498) mischte sich das Patriotisch-politische mit dem Kirchlich-religiösen, wie in Huß und Arnold von Brescia, während es in Wiclif zwei verschiedene Perioden seines Lebens füllt. In Florenz war Savonarola als gewaltiger Prediger und als Haupt eines demokratischen Gottesstaats, der eine

überaus strenge Sittenzucht herstellte, zeitweilig von fast unumschränkter Gewalt. Der Papst galt ihm nicht als unfehlbar, nur die Kirche, deren Reform er anstrebte und als bevorstehend verkündete. Der Umschwung der Volksstimme, sowohl durch kirchliche, wie auch durch nach Fleischesfreiheit begehrende Feinde hervorgerufen, brachte ihn an den Galgen. Luther hat seine Erklärung des 51. Psalms herausgegeben.

Endlich haben sich aus den an Rom irre gewordenen Personen auch feste Gemeinschaften gebildet, welche nicht immer nur in richtiger, evangelischer und schriftgemäßer Opposition gegen die Kirche kämpften, sondern mannigfach auch mit Unverstand, eigner falscher Lehre und fleischlichem Eifer. Indes half doch alles die Sicherheit und Alleinherrschaft der römischen Hierarchie untergraben und somit ein Neues und Besseres vorbereiten, während die edleren Erscheinungen unter ihnen durch ihre Liebe zur heiligen Schrift, ihren sittlichen Wandel, ihren Zeugenmut geradezu als Vorfrucht der evangelischen Kirche gelten müssen. Als Beispiel der ersteren nennen wir die Katharer, als Beispiel der letzteren die Waldenser. — Die Katharer (die Reinen, weil sie alles nach ihrer Ansicht Befleckende mieden; in deutscher Form=Ketzer) stammten wohl aus der Bulgarei und anliegenden Ländern und verbreiteten sich rasch hauptsächlich nach Italien und dem südlichen Frankreich. Sie trugen je nach Ort und Zeit sehr verschiedene Namen. Auch waren sie mehrfach mit früheren Sekten in Verbindung. Man kann zwei Strömungen bei ihnen unterscheiden: die einen lehrten einen strengen „Dualismus“ d. h. sie nahmen zwei Grundwesen an, den guten Gott des Lichts mit seinen Engeln, den bösen Gott der Finsternis mit seinen bösen Engeln. Diese machen auf Erden eine Seelenwanderung durch. Zu ihrer Erlösung ist der Engel Christus erschienen u. s. w. Die milder dualistische Strömung nahm nur einen Gott an, den Schöpfer des Weltalls. Einer seiner vornehmsten Engel, Lucifer, erzeugte durch eine freie Tat seines Willens das Böse in sich und verführte andere. Als nun ein Engel, der Geist Adams, zur Erde niederstieg, schloß ihn Lucifer in einen fleischlichen Körper u. s. w. Allen Katharern gemeinsam ist die Verwerfung der Ehe, das Verbot des Fleischgenusses, die Verachtung der weltlichen Obrigkeit, sowie der Kirche mit allem, was dazu gehört, die Verwerfung der Sakramente, so der Wassertaufe zu Gunsten der Geistestaufe. Das Vaterunser war ihr einziges Gebet, die Predigt die Hauptsache beim Gottesdienst; statt der Feier des Abendmahls segneten sie ein Brot und verteilten es am Anfang jeder Mahlzeit. Nach vielen Verfolgungen endete die Sekte in den „Albigenserkriegen“ im Anfang des 13. Jahrhunderts.

Von ganz andrer Art war die Gemeinschaft der Waldenser. Näheres über sie vergl. § 12.

§ 12. Wortverkündigung.

Die in der alten Kirche erloschene freie Wortverkündigung (Laienpredigt) taucht im Mittelalter zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten immer wieder auf. Aber sie hat jetzt eine wesentlich

andre Art angenommen. Früher war sie Betätigung eines christlichen Urrechts gewesen, von jetzt an war sie eine Not- und Reformsache. Es wohnte ihr ein Tadel gegen die Kirche inne, welche ja die Seelen versäumte, ihren Hunger nach geistlicher Speise nicht befriedigte oder ihnen statt Brot einen Stein darreichte und erst später, durch die Not bewogen und in Besorgnis um ihren eignen Bestand es versuchte, dies System zu ändern. Es vereinigen sich also in dieser Zeit vielfach die beiden Strömungen der Wortverkündigung und der Reformversuche, ja in einzelnen Fällen berührt sich mit ihnen auch die Liebestätigkeit. Aber gerade die Erscheinungen, in welchen sich jene drei Strömungen treffen, wie z. B. in Franz von Assisi, gehen ganz in den Spuren der römischen falschen Grundsätze einher, ja sie sind mehrfach nur Steigerungen derselben, können also einer gründlichen Besserung der kirchlichen Lage, die gerade durch jene Grundsätze hervorgebracht war, durchaus nicht dienen.

Die Laienpredigt ist eine Haupterscheinungsform dreier geistiger Bewegungen des Mittelalters, deren erste sich an den Namen des Petrus Valdes, deren andre sich an den des Wiclif knüpft, deren dritte unter dem Namen der Katharer bekannt ist. Wir beschäftigen uns zuerst mit ihnen selbst, um uns nachher ihrer Bekämpfung vonseiten Roms zuzuwenden.

Nachdem der Lyoner Kaufmann Valdes sich bekehrt hatte, entäußerte er sich nach dem Wort vom reichen Jüngling seines Vermögens und wollte, Matth. 10 gehorsam, als rechter Jünger des Herrn dem Volk predigen. Der Gehorsam gegen einzelne gesetzlich aufgefaßte Worte des Herrn war die Grundlage seines Tuns (um 1170). „Männer und Frauen schlossen sich ihm an, verzichteten nach den Worten der Aussendungsrede Christi auf ihre Habe und zogen je zwei und zwei, nur mit Holzsandalen an den Füßen und in einfachem Wollkleid, als Wanderprediger von Ort zu Ort. Auf Straßen und Plätzen, in den Häusern, ja auch in Kirchen verkündigten sie Gottes Wort, Herberge und Unterhalt von denen begehrend, die ihre Verkündigung annahmen.“ Auf Verbot des Erzbischofs von Lyon wandte sich Valdes an den Papst Alexander III. (1179), „des guten Glaubens an das Recht seiner Tätigkeit, wie ja denn bis dahin ein ausdrückliches Verbot der Laienpredigt nicht vorhanden war. Alexander III. verwies die Sache jedoch in die Bescheidung des Diöcesänbischofs. Gegen dessen Verbot stellten sich die Waldenser auf des Apostels Regel: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen“ (Apg. 5, 29), und setzten ihre Tätigkeit fort; über Frankreich hinaus nach Lothringen und Spanien und in die Lombardei hinein verbreitete sich die Bewegung. In letzterer Landschaft traten sie mit der ähnlich gestimmten Mailänder Brüderschaft der Humiliaten zusammen, die sich der Genossenschaft des Valdes anschloß. Dieser nahm von da an die leitende Stellung ein in einem zahlreichen, zentral dirigierten Bunde von apostolischen Männern und Frauen, welche dem Predigtberufe oblagen.“ Die Verfluchung des Papstes Julius III. (1184) störte sie ebensowenig in ihrem Tun als die Maßregelung vonseiten des Erzbischofs. — Die Waldenser

beriefen sich nicht etwa auf das allgemeine Priestertum, sondern auf einzelne Schriftstellen wie Jak. 4, 17, Mark. 9, 38 f., Phil. 1, 15—18, 4. Mose 11, 29, ferner auch einzelne, allerdings nur dünn gesäete Beispiele, so zweier Mönche Honoratus und Egnitius, deren Gregor der Große Erwähnung tut, und eines damals lebenden Raymundus, dessen Heiligkeit durch viele Wunder beglaubigt sei.

Wiclifs Verein der armen Wanderprediger versuchte seit 1380 die englische Kirche zu reformieren. Auch hier, wie bei den Waldensern, bestand eine gesetzliche Auffassung des Evangeliums, aber in Einfalt, und damit war man gesichert vor vielen Abwegen. „Barfuß, gekleidet in einen langen, groben Tuchmantel von dunkelroter Farbe, der das Zeichen harter Arbeit und der Armut war, einen langen Stab in der Hand, der ihren Hirtenberuf andeutete, wanderten diese Volksprediger von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. In Kirchen, Kapellen und Meßhäusern, wo sie nur ein paar Zuhörer bekommen konnten, predigten sie von der Herrlichkeit des Gesetzes Gottes. Mochte der Haß der Prälaten, Pfarrer und Äbte sich gegen sie wenden, mochten spöttisches Lächeln und Witzeln in den Städten ihr rauhes Gewand und ihre rauhere Art zur Zielscheibe des Scherzes machen: das Volk fühlte sich hingezogen zu diesen schlichten Sendboten, die mit dem Ernste ihrer einfachen verständlichen Verkündigung die überzeugende Treue eigenen Wandels im Gottesgesetz verbanden." — Der Rechtstitel, auf welchen sich Wiclif und seine Anhänger stellten, war das allgemeine Priestertum.

Nicht so deutlich wie die Anhänger des Valdes und Wiclifs treten die Katharer aus dem Dunkel jener Zeiten hervor. Sie beriefen sich auf den Geistesbesitz, der ihnen das Recht zum Predigen gäbe. Von ihnen ausgehend oder in selbständiger Weise wirkend gab es eine ganze Reihe von mehr oder weniger schwärmerischen Predigern, ja Predigerinnen, deren Einfluß meist nur auf kleinere Kreise beschränkt blieb und wenig gesunde Art und Früchte aufwies.

Wie stellte sich zu alledem die Kirche in ihren maßgebenden Männern, Kundgebungen und praktischen Unternehmungen?

Es war eine ganz vereinzelte Meinung des Abt Giubert von Nogent († 1124): „Eigentlich sollte jeder fromme und gelehrte Mann lehren, auch wenn er nicht zum Lehrstand gehöre." Die offizielle Kirche lehnte in ihren Auslassungen jede Laienpredigt ab und verbot sie. Papst Julius III. stellte auf dem Konzil zu Verona 1183/84 die Laienpredigt unter den Bannfluch, ebenso Innocenz III. auf dem vierten Laterankonzil 1215. Alle Predigt sei abhängig von dem kirchlichen Auftrag (missio canonica). — Aber der Hunger nach der Predigt war groß, die Pfarrgeistlichkeit ihm in keiner Weise gewachsen, die Gefahr durch die „ketzerischen" Laienprediger drohend. Da zeigte sich die Gabe Roms, die nötigen Ausnahmen von der Regel zu finden, eine unvermutete Hintertür zu öffnen, wodurch man bei gutem Willen wieder einlassen konnte, was man zur Vordertür hinausgewiesen. Während nämlich das Konzil von Poitiers (1100) noch bestimmt hatte, daß kein Mönch sich Parochialgeschäfte anmaßen dürfe, unter denen ausdrücklich das Predigen genannt war, griff man nun

auf den Papst, als den obersten Träger des kirchlichen Auftrags zurück. Wem der Papst den Lehrauftrag gab, der konnte zuwider den früheren Bestimmungen „selbst ohne Wissen und Willen, ja trotz des ausdrücklichen Verbots des Bischofs predigen" (Johann XXII., 1319). Auf diesem Wege schuf man eine einflußreiche Gegenwirkung, welche dem Volksbedürfnis einigermaßen Rechnung trug und so der „ketzerischen" Prediger Wort und Werk unterdrückte.

Man versuchte es zunächst mit dem Verfahren, daß man Methoden und Personen den feindlichen Reihen entnahm. Papst Innocenz III. (1198—1216) „billigte das Predigen der Brüder des Humiliatenordens, da nach dem Apostel der Geist nicht gedämpft werden sollte, unter der Bedingung bischöflicher Aufsicht und inhaltlicher Beschränkung auf moralische Mahnungen. — Derselbe Papst suchte frühere Waldenser zu gewinnen, indem er ihnen gegen gewisse Bürgschaften die Ermächtigung gab, das apostolische arme Leben fortzusetzen, auch ihre Trachten und ihre Wanderpredigten beizubehalten, um ihre früheren Genossen wieder mit der Kirche zu versöhnen." Der Versuch gelang in manchen bedeutsamen Fällen.

Ein andres Verfahren, zwar auch mit Anwendung der Methode der Gegner, aber mit eignen Truppen „faßte den Katharern gegenüber ins Auge der spanische Bischof Diego von Osma nebst dem Subprior seiner Kathedrale Dominikus. Als Diego bei Montpellier Cisterziensermönche traf, die als päpstliche Legaten gegen die Ketzerei wirken wollten und sich beklagten, sie könnten durch Predigt nichts ausrichten, denn so oft sie den Häretikern predigen wollten, hießen diese sie schweigen, bis sie etwa den schlechten Wandel der Kleriker reformiert hätten; da gab er den Mutlosen den Rat, sie sollten nur ja nichts anderes tun, als mit glühendem Eifer predigen und, um die üble Nachrede unwirksam zu machen, das Beispiel der Demut geben, umherwandern ohne Gold und Silber und in allen Dingen das apostolische Vorbild befolgen. Dominikus nahm aus diesen, den Cisterziensern erteilten Ratschlägen Diegos seinerseits Ursache, in eine derartige Arbeit einzutreten und zu dem Zweck eine neue Mönchsgesellschaft zu verbinden." In dem Predigerorden (Dominikaner) begründete er mit Ermächtigung des Papstes Honorius III. den ersten Orden (1216), der das Ziel verfolgte, durch Predigt und Seelsorge allüberall wo nur möglich Ketzer zu bekehren.

Ungefähr gleichzeitig begründete der Laie Franziskus von Assisi (über seine Liebestätigkeit vergl. unten § 13) den nach ihm genannten Orden, der sich zwar in Mittel und Zweck mit den Dominikanern berührte, aber den Wandel in „apostolischer Armut" bis zum Bettlertum steigerte. „Es war ein Jahr, nachdem jene mit der Kirche versöhnten Waldenser unter dem Namen der »Katholischen« die päpstliche Bestätigung erhalten hatten (1208), als Franziskus von Assisi von Innocenz III. freie Bahn für die Ausübung der in ihm mächtigen frommen Triebe verlangte." Auch in ihm wirkte das Wort der Jüngeraussendung Matth. 10 wie einst auf Valdes. Nach mancherlei Zwischenstufen erfolgte die päpstliche Bestätigung der Regel (1223). „Die abendländische Christenheit

ward nun binnen kurzem von einem großen Heere von Predigern durchzogen, die von bischöflicher Aufsicht frei, als päpstliche Freischaren unter Direktion des Obergenerals in alle kirchlichen Provinzen sich verbreiteten. Der päpstliche Machtspruch verwandelte das Heer der Laienprediger in eine kirchliche Armee, die freilich in demselben Maße, wie sie die Kirche verteidigte, an der Auflösung der alten kirchlich-bischöflichen Verfassung und der Glaubenseinheit zu arbeiten angelegt war."

Von Einzelerscheinungen, welche in gleichem Sinn wirkten, sei nur Norbert von Xanten (um 1085—6. Juni 1134) erwähnt. „Als reicher, weltlich gesinnter Kanonikus in seiner Vaterstadt Xanten durch einen neben ihm einschlagenden Blitz im Innersten erschüttert, wandte derselbe sich in plötzlicher Bekehrung von dem weltlichen Treiben des Klerus ab, zog als Bußprediger umher und verzichtete, als man bischöflicherseits daran Anstoß nahm, auf seine Pfründe und seinen Besitz, vom Papste Gelasius II. die Vollmacht freier Reisepredigt erbittend. Gelasius erteilte ihm die Genehmigung dazu für die ganze Kirche, und so durchwanderte nun Norbert, von zwei Laienpredigern begleitet, als zur Buße rufender Volksprediger Frankreich, bis auf Drängen des Klerus Papst Kalixt II. die Vollmacht des Gelasius widerrief." Er wurde der Stifter des Prämonstratenserordens.

§ 13. Liebestätigkeit.

Aus dem Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstalt, wie es im vorigen Zeitraum bestand, wuchs im Mittelalter die **Alleinherrschaft des Anstaltlichen** hervor. Das Nebeneinander beider Gestaltungen der kirchlichen Liebestätigkeit war nicht zum Miteinander und Füreinander geworden. Dem Gesamtzug der Zeit folgend, bildete sich nun alles zu anstaltlichen Formen aus. Als ein bezeichnendes Beispiel dieser Veränderung mag die Bedeutung des Wortes Matrikel angeführt werden. So hieß früher das Verzeichnis der von der Kirche unterstützten Armen; jetzt dagegen das Haus, in welches man die zu Verpflegenden aufnahm.

Unter der fast verwirrenden Vielheit und Vielartigkeit der betreffenden Erscheinungen tritt vor andern das klösterliche Hospital hervor. Wir dürfen uns darunter nicht eine Krankenheilanstalt im heutigen Sinn vorstellen, sondern es war eine Anstalt, welche allen Hauptanforderungen, die man an die Mildherzigkeit der damaligen Zeit stellte, zumal zu entsprechen suchte. In der Hauptsache bestand es aus einem Krankenhause für die Klosterangehörigen, einem Hospiz für Fremde und einer Elendsherberge für Arme. In einem der größeren und vorbildlichen Klöster des Mittelalters, in Clugny, bestanden in betreff des Krankenhauses für die Klosterangehörigen folgende Einrichtungen. „Morgens berät der Siechenmeister mit dem Cellerarius, womit die Kranken wohl am besten zu erquicken sind. Dann geht er in die Küche, das Nötige anzuordnen. Was die Kranken übrig lassen, setzt er in einen Schrank, in dem er auch

Obst, Pfeffer, Zimt, Ingwer und heilsame Kräuter aufbewahrt, um sie für die Kranken bereit zu halten, wenn diese ein plötzliches Leiden ankommen sollte. Nach dem Komplet (dem letzten Stunden-Gebet am Tage) trägt er Weihwasser hinein, besprengt damit die Betten und sieht noch einmal nach, ob die Kranken etwas bedürfen. Zur Hilfe hat er drei Diener. Zwei schlafen vor der Tür und dienen bei Tisch, müssen sich aber, wenn die Kranken essen, zurückziehen, damit sie das Gespräch nicht hören. Der dritte hackt Holz und heizt ein." Diese Klosterkrankenhäuser haben einen förderlichen Einfluß gehabt auf die gesamte Krankenbehandlung. — An eines Klosters Pforte klopften aber auch viele Fremde an, reiche und arme, zu Pferde und zu Fuß reisende, Ordensbrüder mit irgend einem Auftrag, Boten mit Briefen, Pilger und Händler, Abenteurer und Bettler. Die vornehmeren Gäste unter ihnen wurden im Hospiz aufgenommen. Dasselbe war oft ein großer Raum, in der Mitte ein Eßsaal, auf der einen Seite desselben Zimmer für die Betten der Männer, auf der andern für die der Frauen und Kinder; außerdem Gelasse für die Pferde. Das Hospiz hat einen eigenen Vorsteher, dem der Cellerarius alles zur Verpflegung der Fremden Nötige unweigerlich zu geben hat. Ja, wenn der Cellerarius nicht da ist, darf der Vorsteher des Hospizes die Gefäße erbrechen, in welchen er das Zweckdienliche vermutet. Für die Gäste brennt die ganze Nacht Licht, und ehe sie abreisen, werden die Eisen ihrer Pferde nachgesehen und nötigenfalls diese neu beschlagen. — In der Elendsherberge der Armen werden zwei Klassen von Menschen verpflegt: einmal dauernd eine Anzahl Bedürftiger; und sodann die vorübergehend Anwesenden, Reisende, Kranke, Arme geringeren Standes. Auch dieser Teil des Klosters hat seinen eigenen Vorsteher. Ein Zehntel der Einnahme des Klosters wird für diese Barmherzigkeitsübung verwendet. Auch bei der Abreise erhalten die Gepflegten noch Wegzehrung.

Je länger desto mehr fand diese letzte Abteilung des klösterlichen Hospitals besondere Ausbildung. Es wurden namentlich in den Städten zahlreiche Pfründhäuser gestiftet und diese wieder durch einzelne Stiftungen für Spezialzwecke ausgestattet und bereichert. Denn die Insassen empfingen in diesen Häusern nicht ihren ganzen Unterhalt, sondern Wohnung und etwa ein bestimmtes Quantum Brot. So war es denn eine erwünschte Sache, daß durch einzelne Stiftungen Fleisch, Speck, Gemüse, Wein, Feuerung 2c. zu dem ersteren hinzukam. Was etwa fehlte, mußten sich die Bewohner sonst erbetteln.

Als eine besondere, gegen Ende des Mittelalters immer mehr aufkommende Art von Anstalten sind die städtischen Hospitäler zu erwähnen. Sie sind Stiftungen von einzelnen, von Korporationen oder der Bürgerschaft. Vielfach bildeten die Insassen selbst eine Bruderschaft oder wurden von einer solchen gepflegt. Oder man bestellte einen Spitalmeister, dem die nötigen Hilfskräfte und Bedienstete beigegeben wurden. Auch über die andern in ihrem Bereich liegenden Spitäler versuchten die Magistrate allmählich, namentlich gegen Ende dieses Zeitraums, ihre Herrschaft auszudehnen. Mißstände der früheren kirchlichen Verwaltung, sowie der Wunsch, alles, was zum Nutzen und

zur Einflußerweiterung der Stadt und ihrer Obrigkeit dienen konnte, in einer Hand zu vereinigen, wirkten wohl dabei zusammen.

Unter den Hospitälern für eine besondere Klasse von Kranken nehmen die für die Aussätzigen wohl das meiste Interesse in Anspruch. Der Aussatz wurde hauptsächlich durch die Kreuzzüge ins Abendland geschleppt. Die Krankheit hatte eine große Verbreitung erlangt; man schlägt die Zahl aller Aussätzigenhäuser in der Christenheit auf 19000 an; die meisten nur klein, mit etwa 12 Insassen, manche auch groß. Viele dieser Kranken lebten auch ganz einsam in Hütten auf dem Felde. Genesung war bei den leichteren Formen nicht ganz ausgeschlossen. Die meisten gingen jedoch elend zu Grunde. Das Erbarmen wendete sich in besonderem Maße ihnen zu, sie hießen u. a.: „die guten Leute", „Gottes Sieche". Die Absonderung von den Gesunden wurde unter ergreifenden kirchlichen Gebräuchen vorgenommen.

Gegen das von den Bewohnern der Pfründhäuser wie auch anderer Hospitäler geübte Betteln hatte man um so weniger Bedenken, als man das Betteln auch als eine Art von Beruf ansah. Der Bettler macht sich um seine Mitchristen verdient, da er ihnen Gelegenheit schafft, Almosen zu geben. Da waren zuerst die Armen, Krüppel, Lahmen, Blinden ꝛc. Sie saßen und standen auf den Plätzen der Städte, namentlich an den Kirchentüren, suchten ihre Leiden recht in die Augen fallend zu machen, oder brandschatzten die Landbewohner. Da erschienen Kollektanten für alle möglichen Zwecke, die Bettelmönche voran, Geistliche, welche für ihre Kirche, für ein Altartuch, ein Meßtuch sammelten u. s. w. Unter allen diesen Arten von Bettlern waren nicht wenige Schwindler und Gauner. Wie kam's zu diesem starken Anwachsen des Bettels? Je fester die Stände und Berufsarten gegeneinander abgegrenzt waren, desto schlimmer sah es für solche aus, die durch Führungen und Fügungen von allerlei Art einmal aus den regelrechten Bahnen hinausgedrängt waren. Sie konnten nicht leicht den Weg in ihre früheren Verhältnisse zurückfinden. So schlossen sie sich denn zu einer Art Bettlerzunft zusammen, die auch wieder ihre eigenen Ordnungen hatte. Dazu kam das Anwachsen des Besitzes der toten Hand, Mißstände der Wucherwirtschaft u. s. w. Der Hauptschaden aber waren die falschen Anschauungen von Arbeit, Eigentum und Almosen, welche damals die Geister beherrschten. Weit erhaben über der Arbeit des gewöhnlichen Berufs standen selbsterwählte Werke besonderer Heiligkeit. Sich des Eigentums zu entäußern war christlicher, als es zu besitzen und zu verwalten. Almosengeben war an sich selbst ein gutes Werk, ganz unangesehen, wem man gab. So fand der Bettler bei allen Gläubigen und der Kirche Gehorsamen den Tisch gedeckt. Er erwies durch Annahme des Almosens ebensoviel Wohltat als der Spender desselben. Solange diese Gedanken allgemeine Gültigkeit hatten, konnte nichts dem Bettlerstrom Einhalt tun. — Gerade an dem Bettelunwesen ist ersichtlich, wie auch keine Spur der altkirchlichen Gemeindepflege mehr vorhanden war. Notständen gegenüber, welche man nicht in Anstaltsfürsorge nehmen konnte, war man rat- und hilflos, oder man ergriff solche Auskunftsmittel,

wie das Ausstreuen von Almosen, bei denen es zu einer Armuts-, aber nicht zu einer Armenpflege kam, und welche das Übel auf die Dauer nur größer machten.

Mit den Anstalten war nur die Grundlage, gleichsam das Haus der Liebestätigkeit hergestellt. In den Orden und Genossenschaften haben wir das Anstaltspersonal vor uns. Beides aber, die Anstalt und der Pflegeorden, sind nur den Armen, Elenden, Kranken zu Dienst vorhanden und in Tätigkeit. — Als Nebenzweck kam irgendwelche Liebestätigkeit wohl bei allen Klöstern vor. Für uns handelt es sich hier nur um Nennung derjenigen Orden, deren einziger oder Hauptzweck irgendwelche Liebesübung war.

Da sind vor allem die ritterlichen Spitalorden zu nennen, deren Blüte in die Zeit der Kreuzzüge fiel. So der Johanniterorden, ums Jahr 1100 entstanden. Sein erster bekannter Meister, gewöhnlich als Stifter genannt, hieß Gerhard und stand dem Hospital in Jerusalem vor. Um die Pilger zu geleiten und zu schützen, verband sich bald mit dem Spitaldienst der Waffendienst, welch letzterer beim inneren Sinken des Ordens später in den Vordergrund trat. Alle Brüder legten die drei Mönchsgelübde ab. Die Kranken wurden als die Herren des Hauses und der Brüder angesehen und hatten in allem den Vorzug vor diesen. Alle anderen ritterlichen Spitalorden sind Nachbildungen des Johanniterordens, so auch der Deutschorden.

Ihnen traten etwas später an die Seite die bürgerlichen Spitalorden. In den ritterlichen Orden konnten alle Nichtritter nur eine Stellung als dienende Brüder erlangen. Das führte mit dem Erstarken des bürgerlichen Geistes in den Städten zur Gründung solcher Orden, in denen nichtritterbürtige Leute volles Heimatsrecht hatten. Unter diesen Orden sind namentlich hervorzuheben: die Kreuzträger, um 1160 in Bologna gestiftet; die Antoniter („Tönniesherren"), beim Volk die beliebtesten, denen man am meisten gab, wollte man sich doch gern die Gunst des großen Heiligen erwerben, der die Gesundheit bei Menschen und Vieh schützte, und bei dem man Hilfe zu finden hoffte gegen die furchtbare Entzündungskrankheit, das Feuer des heiligen Antonius; der Orden des heiligen Geistes, zwar nicht von Rom ausgegangen, aber doch dort seinen Mittelpunkt findend, von weitumfassender Wirksamkeit.

Im Vergleich mit den Orden nahmen die Beghinen und die Begharden, sowie die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben eine unsichere und schwankende Stellung zur Kirche ein. Die Beghinen sind in den Niederlanden entstanden. Der Priester Lambert le Bègue in Lüttich soll sie gestiftet haben, um 1175. Sie führten ein gemeinsames Leben ohne Klostergelübde unter einer Meisterin. In solchem Leben vor den Stürmen der Zeit bewahrt zu sein, war die erste Absicht. Zur Ausfüllung dieses Lebens ergab sich mancherlei Arbeit als Broterwerb oder als Liebesdienst (Krankenpflege in Spitälern und namentlich in Privathäusern). Zwei Jahrhunderte später, um 1375, entstanden die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Ihr Stifter war Gerhard Groot von Deventer, ihr erster

Organisator Florentius Radewins, ihr bekanntester Schriftsteller Thomas a Kempis. Ihr Leben war in ähnliche halbklösterliche Formen gefaßt, wie sie bei den Beghinen bestanden. Bedeutsam ist bei ihnen die Verwerfung des Bettels, die Hochachtung der Arbeit, die Sorge für das Seelenheil des Nächsten (nicht nur leibliche Hilfe). — Eine gewisse Verwandtschaft mit ihnen haben die Alexianer. Sie sind in freiwilliger Armut und Gemeinsamkeit lebende Laien, meist niedern Standes, halten sich ganz zur Parochialkirche und ordnen sich ebenso ganz der bürgerlichen Gewalt unter. Der Stadtrat verfügt über sie, gibt ihnen Ordnungen, regelt ihre Hauptarbeit, die Krankenpflege. Charakteristisch ist, daß ihr Siegel in Halberstadt die heilige Anna und Maria mit dem Christkind und darunter das Stadtwappen zeigt. Sie sind um 1400 gestiftet und nennen sich nach Alexius (der Sage nach der Sohn eines reichen Römers, der all sein Gut den Armen gab, die Welt bettelnd durchzog und zuletzt 17 Jahre ungekannt als Bettler vor dem Hause seines eigenen Vaters lag).

Rein weltlichen Ursprung, wenn auch vielfach kirchliches Gepräge und kirchliche Formen, hatten die Genossenschaften, welche der Armen- und Krankenpflege mit dienten. Man hat sie mit den modernen Vereinen verglichen. Jedoch besteht der Unterschied, daß unsere Vereine hauptsächlich nur zu einem bestimmten Zweck zusammentreten; abgesehen von demselben, haben die Mitglieder nichts miteinander gemein. Die mittelalterliche Genossenschaft dagegen nahm zunächst den ganzen Menschen in Anspruch, und von hier aus kommt es dann zur Verfolgung einzelner Zwecke. Dahin gehören die Schutz-, Kaufmanns- und Handwerkergilden. Anfangs konnte man nur Mitglied einer solchen Verbindung sein, später mit dem Hervortreten der Einzelzwecke lockerten sich die Bande. Namentlich in den Zünften fand dies Genossenschaftswesen eine Ausbildung bis ins kleinste; die Glieder der Zunft halfen einander in allen Nöten. Auch die Gesellen hatten ihre Bruderschaften wie die Meister ihre Zünfte. Als Bruderschaften pflegten sie gewisse geistliche Übungen, daneben aber hatten sie auch Unterstützungskassen. Auch die Geistlichkeit hatte Ähnliches an den Kalanden (kirchliche Zusammenkünfte an den „Kalenden“, d. h. am Monatsanfang, daneben Förderung der Standesinteressen).

Als Persönlichkeiten, welche in Barmherzigkeitswerken berufsmäßig oder zeitweilig tätig gewesen sind, könnte man eine sehr große Zahl anführen, weil der Charakter einer ausgebreiteten Wohltätigkeit in der Form des mönchischen Wesens der ganzen Zeit aufgeprägt war. Allein viel Eigenartiges ist von den einzelnen nicht zu berichten. Sie gingen alle in denselben Bahnen; wer einige kennt, kennt sie alle. Es seien deshalb nur einige wenige möglichst bedeutsame und eigenartige genannt und etwas ausführlicher geschildert.

Karl der Große (regierte 768—814) war ein Herrscher, welcher sich nicht nur um das Große, sondern auch um das Kleine in seinem Reiche kümmerte (z. B. welche Obstsorten auf seinen Gütern gebaut werden sollten und wie es mit der Aufzucht der Fohlen stehe). Und bei der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche unter seinem

Scepter, griff er auch sehr nachdrücklich in die reinkirchlichen, sowie namentlich jene Gebiete ein, welche, wie das Armenwesen, sowohl Staat wie Kirche angehen. So dringt er darauf, daß in seinem Reiche jedermann den Katechismus ordentlich lerne, ermahnt die Geistlichen, sich die nötige Bildung zu erwerben, schreibt ihnen vor, was sie predigen sollen: „Es sind die einfachsten Sätze aus dem ersten und zweiten Glaubensartikel, dann aber wird der stärkste Nachdruck auf den Satz von der Vergeltung gelegt, daß die Gottlosen mit dem Teufel in das ewige Feuer geworfen, die Gerechten mit Christo in das ewige Leben eingehen werden. Zuletzt sollen dem Volke die Sünden vorgehalten werden, die in die Verdammnis bringen, und es zu guten Werken, darunter neben der Keuschheit auch Güte und Mitleid, Almosen und Beichte, eindringlich ermahnt werden". — In betreff der Almosen ging der Kaiser mit dem besten Beispiele voran. Die der Kirche in den vorherigen wilden Zeiten geraubten Güter gibt er, soviel möglich, derselben in der Art zurück, daß die bisherigen Eigentümer sie forthin gegen Zins zu Lehen hatten. Er selbst machte großartige Schenkungen; so fallen unter seiner Regierung dem Kloster Lorsch 266 derselben zu, vorher im ganzen nur 284, und unter Ludwig dem Frommen 233. Welche Motive dabei zur Geltung kamen, mag uns der Freund Karls des Großen, Alkuin, sagen: „Die Erlösung des Mannes sind seine eigenen Reichtümer. Wenn wir das Geld lieb haben, so laßt es uns voranschicken in den Himmel, wo es uns aufbewahrt werden wird!" „Laßt uns in der gegenwärtigen Welt Schätze hingeben, daß wir sie in der zukünftigen besitzen. Denn die Hand der Armen ist die Schatzkammer Christi. Es gibt keinen besseren Hüter des Reichtums als Christus". — Das Gebot, den Zehnten an die Kirche zu geben, schärfte er mit Nachdruck ein und ging selbst mit seinem Beispiel voran. Der Zehnte gelangte nicht in die Hand des Bischofs, wie früher, sondern er kam der einzelnen Parochie zu gute. Er wurde in drei Teile geteilt: für Kirche und Gottesdienst, für den Geistlichen persönlich, für Arme und Fremde. Die frühere Vierteilung blieb nur bei den begüterten Kathedralkirchen bestehen. Mit dieser Bindung der Armenpflege an kleine, übersehbare Distrikte war ein neuer Grundsatz aufgestellt, den Karl auch auf rein weltlichem Gebiete durchführte nach der Regel: Jeder Grundherr muß für die von ihm abhängigen Leute sorgen. Ergaben sich besondere Schwierigkeiten, wie in Teuerungszeiten, so schrieb er eine Armensteuer aus, mit deren Ertrag für alle besonderen Fälle Hilfe geschafft werden konnte. Das Betteln war ausdrücklich verboten: kein Grundherr soll leiden, daß seine Armen bettelnd im Lande umherziehen, und keiner soll einem Bettler, der nicht arbeiten will, etwas geben. — Endlich nahm der Kaiser auch noch die allgemeine Wohltätigkeit in Anspruch. In einem Ausschreiben von 802, das eine Art Predigt des Kaisers an das ganze Volk ist, ermahnt er eindringlich: „Liebet euren Nächsten wie euch selbst und reicht nach euren Kräften den Armen Almosen dar. Die Fremden nehmt in eure Häuser auf, besucht die Kranken, übt an den Gefangenen Barmherzigkeit". Die Geistlichen

sollen darin vorangehen und viermal im Jahr öffentlich, des Beispiels halber, Almosen austeilen. Der Kaiser selbst war im höchsten Maße wohltätig. An seinem Hofe sammelte sich eine solche Masse von Bettlern, daß, wie Einhard sagt, nicht bloß dem Palaste, sondern auch dem Reiche eine Last daraus erwuchs. Es waren auch eigne Aufseher bestellt, die für sie zu sorgen, aber auch darauf zu achten hatten, daß sich keine Heuchler und Betrüger einschlichen. Karl betrachtete sich kraft seines Amtes als Beschützer der Witwen und Waisen. Ganz besonders nahm er sich der Fremden und Reisenden an. Weit über des Reiches Grenzen erstreckte sich seine Freigebigkeit; er unterstützte die Christen in Karthago und Alexandrien und ließ in seinem Reich für Jerusalem Gaben sammeln. — „Die Armenpflege Karls ist keine rein kirchliche, sie ist in gewissem Sinn der erste Versuch einer bürgerlichen Armenpflege, und kommt als solche 700 Jahre zu früh, sie ist aber auch keine rein bürgerliche, sondern trägt, wie die Regierung Karls überhaupt, einen gemischten, staatlich-kirchlichen Charakter. Eng schließt sie sich an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse an. Die alte kirchliche Armenpflege durch den Bischof mit seinen Diakonen paßte dafür nicht mehr. Sie war auf städtische Gemeinden und einen ganz andern Kulturstand berechnet. Karls Anordnungen haben überall ein ackerbauendes Volk im Auge. . . . War die kirchliche Armenpflege mehr und mehr in ein bloßes Almosengeben ausgeartet, so erstrebt Karl ein Höheres, eine wirkliche Versorgung der Armen und, was damit immer Hand in Hand geht, eine Beseitigung des Bettels. Die Anfänge, die damit gegeben waren, fortzusetzen, dazu hätten Kaiser wie Karl selbst gehört". Wie sein Reich, so zerfielen auch diese weitschauenden Anfänge unter seinen Nachfolgern. So hatte das Alte mit durch ihn einen Todesstoß, das Neue aber keine bleibende Dauer empfangen. Auf die Armenpflege des Mittelalters haben seine Anordnungen keinen durchgreifenden Einfluß gehabt. Er war damit seiner Zeit zu sehr vorausgeeilt.

Franziskus von Assisi war der Stifter des bekannten, nach seinem Namen benannten Bettelordens (Nachbilder davon die Dominikaner, Augustiner und Karmeliter). Er hat einen großen Einfluß auf die Liebestätigkeit des ganzen Mittelalters ausgeübt, indem er die seine Zeit bewegenden Gedanken zusammenfaßte und ihnen zu allseitiger Durchführung im Leben verhalf. — Wir erfahren von ihm eine Fülle von Barmherzigkeitswerken, z. B. er nimmt einer armen Frau ihr Holzbündel ab, um es selbst in ihre Hütte zu tragen; er gibt im strengsten Winter einem Nackten seinen Mantel und antwortet einem Bruder, der, ihn an seine Kränklichkeit erinnernd, es ihm wehren will: „Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosenier achten, wenn ich, was ich habe, nicht den Dürftigen gäbe". Als Franziskus einst über Feld ritt, begegnete ihm ein Aussätziger von ganz besonders widerlichem Ansehen. Unwillkürlich schrak der Heilige zusammen und wandte sich ab. Aber sofort sich selbst darüber strafend, sprang er vom Pferde, lief auf den Kranken zu und umarmte ihn. Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt, Gott mit lauter Stimme

Loblieder singend, weiter. — Aber nicht derartiges Einzeltun ist das Bedeutsamste an Franziskus. Darin waren ihm nicht wenige andere ähnlich. So finden wir auch nicht ausnahmsweise viel Liebeswerke bei seinem Orden. Aber die Erweckung, welche von ihm ausging, die Eigenart des christlichen Lebens, welches er forderte und förderte, hat wie nichts anderes antreibend und befruchtend auf die mittelalterliche Barmherzigkeitsübung gewirkt. Er hat den Boden gepflegt, wenn nicht geschaffen, aus dem unzählige Anstalten und Stiftungen erwuchsen. Welches war nun seine Besonderheit? Schon früher war das Mönchschristentum als das höhere, über dem der Laien stehende angesehen worden. Durch Franziskus wurde das Mönchswesen auch zum Ideal der Laien gemacht. Unzählige des niederen Volkes, das bis dahin ziemlich stumpf und tot war, wurden dafür gewonnen, und durch den sogenannten dritten Orden eine Einrichtung geschaffen, wonach man, äußerlich in der Welt lebend, doch möglichst ein Mönchsleben führte. Das Klosterdach wurde gleichsam über die ganze Christenheit ausgebreitet. — Der innerste Kern des hier empfohlenen Lebensideals war aber Armut. In der Kirche zu Assisi findet sich von Giotto gemalt ein Bild, welches die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellt. Diese erscheint als ein zerlumptes Weib mit nackten Füßen auf Dornen wandelnd, während hinter ihr Rosen aufsprießen. Christus selbst gibt das Paar zusammen, seitwärts stehen Glaube und Liebe, der Glaube reicht den Trauring dar. Damit ist das innerste Herz der religiösen Gedanken des Franziskus gekennzeichnet. Die Armut ist zur Heiligen geworden, mit der man sich aufs nächste verbinden muß. Der Besitz ist nicht direkt Sünde, aber steht unter dem Verdacht der Sünde. Dem Bild stehe ein Wort zur Seite. Franziskus gibt seinen Mönchen, die er auf den Bettel anweist, die Worte mit auf den Weg: „Den ihr um ein Almosen bittet, dem bietet ihr die Liebe Gottes", d. h. der Almosenempfänger ist ein mindestens ebenso großer Wohltäter als der Spender.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207—19. Nov. 1231). Als Kind schon kam die ungarische Königstochter, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, auf die Wartburg; und alsbald, noch in der zartesten Jugend, erzeigte sich ihre Frömmigkeit vornehmlich auch im Herabsteigen zu dem Elend: armen Kindern steckte sie ihre kleinen Gewinnste, Bettlern am Tor Brot und Speise zu, die sie aus der Küche für sie holte. Dabei ertrug sie Spott und Hohn über ihr unfürstliches Benehmen mit größter Geduld. — Mit vierzehn Jahren schon wird sie Ludwigs Gemahlin. Er wußte die Perle zu schätzen, welche er an ihr gefunden. Als nur ihrem gleichgesinnten Gatten verantwortlich, konnte sie nun dem tiefsten Zug ihrer Seele, der zu den Armen und Leidenden ging, folgen. Die Elisabeth von der Wartburg strahlt in diesen ersten Jahren ihrer Ehe in dem reinsten Licht: ihrem Gemahl in zartester Liebe ergeben, in seiner Gegenwart und ihm zuliebe sich schmückend, in seiner Abwesenheit Witwenkleider tragend, allezeit aber Herz und Hand weit offen für alle Bedrängten, Bettler, Arme, Kranke konnten stets auf ihre Hilfe zählen. Bei armen

Kindern vertrat sie Patenstelle, froh des Rechtes, nun auch für sie sorgen zu dürfen. In dem Sommer, den ihr Gemahl in Italien zubrachte, speiste sie täglich 300 Arme. Für die Kranken, welche den Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie ein Hospital in Eisenach ein, in dem 20 Personen Pflege fanden, die sie täglich besuchte. Ein anderes Haus hatte sie für arme, darbende Kinder bestimmt und bewies ihnen mütterliche Liebe und Treue; gerade mit den elendesten und entstelltesten befaßte sie sich am meisten. Dumpfe, verdorbene Luft war ihr sonst ein Greuel, den Dunst der Krankenstube ertrug sie mit Geduld und Heiterkeit. Wenn sie sonst nichts mehr hatte, verschenkte sie ihre seidenen Kleider, damit sie von den Armen verwertet würden. Als man sie deshalb bei dem heimkehrenden Gemahl verklagte, sagte dieser: Lasset sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich tun, so viel sie will, wenn uns nur Wartburg und Naumburg zu unserer Herrschaft verbleiben! — Bald erwählte sie den Konrad von Marburg zu ihrem Beichtvater und Seelenführer. Welchem Orden er angehörte, ist nicht sicher. Jedenfalls war er ganz von dem mönchischen Lebensideal der Selbstvernichtung ergriffen und machte seine Grundsätze bei Elisabeth, einer nur allzu willigen Schülerin, mit Härte, ja Grausamkeit geltend. Ihr Gatte hatte in die Wahl Konrads gewilligt, vorbehaltlich seiner eigenen Rechte an Elisabeth. So ließ er also Konrad walten, wenn auch dessen Vorschriften schon stark über jedes vernünftige Maß gingen. Elisabeth durfte z. B. nichts genießen, was nicht auf den eignen Gütern gewachsen, sondern etwa aus den unter Umständen mit Gewalt eingetriebenen Steuern gekauft war. Aber erst nach des Landgrafen auf einem Kreuzzug plötzlich erfolgtem Tod wurden Konrads Ansprüche und Elisabeths Leben völlig widernatürlich und unerträglich. Von der Wartburg durch ihre neidischen und thronräuberischen Verwandten vertrieben, lebte sie meist in Marburg in ekstatischem Gottschauen, tiefster Erniedrigung, in einem Häuschen von Holz und Lehm, im grauen Kleid der Franziskanerinnen, Kranke pflegend und unter der eisernen Zuchtrute Konrads stehend, der einen willenlosen Leichnam aus ihr machte. So hatte er ihr verboten, Aussätzige zu berühren. Als er erfuhr, daß sie ein aussätziges Mädchen in ihr Haus aufgenommen, ihr das Bett mache, sie speise und wasche, griff er mit eigner Hand ein. „Gott vergebe mir's", schreibt er darüber, „ich habe sie aufs heftigste gestraft" (durch Geißelung). Alle Strafen nahm sie willig hin. Selbst bei ihren Tränen, die der Schmerz ihr auspreßte, wurde ihr Angesicht nicht entstellt, als ob dieselben wie aus einem lautern und fröhlichen Quell entsprängen. Auch gegen ihre Kinder, von denen sie sich getrennt hatte, machte sie sich hart: „Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andere Nächste. Ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt; Schmähung, Verleumdung, Verachtung bringt mir Lust, ich liebe nichts als Gott allein!" — Diese Elisabeth von Marburg gewinnt uns evangelischen Christen weit weniger das Herz ab. Auch sie war ja innig fromm, demütig, voll Liebe Gottes und der Menschen, aber auch ein Opfer der Mächte ihrer Zeit und eines greulichen

mönchischen Irrglaubens. Namentlich, daß sie ihre Kinder andern überließ und selbst Fremde pflegte, zu dem Raub, der an ihrem Sohn, zu dem Unrecht, das an ihrem Land begangen wurde, schwieg, zeigt die Verirrung ihres Lebensweges. Man hat mit Recht gesagt: „Wir haben eine Heilige mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger".

Fünftes Kapitel: **Reformation und Orthodoxie.**

(Etwa 1500—1650.)

§ 14. Reformbewegung.

Sämtliche Reformversuche der früheren Zeit finden in der „Reformation" Luthers, seiner Mitarbeiter und Nachfolger ihren Abschluß, ihren Höhepunkt, ihre Wahrheit; alle Reformversuche einer späteren Zeit finden hier ihren Maßstab, ihren Lebensquell, der selbst wieder aus dem Urquell der apostolischen Zeit fließt. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den äußeren Verlauf der Reformation zu erzählen. Es handelt sich vielmehr um das für unsern Zweck nötige Verständnis der Tatsachen.

Alle früheren Reformbestrebungen krankten daran, daß sie den Schaden der Kirche entweder nur in Äußerlichkeiten oder in Einzelheiten suchten. Man kurierte an Symptomen oder einzelnen Gliedern des kranken Kirchenkörpers herum, statt eine völlige Blutreinigung oder Bluterneuerung zu erstreben.

Luther dachte anfangs gar nicht an eine Reform der Kirche. Aber es war sein innerstes Lebensbedürfnis zu wissen: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Indem er in der Gerechtigkeit des Sünders aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben die Antwort auf diese Frage seiner eignen Seele fand, hatte er die Befriedigung des tiefsten Bedürfnisses für alle gefunden. Denn jene Frage war die Frage aller einzelnen und zugleich die Frage der ganzen Kirche. Die richtige Lebensantwort auf diese Frage hilft allem religiösen Notstand ab.

Und wenn das religiöse Fundament in Ordnung ist, erbaut sich auf ihm eine gesunde, zunächst persönliche Sittlichkeit. Der Glaube treibt die rechte Liebe hervor; das rechte Erfassen des himmlischen Berufs lehrt den Erdenberuf recht würdigen und ausüben. Der Christ ist im Glauben ein freier Herr aller Dinge und in der Liebe jedermanns Knecht. Unser Erdenleben als eine Himmelsschule verlangt nicht Taten selbsterwählter, absonderlicher Heiligkeit, sondern die schlichten und unscheinbaren Werke unsres gottgegebenen Berufs. Nicht dazu hat Gott uns Eigentum gegeben, daß wir uns desselben entäußern, sondern daß wir es recht verwalten. Nicht zum Bettel sind wir berufen, sondern zur Arbeit.

Von hier aus gestaltet sich auch die Sittlichkeit des Gemeinschaftslebens ganz neu. Die Kirche ist die Gemeinschaft der um ihren Herrn gesammelten Gläubigen, in welcher die Gnadenmittel Wort und Sakrament recht gespendet werden. Sie ist nicht eine Mittleranstalt, welche sich zwischen das Haupt und die Glieder schiebt. Der im Glauben an Christum seines Heils Gewisse hat nun keinen Menschen und keine Gemeinschaft von Menschen mehr nötig, welche ihm die Seligkeit garantieren. Er hat freien Zugang zum Vater als Gotteskind und bedarf keiner Fürsprache eines Mitsünders. — Familie und Ehe ist nun keine Gemeinschaft mehr, die nur um der Erhaltung des Menschengeschlechts und um der menschlichen Schwachheit willen zugelassen ist, der man aber besser entsagte, sondern sie ist die Wirkungsstätte, in welcher zuerst im irdisch-gemeinschaftlichen Leben alle christlichen Tugenden zur Auswirkung, Entfaltung und Frucht kommen. — Staat, Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe u. s. w. sind nun nicht mehr die gehorsamen Knechte der Kirche, welche lediglich von ihr Gesetze diktiert bekommen und Anweisungen empfangen, sondern freie Bildungen des natürlichen Lebens, in welchen Christen, mit den kirchlichen Gnadengütern gespeist und gepflegt, ihr irdisches Tagewerk vollbringen und den in ihnen lebenden christlichen Geist, sobald es sich um Sittliches handelt, zur Geltung bringen.

Alle diese Gedanken sind Ausstrahlungen der Glaubensgerechtigkeit. Die Reformation fand dieselben in der heiligen Schrift, teils als Heilsgeschichte, teils als Heilslehre. Um diesen Kraft- und Lebensquell für alle einzelnen und für die Kirche zu öffnen und zu sichern, wurde die Bibel in die Volkssprachen übersetzt, einem jeden Recht und Pflicht der Bibelforschung eingeschärft und auch das ganze kirchliche Leben auf die Grundlage der Schrift gestellt. (Material- und Formalprinzip der evangelischen Kirche).

Für die Innere Mission ist die Reformation der Mutterboden, ohne den sie nicht zu denken ist. In der Reformation begegnen sich die drei Elemente der Inneren Mission: das reformerische, das diakonische und evangelisatorische, aber nur so, daß die beiden letzteren in der gesamten grundlegenden Umgestaltung mit gegeben sind neben vielen andern Zweigen des kirchlichen Lebens (Gottesdienst, Verfassung, Volkserziehung u. s. w.). Die Reformation nahm eine vollkommen richtige Stellung, prinzipiell und praktisch, zu Liebeswerken und Wortverkündigung ein. Aber wie so manche andre hoffnungsreiche Blüte jener Zeit sind auch diese beiden Lebensregungen nicht ausreichend gepflegt worden und dadurch allmählich verkümmert und verdorrt — ein Schade, der sich bei der gesamten Umwälzung des Volkstums im 19. Jahrhundert ganz besonders verderblich geltend machte, weil er die Kirche in wichtigen Lebens-Beziehungen lahm legte. Um segensreich in diesen Entwicklungsprozeß eingreifen zu können, hätte durch den Dienst der Kirche die Liebesgesinnung und das mannhafte Wortzeugnis innig gepflegt, reichlich und praktisch entfaltet werden müssen. Aber die Zeitforderungen fanden die Kirche auf diesen Punkten nicht gerüstet.

Das Zeitalter der Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) brachte nichts

Neues zu dem in der Reformation Gewonnenen hinzu. Aber man bildete die rechte Lehre so ausschließlich oder doch so überwiegend aus, daß die übrigen Seiten des Kirchenwesens darüber vernachlässigt wurden. Man leistete auf diesem engen Gebiet eine großartige Arbeit, aber diese konnte kein Ersatz für die Verkümmerung und Vertrocknung der anderen Lebensäußerungen sein. Die Ausbildung der Lehre nahm alles Interesse in Anspruch, die Lehrkämpfe hinderten den Aufbau des Gemeindelebens in Liebe und gegenseitigem Dienen; die Herrschaft der Theologen machte die Laien immer unmündiger, statt daß man sie zu freier Betätigung erzogen hätte. Dazu kamen die Schrecken des dreißigjährigen Krieges (1618—1648), der an hunderten und tausenden von Orten in Deutschland den ruhigen Fortgang der kirchlichen Arbeit hinderte, vielfach aufs äußerste erschwerte, ja oft zeitweilig ganz aufhob. In diesen Bedrängnissen durften zwar viele Gemeinden große Treue von seiten ihrer Pastoren erfahren; das evangelische Kirchenlied erlebte eine neue Blüte (Paul Gerhardt u. s. w.). Aber den Gesamtcharakter der kirchlichen Zeit konnte das wohl hie und da lindern, aber nicht im Grund ändern.

§ 15. Wortverkündigung.

Wie man sich überhaupt in der Reformationszeit auf die im Neuen Testament dargelegten Grundsätze und Einrichtungen der christlichen Urkirche besann und an ihnen das Hergebrachte und in tatsächlicher Geltung Stehende maß, so geschah es auch mit der Wortverkündigung.

Luthers Stellung war demgemäß in der Hauptsache folgende. Er erkennt ein unveräußerliches christliches Urrecht zur Wortverkündigung an. „So erhebt sich denn hier eine Frage: ob die Laien und der gemeine Mann mögen [dürfen] auch predigen, weil hier St. Stephan nicht zu predigen (welches Amt die Apostel ihnen vorbehielten, wie gesagt wird), sondern zu haushalten gesetzt ward, und er doch, wenn er zu Markt ging und unter die Leute kam, gleich rumort mit Zeichen und Wundern . . . dazu die Obersten auch straft. Wäre der Papst und die Papisten da gewesen, sie hätten gewißlich nach dem Format und nach dem Charakter [heutzutage würde man etwa sagen: nach dem Ordinations- und Examenszeugnis] gefragt, und wo er nicht eine Platte auch dazu hätte samt einem Betbuch getragen, hätte er müssen gewißlich brennen als ein Ketzer, dieweil er kein Priester noch Klerik wäre. . . . Aber St. Stephan steht hier fest und gibt Macht mit seinem Exempel einem jeglichen, zu predigen, an welchem Ort man hören will, es sei im Hause oder auf dem Markt." — Dies christliche Urrecht kommt zunächst zur Geltung im Hausvaterrecht: „Ein jeglicher Hausvater ist schuldig, daß er sein Kind und Gesind ziehe und lehre, oder lehren lasse. Denn er ist in seinem Haus als ein Pfarrer oder Bischof über sein Gesind und ist ihm befohlen, daß er darauf sehe, was sie lernen und für sie antworte. Aber das gilt nicht, daß du solches außer dem Hause tun wollest, und dich von dir

selbst in andere Häuser oder zu Nachbarn eindringen". Für die Gemeindewirksamkeit prägt sich das Urrecht aus im Predigtamt: „Drum ist des Bischofs Weihen nicht anders, denn als wenn er an Statt und Person der ganzen Sammlung einen aus dem Haufen nähme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm beföhle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten, gleich als wenn zehn Brüder, Königskinder, gleiche Erben, einen erwähleten, das Erbe für sie zu regieren; sie wären ja alle Könige und gleicher Gewalt und doch einem zu regieren befohlen wird. Denn weil wir alle gleich Priester sind, muß sich niemand selbst hervortun und sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu tun, daß wir alle gleiche Gewalt haben, denn was gemein, mag niemand, ohne der Gemeine Willen und Befehl an sich nehmen". Für die Wahl des einen vor andern ist die Notwendigkeit einer Ordnung und die bei ihm vorhandene Gabe zum Amt entscheidend. — Um das christliche Urrecht in seiner amtlichen Gestaltung an der Gemeinde segensvoll und ordnungsgemäß zu erhalten, muß es geschützt werden gegen das angemaßte Scheinrecht der „Winkelprediger". Luther geht dabei von der Voraussetzung aus, daß ein durch ordnungsgemäße Berufung zu stande gekommenes und in Verkündigung reiner Lehre verwaltetes Predigtamt vorhanden ist: „Welch ein fein Muster sollt mir das werden, wenn ein Pfarrherr predigt und ein jeglicher hätte Macht, ihm in die Rede zu fallen und sich mit ihm zu schelten? . . ." Das christliche Urrecht aber tritt wieder in Geltung, wo jene Voraussetzung (geordnete Berufung und reine Lehre) nicht zutrifft: „Hier sollst du den Christen in zweierlei Ort stellen: aufs erste, wenn er ist an dem Ort, da keine Christen sind, da bedarf er keines andern Berufs, denn daß er ein Christ ist, inwendig von Gott berufen und gesalbet; da ist er schuldig, den irrenden Heiden oder Unchristen zu predigen und zu lehren das Evangelium aus Pflicht brüderlicher Liebe, ob ihn schon kein Mensch dazu beruft. Also tat St. Stephan Apgesch. 6 [u. 7], dem doch kein Amt von den Aposteln zu predigen befohlen war, und predigt doch und tat große Zeichen im Volk. Item eben also tat auch Philippus, der Diakon, Stephans Geselle, Apgesch. 8 [Vers 5], dem auch das Predigtamt nicht befohlen war. Item so tat Apollo Apgesch. 18 [Vers 25 u. 26]. Denn in solchem Fall sieht ein Christ aus brüderlicher Liebe die Not der armen, verdorbenen Seelen an, und wartet nicht, ob ihm Befehl oder Brief von Fürsten oder Bischof gegeben werde: denn Not bricht alle Gesetze und hat keine Gesetze; so ist die Liebe schuldig zu helfen, wo sonst niemand ist, der hilft oder helfen sollte. — Aufs andere, wenn er aber ist, da Christen an dem Ort sind, die mit ihm gleiche Macht und Recht haben, da soll er sich selbst nicht hervortun, sondern sich berufen und hervorziehen lassen, daß er an Statt und Befehl der andern predige und lehre. Ja, ein Christ hat so viel Macht, daß er auch mitten unter den Christen unberufen durch Menschen mag und soll auftreten und lehren, wo er siehet, daß der Lehrer daselbst fehlet [=Irrlehre treibt], so doch, daß es sittig und züchtig zugehe". „Not ist Not und hat kein Maß; gleichwie jedermann zulaufen und treiben soll, wenn's brennt in der

Stadt und nicht harren, bis man ihn darum bitte". — In diesen und ähnlichen Worten, in welchen Luther seine Privatmeinung ausgesprochen hat, finden wir eine wahrhaft geistliche Vermittlung von Gebundenheit und Freiheit, von Ordnung und Notzuständen.

Die gleiche Anschauung ist in dem recht verstandenen Artikel XIV der Augsburger Konfession und damit im Bekenntnis der lutherischen Kirche zum Ausdruck gekommen: „Vom Kirchenregiment wird gelehrt, daß niemand in der Kirchen öffentlich lehren oder predigen oder Sakrament reichen soll ohne ordentlichen Beruf". Man hat diesen Artikel dahin mißverstanden, „daß hier der Grundsatz der Ordnung so vertreten werde, daß damit die Freiheit ausgeschlossen sei. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn es ist hier nicht von dem christlichen Urrecht die Rede, welches in Notfällen tatsächliche Geltung erlangt. Ebensowenig soll hier das Hausvaterrecht bestritten werden. Es handelt sich hier lediglich um das Recht der organisierten evangelischen Kirche. Sie soll gegen den Vorwurf geschützt werden, daß in ihr jeder Beliebige das Recht habe, Wort und Sakrament an sich zu reißen und es mit öffentlicher, gemeindlicher Geltung zu verwalten. Denn „öffentlich" heißt hier, wie vielfach aus Luther bewiesen werden kann, so viel als „von Gemeinde wegen", mit Geltung oder in Autorität eines übertragenen Amtes; „öffentlich" ist also das Wort des Pastors, das er zu seinem Beichtkind unter vier Augen redet; und „nicht öffentlich" sondern „privatim" geschieht der Vortrag eines Mannes ohne kirchliches Amt, den er vor 5000 Menschen auf dem Marktplatz hält. Neben dem, was hier vom Lehramt und einer dazu nötigen ordentlichen Berufung gesagt wird, bleibt alles in Geltung, was oben von Luther über das Urrecht, Hausvaterrecht und Notrecht angeführt ist".

Nach diesen Grundsätzen ist es nicht zu verwundern, daß in der Reformationszeit das Laienpredigertum aufblühte. — Der bekannte Eberlin von Günzburg (1465 bis mindestens 1530), faßt seine Beobachtungen dahin zusammen: „Ungelehrte Laien, Bauern, Köhler, Drescher wissen und lehren das Evangelium besser als ganze Dorf- und Stadtkapitel der Domherren oder Pfaffen, ja als hochhäbige Doktoren."

Als Beispiele von Laienpredigern in jener Zeit nennen wir einige Männer von sehr verschiedener kirchlicher Stellung und Richtung:

Ein Arzt Hans Maurer, genannt Zündauf, der auch unter dem Namen Karsthans bekannt war, predigte 1522 in Straßburg auf offener Straße, daß man das Erbvolk (den Klerus, die Geistlichkeit) beseitigen müsse. Vertrieben, wirkte er zu Basel und Freiburg i. Br. und in Württemberg. Dort wurde er 1524 gefangen genommen und nach Tübingen abgeführt. Die Bauern verlangten seine Freilassung. Wie er endete, ist unbekannt. In welchem Sinn und Geist er tätig war, ergibt das Zeugnis des Kürschners Sebastian Lotzer von Horb und Memmingen, der schriftstellerisch für die Reformation tätig war. Er rühmt von Karsthans: „So hat er euch im Wort Gottes fleißig unterwiesen und euch gebeten, vor Aufruhr und Empörung euch zu hüten". Das deutet, in jenen Zeiten des Bauernkriegs, auf einen maßvollen, evangelisch-frommen Charakter.

Eine völlig andere Persönlichkeit war Melchior Hoffmann, ein Kürschnergeselle aus Schwäbisch-Hall, der so recht als ein Beispiel zuchtlosen und deshalb in Schwärmerei endenden Laienpredigertums gelten kann. Er war auf seinen Wanderungen 1523 nach Wolmar in Livland gekommen und hatte gegen die papistischen Greuel Zeugnis abgelegt. Er wurde gefangen gesetzt, aber im folgenden Jahr wieder freigelassen und wendete sich nach Dorpat. Dort war bereits von anderer Seite der Boden für seine Predigt vorbereitet. Hoffmann fand großen Anhang. Seine Predigten, in welche sich schon wiedertäuferische Klänge mischten, erregten das Volk zu Aufruhr und Gewalttat. Man erbrach die Kirchen, schlug heilige Geräte und Bilder in Trümmer und bedrohte ernstlich das Schloß. Durch kluges Einlenken für den Augenblick wurde es gerettet. Der besonnenere Teil der Bevölkerung wollte nun zwar Reformation, aber nicht Fortsetzung der Revolution. Man berief den feurigen Prediger Tegetmeyer von Riga. Derselbe predigte vier Wochen, infolgedessen mußte Hoffmann, ingrimmig, aus Dorpat weichen. Er ging nach Riga und dann nach Wittenberg. Da er seine schwärmerischen Ansichten zurücktreten ließ, fand er bei Luther und Bugenhagen gute Aufnahme. Ja, beide erließen ein Schreiben an die Livländer, in welchem sie die Uneinigkeit derselben bekämpften, und Hoffmann durfte diesem Brief einen eigenen zufügen. Wahrscheinlich brachte Carlstadts Auftreten gegen Luther die wiedertäuferischen Anschauungen Hoffmanns zur Reife. Als er 1526 wiederum in Dorpat auftauchte, arbeitete er zwar zuerst in seinem Handwerk, wühlte aber im stillen und brachte dann mit seiner hinreißenden Beredsamkeit, in welcher der Mann des Volks dem Volk nahetrat, und welche durch körperliche Vorzüge, große Schriftkenntnis und lauteren Wandel unterstützt wurde, einen neuen Aufruhr zuwege. Man zerstörte Kirchen und Klöster, befreite Mönche und Nonnen u. s. w. Indessen scheint ihm doch auch nach dieser hochgehenden Bewegung der Boden in Dorpat zu heiß geworden zu sein. Er ging für kurze Zeit nach Reval, für längere Zeit nach Stockholm und Holstein. Dann tritt er bei dem wüsten wiedertäuferischen Treiben in Münster hervor, verschwindet abermals und beschließt 1540 in Straßburg im Gefängnis sein verfehltes Leben, „das er wie ein Eiferer begonnen, wie ein Träumer fortgesetzt und wie ein betrogener Tor geendet".

Von den beiden evangelischen Märtyrern des Niederrheins, deren Endgeschick sie eng untereinander verknüpfte, Adolf Klarenbach aus dem rechtsrheinischen Herzogtum Berg und Peter Fliesteden aus dem linksrheinischen Jülichschen Gebiet, ist der erstere ein Vorbild besonnener, wahrhaft evangelischer Laienpredigt. Klarenbach, in Köln in weltlichen (humanistischen) Wissenschaften gebildet und Magister geworden, predigte etwa seit 1520 in Wesel und, von da vertrieben, in Osnabrück im evangelischen Sinn, am letzteren Ort das Evangelium Johannis auslegend. Auch von dort verjagt und als Prediger nach Dithmarschen zur Fortsetzung des Werkes des Heinrich von Zütphen berufen, blieb er doch in der Heimat, um hier, namentlich auch in Elberfeld das Evangelium zu verkündigen. „In den Woh-

nungen wie in Gasthäusern und Scheunen predigte er, ohne der Gefahren zu achten, die ihm von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern drohten. Ja, in Vorahnung seines endlichen Geschickes entgegnete er den auf seine Sicherheit bedachten Seinigen, er wolle mit den Pfaffen und Mönchen im Lande Berg des Evangeliums wegen zum Feuer disputieren". 1528 wurde Klarenbach in Köln verhaftet, wohin er den um evangelischer Gesinnung willen ins Gefängnis geworfenen Kleriker Klopreis begleitet hatte. Bei dem großen Ruf, in welchen Klarenbach durch seine reformatorische Predigt gekommen war, war er den Kölnern ein willkommener Fang; das Gericht über ihn schien ein gutes Schreckmittel gegen evangelische Anwandlungen anderer abgeben zu können. Da Klarenbachs Landesherr, der Herzog von Jülich-Cleve-Berg, ihn preisgab, so hatte der Kurfürst und der Rat von Köln freies Spiel. — Unterdessen war Fliesteden verhaftet worden. Sein Vorleben ist im einzelnen unbekannt. Bei der Messe im Dom zu Köln hatte er sich mit bedecktem Haupt vor den Hochaltar gestellt, bei der Erhebung der Monstranz nicht niedergekniet, sondern ausgespieen. Er wurde einer scharfen Folter unterzogen, blieb aber bis in den Tod getreu. Klarenbachs Gefangenschaft währte 18 Monate. „Unter den 79 Fragen, die ihm vorgelegt wurden, war auch die: „Glaubt ihr, daß es sich gezieme, daß auch Laien beiderlei Geschlechts das Wort Gottes frei predigen?" Seine Antwort lautete: „Die dazu verordnet sind, Pastoren und Kapläne, sollen vornehmlich predigen; die Laien aber sollen, wenn sie das Wort gehört haben, dasselbe unter sich handeln und sich untereinander lehren, unterweisen und ermahnen, wie St. Paulus in seinen Episteln lehrt." Zeugt diese Antwort für die schlicht evangelische Art Klarenbachs, so sein ganzes, ebenso mannhaftes wie maßvolles Verhalten bis zum Tode." Am Ehrentag beider Märtyrer ertönte „im scheußlichen und finstern Kerker im Hause des Gerichtspräsidenten mit heller Stimme der Gesang der zum Tode Bestimmten: Komm, heiliger Geist, nebst einigen Psalmen". Von da wurden sie für kurze Frist der Gewohnheit gemäß in ein anderes Gefängnis gebracht. Dort ließ sich Klarenbach die lateinische Bibel geben und las Röm. 5 und 6 vor mit eingestreuten Auslegungsworten. Als man die Märtyrer im Weitergehen mahnte: Jetzt sollt ihr euch umkehren und gesegnen, St. Peter und die heiligen drei Könige (die Domheiligen), erwiderte Klarenbach sofort: „Der die heiligen drei Könige hat selig gemacht, der soll uns heutigen Tags selig machen, ehe die Glocke eins schlägt". Vor dem Franziskanerkloster warnte er: „Laßt euch nicht verführen von den falschen Papisten, denn das Wort Gottes ist hell und klar und bedarf keiner Glossen". Und weiterhin sagte er, indem er seine gebundenen Hände, soweit er es vermochte, an sein Herz drückte: „Mir ist mein Herz jetzt so fröhlich in meinem Leib, daß ich glaube, keine Freude der Welt möge ihr gleich sein". Fliesteden, der zuerst gerichtet wurde, rief aus: „Ich will sterben als ein Christenmensch, wie wir auch Christo, unserm Bruder, verheißen haben, um seines Namens willen". Klarenbach bekannte laut seinen Glauben und bat um Gottes willen, daß niemand

ihren Tod an den Feinden des Evangeliums in Köln rächen möge. Sein letztes Wort war: „O Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Dann wurde er vom Henker verbrannt. Das geschah am 28. September 1529.

In der Zeit des Bauernkrieges trat u. a. der schwäbische Bauersmann Hans Häberlin als Prediger auf. Er war von dem Prediger Matthias Waibel zu Kempten für das Evangelium und wohl auch für die Wortverkündigung gewonnen. Nach dem Märtyrertod seines geistlichen Vaters predigte Häberlin in seiner heimischen Gegend unter großem Zulauf acht Monate lang, während viele nach dem Sieg des schwäbischen Bundesheeres in die Schweiz flohen. Am Sonntag Misericordias 1526 wurde Häberlin bei der Predigt auf freiem Felde mit List gefangen. „Von seinen Richtern gefragt, warum er sich dermaßen zu predigen unterfangen, antwortete er, er sei in Kempten und Meiningen zu den lutherischen Predigern gegangen. Sie hätten ihm sehr gut gefallen, und da er selbst lesen könne, habe er ein Neu Testament gekauft und darin viel gelesen, sich gründlich geübt und Leute an sich gezogen. Dadurch sei ihm die Sache immer lieber geworden, und wenn er im Testament oder sonst etwas nicht verstanden, habe er den Kemptener Prediger Herrn Matthias Waibel gefragt, derselbige habe ihn dann unterrichtet, gestärkt, geursacht und geheißen, sich sehr im Neuen Testament zu üben, zu lesen und zu erfahren und den Leuten das Gotteswort ohne Unterlaß zu verkünden, zu sagen und sich in demselben nichts verhindern noch irren zu lassen. Als man um den Inhalt seiner Verkündigung ihn befragte, gab er eine Probe aus der Predigt, die er am Sonntage vor seiner Verhaftung über das 6. Kapitel des Evangeliums Johannis gehalten hatte. Er habe gesagt, man solle das Wort „Wer nicht genießt mein Fleisch und Blut, der wird nicht selig" geistlich verstehen, nicht wie die Mönche mit Platten und die Sophisten und die Antichristi es verständen. Die nähmen Hostien und höben sie auf und zeigten sie herum, in der Meinung, Christus sei darin oder dabei. Aber es ist der Teufel leibhaftig darin und dabei, und es sei teuflische Arbeit, und sie verkauften Christus mehr als Judas, und gäben ihn billiger als Judas. Man solle die Messen fliehen, denn es sei das Teufels Arbeit, und dem Gotteswort nachgehen, wodurch man möge selig werden. Aus keinem bösen Baum könne gute Frucht kommen, desgleichen aus keinem guten Baume böse Frucht. Das sei ein guter Baum gewesen, der das Evangelium getragen und hervorgebracht habe; denn das Gotteswort und das Evangelium sei seit Christi Geburt nie so klar und wahrhaftig an den Tag gekommen. Auf die dritte Frage, wer ihn zu predigen geheißen und mit Lebensunterhalt versorgt habe, gab er den Bescheid, daß ein Pfaffe, Jopp mit Namen, ihn unterrichtet und zur Predigt des Gotteswortes ermahnt und allewege ermuntert habe, mit seinem guten Vornehmen fortzufahren und sich nicht irren zu lassen. Der Bauer Peter Haugmüller, welcher auch selbst auf dem „Predigtstuhl gestanden", habe ihn zur Predigt ermahnt, gespeist und beherbergt; desgleichen sei ein anderer Bauer, Kaspar Martin, der als „Schreier

der vergangenen bäurischen Empörung" gebrandmarkt worden, sein Lehrer im Neuen Testament gewesen und habe ihn aufgefordert, in der Verkündigung des Gotteswortes Gott zu Lobe und den Untertanen und den Evangelischen zugut fortzufahren. Noch eine weitere Reihe von zwanzig Bauern, die ihn zur Predigt gestärkt, ihm Hilfe zugesagt, ihn beherbergt und gespeist und alle Arbeit in seinem Hause getan hätten, führte Häberlin auf. Auch bekannte er, daß er sein Kind selbst getauft und eben vor seiner Verhaftung im Begriff gestanden habe, sich mit dem Kemptener Pfarrer darüber zu beraten, ob er das Sakrament benedicieren und den Bauern in beiderlei Gestalt reichen dürfe. — Das Ende des dem Häberlin gemachten Prozesses war, weil man an ihm ein Exempel statuieren wollte, der Tod durch Erhängen an einem Baum, um seines unchristlichen und verbotenen Predigens willen". Irgend einer anderen Übeltat konnte man ihn nicht beschuldigen, namentlich auch keinerlei Beteiligung am Bauernaufruhr. Man wird ihn als einen im Wort Gottes gegründeten, lauteren, freimütigen, in gärender Zeit bedachtsam und gewissenhaft handelnden Mann ansehen müssen, der seine evangelische Tätigkeit mit politischem Treiben unverworren hielt.

Auch den St. Galler Johannes Keßler (1502—24. Febr. 1574), eine besonders charakteristische Gestalt der Reformationszeit, müssen wir hierher rechnen. Er begann seine theologischen Studien zu Basel, wandte sich dann aber nach Wittenberg. Auf dem Weg dorthin hatte er in Jena die bekannte Begegnung mit dem von der Wartburg kommenden Luther. In Wittenberg wurde er ganz für die Reformation gewonnen. „So geschah es, daß er im Winter 1523 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, es nicht mehr über sich gewinnen konnte, sich die Priesterweihe erteilen zu lassen. Überzeugt, daß die reine evangelische Lehre sich auch in St. Gallen Bahn brechen werde, beschloß er dennoch daheim zu bleiben und trat, um nicht untätig zu sein, und weil er glaubte, ein Prediger des göttlichen Wortes dürfe in Zukunft aus seinem Amte keinen Erwerbszweig mehr machen, bei dem Sattler Hans Noll in die Lehre. Als er Meister wurde, kaufte er von seinem Lehrmeister dessen ganze Werkstätte. Allein schon vorher, noch während seiner Lehrzeit, hatte sich ihm Gelegenheit geboten, auch das in Wittenberg Gelernte für weitere Kreise zu verwerten. Zunächst in dem Haus eines Gesinnungsgenossen, später auf einer Zunftstube, hielt Keßler, von strebsamen Geistlichen und Laien aufgefordert, wöchentlich zweimal biblische Vorträge und erklärte dabei fortlaufend den 1. Brief Johannis und den Römerbrief. Der Erfolg war derart, daß man nach einem zeitgenössischen Berichte bald an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute stieß, die sich über die Religion unterhielten, und daß sogar die zu Mitte August 1524 in Baden versammelte Tagsatzung ein ernstes Mahnschreiben an den Rat von St. Gallen zu senden für nötig erachtete. Der Name des St. Galler „Winkelpredigers" hatte übrigens die eidgenössischen Abgeordneten zu der falschen Annahme verleitet, es predige dort ein Kesselflicker, „der sich im Land hier mit Schüssel-, Pfannen- und Kessel-Büzen ernähre". Da mittlerweile von den

Predigern der Stadt angefangen wurde, das Evangelium zu verkündigen, hielt sich Keßler zurück und blieb vermöge der in Wittenberg empfangenen geistlichen Gesundheit von dem Treiben der später gewaltig rumorenden Wiedertäufer gänzlich fern. Doch später kehrte er zu vorübergehender und sogar mehrjähriger Laienpredigt zurück. Man machte ihn 1537 zum Lehrer der alten Sprachen, dann zum Stadtpfarrer, schließlich zum Antistes. Auch als Verfasser einer vorzüglichen Chronik hat er sich rühmlich bekannt gemacht. Höchste Schlichtheit und Natürlichkeit vereinigen sich bei ihm mit größter Tüchtigkeit und Hingabe. Er ist einer der anziehendsten Männer des kernigen Zeitalters.

Die verhältnismäßig reiche und gesunde Entfaltung des Laienpredigtwesens fand, wie so manches, was die Reformation gebracht, späterhin keine Pflege, vielmehr absichtliche Bekämpfung. So war man in dem Zeitalter der Orthodoxie in der Beschränkung des christlichen Urrechts und in der Aufrichtung amtlicher Schranken soweit gekommen, daß beispielsweise eine Frau in Wittenberg, die ihre Freundin auf dem Krankenlager durch Lesung der Schrift und Gebet aufrichten wollte, dazu erst eine Erlaubnis des Superintendenten haben mußte. Sonst wäre es ein Eingriff in die Rechte des Pfarramts gewesen.

Übrigens stand man in den reformierten Kirchen auch kirchenordnungsmäßig in dieser Beziehung freier als in den lutherischen.

Als vereinsamtes Beispiel, in welcher Weise eine Art Laienpredigertum auch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges geübt wurde, kann Philipp Adolf von Münchhausen der Ältere dienen (März 1593—19. März 1657). Er studierte neben Politik, Geschichte und Jurisprudenz auch Theologie in Gießen und Tübingen, und hatte einen entschiedenen Zug zur Schrifttheologie, der wohl namentlich auf der letzteren Hochschule gepflegt worden war. Er war „der Patriarch des echten Luthertums in Hessen". Seine Neigung ging auf ein von den Welthändeln abgezogenes Leben. Aber die Unruhen des dreißigjährigen Krieges verflochten ihn als Grundbesitzer in die Pflichten und Sorgen einer ausgedehnten Verwaltung. Er war ein treuer, geistlicher Versorger seiner Hausgenossen und Gutsangehörigen. Ihnen hielt er Hausgottesdienste, als deren Zusammenfassung sein Andachtsbuch „Geistliche Kinder-Milch" anzusehen ist. Er malt Christus als den tragenden Grund und als die treibende Kraft des Glaubens lebendig vor die Augen. Überall finden wir gesunde Lehre, lebendigen Glauben sowie Zucht des Lebens und Hingabe der Liebe geeinigt.

§ 16. Liebestätigkeit.

Die Liebestätigkeit des Mittelalters beruhte auf falschen Beweggründen und Grundsätzen, ging in einer Fülle von Äußerlichkeiten auf und brachte noch nicht einmal den Notständen ausreichende augenblickliche Hilfe, geschweige, daß sie dem Schaden an die Wurzel griff. So mußte ein **neuer Grund** gelegt werden: das geschah in der Reformation durch die Lehre von der Glaubensgerechtigkeit und das Zurückgehen auf die heilige Schrift (sowie die Erfahrungen der ältesten, noch reineren Kirche).

Als Erbe aus der mittelalterlichen Armutspflege hatte die Reformation zum Teil heillose Zustände überkommen: ein Heer von Bettlern durchzog die Lande, machte Stadt und Dorf unsicher. Luther sagt: „Es ist der größten Gotteswunder eins, wie wir bei dem vielen Betteln haben bleiben mögen und ernähret werden". Der Schritt vom Berufsbettler zum Verbrecher war sehr klein. Ein um jene Zeit über die Bettler verfaßtes, auch von Luther mit Vorrede herausgegebenes Büchlein enthält bereits ein Wörterbuch der Gaunersprache, des sog. Rotwelsch. — Dies Anwachsen des Bettels war kein Wunder, denn „die Papisten machen" — wie Luther sagt — „aus Bettelwerk Gottesdienst". Luther selbst berichtet als Augenzeuge, wie ein Fürst von Anhalt in der Barfüßerkappe sei betteln gegangen und seinen Sack geschleppt habe wie ein Esel: „Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen".

Nach der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit war aber nun Betteln ebensowenig noch verdienstlich wie irgend ein ander Werk. Man gab auch nicht mehr Almosen, um selig zu werden, also um Lohn zu erhalten, sondern weil man bereits selig war und seinen Dank für die erfahrene Gottesgnade beweisen wollte. Der Glaube stellt Hab und Gut in den Dienst des Nächsten. „Wenn er einen siehet, der keinen Rock hat, so spricht er zum Gelde: heraus Junker Gülden, siehe, dem mußt du dienen; sieht er einen krank liegen, ohne Labung, so spricht er: herfür Junker Annaberger und Joachimstaler, ihr müsset fort, hin und helfet ihm." (Luther). Der Geiz ist ein Knecht des eignen Gutes; die römisch-katholische Tugend war am größten, die sich des Gutes ganz entäußerte; der evangelische Glaube dagegen weiß sich als ein verantwortlicher Verwalter der anvertrauten Pfunde.

Bei den praktischen Anordnungen zur Verwirklichung dieser Grundsätze ging man auf die heilige Schrift und die Erfahrungen der alten Kirche zurück. Man stellte zu dem Ende Armenordnungen auf, entweder als Teil der Kirchenordnungen oder als selbständige Vorschriften, im ganzen, soweit bekannt, etwa 50 an der Zahl. In denselben erließ man Verfügungen zur Unterdrückung resp. Einschränkung des Bettels. Denn wenn auch die wörtliche Begründung der Bettelverbote mit 5. Mos. 15, 4 (Es soll allerdings kein Bettler unter euch sein) auf einer ungenauen Übersetzung dieses Wortes (es muß heißen: kein Armer) beruht, so hatte man im Sinn und Geist der Schrift doch recht. Nur freilich genügte es nicht, den Bettel zu verbieten, sondern man mußte auch Einrichtungen treffen, welche für alle rechtschaffenen und willigen Armen den Bettel unnötig machten. So wurde denn ein „gemeiner Kasten", in den alle kirchlichen Einnahmen flossen, wie aus ihm auch alle kirchlichen Ausgaben bestritten wurden, oder ein besonderer „Armenkasten" eingerichtet. Einnahmen aus Klostergütern, Legaten, dem Opferstock, Klingelbeutel, besondere Geld- und Natural-Kollekten lieferten die Mittel. Eine meist aus Laien bestehende Verwaltung wurde eingesetzt, welche regelmäßige Sitzungen halten und den Bedürftigen nach Tunlichkeit helfen sollte. Dabei hatte man auch die Armenerziehung im Auge. Ohne Erforschung

des Zustandes sollte nichts gegeben werden, das eigentümliche Bedürfnis eines jeden Berücksichtigung finden. Eltern, welche ihre Kinder zum Betteln anhalten, sollen bestraft, Waisen und verwahrloste Kinder auferzogen, Kinder in Spitälern und Armenhäusern unterrichtet, junge Leute durch Stipendien unterstützt, in Wucherhände Gefallene sollen gelöst, jungen Eheleuten soll zum Anfang des Hausstands geholfen werden u. s. w. Für Kranke wurde in Spitälern und Siechenhäusern, je nachdem auch in Isolieranstalten, gesorgt. Namentlich auch die Sorge für Pflege armer Wöchnerinnen wird den Armendiakonen — sie haben nicht immer diesen Titel — eingeschärft.

Der Fortschritt gegen früher war wesentlich der, daß die Armenpflege nun wieder wie in der alten Kirche und in der Apostelzeit Sache der Kirchgemeinde war. Ein Mangel war es indessen, daß die Kirchgemeinde, wie in allen Stücken, so auch in betreff der Armenpflege, ganz mit der politischen Gemeinde verflochten war; und sodann, daß es, bei den ganz andersartigen sich in den Vordergrund drängenden Aufgaben jener Zeit, zu keiner kräftigen und ständigen Entfaltung der angebahnten Armenordnungen kam; und endlich, daß durch Wegfall aller klösterlichen und andrer Genossenschaften für die Anstalten der Barmherzigkeit, Spitäler, Siechenhäuser u. s. w., sowie auch für die Ausübung der schwierigeren Fälle der Gemeindepflege ein geeignetes Personal fehlte. Die besoldeten Spittelmeister und bezahlten Wärter und Wärterinnen konnten diesen Mangel tatsächlich nicht ersetzen.

Diese Schattenseiten und Mängel wurden im Lauf der Zeit immer drückender, je länger desto mehr stellte sich eine bloß äußerliche Verrichtung der staatskirchlich geordneten Barmherzigkeitswerke ein. Daneben wurde indessen eine nicht unbedeutende Wohltätigkeit von einzelnen geübt, wenngleich viele, seit es kein Verdienst mehr war, zu geben, die Freiheit des Evangeliums zum Deckel der Bosheit und ihres Geizes machten.

Auch hier können wir uns damit begnügen, von den Persönlichkeiten nur einige besonders wichtige und charakteristische anzuführen.

Martin Luther (10. Nov. 1483—18. Febr. 1546). Das größte Verdienst Luthers um die Armenpflege war die Herstellung einer evangelischen Grundlage für dieselbe (vergl. oben). Und was er lehrte, lebte er vor. Die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher er sich aller Armen, Bekümmerten, Gedrückten annahm, ist einer der anmutendsten Züge in dem Bilde Luthers. Arme Pfarrer, deren Stellen sie nicht nährten, Mönche und Nonnen, die dem Kloster entrannen, Flüchtlinge, welche um des Evangeliums willen vertrieben waren, mittellose Studenten lagen ihm mit ihrem äußeren Fortkommen oft sehr am Herzen. Wo er nicht selbst helfen konnte, ging er gute Freunde, die Universität, den Magistrat oder den Kurfürsten an. So schreibt er nicht ohne Humor einst an den letzteren in betreff eines Dürftigen: „Euer kurfürstl. Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen; ich werde eher selbst für ihn betteln und stehlen, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen", und droht scherzhaft: er wolle schon ungehangen bleiben, wenn er allen Heiligen unter den Reliquien in der Schloß-

kirche ein Kleinod raubte zur Not. Mathesius erzählt einen Fall, wo er, um einem Dürftigen zu helfen, in Ermangelung eigner Barschaft seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Patengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß ja Gott reich sei und anderes bescheren könne. Auch kostbarer Ehrengeschenke, Becher 2c. schonte er nicht, wenn er damit einer Not abhelfen konnte. Daneben konnte er freilich, im Blick auf vorgekommenen Mißbrauch seiner Mildherzigkeit und Güte, wohl auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht, einem Fisch ist nirgend besser denn im Wasser, und einem Diebe als am Galgen; man soll Fremden geben, aber zuerst sein Haus versorgen, sagt die Schrift." (Nebenbei: in Melanchthons Hause herrschte dieselbe Freigebigkeit. „Magister Philippus, der 1524 im Scherz klagte, daß er seiner Katharine seit der Hochzeit noch kein neues Kleid habe schenken können, und der doch von den Studierenden kein Honorar annahm, für seine Bücher nur wenig empfing, ging in der Gleichgültigkeit gegen den Besitz so weit, daß Peucer zu Jonas sagte: Ich wollte, daß ihm niemand Geld schenkte, denn es hilft weder ihm noch seinen Kindern; sobald seine Besoldung kommt, gibt er davon weg, bis kein Heller mehr übrig ist, so daß ich dann für die Haushaltung sorgen muß. Ebenso gab Melanchthons Frau oft das Nötigste hin, um den vorsprechenden Armen zu helfen. Das Haus war den vertriebenen Brüdern offen.") — Zu persönlicher Betätigung seiner Liebe fand Luther sich aufgefordert durch die Schrecken der Pest, welche Wittenberg 1527 heimsuchte. Die Universität wurde nach Jena verlegt, die Freunde und der Kurfürst lagen Luther an, ebenfalls zu fliehen. Aber er allein von der Universität blieb, mit Bugenhagen und den Kaplänen, um mit Rat, Trost und Hilfe den Kranken beizustehen. An seinen Freund Hausmann schrieb er: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphieren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen." In seinem eigenen Haus erkrankte eine Verwandte, genas aber endlich, Luthers Söhnlein schien von der Seuche befallen, in demselben Haus erkrankte die Frau des Arztes Schurf; die Frau des Kaplans Rörer, die des Bürgermeisters Dene starb. Dazu war Luther innerlich schwer angefochten. Er blieb aber auf seinem Posten, indem er sich auf das Wort stellte: Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe, ein Mietling aber siehet den Wolf kommen und fliehet.

Johann Bugenhagen (24. Juni 1485—20. Apr. 1558). Man hat Luther als den Propheten, Melanchthon als den Lehrer, Bugenhagen als den Hirten in dem Wittenberger Kreis der Reformatoren bezeichnet. In der Tat hat letzterer als Pfarrer von Wittenberg nicht nur das Vorbild evangelischer Hirtentreue gegeben, sondern war auch berufen, mit Hirtenweisheit in andern Gemeinden Anordnungen zu treffen, wie sie geweidet und geleitet werden sollten. Er ist ein Mann der Organisation, der Regiergabe, der Vater vieler Kirchenordnungen. In ihnen bilden die Armenordnungen ein wichtiges Kapitel. (Ihr Hauptinhalt ist schon oben angegeben.)

Johann Heß (Sept. 1490—5. Jan. 1547). Wenn hier und da bei Luther Klagen vorkommen, daß die Leute unter dem Evangelium faul würden zu geben und sich der Armen anzunehmen, so sehen wir in Johann Heß, dem Reformator Breslaus, einen Mann, der gegen diese Trägheit mit Erfolg kämpfte. In Breslau waren „schon 1523 gemeine Kasten an den beiden städtischen Hauptkirchen begründet worden. Dann wurde, nachdem Heß eine Zeit lang die Obrigkeit vergeblich ermahnt und dann sich geweigert hatte, weiter zu predigen, solange er über seinen lieben Herrn Christus, der vor den Türen liege, hinwegschreiten müsse, das Armenwesen im Mai 1525 neu geordnet. Faule und unwürdige fremde Bettler wies man aus der Stadt, während man die wirklich Bedürftigen den städtischen Spitälern zuteilte. An der Spitze des „gemeinen Almosens" zur Unterstützung Hausarmer, dessen Leitung in die Hände von fünf Vorstehern gelegt wurde, stand Heß selbst. Schon 1526 hatte er es dahin gebracht, daß eine neue Anstalt, das Allerheiligen-Hospital, gebaut wurde; er blieb durch seine Anregungen zu Gaben und Leistungen, sein förderndes Eingreifen die Seele dieser Gründung; am 27. Juli legte er mit dem Ratsherrn Hörnig den Grundstein. Die Ratsherrn konnten in einer Verantwortung gegen den König von Polen darauf hinweisen, daß 500 Arme in den Spitälern verpflegt, die Hausarmen versorgt seien."

Katharina Zell, die Pfarrfrau zu Straßburg (1497— um 1562). Sie war eine Straßburger Bürgerstochter, tatkräftigen Willens, hellen Geistes, eifrig im Suchen der Wahrheit, die ihr endlich in der Botschaft Luthers von der freien Gnade in Christo geschenkt ward. Ihr Mann, Matthäus Zell, Leutpriester am Münster, der erste, der in Straßburg das Evangelium predigte, war einer der starken „Sanftmütigen", von denen der Heiland sagt, daß sie das Erdreich besitzen werden. An Willenskraft wohl ihrem Mann überlegen, sich auch über Gebühr in die Streitigkeiten der Zeit mischend, in Wort und Schrift gewandt, hat doch Katharina des Weibes Hauptkunst: in Liebe dienen, treu, fleißig und hingebend geübt und das Tabealob verdient: „Sie war voll guter Werke". Ihrem Mann war ihre praktisch tätige Art nur lieb, wie sie ihm denn das Zeugnis gibt: „Dies hat auch mein frommer Mann mir herzlich gern zugelassen, und mich sehr darum geliebet, sich selbst und sein Haus meiner oft ermangeln lassen und mich gern der Gemeinde geschenket". — Indessen erstreckte sich ihr Dienst weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, und in diesem weitherzigen Sinn hat sie nach den Bedürfnissen der Zeit sich sonderlich als eine Herbergsmutter bewährt, die Herz und Haus allen heimatlosen Glaubensgenossen auftat. Die Regel dafür spricht sie selbst aus in den Worten: „Es soll jeder seinen Zugang zu uns haben, und alle, so den Herrn Christum für den wahren Sohn Gottes und einigen Heiland aller Menschen glauben und bekennen, die sollen Teil und Gemein an unserm Tisch und Herberg haben, wir wollen auch Teil mit ihnen an Christo und im Himmel haben, es sei, wer es wolle." — Danach hat sie gehandelt. So hat sie einst den Doktor Mantel und seine zahlreiche Familie ins Haus genommen, da er aus Baden fliehen mußte.

Von den 150 Menschen, die 1524 aus Kenzingen im Breisgau nach Straßburg flohen, nahm sie allein 80 in ihr Münsterpfarrhaus und speiste 50—60 vier Wochen lang täglich, wozu ihr Frauen und Bürger beisteuerten. Im Jahre 1525, als der Bauernkrieg losbrach und die verjagten Bauern „viel elender erschrockener Leut" gen Straßburg kamen, machte sie sich auf und organisierte die Hilfe, wußte sich Männer und Frauen heranzuziehen, Geld zu sammeln, so daß sie im Barfüßerkloster eine große Menge aufnehmen konnte. — „Als man im Jahre 1543 ans Werk ging, ein Studienstift für Theologen zu gründen und viel arme Schüler sich meldeten, da war sie die Pflegemutter derselben, die sie unterbrachte und verpflegte. Sie sammelte Gaben für die armen Schüler, schaute ihrer Haushaltung nach, wie nur eine Mutter für ihre Kinder sorgen kann." — Auch nach dem Tode ihres Mannes trieb sie nach Kräften, wie er es von ihr erbeten, ihre Segenswerke weiter. Selbst ihre Feinde haben ihr das Lob nicht nehmen können, daß sie sich als Wohltäterin verdient gemacht habe.

Johann Valentin Andreä (1586—1654), ein Enkel Jakob Andreäs, des Vaters der Konkordienformel, gehört der Zeit nach in die Periode der Orthodoxie, seiner Geistesrichtung nach ist er als ein Vorläufer des Pietismus anzusehen. Spener ruft aus: „Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, so wäre es Andreä." Nicht als ob Andreä die rechte Lehre gering geachtet. Er war ein treuer Sohn seiner lutherischen Kirche. Aber er wußte — und betätigte dies sein Wissen — daß es in der Kirche nicht allein auf die rechte Lehre ankomme, sondern auch auf Zucht und Liebesleben. — Nach einer Jugend, welche zur Gewinnung vielseitigsten Wissens (Geschichte und Geographie, Mathematik, alte und neue Sprachen 2c.) und Könnens (Musik, Malerei, Reitkunst, Uhrmacherei, Tischlerei 2c.), sowie großen Reisen, namentlich in Südeuropa, verwendet war, widmete er sich dem geistlichen Amt und verfaßte daneben eine Menge kleiner theologischer und schönwissenschaftlicher Schriften, in welchen er seinen feinen, reichen Geist offenbarte. Aufs wärmste schloß er sich Joh. Arndt an, dessen „Wahres Christentum" ihn förmlich begeisterte. — Mit seinem Amtsantritt in Calw (Württemberg) beginnt seine praktisch-wirksamste Zeit. Später wurde er Konsistorialrat in Stuttgart. In drei Richtungen bewegte sich in diesen Ämtern im wesentlichen seine Tätigkeit, soweit sie hierher gehört. — Aus Genf hatte er einen großen Eindruck von der Zuchtübung der reformierten Kirche mitgebracht. Er sagt selbst davon: „Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion [Konfession] nicht abgehalten, hätte die sittliche Übereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Ähnliches auch unserer Kirche zu teil werde." Die Frucht seiner Bemühungen war die Aufrichtung der sog. Kirchenkonvente, einer kirchlich-bürgerlichen Behörde (Pfarrer, Schultheiß, Glieder des Gemeinderats), welche die Aufsicht über Schule, Armenwesen und Sittenzucht der Gemeinde hatte. Der Pfarrer gab dabei die kirchliche Autorität ab, der Schultheiß brachte die weltliche Strafbefugnis hinzu, an deren Ausübung der Geistliche keinen Anteil haben sollte. Hier

sehen wir Laien mit kirchlichen Befugnissen ausgestattet und zwar gerade solchen, welche die Rettung Gefallener, die Zucht an Widerspenstigen betrafen. Vieles, was später Aufgabe freier Vereine wurde, ist damals durch diese Kirchenkonvente geleistet worden. — Sodann nahm er sich in einer für jene Zeit außerordentlichen Weise der Armen und Elenden in den damaligen Drangsalen an, indem er selbst in den Riß trat oder neben den obrigkeitlichen auch private Kräfte aufrief und ausnutzte. Er veranstaltete Sammlungen, machte Stiftungen u. s. w. in ähnlicher Weise, wie es heutzutage geschieht. Er brachte in Calw das „Färbergestift" zustande, indem er aus eigenen Gaben und solchen seiner Mitbürger ein Kapital sammelte zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung armer Studierender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken, Blödsinnigen, Witwen und Waisen. — Als die Folgen des dreißigjährigen Krieges sich auch in Württemberg geltend machten, Scharen von Bettlern das Land überfluteten und Verarmung bei Bürgern und Landleuten eintrat, „da sammelte Andreä Kollekten unter seinen Bürgern und seinen Nürnberger und Straßburger Freunden, reichlich kam er mit seinem eigenen Vermögen zu Hilfe, und so gelang es ihm, die Kranken zu unterstützen, zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause zu speisen, sie in Schulen zu tun und einige davon bei Handwerkern unterzubringen." Vertriebene Geistliche und Lehrer nahm er in sein Haus und half ihnen mit eigenen oder anderer Mitteln tunlichst weiter fort. Später, als er in Stuttgart war, veranlaßte er eine Landeskollekte, deren Ertrag von 3000 Gulden er zur Wiederaufrichtung des Stuttgarter Gymnasiums und Tübinger Stifts verwendete. Denn es war vor allem nötig, wieder eine an Zahl und Tüchtigkeit genügende Geistlichkeit heranzuziehen, indem von 1046 Geistlichen und Kandidaten am Ende des dreißigjährigen Krieges nur 338 übrig waren. — Endlich machte er einen Versuch, einen christlichen Freundschaftsbund zu stiften. Er hat es dabei auf Leute wie Arndt, Gerhard, Leyser 2c. abgesehen, will nur Leute gleichen Bekenntnisses zulassen und das Ganze herstellen, „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt". Dieser Verein sollte die Aufgabe haben, nach seinen Kräften „Christum wieder auf den Thron zu setzen". Die Ungunst der Zeitumstände ließ nur im kleinsten Maßstab die Verwirklichung dieses Planes zu, dessen Ähnlichkeit mit der späteren Christentumsgesellschaft und den heutigen Vereinen für Innere Mission man nicht verkennen kann.

Beispielsweise sei aus der katholischen Liebestätigkeit nach der Reformation, auf deren Entwicklung wir sonst keine Rücksicht nehmen können, nur der Mann genannt, welcher vor allen andern auch für unsre Innere Mission bei näherer Betrachtung vorbildliche Züge aufweist. Es ist Vincenz von Paul, 24. Apr. 1576 in Südfrankreich geboren, 27. Sept. 1660 in Paris gestorben. Nach einer, durch die armen Verhältnisse des Elternhauses, durch seine schweren Führungen, aber auch nach eigner Wahl harten Kindheit und Jugend wurde er erst Pfarrer in Clichy bei Paris, dann Hausgeistlicher und Erzieher bei dem Grafen

Gondi. Namentlich war er der „Seelenführer" der Gräfin. Den innerlichen Schwierigkeiten dieser Stellung entfloh er, ließ sich aber nach einem Jahr zurückgewinnen. Große Welt- und Menschenkenntnis war die Frucht seines bisherigen Ganges.

Zwei Schöpfungen sind es, welche Vincenz seine Bedeutung in der Geschichte der Kirche gaben. Er begründete die Priester der Mission und die barmherzigen Schwestern. Ein Bauer auf dem Gondischen Gut legte Vincenz eine Beichte ab, aus welcher er das Verderben, das gerade auch im Landvolk vorhanden war, ersah. Größere Stiftungen ermöglichten es, daß man im früheren Lazarushospital eine Gemeinschaft von Männern einrichtete, deren Glieder namentlich auf dem Lande in Übereinstimmung mit dem Bischof resp. dem betr. Pfarrer wirkten. Drei Priester teilten sich an jedem Ort in die Arbeit: predigten, hörten Beichte, machten Krankenbesuche, hielten Konferenzen mit den Geistlichen, Katechesen mit alt und jung. Das Ganze dauerte 2—5 Wochen. Die damit gegebene Anregung und Auffrischung des Gemeindelebens im römischen Sinn ist einleuchtend. Die Priester der Mission sind ein eigentlicher Orden mit lebenslänglichen Gelübden. Die barmherzigen Schwestern sind eine Kongregation, d. h. eine etwas weitherzige Vereinigung, welche alljährlich ihre Gelübde erneuert. Sie sind von noch größerer Bedeutung für das katholisch-kirchliche Volksleben, ein Hauptmittel der Propaganda. Die Vorstufe der barmherzigen Schwestern war ein Frauen-Krankenverein. Zur Visitation dieses weitverzweigten Vereins wählte Vincenz die Witwe Le Gras. Aus ihren Erfahrungen erwuchs dann die Kongregation. Ein Freiwilligen-Hilfskorps schuf Vincenz in den Damen der Barmherzigkeit, welche Geld sammeln und kleinere Hilfsdienste leisten.

Noch eine ganze Reihe einzelner Liebeswerke und Einrichtungen dafür schuf Vincenz mit tatkräftiger Liebe und großer Organisationsgabe trotz siechen Leibes. Daneben war er ein eifriger Ketzerbekehrer und sowohl die Priester der Mission als namentlich die barmherzigen Schwestern wandeln in seinen Fußtapfen, wenn sie still und geschickt ihrer Kirche Seelen gewinnen. Beide Genossenschaften hängen so zusammen, daß der Generalsuperior der Priester immer auch der Direktor der Schwestern sein muß.

Sechstes Kapitel: **Pietismus und Rationalismus.**

(Etwa 1650—1830.)

§ 17. Reformbewegung.

Der Pietismus birgt nicht Reformversuche in sich, sondern ist selbst ganz und gar ein Reformversuch. Und er hat als solcher angesichts der Notstände der damaligen lutherischen Kirche ein gutes Recht. Das Kirchenwesen war stark veräußerlicht, weil es zu sehr bloß Verstandes- und Gewohnheitssache geworden war. In der Theorie

hielt man zwar daran fest, daß der Glaube lebendig und tätig, also Herzens- und Lebensangelegenheit sein müsse — aber in Wirklichkeit beruhigte man sich doch viel zu leicht bei der reinen Glaubenslehre und stellte die Lebenskraft des Glaubens sowohl beim Einzelnen als in der Gemeinde sehr zurück. Theologisches Gezänk nahm in der Wissenschaft und auf der Kanzel einen starken Teil der Kraft und Zeit in Anspruch. Hier wie dort wurde die Auslegung der Heiligen Schrift und das Schöpfen aus ihr vernachlässigt. Der Verlaß auf die Gnadenmittel war vielfach geradezu abergläubisch. Mißbrauch der Amtsgewalt, weltlicher Sinn, ja rohe Laster gingen im Schwang, ohne daß dergleichen durch das Urteil der Gemeinde, der Amtsgenossen, ja der kirchlichen Behörden ernst genug gestraft wurde. Die Kirche war fast ganz eine Abteilung der Staats- resp. Fürstengewalt geworden; auf vielen Gebieten herrschte eine so enge Verflochtenheit von Staat und Kirche, daß weder das Volksurteil, noch Theologen und Juristen einen Unterschied machten.

Natürlich fehlte es nicht an Widerspruch gegen diese Zustände, an Besserungsversuchen im einzelnen, auch nicht an frommen Gemeindegliedern und treuen Pfarrern. Letztere haben namentlich in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges vielfach als echte Hirten sich erwiesen und in den sehr trüben Folgezeiten als Tröster der Betrübten und als Helfer in den großen geistlichen Notständen sich bewährt. Aber in der Hauptsache blieben doch für die Gesamtheit die oben berührten Mängel und Schäden bestehen, denen nun der Pietismus abhelfen wollte.

In den Anfängen des Pietismus steht Spener im Vordergrund. Er bewahrte in Treue das ganze Erbe der lutherischen Lehre und war sehr darum besorgt, in Übereinstimmung damit erfunden zu werden. Aber die schon beginnende andere Wertung und Stellung der einzelnen Lehrpunkte wie der Lehre überhaupt im Christentum, läßt auch bei ihm den entschiedenen Anbruch einer neuen Zeit erkennen. Schon bei August Hermann Francke zeigt sich die entschlossenere Einwendung zu dem neuen Geist, geschweige denn bei den Mitarbeitern und Jüngern zweiten Grades. Dem Charakter nach war Spener keine Heldennatur, sondern vorsichtig, bedächtig, rücksichtsvoll, ja ängstlich, sehr gewissenhaft — ein Melanchthon. Francke dagegen war der Mann der Tat, zielbewußt, durchschlagend, wenngleich alles wohl überlegend und, wenn man das Wort mit großer Einschränkung versteht: der Luther der Bewegung. Beide waren Arbeiter von völligster Hingabe und alles übertreffendem Fleiß. (Da Spener auf dem Gebiet der Wortverkündigung, Francke auf dem der Liebestätigkeit ihre besondere Bedeutung haben, so sei für das Nähere auf jene Abschnitte verwiesen.)

Die Grundtendenz des Pietismus war die Einführung des Christentums ins Leben. Und zwar handelte es sich zunächst um die Erneuerung der Einzelpersönlichkeit. Die einzelne Seele und ihre Rettung bekam eine Bedeutung, welche sie in dem Zeitalter der Orthodoxie nur theoretisch gehabt hatte. Der Pietismus machte damit praktischen Ernst. Doch besteht darin ein Unterschied der Anfangs-

von den Folgezeiten, daß man zuerst noch durch die Erneuerung der Einzelnen eine Lebendigmachung der Gemeinde im Ganzen beabsichtigte. Später begnügte man sich mit dem Zusammenschluß dieser Einzelnen zum Verein, zum Konventikel, zum „Kirchlein in der Kirche", und überließ das Ganze als unrettbar seinem Schicksal. Es bildeten sich Kreise der „Stillen im Lande", bald enger, bald loser mit der Kirche zusammenhängend, bald auch formell von ihr geschieden, doch innerlich ungetrennt (Brüdergemeinde), bald zu ansehnlichen Gruppen verbunden, bald ganz vereinzelt wohnend und nur durch ein geistiges Band, Briefe, Besuche, gemeinsame Liebeswerke zusammengehalten (Gemeinschaften in Württemberg, die Brüdergemeinde, adelige Familien). So gewann der Pietismus ein aristokratisches Ansehen: er hatte viel Eingang in einzelnen vornehmen Häusern, aber auch die Glieder aus einfachen Verhältnissen hielten sich besonders, abseits von der Menge, und wurden dadurch etwas Besonderes. Die Masse des Bürger- und Bauernstandes hat der Pietismus nicht erreicht, geschweige gewonnen.

Dieser allgemeine Zug zum christlichen Leben prägte sich in zwei besonderen Zügen aus: in der Liebestätigkeit und in der Jugenderziehung. Beides floß in Franckes Waisenhaus zusammen. Natürlich hatte der Einzelne die Pflicht, den Glauben in der Liebe zu erweisen. Francke fragte die Christen in Erfurt: „Ist man gesund am Glauben? Und welches das Vornehmste ist, wie beweiset man sein Christentum in der Liebe? in der Liebe sage ich — höret ihr's wohl? — gegen den Nächsten, gegen Freunde und Feinde, vornehmlich gegen die notdürftigen Glieder Christi?" — Bei dem sonstigen Zug des Pietismus zur Gemeinschaft ergab sich leicht auch die Zusammenarbeit in der Liebesübung. Mittelpunkte dafür waren Anstalten wie Franckes Waisenhaus. Diese praktische Wirksamkeit war zugleich ein Hilfs- und Bewahrungsmittel der geistlichen Gesundheit. Auch waren jene Bestrebungen — die Heidenmission mit eingeschlossen — ein Beweis dafür, was Privatleute, durch Liebe zum Herrn und gleiche Glaubensgesinnung verbunden, auszurichten vermochten. Sie stifteten Denkmale ihrer Frömmigkeit, vor der auch die Welt staunend stille steht.

In der Liebestätigkeit aber nahm man sich hauptsächlich der Jugenderziehung an. Der Vorgang Franckes mit seinem Waisenhaus fand reiche Nachfolge. Die Mechanisierung des kirchlichen Wesens [in der Zeit der Orthodoxie] hatte die Mechanisierung des Unterrichts zur Folge. Der Pietismus stellte wieder das Ziel des persönlichen Glaubens auf, der Frömmigkeit, die sich in heiligem Wandel erweist, und zu diesem Zwecke verwertete Francke insonderheit die Schulen. Daher bezeichnet er als obersten Zweck derselben Bildung des Willens, nicht nur des Verstandes; der Unterricht soll der Erziehung dienen. Die drei Haupttugenden, zu welchen die Jugend angehalten werden soll, sind Wahrheitsliebe, Gehorsam, Fleiß; denn das sind ja die nächsten Äußerungen der wahren Frömmigkeit. Dies Ziel zu erreichen, sollen drei Mittel angewandt werden: Selbstprüfung, Gebet und Unterricht."

Während aber der Pietismus im Gegensatz gegen den Orthodoxismus häufig recht hatte, blieben ihm bei der einseitigen Verfolgung seiner

Grundsätze Schwächen und Fehler nicht erspart, die schließlich so sehr die Oberhand gewannen, daß der Pietismus durch den Rationalismus abgelöst wurde, der sein Todfeind war, und dem er doch vorgearbeitet hatte.

Die hohe Bedeutung der Einzelpersönlichkeit artete in ihre Alleingiltigkeit aus. Man beachtete nicht deren Zusammenhang mit der Kirche, dem Staat, der Gesellschaft. Der Mensch galt je länger desto mehr nur als individuelles Wesen etwas, aber nicht als soziales. Dies mußte um so mehr verderblich wirken, als der Pietismus nur für das Religiöse als solches Interesse hatte, und für das Sittliche nur insofern, als es das Einzelleben durchdrang. Dagegen lehrte er Besitz, Wissenschaft, Kunst, Natur, Geselligkeit ꝛc. als in der Hauptsache gefährliche, versuchungsreiche Dinge ansehen, nicht als solche, welche die Religion läutern, gebrauchen, verklären soll. Ein asketischer, engherziger und ängstlicher Sinn machte sich hier geltend. Auch für die Kirche als Institution hatte der Pietismus kein Verständnis; seine Liebe war der Konventikel, der Kreis der Brüder und Schwestern. Dadurch fehlte es nicht an feineren und gröberen Ausartungen des separatistischen Geistes. Freilich waren diese Gemeinschaften die Herde, auf denen das Feuer der Jesusliebe bis in unsre Tage herüber gerettet wurde, als die offizielle Kirche gänzlich dem Rationalismus verfallen war. Aber daß letzteres geschah, ist doch nicht ohne Vorarbeit und Mitwirkung des Pietismus geschehen.

Bei den Liebeswerken bevorzugte man bald das Anstaltswesen viel zu sehr. Dies hatte in den Absonderungsgelüsten des Pietismus seine Ursache. Zwar Spener erstrebte auch auf diesem Gebiet noch Gemeindearmenpflege. Das war bei ihm noch ein Stück des gesunden väterlichen Erbes. Aber er drang damit nicht durch. August Hermann Franckes Anstalt war dagegen sowohl Zusammenfassung als Träger der Zeitgedanken. Alles, was in dieser Richtung sich bewegte, fand Verständnis und Anklang. Auf diesem, wie auf andern Gebieten zeigt sich im Pietismus ein Wiederaufleben katholischer Frömmigkeit.

Auch auf dem Gebiet der Jugenderziehung kehrten ähnliche Fehler wieder. Die häufigen Gewissenserforschungen in jugendlichem Alter brachten einen altklugen, ängstlichen Zug in das Kindesleben; die öffentlichen Herzensgebete vor der Klasse waren eine starke Gefahr, in Phrasen und Heuchelei zu verfallen. Der Unterricht zeichnete sich zwar infolge der ganzen dem Leben zugewandten Art des Pietismus nach der praktischen Seite aus: Kenntnis der sogenannten Realien sowie Übung in allerlei Fertigkeiten wurde erzielt. Doch war die beständige Aufsicht sowie der Mangel jeder fröhlichen Erholung lästig. „Es ist doch überaus trübselig, wenn Francke wöchentlich nur eine sog. »Ergötzlichkeit« seinen Waisenkindern veranstaltet, und zwar was für eine! Samstags versammelten sie sich auf dem Hofe oder in einem großen Saale, dann wurden mehrere Verse gesungen, der Inspektor erklärte das Evangelium oder die Epistel des Sonntags, nach abermaligem Gesange wurde gebetet, dann endlich wurden Semmel

und Obst unter die Kinder verteilt." — In dieser Engherzigkeit kann man nur eine falsche Anwendung des richtigen Grundsatzes: Erziehung zur Frömmigkeit, erkennen.

Der Pietismus wurde abgelöst durch den Rationalismus (Vernunft- oder Denkglaube, von dem man gesagt hat, daß er zu denken glaubte, und zu glauben dachte, daß es aber mit beidem nicht besonders bestellt gewesen sei). Man verkündete die Herrschaft der Vernunft oder auch nur „des gesunden Menschenverstandes" auf dem Gebiet der Religion unter Ablehnung jeder übernatürlichen Offenbarung und aller Wunder. An die Stelle des christlichen Glaubens trat im wesentlichen die Sittlichkeit, die christliche Heilswahrheit schmolz zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit zusammen. Belehrung und Pflichtgefühl sind die Wege zum Guten. Die natürliche Vortrefflichkeit der Menschennatur ergab die Möglichkeit, diese Wege zu gehen.

Pietismus und Rationalismus scheinen die größten Gegensätze zu sein, sind es auch in vieler Beziehung; und doch hatte der Pietismus mit seiner zu starken Betonung der Einzelpersönlichkeit, mit seiner Auflösung der kirchlichen Ordnung, mit seiner übertriebenen Wertschätzung des unmittelbar praktisch Nützlichen dem Rationalismus ganz direkt vorgearbeitet, mit seiner Weltflucht, seiner Vernachlässigung an Wissenschaft, Kunst ꝛc. die Menschen nur um so begieriger nach den mit Unrecht vorenthaltenen Schätzen gemacht. Dazu begegneten sich beide geistigen Richtungen in dem Interesse für die Erziehung der Jugend und zwar für die Erziehung zum praktisch Brauchbaren und Nützlichen, nur daß freilich der Rationalismus darunter vielfach ganz etwas Anderes verstand als der Pietismus. Mit seiner Weltoffenheit gewann der Rationalismus, was dem Pietismus nie gelungen war, die breiten Massen namentlich des Bürgertums; kein Wunder, denn seine Gedanken stimmten mit denen des natürlichen Menschen überein. Wie am Christentum nur das Vernünftige, das allgemein Menschliche wertvoll war, so erstrebte man erst recht in der Sittlichkeit nur das Humane, d. h. das allgemein Menschliche, das Menschenfreundliche, ohne daß man sich darüber klar geworden wäre, daß diese Humanität nur auf dem Boden des Christentums erwachsen und möglich war. Wenn man dem Christentum auf diesem Standpunkt eine rechte Ehre erweisen wollte, nannte man es die Religion der allgemeinen Menschenliebe.

§ 18. Wortverkündigung.

Nicht ohne Kunde von reformierten Vorbildern, aber unter nachdrücklicher Berufung auf das lutherische Bekenntnis in den schmalkaldischen Artikeln und Luthers Privatäußerungen in der deutschen Messe, machte der Senior der Geistlichkeit in Frankfurt am Main, Philipp Jakob Spener (13. Jan. 1635—5. Febr. 1705) den Vorschlag und praktischen Versuch zur Einführung der „Collegia pietatis" genannten Bibelbesprechungen im Jahre 1670. Er wollte damit dem christlichen und kirchlichen Leben aufhelfen. In seiner berühmten Schrift Pia desideria

(„fromme Wünsche“) macht er als ersten Vorschlag zur Reform den: „Sollte auch vielleicht nicht undienlich sein, wo wir wiederum die alte apostolische Art der Kirchenversammlungen in den Gang brächten: Da neben unsern gewöhnlichen Predigten auch andre Versammlungen gehalten würden auf die Art, wie Paulus 1. Korinth. 14 dieselben beschreibt, wo nicht einer allein auftritt zu lehren (welches zu anderen Malen bleibet) sondern auch andere, welche mit Gaben und Erkenntnis begnadet sind, jedoch ohne Unordnung und Zanken mit dazu reden und ihre gottseligen Gedanken über die vorgelegten Materien vortragen, die übrigen aber darüber richten möchten.“ Übrigens fand Spener zuerst die Leitung der Besprechung durch einen Geistlichen nötig, eine Beschränkung, welche er 1677 aufhob. Spener selbst hielt die Versammlungen auf seinem Studierzimmer ab. Zuerst las man bei wöchentlich zweimaliger Zusammenkunft erbauliche Schriften und repetierte die Predigt, später behandelte man nur Abschnitte der heiligen Schrift, während man die Predigtbesprechung beibehielt. „Spener las einen Abschnitt vor, dann erklärte er ihn versweise in erbaulicher Weise; theologische Untersuchungen und Streitfragen blieben ausgeschlossen, damit nicht das Kreuz Christi möchte zu nichte werden. Hinter jedem Verse machte er eine kleine Pause, damit andere das Wort ergreifen möchten, um das Gesagte zu bekräftigen oder Bedenken vorzutragen; doch ergriffen nur studierte Leute das Wort.“ Oft waren über 100 Leute aus allen Ständen, auch Durchreisende versammelt, Frauen in einem Nebenzimmer. Sorgfältig wurden Äußerungen des Richtgeistes verhindert, christliche Freundschaft und gegenseitige Zuchtübung erstrebt. Die Absicht des Ganzen war wahre „Kernchristen“ zu erziehen, die sich zu „Kirchlein in der Kirche“ zusammenschließen und bessernd und bewahrend, als ein Salz und Sauerteig auf die Kirche wirken sollten. — Infolge dieser Versammlungen entstanden für Spener mancherlei Schwierigkeiten und Anfeindungen; auch der innere Fortgang derselben gab zu mancherlei Nöten und Klagen Anlaß, so daß Spener an den beiden nächsten Orten seiner Wirksamkeit, in Dresden und Berlin, nichts Derartiges einrichtete, während doch sein Vorgang anderwärts vielfach Nachfolge fand.

Von den Persönlichkeiten, welche im Sinn und Geist Speners freie Wortverkündigung (Laienpredigt) übten, nennen wir folgende:

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (26. Mai 1700—9. Mai 1760), geboren in Dresden, Pate Speners, nach dem frühen Tod seines Vaters im Halleschen Waisenhaus erzogen, mußte Rechtswissenschaft zur Vorbereitung auf hohe Staatsämter studieren, wandte aber sein ganzes Interesse den theologischen und kirchlichen Fragen zu und beschloß für die Ausbreitung des Reiches Gottes tätig zu sein. Er war in Rede (Erbauungsansprachen) und Schrift schon als Justizrat in Dresden, dann auf seinem Gut in Berthelsdorf tätig. An letzterem Ort nahm er Vertriebene der alten mährischen Brüderkirche auf, und dies führte den Grafen, der dem Druck der kirchlichen Verhältnisse und dem Willen seiner Gutsinsassen nachgab, zur Begründung der Brüdergemeinde, während Zinzendorf ursprünglich nur Erbauungs-

versammlungen und Gemeinschaftspflege zur Belebung der Kirche wollte. Ihre größte Bedeutung erlangte die Brüdergemeinde auf dem Gebiet der Äußeren Mission. Zinzendorf machte selbst mehrfach Reisen in die Heidenwelt. In der Hauptsache aber durchzog er als ein Evangelist die deutschen und angrenzenden Länder und legte Zeugnis ab von seinem Heiland. Er war ein hochbegabter Mann, genialer Organisator, geistlicher Dichter und Schriftsteller von großer Fruchtbarkeit, stets bereiter eindrucksvoller Redner von ungewöhnlicher theologischer Bildung. Weil ihm sein Laienstand in seiner geistlichen Tätigkeit Hindernisse bereitete, unterwarf er sich der Kandidatenprüfung und ließ sich später von dem böhmisch-mährischen Bischof Jablonsky, Hofprediger in Berlin, die bischöfliche Weihe erteilen (1737). Jedoch hat Zinzendorf vorher und nachher ganz in der gleichen Weise gewirkt. Von seiner Art als Redner urteilt sein Freund Schrautenbach: „Er bereitete sich nicht mühsam zu seinen Reden vor, hielt auch so viele, daß die Zeit nicht hätte dazu hingereicht. Am wenigstens schrieb er je eine Rede nieder. Ihre Wirkung aber war groß. Sie waren Darlegung der Betrachtung, der sein Gemüt zur Stunde voll war, Selbstgespräch, oft erhabener Ausdruck, lebhafte Bilder, abwechselnde, sich drängende Vorstellungen, große Originalität. . . . Wir hören nicht einen Redner, wir sehen in das Innerste eines Menschen . . . Er hatte eine männliche, angenehme, volltönende, zu dem vollkommensten Ausdruck geschickte Stimme, sowohl im Reden als im Singen. Die schwere Kunst . . . jede Stelle in ihrer Art zu sprechen und mit dem ihr eigenen Ausdruck des Anblicks, der Stimme und der gelegentlichen Bewegungen des Körpers zu begleiten, ohne daß von dem allen etwas auffallend hervorstach, ohne daß er selbst darauf dachte, alles das lag in seinem Charakter. Leben, Seele, Harmonie bezeichneten alles, was er tat". — Ein näheres Studium Zinzendorfs läßt ganz besonders deutlich den Segen und die Gefahren einer derartigen Wirksamkeit erkennen.

Ein Laienprediger, an welchem fast nur die Schattenseiten und Torheiten seiner Richtung offenbar wurden, war (um 1740) „der Bauer Hinderk Janssen aus Freepsum bei Emden, wegen seiner Leibesgröße der lange Hinderk genannt". Von seinem Calvinismus her „schwebte ihm ein Gottesbegriff vor, nach welchem er von Gott nur dachte als dem souveränen Herrn, der mit dem Menschen machen könne was er wolle, der auch in allen Handlungen der Menschen unterschiedslos allein wirksam sei. In seiner eigenen reformatorischen Absicht betrachtete Hinderk sich als ein unmittelbares Organ Gottes. Durch fromme und mutige Handlung wie durch dreiste Beredsamkeit gelang es ihm, einen Anhang von etwa hundert Seelen zu werben, in denen er nun den Stamm zu einer notwendigen Reform der Kirche gewonnen zu haben glaubte. Mit dieser Reform sollte auch die Bekehrung der Heiden und Juden zusammentreffen. Hinderks Anhänger, „Lange Hinderks Volk" genannt, begannen die Kirchenerneuerung damit, daß sie den öffentlichen Gottesdienst störten und die Prediger mit lauter Stimme der Lüge ziehen. Hinderk wurde um dieses Treibens willen des Landes verwiesen und gewaltsam deportiert, kehrte aber sofort zurück und bekannte

vor Gericht, sein himmlischer Vater habe ihm keinen Beruf gegeben, anderswo zu lehren, vielmehr zu ihm gesprochen, er solle wieder nach Hause zurückkehren. In der Stille setzte er mit seinen Genossen sein Wesen fort; in ihren Konventikeln tauschten sie als göttliche Offenbarung aus, was ihnen über den Bibeltext einfiel". „Im Unterschied von solchen Stürmern bewahrten die sich separierenden reformiert-pietistischen Gemeinschaften von Utrecht und Groningen eine besonnenere Haltung, indem sie die Bestimmung trafen: Wer unter den Laien die Gabe der Schriftauslegung und Ermahnung hat, soll davon in den Schranken der Ordnung Gebrauch machen".

Gerhard Tersteegen (25. November 1697—3. April 1769), geboren zu Mörs in Westfalen als Sohn eines Kaufmanns, auf dem Gymnasium gründlich in den Sprachen (griechisch, lateinisch, hebräisch) gebildet, wandte sich, da zum Studium die Mittel fehlten und der Kaufmannsstand gar nicht behagte, dem stillen und bescheidenen Beruf eines Bandwebers zu und führte in Mühlheim a. d. Ruhr nach seiner Erweckung ein streng zurückgezogenes Leben bei einfachster Speise in Arbeit, Gebet, Dichtung (innigste, geistliche Lieder) und Schriftstellerei. Letztere reiche und fruchtbare Tätigkeit übte er als Übersetzer, Bearbeiter und Verfasser vieler mystischer Schriften. Seine Erbauung fand er in privater Lesung des göttlichen Wortes. Er ging weder zur Kirche noch nahm er teil am Abendmahl (wegen der unbekehrten Abendmahlsgäste). Doch war er gegen Kirche und Geistlichkeit nicht feindlich gesinnt, ja seine Stellung zur Kirche wurde, als dieselbe gegen Ende seiner Laufbahn mehr und mehr zum Leben erweckt war, immer freundlicher. Er war ein Mann der Gelassenheit, der Stille, des innigen Verkehrs mit Gott, in der reformierten Kirche erzogen und nie aus ihr ausgetreten, ein mystischer Theologe mit selbstgewachsener Bildung. In Verkehr mit der Öffentlichkeit und zwar in immer wachsendem Maß trat er nur, wo er den Mitchristen dienen konnte. Er nahm sich treulich der leiblichen Armut an, unterstützt von Freunden, welche ihm die Hände füllten, der Krankheit durch Darreichung selbstbereiteter Arzneien ohne Gegnerschaft gegen die ärztliche Kunst, voll Herzensteilnahme, da eigene Schwachheit ihn gelehrt hatte, wie es Kranken zu Mut ist. Er empfing zahlreiche Besuche und Briefe solcher, welche geistlichen Rat und Trost begehrten, und er wurde ihnen mündlich und schriftlich ein treuer Seelenführer, denn er war durch früheres weltliches Leben, durch eigene schwere Anfechtung und jahrelang währende geistliche Dunkelheit in den Trübsalswegen Gottes sehr erfahren. Er war, was uns hier namentlich interessiert, ein eifriger, inniger, zarter und gewaltiger, in die Tiefe des Gotteswortes und der inneren Seelenvorgänge einführender Prediger in zahlreich besuchten privaten Erbauungsversammlungen. Wir besitzen noch eine ganze Reihe seiner auf der Höhe des Wirkens gehaltenen Reden, die zu den reichsten Zeugnissen christlichen Heiligungslebens seiner Zeit und aller Zeiten gehören. Außer Mühlheim, Elberfeld und Barmen bildete das zwischen den beiden ersten Orten gelegene Ackergut Otterbeck einen eigenartigen Mittelpunkt seines Wirkens. Ein Freund Tersteegens hatte Haus und

Garten 1727 zu einer sogenannten Pilgerhütte eingerichtet, „in welcher die erweckten Christen zugleich einsam und gemeinsam, ungestört von der Welt, dem Gebete und der Arbeit leben, und zugleich durch das Halten von erbaulichen Versammlungen in und außer dem Hause, ihr Licht leuchten lassen und den Brüdern dienen konnten". Tersteegen war Mittelpunkt und Leiter dieses Kreises. — Große, leibliche Gebrechen hinderten indes je länger desto mehr das Wirken ins Große, namentlich das öffentliche Reden, bis Gott ihn, der sich viele Jahre als ein „Todeskandidat" gefühlt, heimholte.

Karl Heinrich von Bogatzky (geb. 7. September 1690 auf einem seinen Eltern gehörenden Gut Jankowa in Schlesien, gestorben 15. Juni 1774 zu Halle a. d. Saale). Er war ein geschätzter und fruchtbarer Erbauungsschriftsteller von pietistischer Richtung. Von einer frommen Mutter erzogen, bewahrte er sich als Page am Hof des Herzogs zu Sachsen-Weißenfels seinen christlichen Sinn unter mancherlei Anfechtungen, studierte 20 Jahre alt Rechtswissenschaft in Jena, dann, namentlich durch Francke angezogen, Theologie in Halle gegen den Willen seines Vaters, der einen Offizier aus ihm machen wollte. Durch Leibesschwachheit an der Übernahme eines kirchlichen Amtes, wofür er auch nur teilweise vorgebildet war, gehindert, wirkte er nun in freier Weise für das Reich Gottes. Leider ging ihm die Wohltat eines ordentlichen Lebensberufes ab. So zog er die mittlere Zeit seines langen Lebens umher, an einzelnen Orten kürzer oder länger verweilend, seine Zeit und Kraft zu erbaulicher Schriftstellerei, zu Laienseelsorge und Laienpredigt, namentlich auch in den Kreisen hoher Herrschaften, verwendend, mit mancherlei auch äußeren Nöten ringend und vielfacher Anfechtung ausgesetzt. Seit 1746 wohnte er in Halle. Am bekanntesten ist er als Verfasser des „Güldenen Schatzkästleins" (über 60 Auflagen) und mancher geistlicher Lieder geworden. Er war kein großer Geist, aber ein frommes Herz. Als seelsorgerlicher Zeuge der christlichen Wahrheit wirkte er vielfach gelegentlich auf seinen Reisen und in ihm bekannt gewordenen Familien, als Laienprediger an den verschiedenen Orten, wo er weilte. Er wendete sich mit seinen Erbauungsstunden vielfach auch an bestimmte soziale Gruppen, so an „alle Adeligen eines Dorfes", an Schüler, an die Kavaliere eines Hofes. Zu einer lange Zeit fortgesetzten Erbauungsstunde in Halle kamen zuerst „fast lauter junge Edelleute und Juristen, zuletzt aber fast nur Theologie Studierende". Die Schattenseiten des damaligen Pietismus: eine mangelhafte Würdigung des irdischen Berufs, Engigkeit der Lebensanschauung u. s. w. treten neben manchen anziehenden Seiten deutlich hervor.

In ähnlichem Sinn wie Freiherr von Münchhausen im vorigen Zeitraum war in dem unsrigen Joseph Schaitberger (13. März 1658—2. Okt. 1733) ein Laienprediger. Auch bei ihm mag der Schwerpunkt und die weitergreifende Wirksamkeit in der christlichen Persönlichkeit und in der schriftstellerischen Leistung liegen. Aber es fehlte doch auch bei beiden das mündliche Zeugnis nicht. — Schaitberger war in Dürnberg bei Hallein im Salzburgischen, wo

sein Vater Bergmann war, geboren. Seine Eltern hielten sich heimlich zum Evangelium. Sein Bruder, der in Dürnberg Lehrer war, gab ihm Unterricht. Schaitberger las so fleißig die Bibel und mancherlei tiefgründige evangelische Schriften, daß er im stande war, den Einwürfen und Anfechtungen in betreff seines Glaubens auch gegen katholische Geistliche mit Klarheit und Nachdruck zu begegnen — für den schlichten Mann, der treu-fleißig dem Gewerbe des Vaters folgte, keine geringe Leistung. Er war einer der Führer des Auszugs 1685 und dichtete aus diesem Anlaß im Volkston das geistliche Lied: „Ich bin ein armer Exulant“. Schaitberger nahm seinen Wohnsitz in Nürnberg, wo er sich von harter Handarbeit, Holzhauen und Drahtziehen, redlich ernährte. Um seine Glaubensbrüder zu stärken, reiste er noch dreimal heimlich nach Österreich und schrieb eine Reihe von Traktaten, die zunächst nur handschriftlich verbreitet, dann aber auf Anlaß eines Geistlichen und auf Kosten zweier Kaufleute gedruckt und noch heute unter dem Namen „Evangelischer Sendbrief“ vereinigt ein geschätztes Andachtsbuch bilden. Auch andere Betrachtungen, unter dem Namen „Gottliebs tägliche Andachten“ sind von ihm gedruckt. Er hatte den großen Schmerz, zwei verheiratete Töchter in Österreich zurücklassen zu müssen, aber hernach auch die große Freude, eine derselben, welche, um ihren Vater der römischen Kirche zuzuführen, nach Nürnberg gekommen war, vielmehr für das Evangelium zu gewinnen und von seiner dritten Reise mit seinem Bruder und dessen Familie zurückzukehren. Als er in hohem Alter arbeitsunfähig wurde, nahm ihn der Rat der Stadt Nürnberg unter die Zahl der zwölf armen Brüder im Karthäuserkloster auf, trotzdessen, daß er ein Fremder war, und dadurch hatte er einen sorgenfreien Lebensabend. Sein Wahlspruch war: „Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein“ (Ps. 25, 21). Glaubensmut und Opferfreudigkeit in der schlichtesten Form zeichnen Schaitberger aus.

Eine ganz besondere Stellung zur freien Wortverkündigung nahm Württemberg ein. Hier allein hatte der Pietismus in den breiteren Schichten des Volkslebens Wurzel gefaßt und zugleich namentlich durch Männer wie Joh. Albr. Bengel im festen Anschluß an die Heilige Schrift sich in besonderem Maß die geistliche Gesundheit bewahrt. Zu dieser Volkstümlichkeit des Pietismus hat jedenfalls der Umstand viel beigetragen, daß das geistliche Amt mit dem Bürger- und Bauernstande gegen das zuchtlose Leben der vornehmen Kreise zusammenhielt. In den nach oben hin abgeschlossenen Volkskreisen, die durch eine tüchtige Geistlichkeit nicht nur der Frömmigkeit, sondern auch der christlichen Bildung offenstanden, fand der Pietismus Eingang und Pflege. Man war mild und weise genug, ihm in der Hauptsache von Obrigkeitswegen nichts in den Weg zu legen. Im Jahre 1743 wurde die rechtliche Stellung des Pietismus, namentlich auch nach seiten der Wortverkündigung gesetzlich festgelegt durch das sog. Pietisten-Edikt des Konsistorialpräsidenten Geheimrat Bilfinger. Es faßt ebensowohl die bisherige Praxis zusammen, als es dieselbe für die Zukunft sichert. Es mag nach seinen Hauptbestimmungen hier Platz finden, um so mehr,

da einzelne bedeutende Persönlichkeiten, die als Laienprediger aufgetreten wären, nicht zu nennen sind. Der einzelne ging in der Menge der gleichartigen Erscheinungen unter. Es hatte eben fast jeder Ort seine „Stundenhalter". (Nur Michael Hahn wird im folgenden Zeitraum zu nennen sein.) Das Edikt „ermahnt zuerst, daß, da auf dem vom Herrn gestifteten Predigtamt und den unter demselben stehenden öffentlichen Versammlungen der Gemeinde ein reichlicher Segen geruht habe, niemand sich demselben entziehen solle; ferner, daß der Hausgottesdienst treulich geübt werde. Wer diese beiden Mittel der Erbauung recht gebraucht, der werde wohl keiner besonderen Zusammenkünfte bedürfen, wie auch gewiß die ersten Christen Gott gedankt haben würden, wenn sie statt der ins Enge zusammengedrängten besonderen Zusammenkünfte hätten öffentliche Kirchenversammlungen halten und besuchen dürfen. Jedoch sei es gar nicht die Absicht, jene besonderen Versammlungen neben dem Gottesdienste zu verbieten, man wolle vielmehr alles prüfen und das Gute behalten, die Abwege aber anzeigen und verhüten. Die Kirchengemeinde müsse zum voraus gesichert werden, daß keinerlei Spaltung eintrete, nicht fremde, gefährliche Bücher und Lehren eingeschleppt, eigenwillige Lebensregeln auferlegt, die Christenliebe von der übrigen Gemeinde abgelenkt werde, daß man nicht zweideutigen Personen in die Hände falle, die sich zu Leitern aufwerfen. — Positiv wird dann folgendes bestimmt: Wenn der Geistliche selbst Privatversammlungen halten wolle, so werde es ihm nicht nur nicht gewährt, sondern aller göttlicher Segen dazu angewünscht; nur solle er niemand deshalb einen moralischen Zwang auferlegen. Ebenso wenn ein gottesfürchtiger Schulmeister besonders die ledige Jugend zu gleichem Zweck an Sonn- und Festtagen um sich versammle, so werde dies gestattet, nur solle es mit Vorwissen und unter der Aufsicht des Pfarrers geschehen, und es solle sich keiner einfallen lassen, da eigene Kunst und Weisheit lehren zu wollen. Wenn aber andere Personen in ihren Häusern solche Versammlungen halten wollen, so müssen sie zuvor vom Pfarrer sorgfältig geprüft werden, z. B. wie es bei ihnen mit der Hausandacht bestellt sei, ob die beständige äußere Übung des Wortes mit der inneren Wirkung desselben auf solche Personen auch im rechten Verhältnis stehe u. s. w. — Diese Versammlungen sollen nicht von solchen besucht werden dürfen, welche sich grundsätzlich dem öffentlichen Gottesdienst entziehen, weil sie durch solches Surrogat in ihrem Eigenwillen bestärkt würden. — Fremde, hin- und herreisende Personen, die Jünger sammeln, sollen genau geprüft werden, ob nicht unlautere und sektiererische Absichten sie herführen. — Die Zahl der Mitglieder einer solchen Versammlung dürfe 12—15 nicht übersteigen, damit die Sache mehr in eine freundschaftlich als kirchlich geformte Versammlung gefasset werde. Bei zahlreicherer Teilnahme sollen mehrere solcher Kreise in verschiedenen Häusern gebildet werden. — Weiber sollen nicht ohne Einwilligung der Männer, Untergebene nicht ohne Erlaubnis der Vorgesetzten hingehen; selbst der Mann soll, wofern seine Teilnahme den ehelichen Frieden stören würde, lieber wegbleiben. — Keine Versammlung darf

zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes gehalten werden, auch soll keine bei Nacht stattfinden. — Umherlaufen in verschiedenen Orten, besonders aber das Zusammenberufen mehrerer Gemeinschaften aus mehreren Orten, »wodurch ein zusammenhängendes Verständnis auf besondere Verfassungen errichtet werde«, ist verboten. — In den Versammlungen soll hauptsächlich die Bibel gelesen werden, man möge jedoch dazu auch Auslegungen von bewährten Gottesgelehrten, überhaupt auch andere erbauliche Schriften nehmen; insbesondere wird empfohlen, die symbolischen Bücher der württembergischen Kirche zu lesen. Dagegen sollen alle Bücher, Lieder, Bibelübersetzungen u. s. w. (z. B. die sogenannte Berleburger Bibel), die von der reinen Lehre abweichen, oder dunkle, affektuose, hohe und ungewöhnliche Redensarten enthalten, gemieden werden. — Es ist verboten, daß einer den andern veranlasse, in der Versammlung seinen Seelenzustand zu offenbaren, da dies entweder vor den Seelsorger oder nur im vertraulichsten Gespräch zwischen zweien oder dreien gehöre. — Liebessteuern sind unverwehrt, nur soll damit den öffentlichen Armenanstalten kein Abbruch geschehen, dagegen Liebesmahle zu halten ist untersagt, da sie keinen Zweck mehr haben, aber leicht zu Mißbräuchen führen können".

Von Bedeutung für die Laienpredigt ist auch der Methodismus (seit 1729), der nachgeborne englische Bruder des deutschen Pietismus, nur daß er sich nicht begnügte wie dieser, der Kirche neues Leben zu vermitteln, sondern eine eigene Kirchengemeinschaft bildete. Sein Stifter ist John Wesley (17. Juni 1703—2. März 1791); dessen Mitarbeiter war lange Zeit der hinreißende Prediger George Whitefield (16. Dezember 1711—30. September 1770), der sich aber später von ihm trennte. Seinen Namen hat der Methodismus davon, daß eine kleine religiöse Gemeinschaft von ihren Gegnern einer besonderen Methode in der eigenen Frömmigkeit und bei der Bekehrung anderer geziehen wurde. Für die Laienpredigt wurde der Methodismus dadurch von Einfluß, daß er die gewohnheitsmäßigen festen Formen der Predigt durchbrach und in der freiesten Weise auch außerhalb der Kirchenmauern, auf öffentlichen Plätzen ꝛc. predigte; namentlich aber dadurch, daß er den Laien die Erlaubnis gab, ja die Pflicht auferlegte, ihre Gabe der Predigt im Dienst Gottes zu verwerten, was zur Ausbreitung des Methodismus ungemein viel beitrug. Als erster Laienprediger wird ein gewisser Thomas Maxfield in London genannt, der eine ungezählte Reihe von Nachfolgern gefunden hat. In Deutschland hat indessen der Methodismus erst seit 1831 (Wesleyaner) und 1849 (bischöfliche Methodisten) Eingang gefunden. Und von da an hat auch sein Einfluß auf die Laienpredigt hier zu Lande begonnen, welcher in den letzten zwanzig Jahren immer spürbarer geworden ist.

Der Rationalismus hatte natürlich für Wortverkündigung durch Laien gar kein Interesse.

§ 19. Liebestätigkeit.

Der praktische Trieb des Pietismus war der Liebestätigkeit sehr günstig, wie denn in der Tat mit ihm dieselbe neu aufblühte und manche bisher noch nicht vorhanden gewesene Züge zeigte.

Der starke Zug zum Anstaltlichen in der Liebestätigkeit war freilich nichts Neues, damit lenkte der Pietismus ins Mittelalter zurück. Dafür war entscheidend, daß der Pietismus die natürlichen Lebensgrundlagen und Verhältnisse gering achtete. Seine ganze Frömmigkeit hatte etwas von Schablone, Dressur und Gesetzlichkeit an sich, so störte es ihn nicht, daß ähnliche Züge in einer Anstalt meist nicht ganz zu vermeiden sind.

Allerdings mochte dieser anstaltliche Zug bei der Jugenderziehung, welche die Stärke des Pietismus war, seine großen Bedenken haben. Hier war ja besonders starke Beeinflussung möglich, denn jugendliche Herzen sind im allgemeinen weich, andererseits aber auch elastisch und kommen leicht wieder in den vorigen Stand. Die aber, welche weder weich noch elastisch, zugleich aber in eine äußere religiöse Form gezwungen sind, werden leicht entweder gleichgiltig oder heuchlerisch. Diese Erfahrungen sind auch dem Pietismus nicht erspart geblieben.

Das Neue in der Liebestätigkeit des Pietismus aber war die Bedeutung, welche die engere Gesinnungsgemeinschaft hiermit erlangte. Geschlossene Vereine in allerlei Form und mit den mannigfaltigsten Zwecken hatte man auch früher schon, namentlich im Mittelalter gehabt. Davon war hier wenig die Rede. Aber es sammelte sich um die Anstalten, meist Waisenhäuser, eine tragende, spendende, betende Gemeinde, welche in ihnen ein besonderes Werk Gottes sah. Diese ganz lose, nur durch die Liebe zur Sache und die gleichen religiösen Grundlagen verbundenen Gesinnungsgemeinden zeigten hier zum ersten Mal, was sie vermochten. Während diese praktische Betätigung der Gesundheit des geistlichen Lebens diente, schloß sie doch durch das daran haftende Besondere und Ausschließliche die Gefahr des Partei- und Cliquenwesens in sich. Wer hier mittat, und nur ein solcher, galt auch in seinem Glaubensleben für echt.

Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

August Hermann Francke (22. März 1663—8. Juni 1727). Ein Lübecker von Geburt, verbrachte er seine Studien- und ersten Amtsjahre an verschiedenen Orten Deutschlands: Erfurt, Kiel, Hamburg, Leipzig (Bibelbesprechungen), Lüneburg (Predigt über Joh. 20, 31), Hamburg (Kinderunterricht), Dresden (Freundschaft mit Spener), Leipzig (Anfeindungen, Joh. Bened. Carpzov), Erfurt (erstes geistliches Amt und theologische Vorlesungen, Amtsentsetzung). Endlich wurde er 1692 Pastor und Professor in Halle und entfaltete dort bis an sein Ende eine außerordentlich mannigfaltige und segensreiche Tätigkeit. — Er war ein Mann von seltener Energie, Organisationsgabe und Glaubenskraft, Er suchte für sich nichts, setzte aber die ganze Kraft Leibes und der Seele an die Ehre seines Herrn und den Dienst seines Nächsten. Seine Lebensgrundsätze waren nicht frei von der Engigkeit und Ängstlichkeit des Pietismus, seine Erziehung zu einseitig auf Frömmigkeit resp. deren Bezeigung bei den Kindern in freien Gebeten u. s. w. gerichtet, sein Auftreten, gewöhnlich freundlich und von wohltuendem Freimut, konnte Feinden gegenüber scharf sein. Aber bewundernswert ist die Tatkraft, die praktische Weisheit und die Glaubensfreudigkeit,

womit er eine erstaunliche Arbeitslast bewältigte und neben der Ausrichtung seiner verschiedenen Ämter und im engsten Anschluß an sie der freien Liebestätigkeit in den Formen der Neuzeit Bahn brach. — Uns interessiert hier vor allem sein Waisenhaus. Dessen Aufrichtung und Einrichtung ging hervor aus seiner Tätigkeit als Pastor und Professor. Es war Sitte, daß die Armen an einem bestimmten Wochentag an seine Tür kamen mit der Bitte um ein Almosen. Er benutzte diese Gelegenheit, um die Jüngeren im Katechismus zu examinieren, während die Älteren zuhörten. Der schrecklichen dabei ans Licht tretenden Unwissenheit versuchte er auf mancherlei Weise, durch Darbietung von Schulgeld &c. abzuhelfen, jedoch ohne rechten Erfolg. Um für diese seine Bestrebungen Mittel zu erhalten (er war vermögenslos und seine Besoldung sehr kärglich), hing er eine Büchse in seiner Wohnstube auf mit den Inschriften 1. Joh. 13, 17 und 2. Kor. 9, 7. Und als in diese Büchse bald darauf eine Gabe von 4 Talern 16 Groschen eingelegt wurde, sagte er: „Das ist ein ehrlich Kapital, davor muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen". Er kaufte Bücher und bestellte einen armen Studenten, der die Kinder unterrichten sollte. — Das war der Anfang der großartigen Liebes- und Erziehungsanstalten, welche man unter dem Namen Waisenhaus zusammenfaßt. Es erwuchs eine Fülle von Schulen für alle Bildungsstufen beider Geschlechter. Die Kinder wohnten teils in der Anstalt, teils bei ihren Eltern. Eine Buchhandlung und eine Apotheke wurden hinzugefügt, Bestrebungen für Mission und Bibelverbreitung schlossen sich an. Mächtige Gebäude für das alles wurden aufgerichtet. Gaben der Liebe von hoch und niedrig, von nah und fern machten Einrichtung und Unterhalt der Anstalten möglich. Bei Franckes Tod wurden in sämtlichen Schulen 2200 Kinder unterrichtet (unter ihnen 100 verwaiste Knaben, 34 solche Mädchen), bei deren Erziehung und Unterricht außer 8 Inspektoren der verschiedenen Anstalten 167 Lehrer und 8 Lehrerinnen tätig waren. Gespeist wurden außerdem an dem gewöhnlichen Tische 155, an dem außerordentlichen Tisch 100 Studierende; von armen Schülern mittags 148, abends 212. — Bis heute sind diese „Franckeschen Stiftungen" fortgeführt und bilden in ihrer Gesamtheit die größte Schule Deutschlands, vielleicht der Welt.

Freiherr von Canstein (4. Aug. 1667—19. Aug. 1719) war der Sohn frommer Eltern und wurde ernstchristlich erzogen, ein Knabe von trefflichen Gaben, so daß er schon mit 16 Jahren das Studium der Rechte beginnen und mit 19 Jahren die damals in seinem Stand gewöhnliche große Reise durch die europäischen Länder antreten konnte. Zurückgekehrt, nahm er eine Stellung am kurfürstlichen Hof in Berlin ein und machte hierauf als Volontär den Krieg gegen Frankreich mit. Als er in Brüssel heftig an der Ruhr erkrankte, tat er das Gelübde: „Wenn ihn Gott von dieser Krankheit errettete, so wolle er ihm sein Lebenlang dienen". Das Gelübde hat er gehalten. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er keine öffentliche Stellung wieder an, sondern lebte als Privatmann den Studien und dem Wohltun. Letzteres in ausgedehntem

Maße zu üben, befähigte ihn sein Reichtum. Die Bekanntschaft mit dem unterdessen in Berlin angestellten Spener half ihm zur eigentlichen Bekehrung und zur vollen Entschiedenheit des Glaubenslebens. Wie nahe er ihm trat, mag daraus hervorgehen, daß Spener ihn zum Erben seines gesamten handschriftlichen Nachlasses einsetzte, dessen Sichtung und teilweise Herausgabe Canstein besorgte. — Zugleich vermittelte Spener aber auch die innige Verbindung Cansteins mit Francke. In dem Drang nach unablässigem, praktischem Wirken für Gottes Reich waren die beiden letzteren einander ähnlich. In mehrfacher Richtung beteiligte sich Canstein nun, in Berlin wohnend, aufs lebhafteste an den Franckeschen Stiftungen. Zunächst durch eigne reichliche Gaben. Seine Wohltätigkeit war so bedeutend, daß nach seinem Tode seine Güter beträchtlich belastet waren und Francke, dessen Anstalten zum Universalerben eingesetzt waren, zauderte, die Erbschaft anzutreten. Auch durch zeitweilige Vorschüsse und Geldvermittlungen half er. Er war einer der Hauptwohltäter der Anstalten zu seiner Zeit. Sodann ging der Verkehr Franckes mit dem Berliner Hof vielfach durch ihn; und man hatte an ihm einen einflußreichen, eifrigen, verständnisvollen Fürsprecher, was der hallischen Sache zum großen Vorteil gereichte. — Diese Tätigkeit, dazu die Verwaltung seiner in verschiedenen Provinzen gelegenen Güter, die ausgebreitete Korrespondenz hätten den Freiherrn in eine zersplitternde Vielgeschäftigkeit hineingezogen, wenn er nicht so tief und anhaltend und erfolgreich aus dem Born des göttlichen Wortes geschöpft hätte. Er arbeitete in 7 Jahren eine Harmonie der vier Evangelien mit Erklärungen aus. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Begründung der hallischen Bibelanstalt. Im Jahre 1710 verfaßte er eine kleine Schrift, in welcher er den Plan darlegte, wie durch stehenbleibende Lettern u. s. w. es ermöglicht werden könnte, das Neue Testament für zwei, die ganze Bibel für sechs gute Groschen auszugeben. Zu den Kosten (fürs Neue Testament 1200 Taler, für die ganze Bibel 3000 Taler) gab er selbst einen guten Teil, andres sammelte er. So konnte sein Plan 1712 mit der Ausgabe zunächst des Neuen Testaments verwirklicht werden. Eine Auflage folgte der andern in verschiedenen Schriftgrößen. Bis zum Tode des Stifters wurden 100000 Neue Testamente, 40000 Bibeln verbreitet, ein für die damalige Zeit glänzender Erfolg. Noch heute besteht die Cansteinsche Bibelanstalt in Verbindung mit der Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses in Segen. —

Beata Sturm (17. Dez. 1682—11. Jan. 1730) in Stuttgart, die „württembergische Tabea" genannt; die Tochter eines höheren Beamten, hatte sie doch eine harte Jugend (der Vater als Geisel in Frankreich, die Mutter früh verstorben, sie selbst schwer augenleidend, fünfmal operiert, und dann noch kaum im stande zu lesen, welche Fähigkeit sie übrigens nur zur Lektüre der Bibel und Luthers Schriften gebrauchte; von einer herrischen Magd gepeinigt und in harter Sanftmutschule geübt). Nach des Vaters Tode versah sie erst den Hausstand des jüngeren Bruders, dann einige Zeit den des Prälaten Esenwein; die 17 letzten Lebens-

jahre endlich verbrachte sie beim ältesten Bruder, jedoch mit eigener Haushaltung. In dieser Zeit entfaltete sie die hingebende Tätigkeit in Armen- und Krankenpflege, welche ihr von seiten des Georg Konrad Rieger, ihres Beichtvaters und Leichenredners, jenen Ehrennamen eintrug. Sie stellte ihre Zeit und Kraft, sowie ihr Geld ganz in den Dienst Gottes und der Armen. Eigentümlich ist ihr eine Vereinigung von inniger Gottgelassenheit (wie etwa bei Tersteegen) und unablässigem Tätigkeitsdrang. Sie nahm sich der Not an, wie sie ihr gerade vorkam, und zwar ganz auf eigne Hand, da es ein Vereinswesen, wie heute, damals nicht gab. „Bald nahm sie einer vielgeplagten Hausmutter die Pflege kranker Kinder ab und versäumte darüber auch die Predigt, auf die sie sich gefreut, bald saß sie als Pflegerin am Krankenbette eines verlassenen Armen, mit leiblicher und geistlicher Kost ihn erquickend, bald brachte sie einem Hungernden in seine Wohnung das Essen und ließ wohl, wenn sie die Blöße einer Armen sah, ein Stück der eigenen Kleidung dort; bald nahm sie sich der Dienstboten, einer Magd auch in geistlichen Nöten an und opferte ihre Nachtruhe, bald sendete sie anonym an einen mit Not ringenden Pfarrer reiche Gaben.“ Dabei ist sie eine treue, unablässige, kindliche Beterin für die Nöte einzelner sowie von Stadt und Land; das Kleine und Zeitliche wird ihr zum Spiegel des Großen und Ewigen, sie hat wie Scriver „zufällige Andachten“; so erinnert sie der geöffnete Kindermund, dem sie Speise reicht, an das Psalmwort: „Tue deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen“, woran sie die erbaulichsten Betrachtungen knüpft. Ihre eignen Bedürfnisse beschränkt sie auf das Nötigste, sie gönnt sich dieses nicht immer oder hat doch Zweifel und Anfechtungen deshalb. Im Kampf mit sich selbst macht sie vollen Ernst. Und wenn ihre Kasteiungen und manches Andere uns fast an römische Weise erinnern will, so hat sie doch im Leben und Tod ihr Feststehen im evangelischen Glaubensgrund laut und deutlich bezeugt. Noch am letzten Tag hat sie ausgerufen: „Ach! wie gut ist's, daß alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt.“

Die Väter des Bunzlauer Waisenhauses: Gottfried Zahn und die beiden Woltersdorf. Gottfried Zahn (1705—1758) war ein armer, in der Jugend vernachlässigter Waisenknabe aus Bunzlau oder nächster Umgebung, der durch eine von Pastor Mäderjan in Tommendorf ausgehende Erweckung lebhaft erfaßt wurde und nun auch, schon im Jünglingsalter, seine mangelhaften Schulkenntnisse zu ergänzen eifrig bestrebt war. In Erinnerung an seine eigene Kindheit versuchte er hie und da Waisenkindern aufzuhelfen; als er jedoch, Hausbesitzer in Bunzlau geworden, nähere Kunde von Franckes Stiftungen erhielt, da ließ es ihm keine Ruhe mehr, bis er etwas Ähnliches für seine Gegend ins Werk gesetzt hatte. Es ging freilich bis dahin noch durch gewaltige Tiefen. Als Zahn für seine eignen Kinder einen Lehrer nahm, ließ er andre Kinder an dem Unterricht teilnehmen; er erweiterte sein Haus durch Anbauten in der stillen Hoffnung auf das Waisenhaus. Aber Mißgriffe, welche in seiner kleinen Schule gemacht worden waren, gaben seinen Feinden Anlaß,

die Schließung derselben durchzusetzen, ja Zahn und sein Lehrer wurden ins Gefängnis geworfen. Am härtesten litt Zahn darunter, daß sein Beichtvater, der ältere Woltersdorf, mit großer Zurückhaltung seinem Vorhaben gegenüberstand und nur Schwierigkeiten sah, statt Hilfe leistete. — Als indessen Woltersdorf 20 Gulden zu dem Zweck gespendet wurden, sagte er sich: „Wenn der selige Francke durch 7 Gulden hat Mut bekommen können, eine Armenschule anzulegen, aus der eine so große Anstalt erwachsen ist, so werden 20 Gulden hier auch nicht vergeblich angewendet sein, zumal hier schon ein Haus und andere Vorteile vorhanden sind.“ Doch sagte er Zahn davon noch nichts, und dieser versuchte sein Äußerstes. Er ward beim König vorstellig, und wenn der auch nein sage, wolle er von seinem Plan lassen. Ein königlicher Befehl an den Magistrat zur Untersuchung der Sache brachte einen vollständigen Umschwung der Meinung hervor. Die Schule und eine Waisenanstalt in kleinstem Umfang durften eröffnet werden, 1754. Durch „Nachrichten“, welche Woltersdorf herausgab, wurde die Kunde davon in weitere Kreise getragen und viele Beisteuern mit köstlichen Ermunterungen des Glaubens liefen ein. Die Anstalt wuchs; man nahm Waisenknaben unentgeltlich, Freischüler gegen geringe Zahlung, Pensionäre gegen Kostgeld von 12 bis 30 Talern jährlich auf. Bald mußte ein eignes Haus für die Anstalt errichtet werden, und durch Krieg und Pest half Gott hindurch, ohne daß das Haus des Glaubens wesentlichen Schaden gelitten. — Nach dem Tod des Begründers wagte es Ernst Gottlieb Woltersdorf (31. Mai 1725—17. Dez. 1761), der bisherige treue Berater, Amt und Mühen eines Waisenvaters ohne jede Entschädigung neben seinem Pastorat zu übernehmen. Der Mann war mehr wert als ein großes Stiftungskapital. Weithin stand er in Ansehen: in den erweckten Kreisen und bei den Behörden des Landes. Er handhabte eine geordnete Verwaltung, erweckte Teilnahme von allen Seiten, wendete der Anstalt viele Geschenke, Darlehen und Vermächtnisse zu. Eine feste Zucht, verbunden mit freundlicher Vermahnung zum Herrn, war der Grundton der Erziehung. Ein Gebetsgeist waltete im Hause, dessen Abendandachten bald von vielen Erwachsenen der Stadt und Umgegend besucht wurden. Der Unterricht war ein dreifacher: der humanistische bereitete für die Hochschule vor, der realistische für den höheren Bürgerstand, der elementare für das gewöhnliche Volksleben. — Woltersdorfs von Natur schwache Gesundheit erlag indessen bald der angestrengten Tätigkeit des Doppelamtes. Mit dem Wort: „Wenn man, Jesu, dich genießt, wird alles versüßt“, starb er. — Woltersdorfs jüngerer Bruder, Christian Ludwig, bis dahin der Lehrer seiner Kinder, wurde der Nachfolger in beiden Ämtern. Er führte das Direktorat 40 Jahre in demselben Geist, auch in den Zeiten des Rationalismus, unbeirrt fort; Notzeiten und wunderbare Durchhilfen wechselten miteinander ab. Das beste Erbe der Anstalt aber war der Glaubensgeist ihrer Gründer, der, kurze Zeit ausgenommen, bis zu unsern Tagen in ihr ununterbrochen gewaltet hat.

Die Liebestätigkeit des Rationalismus hatte ihre Stärke in einem

gewissen Interesse des gesamten gebildeten und halbgebildeten Publikums. Aber das Interesse war nicht sehr tiefgehend. Nirgends finden wir Großtaten der Liebe, nirgends namentlich Menschen, die sich der Übung der Barmherzigkeit ganz hingegeben hätten. Dagegen viel süße Gefühle, Suchen des eigenen Glücks in der Beglückung anderer, Bücher, Zeitschriften, neue Armenordnungen u. s. w.



Zweiter Abschnitt.

Geschichte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: **Anfänge.**

(Etwa 1780—1830.)

§ 20. Allgemeines.

Mit Recht wird die „Deutsche Christentumsgesellschaft" als der Anfang der direkten Vorgeschichte der Inneren Mission bezeichnet. Ihr Erstehungstag ist der 30. August 1780; ihr Begründer der Augsburger Senior D. Johann August Urlsperger; der Ort ihres Anfangs Basel. Ihre Geschichte umfaßt ziemlich genau die ganze Dauer der Vorbereitungsperiode der Inneren Mission, den offiziellen Schluß bildet das letzte Protokoll der Gesellschaft vom 7. August 1833. Aber schon einige Jahre vorher war es mit ihr als solcher so gut wie zu Ende.

Die Deutsche Christentumsgesellschaft hatte ihre ausländischen Vorläufer, die sie ausdrücklich als solche anerkannte und nach deren Muster sie eingerichtet wurde, nämlich die englische Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntnis, die am 8. März 1698/99 alten Stils, und die schwedische Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntnis, die am 27. März 1771 begründet wurde. Was diese Vorbilder waren und leisteten, können wir an dem Nachbild der Christentumsgesellschaft erkennen. Daß das von Urlsperger ausgestreute Samenkorn gerade in Basel den rechten Boden fand, ist zuerst daraus erklärlich, daß hier auf der Kanzel und im Volk der alte Glaube noch eine Macht war und die Aufklärung oder Freigeisterei noch starkem Mißtrauen begegnete. Sodann aber daraus, daß sich hier schon 1756 eine Anzahl Freunde um den im Jahr 1770 zu Muttenz bei Basel verstorbenen Pfarrer Hieronymus Annoni zu ganz ähnlichen Aufgaben zusammengeschlossen hatte. So war hier der rechte Boden im Ganzen der Kirche vorhanden, und derselbe hatte schon eine vorläufige Bearbeitung im gleichen Sinn gefunden. Die eigentliche Arbeit konnte wohl gedeihen.

Ihr Entstehen verdankt die Gesellschaft dem Schmerz über den ungläubigen, die Zeit beherrschenden Geist, sowie dem Willen und Mut diesem Geist entgegenzutreten und eine ernstliche Reform des Bestehenden hervorzurufen. Das war die Gesinnung, welche wir bei Urlsperger

und seinen Freunden finden. Eine 1780 in Basel erschienene Schrift spricht sich so über den Tatbestand aus: „Es ist leider in der heutigen Christenheit nicht bloß ein Ephesus oder eine einzige Stadt, deren Ältesten ein Apostel bezeugen muß, daß unter sie kommen werden greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen, und daß auch aus ihnen selber aufstehen werden Männer, die da verkehrte Lehren reden werden (Apgesch. 20), sondern es sieht bald allerorten in der evangelischen Kirche in Lehre und Leben so aus, daß man sagen muß: Es ist nicht erst zukünftig, daß solche gefährliche Menschen kommen werden, sondern sie sind schon haufenweise hier und da aufgetreten und tun dem Reiche Gottes bald öffentlich, bald verdeckt unsäglichen Schaden; sodaß, wie ehemals der Aberglaube die Christenheit gleich einer finstern Nacht bedeckte, so nimmt in unserer Zeit der Unglaube, die Geringschätzung, ja gar Verachtung und Verspottung Gottes und seines Wortes dergestalt überhand, daß er wie ein mächtiger Strom alles zu überschwemmen, zu verwüsten und mit sich fortzureißen droht". — Und Urlsperger selbst sagt: „Es müssen daher diejenigen, welche über die Verwüstungen unserer Zeit bekümmert sind, daran arbeiten, daß die Lehre Jesu unverfälscht auf unsere Nachkommen übertragen werde; denn wie können wir sonst der babylonischen Verwirrung unserer Tage wehren? — Wo wird's noch hinauskommen mit unsern Universitäten, von welchen unsere Jünglinge die Mißhandlung des Wortes Gottes als herrschenden Ton mitbringen? — Was wird unter solchen Umständen aus unsern Gemeinden werden, wenn ihre Leiter zum Teil selbst nicht mehr wissen, was wahr oder falsch ist? — Wahrlich, wenn sich Gott nicht erbarmt und Männer und Gesellschaften erweckt, dieser Verheerung zu steuern, so gehen wir einem grauenhaften Abfall entgegen".

Die Frucht der Bemühungen Urlspergers war die Deutsche Christentumsgesellschaft, deren erste „Partikulargesellschaft" in Basel sich bildete. Man hatte eine sorgfältig dem Zweck angepaßte Organisation. Die Partikulargesellschaften waren die eigentlichen Vereinsträger. Sie hielten allmonatlich ein- oder zweimal Sitzungen ab. Man begann und schloß sie mit Gebet; man las die von andern Partikulargesellschaften oder die von befreundeten Persönlichkeiten eingelaufenen Briefe, beschloß die Antwort, besprach die gemachten Vorschläge. Es bildeten sich ähnliche Vereine in der Schweiz und in ganz Deutschland hinauf bis Flensburg und Königsberg. Basel war der Vorort. Die Protokolle zirkulierten. Als des Schreibens zu viel wurde, druckte man den Hauptinhalt in der Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" von 1786 an ab, behielt aber die geschriebenen Protokolle für den intimeren Verkehr bei. Um die mit alledem verbundenen Arbeiten zu leisten, holte man sich in Tübingen Kandidaten der Theologie — die ersten theologischen Berufsarbeiter der Inneren Mission.

Übrigens ging's mit der Christentumsgesellschaft nicht ganz nach dem Wunsch des Gründers weiter. Er hatte sich gedacht, daß man lebhaft angriffsweise und in gelehrtem Rüstzeug gegen den Feind

vorgehen werde. Allein dazu konnte sich die doch aus recht friedlichen, zwar auch theologischen, meist aber Laienmitgliedern — worunter auch viele einfachen Standes waren — gebildete Gesellschaft nicht verstehen. Als äußeres Siegel dieser inneren Wandlung ist die Namensänderung anzusehen. Aus „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit" wurde „Deutsche Christentumsgesellschaft". Doch Urlsperger zog sich nicht grollend zurück, als nicht alles nach seinem Wunsch ging, sondern blieb ein eifriges und treues Mitglied der Gesellschaft, wie sie nun war. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit beruhte in Selbsterbauung, Pflege christlicher Gemeinschaft, Verbreitung guter, erbaulicher Schriften, Unterstützung von Protestanten, welche unter Katholiken lebten, Beitragspenden für Zwecke des Reiches Gottes, namentlich die Mission, Erziehung verwaister und verwahrloster Kinder.

Bei allem war man sehr gut kirchlich, hütete sich vor aller Sektiererei und allem Separatismus, zog tunlichst das geistliche Amt heran und gab dem Pfarrer am liebsten den Vorsitz in den Partikularversammlungen. Man achtete die Schranken der Konfession, doch ohne in ihnen ein Hindernis für die Gemeinschaft derer zu finden, welche in den „Hauptpunkten" einig waren.

In dieser Weitschaft zeigt sich ein Unterschied des Neu-Pietismus von dem alten resp. dem ältesten. Val. Andreä, der orthodoxe Vorläufer dieser Bestrebungen, wollte mit seinem geplanten Verein natürlich nicht über die Grenzen der Konfession hinausgehen, aber auch Spener hatte es noch auf die Belebung der Einzelgemeinde abgesehen und wollte dazu die Konventikel brauchen; seine späteren Mitarbeiter und seine Nachfolger verzagten indessen an der kirchlichen Organisation und an der Gesamtheit und zogen sich aus der verlorenen Masse auf ihre Konventikel zurück. Der Neu-Pietismus rechnete zwar mit der kirchlichen Organisation, aber er richtete doch seinen Blick über die Einzelgemeinde hinaus auf „das Reich Gottes", das ein Lieblings-Ausdruck und -Gedanke dieser Kreise war.

Wir sehen den Reformgedanken, der in der Inneren Mission sich so mächtig entfalten sollte, schon damals hervortreten. Aber während sich die Innere Mission des doppelten Hebelarms der Wortverkündigung und der Liebeswerke bediente, blieb man dort im wesentlichen bei der ersten, und zwar meist auch nur durch den Buchdruck erfolgenden stehen und nur ganz allmählich lenkte man durch das Bindeglied des Anstaltlichen, namentlich der Rettungshäuser, zu den Liebeswerken hinüber.

Daß die Rettungshäuser im Betrieb der damaligen Liebestätigkeit so sehr in den Vordergrund treten, hat seinen Grund mit darin, daß man sich im pädagogischen Zeitalter befand. Noch waren die Nachwirkungen Rousseaus (1712—1778) zu spüren, noch lebten und wirkten Männer wie Basedow (1723—1790), Campe (1746—1818), Salzmann (1744—1811), aber auch ein Flattich (1713—1797). Lehre und Erziehung hatten bei Freund und Feind einen guten Klang. Und Pestalozzi (1746—1827) stand in der Mittagshöhe seines Rufs und seiner Arbeit.

Allen emporstrebenden Richtungen hat es außerdem von jeher nahgelegen, sich irgendwie der Jugend, des kommenden Geschlechts, anzunehmen. Und der Neu-Pietismus war eine emporstrebende Richtung, unterstützt durch die nationale Erhebung in den Freiheitskriegen und getragen von der Bewegung, welche das Reformationsjubiläum (1817) hervorbrachte. Trotz aller äußerlichen Gedrücktheit und Engigkeit wußte man sich der „Neologie" gegenüber im Besitz der Wahrheit und damit des endlichen Sieges. — Als Vertreter dieses pädagogischen Zuges gehört im gewissen Sinn Pestalozzi hierher, Oberlin und Luise Scheppler nahmen sich der vorschulpflichtigen Kinder an, Zeller in Beuggen vereinigte die besten Seiten der württembergischen Bibelgläubigkeit mit hervorragenden pädagogischen Gaben, und Falk in Weimar bildet mit seinem sangesfrohen, weltoffenen Christentum die Brücke von Zeller zu Wichern.

So einseitig geistlich manche Vorläufer der Inneren Mission waren, so schlug doch wieder in andern das gesunde, praktische Bewußtsein vor, wie wichtig zur rechten christlichen Lebensgestaltung auch das leibliche Wohlergehen und die gehobene äußere Lebenshaltung sei. Dieses Bewußtsein war es, was Oberlin den Kampf mit der Roheit und dem äußerlichen Tiefstand seiner Gemeinde führen, was Baron von Kottwitz die Armen, Falk die umherschweifenden Kinder um sich sammeln ließ. Bezeichnend ist es auch, daß, als die Königin Katharina von Württemberg jene eigentümliche, halb behördliche, halb freiwillige „Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins" 1816 in Stuttgart schuf, sie sich sowohl auf die pietistischen Kreise stützte, wie daß diese durchaus zu kraftvoller Mitarbeit auch auf dem äußerlichen Gebiet der Armen- und Wohlfahrtspflege sich herbeiließen. Aber ihnen allen ist es selbstverständlich, daß dies humane Wirken nicht an die Stelle, sondern in den Dienst des Christentums zu treten habe.

Außerhalb der pietistischen Kreise bewegte sich in breitem Strom eine gewisse Humanitätsbegeisterung. Man pflegte edles Menschentum. Man wollte das Christentum zum wahren Menschentum erheben und vergaß, daß dies von jenem abstammt. Viel persönliche Opfer brachte jene allgemeine Menschenliebe nicht. Man hielt es mit der Befriedigung, welche das Wohltun dem Wohltäter gewährte und der Selbstbespiegelung, wozu es ihn veranlaßte. „Rührungen", „die süße Wonne des Wohltuns", „ein empfindsames Herz" spielen eine Hauptrolle. Nichtsdestoweniger gab es auch praktisch veranlagte Naturen dieser Richtung, welche in Armenfürsorge und Armenerziehung eine eifrige Tätigkeit entfalteten, z. B. Baron von Voght und Professor Büsch in Hamburg, Pastor Wagemann in Göttingen.

Aber diesem im ganzen sehr oberflächlichen Betrieb gegenüber vertritt der Neu-Pietismus mit seiner etwas ängstlichen, zuweilen auch unverständigen Absonderung von der schöngeistigen und philosophischen übrigen Welt, doch die tiefere Auffassung und gründlichere Tat. Zu glauben, daß der Mensch von Natur gut sei, verbot ihm schon seine Dogmatik, die tägliche Erfahrung bestätigte ihm dagegen seine ernste Anschauung von dem in Sünden verlorenen Zustand so vieler aus der

breiten Masse. Der damals neu beginnende Missionsverkehr mit der Heidenwelt legte eine Vergleichung dieser mit der Christenheit nahe. Man mußte anerkennen, daß dieselbe in vieler Beziehung gerade nicht zu Gunsten der Christenheit ausfiel, namentlich wenn man erwog, welche Hilfsmittel zu einem andern Stand der Dinge ihr zu Gebot standen. Es tat auch in der Christenheit eine gründliche Anfassung, fast eine neue Grundlegung not, das war das Resultat solcher Erwägungen. In der Tat blitzte der Missionsgedanke in dem ganzen Zeitraum immer wieder hervor, ohne sich freilich bis zum Wort „Innere Mission“ zuzuspitzen. Es seien nur betreffende Äußerungen dreier Männer angeführt. Zeller sagt (1816): „Wie viele Gemeinden sind in unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande, die es ebenso nötig hätten, daß ihnen Missionare gesandt würden, als es die armen Heiden nötig haben. — Welch ein Segen könnte die neu errichtete Missionsschule [in Basel] werden, wenn sie noch mit einer Missionsschullehreranstalt verbunden würde und man in dieser neben den Schullehrern für die Heidenwelt auch junge entschlossene Männer für unsre ärmsten oder verwahrlostesten Gemeinden in der Schweiz und Deutschland vorbereitete, die sich freiwillig dahin versenden ließen, wohin das Zutrauen sie ruft.“ Joh. Falk ließ sich angelegen sein „die Begründung einer freien Missionsanstalt, wie ich sie nennen möchte, aber nicht in Asien, Afrika, oder in einem andern fremden Weltteil, sondern in unsrer eignen Mitte; — eine wahrhafte Heidenbekehrung der Jugend“, — und später schreibt er: „Der seit elf Jahren verfolgte Hauptzweck unsres Vereins [der Freunde in der Not] scheint eine Art Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein.“ Rautenberg in Hamburg (1830): „Was hält uns ab, daß wir nicht zutreten und anfassen? Was hindert uns, gleich unsern Brüdern in London, Glasgow, New-York und mehreren großen Städten Englands und Nordamerikas Missionare zu werden für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern“.

Alles in allem genommen, war jene Anfangs- und Vorbereitungszeit der Inneren Mission eine Periode engen aber innigen Glaubens- und Gemeinschaftslebens, kindlich in den Grundlagen und Wurzeln, hochgehend und siegesgewiß in den Zielen, patriarchalisch in den Formen ihres Betriebs.

§ 21. Arbeiten.

Es war ein noch sehr unbestimmtes Arbeitsprogramm, welches die Christentumsgesellschaft aufstellte. Nur das Ziel, dem man zustrebte, und der Geist, in dem man das tat, standen fest. In Bezug auf die Mittel und Wege zum Ziel wollte man sich führen lassen.

Eine ganze Reihe entsprechender Arbeiten wurde im Lauf der Jahre geplant und in Angriff genommen. Bei der doch im ganzen etwas losen Verfassung der Gesellschaft und bei dem je länger desto mehr selbständigen Vorgehen ihres Sekretärs Spittler läßt sich indessen schwer scheiden zwischen dem, was die Gesellschaft und was er

tat. Um das Jahr 1830, das Ende unsres Zeitraums, kann die Gesellschaft als eingeschlafen gelten, aber Spittler arbeitete mit den angeknüpften Verbindungen und kraft eigner Machtvollkommenheit weiter bis zu seinem Tod. So kann man als Ergebnis ihrer Tätigkeit folgendes aufzählen: Bibelgesellschaft 1804, (Heidenmissionsgesellschaft 1815), Armenschullehreranstalt und Rettungshaus Beuggen 1820, Taubstummenanstalt Riehen 1838, Krischona bei Basel 1840, Diakonissenhaus Riehen 1852, Evangelische Gesellschaft 1859, Sonntagsheiligungsgesellschaft 1862, Vereinshaus 1864. An diese ihre Töchter hat die Muttergesellschaft alle ihre Kraft abgegeben. Es war eine richtige und segensvolle Entwicklung, daß man dezentralisierte und damit eine ganze Anzahl von Mittelpunkten weiterer Arbeit schuf. Heute existiert die Christentumsgesellschaft nur noch in der Verwaltung dreier bescheidener Fonds: für Erbauungszwecke, Diasporazwecke, Versorgung der Hinterlassenen von Missionsarbeitern.

Wenn wir mit unsrer Betrachtung innerhalb der Grenzen unsres Zeitraums von 1780—1830 bleiben, ergeben sich schon nicht wenige Unternehmungen des Missionsgeistes. Auch sie waren nichts an sich Neues, sondern hatten ihre Wurzeln in der bisherigen Geschichte der Kirche, in fernerer oder näherer Vergangenheit, in Deutschland, in der Schweiz oder im fernen Ausland, namentlich England. Aber das war das Neue, daß sie nun nicht nur dem einzelnen Notstand abhelfen sollten, sondern mehr oder weniger bewußt in den Dienst der Reform, der Wiedergeburt des Kirchen- und Volkslebens, gestellt wurden. Diese Indienststellung geschah bei einigen Bestrebungen alsbald und bewußt, andre waren nur durch denselben Geist mit dem Centralgedanken verbunden, wieder andre existierten gleichsam als isolierte Bausteine und warteten nur auf die Hand, die sie dem Gesamtwerk einfügen sollte. In welchem Verhältnis jedes einzelne Werk zur Sache der werdenden Inneren Mission stand, wird die Kenntnisnahme im einzelnen ergeben.

Es war selbstverständlich, daß die Christentumsgesellschaft, sobald sie über die Selbsterbauung ihrer Glieder hinausging, sich zuerst der Verbreitung der Bibel widmete. Dem alten Pietismus verdanken wir die von Cansteinsche Bibelanstalt, dem Neu-Pietismus die Bibelgesellschaften in Deutschland. Die Christentumsgesellschaft wollte den Unglauben der Zeit bekämpfen. Dies konnte nicht besser geschehen, als indem man die heilige Schrift, die Quelle und Norm der Glaubenswahrheit, jedermann zugänglich machte. In England hatte man Bibelgesellschaften, welche die Schrift den Armen (1750), den Soldaten und Matrosen (1780), den Sonntagsschulen (1785) vermittelte. Am 7. März 1804 wurde mit umfassendem Zweck die Britische und ausländische Bibelgesellschaft begründet. Bei den Vorbereitungen war auch Steinkopf, der frühere Sekretär der Christentumsgesellschaft, jetzige Pfarrer an der deutschen lutherischen Savoykirche in London, mit tätig. Durch eine von ihm für die Bibelsache in Deutschland unternommene Reise wurde das Interesse daran auch in Basel erweckt, sodaß sich hier am 31. Oktober 1804 eine Bibelgesellschaft bildete. Damit war die Bahn

eröffnet. 1805 entstand sogar in Regensburg eine katholische Bibelgesellschaft, bei der Goßner beteiligt war, aber 1817 wurde sie wieder aufgehoben. 1806 bildete sich unter Jänicke, dem Mitglied der Christentumsgesellschaft in Berlin, eine Vereinigung zu gleichem Zweck, die aber dann in die 1814 gestiftete Preußische Bibelgesellschaft aufging. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte sich schon an dem Jänickeschen Unternehmen mit 20 Friedrichsd'or beteiligt, die Londoner Gesellschaft hatte 2000 Mark gespendet. Überhaupt unterstützte die Londoner Gesellschaft alle dergleichen Regungen in Deutschland freigebig und half durch ihre Agenten zur Begründung von Bibelgesellschaften. So ist z. B. die Priviligierte Bibelgesellschaft in Stuttgart 1812 unter Steinkopfs Mitwirkung, die Amsterdamer, die Bergische, die Hannoversche, die Sächsische, die Preußische auf Anregung eines Londoner Agenten Dr. Pinkerton gegründet. Durch den Streit über die Apokryphen 1825 wurde die englische Unterstützung verloren. Aber man war unterdessen erstarkt und hatte allein gehen gelernt, so daß die Sache nicht darunter litt. Es wurden 28 Gesellschaften in Deutschland begründet.

Diesen Bestrebungen sehr nahe verwandt ist die Traktat- und Schriftensache. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst hat's in jeder religiös bewegten Zeit Traktate gegeben, so in der Zeit der Reformation und des Pietismus, aber Gesellschaften zu ihrer Verbreitung wurden erst jetzt geschaffen. Kießling, das Mitglied der Christentumsgesellschaft, war privatim tätig in der Verbreitung christlicher Erbauungsbücher. Spittler aber plante bald nach dem Zustandekommen der Baseler Bibelgesellschaft eine Traktatgesellschaft für ganz Deutschland, konnte indessen seinen Plan nicht ausführen. Auf Anregung einer Freifrau von Oeynhausen, welche im Jahre 1810 mit dem Kandidaten Uhle in der Nähe von Eisleben bei einem Verwandtenbesuch bekannt wurde, wagte es dieser in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der Pastor war, 1811 den Plan eines „Christlichen Vereins im nördlichen Deutschland" zu veröffentlichen. In demselben wurde auf den damaligen sittlichen Verfall in allen Ständen hingewiesen und die Überzeugung ausgesprochen, daß nur durch das göttliche Wort eine gründliche Besserung aller Lebensverhältnisse möglich sei. Deshalb wurden diejenigen, welche durch einen Glauben, eine Liebe und eine Hoffnung verbunden seien, aufgefordert, sich zu einer Vereinigung zusammenzuschließen zum Zweck einer unentgeltlichen Verteilung christlicher Schriften — eine Begründung und eine Absicht, bei welcher der Reformgedanke wieder hervortritt. Er gibt bis heute gediegene größere Schriften heraus und war sich von jeher seines Unterschieds von der später auf diesem Gebiet aufkommenden englischen Art bewußt. „Unser Gesichtskreis ist weiter als der unserer Brüder in England", schrieb Uhle. Das zu erproben, hatte man Gelegenheit, als bald darauf in Deutschland Traktatvereine namentlich aus Anlaß der Reise Pinkertons 1814 entstanden. In England hatte man diesen Zweig christlicher Tätigkeit schon lange gepflegt. So Hanna More in mehr privater Weise, dann namentlich seit 1799 die Londoner Traktatgesellschaft. Nun erwuchs die Wupperthaler Traktatgesellschaft, der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen

Staaten zu Berlin, beide 1814, die Niedersächsische Traktatgesellschaft zu Hamburg 1820, deren Protokolle sogar englisch geführt wurden. Alle wurden mit englischem Geld unterstützt, mußten aber natürlich auch Schriften von englischer Art, häufig Übersetzungen, verbreiten. Diese oft gar nicht für unsre Verhältnisse passenden und geistlich ungesunden Traktate haben die Sache vielfach in Verruf gebracht, bis in späteren Jahrzehnten eine Reinigung eintrat oder neue Gesellschaften von gesunder Haltung geschaffen wurden.

Die Rettungshaussache lag gleichfalls ganz auf der Linie der Reformbestrebungen der Christentumsgesellschaft. Bis sie das Rettungshaus jedoch in den Bereich ihrer Arbeiten zog, hatte es bereits anderwärts sich bewährt; allerdings war es dort zum Teil auch von Gesichtspunkten und Voraussetzungen aus gepflegt worden, die der Christentums-Gesellschaft fern lagen. Hier ist in erster Linie Pestalozzi, der Begründer der modernen Pädagogik, zu nennen, der liebewarme, hingebende, aber unklare und unpraktische Mann von sehr verschwommenem Glaubensstandpunkt, der 1775 seine Armenerziehungsanstalt in Neuhof und 1799 seine Rettungsanstalt in Stanz eröffnete. — Dem Sinn der Christentumsgesellschaft schon näher kam Falk mit seiner „Gesellschaft der Freunde in der Not" und seinem „Lutherhof" in Weimar 1821, welcher den durch die Kriegsjahre verwaisten und verwilderten Kindern rettende Liebe zu teil werden ließ, indem sie Falk statt mehrerer eigner verstorbener Kinder an sein väterliches Herz nahm. Indessen seine zwar christliche aber weltoffne, ernste aber weitherzige Lebensauffassung war doch eine andere als die der trefflichen, ernsten, aber von pietistischer Enge nicht freien Mitglieder der Christentumsgesellschaft. Und in Folge dessen: wie verschieden war seine Sprache von der „Sprache Kanaans", die diese redeten. Mit alledem aber wurde er ein direkter Vorläufer der späteren Rettungshausväter, vor allem Wicherns. — Ganz im Geist der Christentumsgesellschaft war die Arbeit des Grafen Adelbert von der Recke-Volmarstein mit seiner „Gesellschaft der Menschenfreunde", seinem Rettungshaus zu Overdyk 1819 und Düsselthal 1822. — Aber erst durch Christian Heinrich Zeller und die Gründung der Anstalt in Beuggen bei Basel (1820) wurde diese Rettungshausarbeit auch äußerlich in den Wirkungskreis der Christentumsgesellschaft einbezogen. Zeller führte in christlichem Sinn, mit Kraft, Geschick und Ordnung durch, was Pestalozzi mit genialem Drang in stets neuen Anläufen nur versuchte. Dabei lebte der Missionsgedanke in Zeller, und die seinem Kopf und Herzen entsprungene Idee der Armenschullehrerbildungsanstalt, die er in Verbindung mit der Kinderanstalt verwirklichte, gab uns die ersten Berufsarbeiter der Inneren Mission aus dem Laienstand, wenngleich entsprechend dem noch nicht allumfassend, sondern erst keimmäßig vorhandenen Gedanken der Inneren Mission nur in einer speziellen Ausprägung.

Der Tendenz nach hätte die freie Wortverkündigung (Laienpredigt) den Begründern und Leitern der Christentumsgesellschaft durchaus nahe gelegen. Aber es fehlte dazu bei der damaligen gesellschaftlichen und politischen Verfassung die Möglichkeit und die Freiheit. Schon das

mit heutigem Maßstab gemessen äußerst zahme Vorgehen jener Männer erregte genug Feindschaft. Hätte man mehr getan, so hätte sich gewiß die Obrigkeit dagegen gestemmt. Und damit wäre auch das bisher Erreichte aufs Spiel gesetzt gewesen. Selbst in Württemberg, das doch, freilich in recht engen Grenzen, seine Laienpredigt hatte, gab es sofort Anfeindungen, sobald einer, wie etwa Michael Hahn, eines Hauptes länger als die übrigen Stundenhalter war. Nur die Herzogin konnte ihn vor ernsteren Belästigungen und Hinderungen schützen. Und zu welchen Verfolgungen verstieg man sich in Norwegen, wo Hans Nielsen Hauge seine Stimme erschallen ließ! Es mußte späteren Zeiten aufbehalten bleiben, für solche Arbeit in Deutschland freie Bahn zu machen. Dagegen hatte man in England Weitschaft genug für freie Wortverkündigung. Hier hatte der Methodismus vorgearbeitet. Es sei aus unserm Zeitraum und unserm Gebiet nur an den Stadtmissionsmann Nasmith erinnert.

Auch in der Darbietung des Gotteswortes an die Kinderwelt ging England voran mit seinen Sonntagsschulen des Robert Raikes. Aber auf dem Festlande folgte zunächst nur Hamburg nach, dessen Schulverhältnisse leider mit denen Englands damals mehr Ähnlichkeit hatten als die im übrigen Deutschland. Nach einem früheren, wieder eingeschlafenen Versuch pflanzten Oncken und Rautenberg 1825 dies edle Samenkorn auf deutschen Boden. Daß letzterer den rechten kirchlichen Missionssinn besaß und in und außer dem Amt betätigte, ist bekannt. Ebenso daß die Hamburger Sonntagsschule das Arbeitsfeld war, auf dem Wichern zuerst missionsmäßig wirksam war. So erweckte und reifte die Sonntagsschule seine Gabe und Kraft und war die Keimzelle seiner späteren weitgreifenden und schöpferischen Arbeit.

Ganz ebenso liegen die Anfänge der für unsre deutschen Zustände zuerst bedeutsam werdenden Gefangenenfürsorge in England — wenn wir von den noch früheren, bis nach Amerika (Pennsylvanien) zurückreichenden absehen. Ich erinnere an John Howard, der zwar auch nach Deutschland kam, aber nichts Dauerndes hier geschaffen hat. Ich erinnere an Elisabeth Fry, welche allerdings erst im nächsten Zeitraum ihren Fuß auf deutschen Boden setzte. Aber Fliedner holte sich seinen Eifer für Gefängnisreform 1823 in England und gründete am 18. Juni 1826 die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft. Für Wichern wurde die Bekanntschaft mit dem Altonaer Dr. Julius, der 1827 in Berlin seine epochemachenden Vorlesungen über Gefängniskunde hielt, welche 1828 gedruckt wurden, bedeutungsvoll. Jedoch zur Einfügung der Gefangenenpflege in das Ganze der Inneren Mission und zu tiefergreifender Auffassung und Durchführung derselben sollte es erst im folgenden Zeitraum kommen.

Die Notstände unter den kleinen Kindern lagen so offenkundig vor und waren im Grunde allerorten dieselben, daß es nicht verwunderlich ist, wenn hie und da dieselben Vorschläge und Unternehmungen auftauchen, ohne daß immer eine Verbindung zwischen den verschiedenen Gegenden und Persönlichkeiten nachweisbar ist. Zwischen dem 16. Juni 1779, wo durch Oberlin und Luise Scheppler im Stein-

thal die Kleinkinderschule eingerichtet wurde, und der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, welche im Sommer 1802 ihre Kleinkinderbewahranstalt (Krippe und Kleinkinderschule zusammengenommen) schuf, ist bis jetzt keine Verbindung zu finden gewesen. Wohl aber ist eine solche nachzuweisen zwischen Wilderspin, dem Vorsteher der Londoner Centralkleinkinderschule und Fliedner. Indessen die praktische Spitze der Berührung beider Männer trat doch erst in der Gründung der Kaiserswerther Kleinkinderschule an den Tag. Und sie fällt ins Jahr 1836, gehört also dem folgenden Zeitraum an.

Ein gleichfalls allüberall hervortretender Notstand ist der der Armen und Kranken, noch dazu ein solcher, der nicht nur vereinzelte, sondern an tausend Orten organisierte Hilfe fand und immer gefunden hat. Aber eine kräftige Anfassung und einen wesentlichen Fortschritt in der Hilfe erfuhren diese Notstände erst durch Wicherns und Fliedners Lebenswerk, das der späteren Zeit angehört.

Man könnte die Reihe noch weiter führen, auf die Enthaltsamkeits-, die Taubstummen- und Blindensache und manches andere hinweisen. Aber mit alledem hätte man nur die Zahl der lose umherliegenden, zum Teil schon gut bearbeiteten, zum Teil auch noch rohen Bausteine vermehrt, die alle der Einfügung in den Bau der Inneren Mission harrten. Sie brauchen aber nicht alle genannt zu werden; die Genannten sollten nur als Beispiele dienen.

§ 22. Persönlichkeiten.

Joh. Aug. Urlsperger (25. Nov. 1728—1. Dez. 1806), Senior in Augsburg. Er war der Sohn von Samuel Urlsperger, der auf die ernste Mahnung des auf Besuch in Stuttgart anwesenden A. H. Francke am Karfreitag 1718 vor dem versammelten, durch Sittenlosigkeit berüchtigten Hof eine solch einschneidende Predigt hielt, daß er des Herzogs Eberhard Ludwig höchste Ungnade sich zuzog, und froh sein konnte, die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. Darauf wurde er Pfarrer und später Senior in Augsburg. Sein Sohn Joh. Aug. folgte ihm in Gesinnung und Amt. Ein gelehrter und scharfsinniger Mann, studierte er eifrig die Schrift, die lutherischen Väter und die freigeistige Philosophie seiner Zeit. Aber aus dem ernsten Ringen mit den Mächten des Unglaubens ging er gestählt und der Wahrheit von ganzem Herzen zugetan hervor. Er schreibt: „Wenn die Neologie Wahrheit wäre, was sollte mich hindern, ihr beizutreten? Zu ihr würde ich mich bekennen, auch wenn ich dafür zehn Ämter verlieren sollte und das kümmerlichste Brot essen müßte! Denn es würde der Mühe sich lohnen; und Schande ist's, um Brotes willen heucheln und die Wahrheit verleugnen." Wir hören aus solchen Worten den Bekennermut seines Vaters. — Er wurde in die Kämpfe des Glaubens wider den Unglauben hineingezogen. Dabei suchte er nach Bundesgenossen. Den Ungläubigen wollte er eine feste Schlachtordnung gläubiger Geistlicher und Laien entgegenstellen: einen Verein, dessen

Mitglieder sich selbst im Glauben stärken und die Wahrheit gegen den Feind verteidigen sollten. Als Vorbild schwebte ihm dabei die 1698 in England begründete „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis“ sowie eine schwedische Gesellschaft mit ähnlichem Zweck vor. Urlsperger ward deren Mitglied und versuchte nun Ähnliches in Deutschland, Holland und der Schweiz zustande zu bringen. — Er machte zu dem Zweck eine 16monatliche Reise. Man fand seinen Plan überall sehr schön, aber unausführbar. Erst gegen Ende der Reise, in Basel, fand er einen Boden für seine Gedanken. Die „Christentumsgesellschaft“ wurde 1780 begründet. Allein sie war nicht ganz das, was Urlsperger beabsichtigt hatte. Sein Grundgedanke war in dem vollständigen Namen ausgeprägt: „Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“. Das erste war ihm Grund und Voraussetzung des zweiten. Die von ihm gewonnenen Teilhaber legten indessen fast nur auf die „wahre Gottseligkeit“ Gewicht und glaubten dafür der „reinen Lehre“ nicht so sehr zu bedürfen. Indessen wurden an verschiedenen Orten Zweigvereine begründet, eine Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“, die noch heute besteht, herausgegeben. — Auf verschiedenen Gebieten war man praktisch tätig. Aus der Christentumsgesellschaft gingen nach und nach hervor z. B. die Baseler Bibelgesellschaft, die Baseler Missionsgesellschaft, die Brüder- und Kinderanstalt in Beuggen, die Taubstummenanstalt in Riehen, die Pilgermission auf Krischona. Allmählich hat die Mutter alle Lebenskraft an die Töchter abgegeben, und jetzt ist fast nur noch der Name übrig. Je weniger aber der Verein reine Lehre ausdrücklich förderte, desto mehr fühlte sich Urlsperger persönlich dazu verpflichtet, und versuchte es zu vollbringen durch Schriften und Reisen. Jedoch verhallte seine Stimme unter den erschütternden Ereignissen der Revolution und der Napoleonischen Zeit.

Christian Friedr. Spittler (12. Apr. 1782—8. Dez. 1867), aus Wimsheim (Württ.). Er stand auf den Anfangsstufen der Laufbahn eines Verwaltungsbeamten (Schreibers), als er nach Basel berufen wurde, um zuerst als Gehilfe, dann in selbständiger Stellung an den Arbeiten der Christentumsgesellschaft mitzuwirken. Er besaß weder Gelehrsamkeit, noch Redefertigkeit oder sonst hohe Geistesgaben, aber eine unermüdliche Arbeitslust, erfinderische Liebe, Kraft der Anregung und Klugheit innerhalb des verhältnismäßig engen Kreises seiner unmittelbaren Erfahrung. In die Verhältnisse ferner Länder, fremder Kulturzustände sich zu versetzen, war nicht seine Gabe. So waren auch seine Maßregeln, Pläne, Einrichtungen für Unternehmungen im heiligen Land, Ägypten rc. oft den Verhältnissen nicht angemessen. Überhaupt war nicht Leitung, sondern Anregung seine Stärke, darin hat er allerdings das Menschenmögliche geleistet (vergl. die wichtigsten Veranstaltungen oben S. 90.) Daneben war er in unzählige Bestrebungen anderer verflochten und in Personal- und Zeitnöten aller Art hilfreich und trieb privatim ein buchhändlerisches Geschäft. Ein notwendiges Gegengewicht gegen die zerstreuende Vielgeschäftigkeit seiner Arbeit war Spittlers Gebets- und Glaubensleben, welches neben der

Heiligen Schrift seine Nahrung aus dem württembergischen Konfirmandenbüchlein schöpfte.

Johann Tobias Kießling (3. Nov. 1743—27. Febr. 1824), der Nürnberger Kaufmann. Der Sohn eines frommen und namentlich auch dem Wohltun gegen Arme ergebenen Elternhauses, hatte er doch seine eigentliche Erweckung zwei ernsten Christen aus der Diaspora Polens und Salzburgs zu verdanken. Reichlich hat er diesen ihm aus der Diaspora zugeflossenen Segen ihr wiedererstattet. In Nürnberg gehörte er dem Kreis von „Pietisten" an, welche sich um den Pfarrer Schöner sammelten. Zugleich war er aber auch Mitglied der Christentumsgesellschaft. — Seine Geschäftswege führten ihn 50 Jahre hindurch jährlich zweimal auf österreichische Märkte. Dabei lernte er die Notstände der zerstreuten Glaubensgenossen kennen. Und wie er in Nürnberg mit seinen zahlreichen Patenkindern eine Art Sonntagsschule hielt und im Einzelverkehr den Ernst und die Demut eines Christen mit rechtem Missionserfolg bewährte, so konnte er es auch nicht lassen, dem „österreichischen Zion" die hilfreiche Hand zu bieten. Aus seiner eigenen Kasse, wie durch die ihm persönlich und als Mitglied der Christentumsgesellschaft offenstehenden und bis nach Amerika reichenden Verbindungen beschaffte er die zu solcher Hilfe nötigen Mittel. Summen von Hunderten und Tausenden brachte er zusammen. Damit wurde der Armut gesteuert, wurden Kirchen, Schul-, Pfarrhäuser gebaut, Orgeln angeschafft u. s. w. — Sonderlich aber war es ihm um die Belebung des rechten Glaubens, Stärkung des rechten Geistes zu tun. Zu dem Zweck verbreitet er Bibeln und Schriften, empfiehlt tüchtige Pfarrer, weist auf sie hin und vermittelt ihre Wahl und Anstellung, empfängt und schreibt unzählige Briefe in allen diesen Angelegenheiten. Seine Marktbude war dabei „oft zu einem Heiligtum durch die lieben sich dort versammelnden Kinder Gottes gemacht worden". Und Martin Boos erzählt, daß er viel öfter als nötig bei Kießling Tintenpulver gekauft habe, „um Christum mitzukaufen". — Dies gesamte Wirken vollzog sich mit der größten Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Der Abend seines Lebens war äußerlich trübe. Alter und Krankheit hinderten Kießling am Reisen, dazu verlor er sein ganzes Vermögen. Aber die Liebe ließ ihn nicht darben. Und wenn ihm auch trübe Erfahrungen auf seinem Arbeitsfeld nicht erspart blieben, die Freude und Erquickung überwog und sein Gebet und seine eifrige Feder rasteten nicht bis zum Ende.

Joh. Heinr. Pestalozzi (12. Jan. 1746—17. Febr. 1827), der Reformator der modernen Pädagogik und Vater des Rettungshauswesens, ist in Zürich als der Sohn eines Arztes geboren. Er studierte Theologie, aber bei den ersten Predigtversuchen passierte ihm jedesmal irgend ein Ungeschick. Auch in die Tätigkeit eines Juristen konnte er sich nicht finden. So kaufte er in Aargau den Neuhof, um durch eine Musterwirtschaft dem Volk ein Vorbild würdiger Existenz zu geben. Zu diesem Unternehmen fehlte ihm nun erst recht jede Befähigung, es ging alles rückwärts statt vorwärts. — Nun errichtete er 1775 auf dem Neuhof, um seine Volksbeglückungspläne zu verwirklichen, eine

Armenerziehungsanstalt. Doch nach fünf Jahren voll unsäglicher Mühe und Not mußte er die Anstalt schließen. Es scheiterte eben alles an Pestalozzis mangelndem praktischen Geschick, seiner, wie er selbst sagt, „unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit". — Dagegen barg er in seinem Innern eine reiche Welt des Geistes und der Liebe. Diese ergoß er nun in eine Reihe von Schriften, die, formell oft unvollkommen (Pestalozzi lernte z. B. sein Lebenlang nicht orthographisch schreiben), einen Weit- und Tiefblick und eine Fülle des Gemüts offenbarten, die in Erstaunen setzten. „Lienhard und Gertrud" ist unter diesen Büchern das bekannteste und beste. Seine äußeren Verhältnisse blieben dabei fortwährend höchst traurige. — Endlich im Jahre 1798 erschloß sich ihm wieder ein Feld tätigen Liebesdienstes. In den Revolutionswirren seiner schweizerischen Heimat war Stanz in Unterwalden verbrannt und viele Menschenleben geopfert. Das Elend der verlassenen Kinder war unbeschreiblich. Pestalozzi sammelte 80 derselben in den Trümmern eines Klosters und war ihnen alles in allem, Vater, Lehrer, Magd. Hier konnte er seiner brennenden Liebe zum Elend genugtun — freilich geschah auch dies auf seine absonderliche Weise. Bald machten die Franzosen der Sache ein Ende; sie verwandelten das Kloster in ein Lazarett. — Jetzt bat sich Pestalozzi eine recht verwahrloste Schule aus, wo er ohne Gehalt arbeiten wollte. Sie wurde ihm 1799 in Burgdorf zu teil. Allein seine Lehrweise wich so sehr von der gewöhnlichen ab, daß eine Untersuchungskommission erschien, — die allerdings fand, daß Pestalozzi Außerordentliches in der geistigen Entwicklung der Kinder geleistet habe. — Nun errichtete er in Gemeinschaft mit andern eine Privaterziehungsanstalt im Schloß zu Burgdorf. Obwohl auch diese Anstalt bald ihren Wohnort durch politische Veränderungen verlor, so hatte unterdessen doch Pestalozzi zur Entwicklung und Erprobung seiner Methode und zu ihrer Darstellung in Schriften Zeit und Gelegenheit gefunden, so daß man bereits in weiten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden war und viele ihn aufsuchten, sich an Ort und Stelle zu instruieren. — Es ist hier nicht der Ort, Pestalozzis rein pädagogische Verdienste darzulegen und zu würdigen. Doch die Folge derselben war, daß man ihm einen anderen Aufenthalt anbot, erst in Münchenbuchsee, wo er eine Zeit lang mit Fellenberg gemeinsam arbeitete, dann in Ifferten. Nun wurde seine Anstalt ein Erziehungsinstitut für Kinder wohlhabender Eltern und ein Wallfahrtsort pädagogischer Jünger aus allen Ländern und Weltteilen — und damit fallen die späteren Ereignisse aus dem Rahmen dieser Darstellung. Seine Erziehungstätigkeit litt vor allem an seiner eigenen religiösen Zerfahrenheit, an seinem völligen Mangel der Regiergabe, sowie überhaupt jeder Korrektheit des Tuns; aber sie war erfüllt von großen Gedanken und einer brennenden Liebe. — Als Pestalozzi gegen das Ende seines Lebens die Zellersche Anstalt in Beuggen besuchte und sah, was der Geist des Glaubens und christlicher Zucht zuwege gebracht, rief er aus: „Das ist's, das ist's, was ich gewollt habe".

Christian Heinrich Zeller (29. März 1779—18. Mai 1860).

Von Geburt ein Württemberger, schmeckte er in seiner Jugend die Härte und Roheit der damaligen Schulzucht, blieb aber bei „Schweiß, Tränen, Schlägen und Anstrengung“ unverbittert und unverführt. Nach dem Willen seines Vaters studierte er Rechtsgelehrsamkeit, nahm dann aber eine Hauslehrerstelle an. Das war die Brücke zur Vorsteherschaft an einer Privatschule in St. Gallen und zur Schulinspektorsstelle in Zofingen. Während seiner dortigen Wirksamkeit ward ihm das Heil in Christo zum lebendigen und bewußten Besitz und damit beginnt die Ernte der schon in sein Jugendleben ausgestreuten Gottessaat. Ein einfacher Handwerker, der nicht einmal schreiben konnte, ward ihm in dieser Zeit zu großem Segen. Aber erst in Beuggen sollten Zellers Natur- und Gnadengaben zu völlig freier Entfaltung kommen. — Beuggen ist ein Schloß des ehemaligen Deutschritterordens in Baden, nahe bei Basel. Der Anstaltenvater Spittler regte die Begründung einer „freiwilligen Armenschullehreranstalt“ an, wozu sich das dortige Anwesen trefflich eignete, und Zeller ward als Inspektor berufen. Den Einziehenden (1820) grüßte die Inschrift: „Willkommen, Bruder, erbaue die Anstalt auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist!“ Die 40jährige Tätigkeit Zellers war die Ausführung dieses Programms. Mit weiser Selbstbeschränkung widmete sich Zeller bei tiefstem Interesse für alle Reichsgottesarbeit nur seiner besonderen Aufgabe, stellte alle seine Kräfte, Studien u. s. w. in deren Dienst. Dabei hielt er sich auch in betreff der Aufgabe herunter zu den Niedrigen, wollte nur Lehrer für Elementarschulen und zwar für Armenschulen bilden, genügsame, demütige Leute, verschmähte deshalb auch alle pädagogischen Hochflüge. „Zellers Größe,“ sagte sein Leichenredner, Professor Auberlen, „bestand darin, daß er klein blieb.“ In dem kleinen Kreis aber wirkte er tief und gründlich. Pestalozzi hatte recht, wenn er beim Besuch der Anstalt und beim Blick auf Zellers Wirksamkeit öfters vor sich hin sagte: „Ungeheure Kraft!“ — In seinem Wirken wurde er durch seine treffliche, gleichgesinnte Frau, später auch von mehreren seiner Söhne unterstützt. Den Ertrag seiner Tätigkeit legte er nieder in den „Lehren der Erfahrung“; und im „Monatsblatt von Beuggen“ unterhielt er die Verbindung zwischen der Anstalt und der um sie gesammelten Gemeinde.

Johann Friedrich Oberlin (31. August 1740—1. Juni 1826), Pfarrer im Steinthal (Elsaß). Er vereinigte in ähnlicher Weise wie Hauge (vergl. unten) christliche Innerlichkeit und praktische Begabung, nur daß er letztere noch weit unmittelbarer in den Dienst seiner sittlichen und geistlichen Ziele stellte. Schon in der Jugendzeit Oberlins sind die Spuren seiner Mannesarbeit zu finden. In dem weltabgeschnittenen Steinthal mit seinen verschiedenen Dörfern lebte ein hinter aller Kultur zurückgebliebenes, religiös verwahrlostes und sittlich rohes Volk, das der Vorgänger Oberlins, der treue Johann Stuber, auch auf keine wesentlich höhere Stufe hatte bringen können. Dazu war nun Oberlin ganz der von Gott begabte und ausgerüstete Mann: für seine Person höchst bedürfnislos, arbeitslustig, pünktlich, mit dem hellsten Blick und dem wärmsten Interesse für alle das irdische Wohl seiner Gemeinde

berührenden Verhältnisse, doch immer den höchsten, in der Seelen Seligkeit liegenden Zielen nachstrebend. Er wußte, daß es einen Grad von äußerer Verkommenheit gibt, bei welchem kein Mensch, am wenigsten eine ganze Gemeinde, der himmlischen Berufung nachleben kann. Er faßte deswegen die Hebung der Gemeinde innerlich und äußerlich zu gleicher Zeit an, verbesserte die Wege, führte Handwerke ein, hob Viehzucht, Garten- und Feldbau, richtete Sparkassen ein u. s. w., sorgte für regelmäßige und gute Schulbildung der Kinder, predigte Gottes Wort den Erwachsenen in der Kirche und trug es als treuer Seelsorger in die Häuser und an die Krankenbetten. Sein Vorgänger Stuber beriet ihn dabei namentlich nach der geistlichen Seite in den Anfangszeiten aufs beste, an seiner Frau, sowie an seiner Magd Luise Scheppler hatte er die treuesten Gehilfen. Der Feindschaft der Böswilligen in der Gemeinde, wie den Geboten und Schlingen der Revolutionshelden begegnete er mit Klugheit und Festigkeit. Mit reichem Erfolg gesegnet, unter vielfacher Anerkennung seines Werkes in der Nähe und Ferne, doch auch mit mancherlei Kreuzesspuren geziert, ging dieser Patriarch seiner Pfarrkinder in hohem Alter in Frieden heim.

Hans Nielsen Hauge (3. April 1771—29. März 1824). In Norwegen wie überall lastete auf der Kirche um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Glaubenstod des Rationalismus. Die erstorbenen Gebeine zum Leben zu erwecken, hatte sich Gott in jenem Land als ein Hauptwerkzeug den schlichten Bauer Hans Nielsen Hauge ersehen. Man hat ihn mit dem Propheten Amos, dem Rinderhirten von Thekoa, verglichen. Er war ein stiller Knabe, ein gesetzter Jüngling, dabei geistig angeregt, selbständig im Denken und Urteil, ein fleißiger Leser, am Mark der besten Erbauungsschriften (Luther, Arndt, Pontoppidan) sich nährend. Seine große Begabung für praktische Tätigkeit in Gewerbfleiß und Handel zog ihn andererseits auch nach der Seite der Welt, und er hatte manche ernste Kämpfe und Versuchungen zu bestehen. Doch gab ihm Gott Kraft und Gnade, sich durchzuringen. Und wie es zuweilen bei feurigen Naturen der Fall ist, er wußte einen bestimmten Tag zu nennen, wo es in gründlicher Bekehrung ein Neues mit ihm geworden sei. Indessen hatte er auch nachher noch manche schwere Stunde zu bestehen, bis das ihm aufgegangene Licht auch die einzelnen Gebiete des Glaubenslebens, z. B. die Lehre von der Gnadenwahl erhellte. — Sein nächstes Wirken nach außen bestand in gelegentlichen Gesprächsworten mit seiner Umgebung auf den Wegen seines Berufs über Gegenstände des Seelenheils, wozu Hauge eine besondere Gabe hatte: liebevoll und ernst, taktvoll und doch direkt aufs Ziel gehend. Sodann hielt er Erbauungsstunden in seines Vaters Haus und auf benachbarten Bauernhöfen, und endlich suchte er auch durch Abfassung und Übersetzung von Schriften, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten, die Wahrheit auszubreiten. Schon dadurch erweckte Hauge die Feindschaft der Weltmenschen, namentlich der meist ganz ungläubigen und weltförmigen Geistlichkeit. Aber die merkwürdige Bekehrungsgeschichte Taulers, welche ihm in dieser Zeit in die Hände fiel, machte ihn in seinem Beruf, zur Erweckung seines Volkes alles

daranzusetzen, fest und gewiß. Von nun an trat er als Laienprediger auf, mit großem Erfolg, unter mannigfachen Beschwerden und tausend Anfeindungen. Mancherlei Mitarbeiter, nicht immer in der geistlichen Gesundheit ihres Vormannes einhergehend, halfen die Bewegung ausbreiten. Welche Anfeindungen er zu erdulden hatte, mag allein die Tatsache bekunden, daß man ihn zehnmal auf längere oder kürzere Zeit (das letzte Mal sogar 10 Jahre lang) ins Gefängnis setzte, aber jedesmal endeten die Gerichtsverhandlungen mit dem Zeugnis seiner Unschuld. Selbst unter Stockschlägen blieb er ruhig, geduldig und liebevoll gegen seine Beleidiger. Zwischen seinen Gefangenschaften war Hauge unausgesetzt in seinem irdischen Beruf, namentlich auch in industriellen Unternehmungen, sowie als Volksprediger und Schriftsteller tätig. Endlich nach der letzten Gefangenschaft war seine eiserne Körperkraft gebrochen, sein Geschäft über der langen notgedrungenen Vernachlässigung zu Grunde gerichtet und er damit zur Ruhe verurteilt. Er lebte auf einem Gut in der Nähe von Christiania, trat in die Ehe, wozu ihm früher sein Beruf keine Zeit gelassen, und als ihm seine erste Frau genommen wurde, verheiratete er sich zum zweitenmal. Unterdessen war in den kirchlichen Verhältnissen hauptsächlich mit durch sein Wirken ein Umschwung eingetreten und an seinem Lebensabend durfte er die Früchte seiner Arbeit und seines Leidens schauen.

Johann Michael Hahn (2. Febr. 1758—20. Jan. 1819) ist zu Altdorf bei Böblingen in Württemberg geboren. Von trefflicher körperlicher und geistiger Begabung, früh innerlich zur Frömmigkeit gezogen, befreiten ihn als Jüngling zwei Visionen, eine von dreistündiger, die andre von siebenwöchiger Dauer, von ernsten Seelenkämpfen. „Ich sah in die innerste Geburt und allen Dingen ins Herz." Seine Eltern aber fanden sich in seine Eigenart erst nach längerer Zeit und versuchten sie erst durch harte Behandlung zu dämpfen. Nun wirkte er unter großem Zulauf in den „Stunden" als Redner, worüber er vor geistlichem und weltlichem Gericht zur Verantwortung gezogen wurde. Nur in K. H. Rieger fand er einen verständnisvollen Beurteiler. Vergeblich riet dieser ihm, Theologie zu studieren; aber seiner Mahnung, sich mehr an die biblische Ausdrucksweise zu halten, folgte er. Durch größere Reisen und mehrjährige Enthaltung von öffentlichem Auftreten entging er ferneren Anfechtungen, bis er von 1794 an bis zu seinem Ende in Sindlingen bei Herrenberg auf einem Gut der Herzogin Franziska ein Asyl fand, wo er fast nur mündlicher und schriftlicher Einwirkung auf weitere Kreise lebte. — Hahn war Theosoph und Asket. Er legte die Schrift nach der ihm gewordenen Erleuchtung aus, hielt die Rechtfertigung nicht für eine richterliche, sondern neuschaffende Tat Gottes, trieb stark die Lehre von den letzten Dingen. Allem Weltlichen gegenüber verhielt er sich ablehnend, ohne die rechte Grenzlinie zwischen der Welt als Gottesschöpfung und Sündenherd zu finden. Daher auch die praktische und theoretische übermäßige Wertschätzung der Ehelosigkeit. Der Kirche gegenüber nahm er eine verhältnismäßig besonnene Stellung ein, hielt sich zum Gottesdienst

und Abendmahl, doch mehr um der Schwachen willen, erkannte an, daß auch in den Privatversammlungen nicht lauter Fromme und Heilige seien. Er hat manchen vom Austritt aus der Kirche abgehalten, während allerdings eine Gemeinde wie Kornthal ihm wesentlich den Vorzug vor andern zu verdienen schien, wie er denn auch bei den Vorbereitungen zu ihrer Gründung mitwirkte. Seine Lieder sind fast alle wertlos. Von 2000 sind 3 ins württembergische Gesangbuch aufgenommen; seine Schriften breit, schwerfällig, oft dunkel, doch zuweilen nicht ohne Schwung. Heutzutage veranschlagt man seine Anhänger zu etwa 15000, die innerhalb der Kirche, wo sie vielfach als ein Salz wirken, eine ziemlich eng geschlossene Gemeinschaft bilden.

Johannes Falk (28. Okt. 1768—14. Febr. 1826) aus Danzig, eines armen Perückenmachers Sohn, von Jugend auf von glühendem Wissensdurst und geistigem Streben erfüllt, konnte doch nur durch die Wohltaten anderer zum theologischen Studium gelangen. Die ihn unterstützten, sagten zu ihm: „Wenn dereinst über kurz oder lang ein armes Kind an deine Türe klopft, so denke, wir sind's, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Tür." Er hat die Dankesschuld reichlich bezahlt. Zunächst zwar schien er auf ganz anderen Wegen zu wandeln. Er verließ das theologische Studium, wandte sich der Poesie zu, siedelte sich in Weimar an und ward von Wieland, Herder, Goethe freundlich aufgenommen. Namentlich kleinere Gedichte und Satiren verfaßte er und erwarb sich damit Anerkennung. In dem letzten seiner größeren Werke ist schon eine tiefere religiöse Anschauung zu merken, aber erst die Nöte des Volks und seines eigenen Lebens sollten ihn zum fröhlichen Schöpfen aus dem Quell alles Trostes und Friedens hinführen. — In den napoleonischen Zeiten trat er mit sich selbst vergessendem Eifer und erfinderischer Liebe, in amtlicher Stellung und auf privaten Wegen, den Notständen des Volkes helfend nahe. Seine Tür war der Zufluchtsort aller durch die Kriegsdrangsale Geschädigten in der Umgegend. Nun begründete er „die Gesellschaft der Freunde in der Not", deren Seele er war, und sammelte die verlassenen und verwahrlosten Kinder in der ersten Rettungsanstalt im Herzen Deutschlands, dem „Lutherhof" zu Weimar 1821. Der Missionsgedanke war dabei die Triebkraft. So schreibt er in einem Jahresbericht: „Der seit elf Jahren verfolgte Hauptzweck unseres Vereins scheint eine Art Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein, aber nicht in Asien oder Afrika, sondern in unserer Mitte" u. s. w. „Er sucht Kriminal- und Zuchthaus um soviel Kandidaten wie möglich zu betrügen." Und die Mittel zu einer solchen Seelenrettung? „Wir schmieden alle unsere Ketten von inwendig", sagt er in einem Briefe. Wie Eltern nicht nötig hätten, ihre Kinder durch Schloß und Riegel zurückzuhalten, so bedürfe auch er solcher Mittel nicht. Die Liebe sei es, die alles überwinde, d. h. eine aus dem Glauben geborene Liebe. Die eigentliche Anstalt war von mancherlei freien Zweigen der Wirksamkeit umgeben: Unterbringung von Kindern in Familien, Unterstützung von Studenten, Handwerker-Sonntagsschule, Näh-, Spinn- und Strickschule

u. s. w. Besonders wurde Musik und Gesang gepflegt und Falk stellte auch seine Dichtergabe in den Dienst Gottes und der Kindererziehung. Ein weiteres Erziehungsmittel war die Arbeit. Alle unendlich schweren Heimsuchungen, die ihn persönlich trafen, der Tod eines seiner Kinder nach dem anderen, öffneten ihm und seiner gleichgesinnten Frau nur noch mehr das Herz für Leid und Trübsal Fremder. Joh. Falk lebt heute noch fort in so manchen seiner schönen geistlichen Lieder („O du fröhliche", „Wie mit grimm'gem Unverstand").

Hans Ernst Freiherr von Kottwitz (2. Sept. 1757—13. Mai 1843), auf einem Familiengut in Schlesien geboren, war in seiner Jugend als Page Friedrichs d. Gr. und Offizier dem Welttreiben ergeben. Durch die Brüdergemeinde wurde ihm der Sinn fürs Ewige erschlossen. Das Gepräge dieser Gemeinde ist ihm sein Leben lang eigen geblieben; das unermüdliche Betonen einiger Kernwahrheiten und den Zug zur Not des Volkes dürfen wir wohl auch dahin zählen. Der Not des Volkes nahm er sich, neben vielfacher Einzelwohltätigkeit, hauptsächlich durch industrielle Unternehmungen in Schlesien (wobei es zuweilen gewaltig durchs Gedränge ging) und durch die „freiwillige Beschäftigungsanstalt" in Berlin an. Durch die Zeitverhältnisse wurden 1806 viele Arbeiter brotlos. Kottwitz sammelte deren Hunderte in den Räumen einer Kaserne, gab ihnen Arbeit, damit Brot und teilte ihnen das Brot des Lebens dazu aus. Jahrzehntelang wohnte er unter den Armen, ihnen predigend durch Wort und Wandel. Später wurde bei veränderten Verhältnissen die Anstalt von der Stadt übernommen, Kottwitz aber blieb bis an seinen Tod in seiner Wohnung und die Seele des Ganzen. — Neben dieser Armenfürsorge ging aber, mannigfach mit ihr verbunden, eine anregende Wirkung auf viele einzelne, in der Folge selbst tätig in die Geschicke der Zeit eingreifende Persönlichkeiten her. Er war der „Patriarch" dieses Kreises. Es seien nur einige Männer genannt, denen er zu besonderem Segen wurde: Tholuck, Otto v. Gerlach, Neander, Stier, Wichern. Charakteristisch für seine Weise ist ein Gespräch mit Fichte. Der Philosoph äußerte: „Das Kind betet, der Mann will!" „Herr Professor", antwortete Kottwitz, „ich habe 600 arme Leute zu versorgen und weiß oft nicht, woher ich das Brot für sie nehmen soll, da weiß ich mir denn nicht anders zu helfen, als indem ich bete." Fichte verstummte einen Augenblick — Tränen rollten ihm über die Wangen und er sprach: „Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht." — Sein Wahlspruch war: „Bleibe gern unbekannt!"

Graf Adelbert von der Recke-Volmarstein (28. Mai 1791—10. Nov. 1878). In die Schicksale seiner elterlichen Familie sowie seiner eigenen Jugend sind die Spuren der Napoleonischen Kriegsnöte tief eingegraben. Diese Kriegsnöte gaben auch die Anregung zur Gründung der Rettungsanstalt in Overdyk, Westfalen. Als die Räume zu eng wurden, kaufte der junge Graf im Glauben an Gottes Durchhilfe das Trappistenkloster Düsselthal bei Düsseldorf: große, massive Gebäude, weite Ländereien, ein sehr geeigneter Ort für solche Zwecke. An Gräfin Mathilde von Pfeil fand er eine Gemahlin, welche mit

Freuden auf seine Reichsgottesarbeiten einging. Eine solche Gehilfin hatte er aber auch unter den Schwierigkeiten und Arbeiten, welche die Anstalten ihm auferlegten, nötig. Es fehlte nicht an Mißgriffen, und der Graf mußte oft sein Vertrauen betrogen und mit Undank belohnt sehen. Aber immer wieder kamen wunderbare Durchhilfen. Daneben benutzte der Graf Stand und Stellung, um hohe Persönlichkeiten für seine Werke zu interessieren. Auch zur Erneuerung des Diakonissenamtes gab er eine Anregung und machte einen Versuch mit Fürsorge für Proselyten aus Israel. Nach Verlauf von 25 Jahren fühlte sich der Graf der Überlast der Arbeit und Sorgen nicht mehr gewachsen, zumal auch seine Körperkraft erschüttert war. Er übergab seine Anstalten einem Kuratorium und siedelte nach Craschnitz in Schlesien über. — Er hatte das Versprechen gegeben, in Craschnitz nicht wieder ähnliche Anstalten zu gründen, um Düsselthal nicht die Gaben der Freunde zu entziehen. So beschränkte er sich zunächst neben der Verwaltung seiner Güter darauf, durch industrielle Unternehmungen (Zuckerfabrik, Seidenraupenzucht) in die Verhältnisse der Bevölkerung der Umgegend förderlich einzugreifen. Namentlich diente er in Gemeinschaft mit seiner Frau vielen durch ärztlichen Rat, wobei ihm die berufsmäßig betriebenen medizinischen Studien seiner Jugendzeit sehr zu statten kamen. Als jedoch Düsselthal durch Verkauf von Ländereien zu Bauplätzen aus seinen finanziellen Nöten befreit war, ließ sich der Graf jenes Versprechens entbinden und errichtete, schon siebzigjährig, das Samariter-Ordensstift, eine große Blöden- und Epileptischenanstalt in Verbindung mit einem Diakonissenhause, dem neuerdings noch der Anfang eines Diakonenhauses hinzugefügt ist. In diesen Anstalten war er tätig, bis ihn Gott nach einem Leben, reich an Liebe und Arbeit, in hohem Alter heimholte.

John Howard (3. Sept. 1726—20. Januar 1790). Eine für englisches Wirken auf dem Gebiet christlicher Nächstenliebe sehr charakteristische Persönlichkeit; fromm, wohlhabend, ein Reiseleben für seine Gesundheit, zu seiner Unterhaltung und Belehrung führend, wünscht er das 1756 durch Erdbeben zerstörte Lissabon zu sehen und nach Kräften dort zu helfen, wird von einem französischen Kaper zum Kriegsgefangenen gemacht und erfährt eine barbarische Behandlung. Da hatte ihn zum erstenmale das Interesse am Gefängniswesen gepackt. Auf einer späteren Reise sieht er in Italien Inquisitionsgefängnisse und Galeeren. Nun läßt's ihn nicht mehr los, zumal er nach zweimaliger Ehe einsam dastand und sein Sohn noch klein war. Sein Leben war nun von einem großen Zweck erfüllt. Mit kurzen Pausen, die er zu Haus zubrachte, um nach seinem Sohn zu sehen, der ihm viel Leid verursachte, war er nun sein Leben lang auf Reisen: in England, Schottland, Irland, dem ganzen übrigen Europa. Er erkundete alle Verhältnisse des Strafvollzugs und regte zu ihrer Besserung an. Fast überall waren die Zustände äußerst traurig, nur in Belgien und Holland war es besser; hier lernte er den Segen von Arbeit, Unterricht und Gottesdienst im Gefängnis kennen. Überall pries er die Besserung der Gefangenen als Zweck an; man dürfe sich nicht bei der

Strafe beruhigen. Möglichst Einzelhaft oder doch Sonderung der verschiedenen Klassen mit stufenweisem Aufrücken in eine höhere Klasse. Howard war äußerst hart gegen sich, lebte sehr einfach, ja kärglich, war scharfsichtig und freimütig. Es ist an ihm weniger die Neuheit der Beobachtungen und Gedanken zu rühmen als die Energie der Liebe. mit welcher er seinen Zweck verfolgte. In Cherson starb er am Gefängnisfieber, nachdem er vorher ruhig und klar seine Angelegenheiten geordnet und sich Ps. 17, 15 als Leichentext erwählt hatte.

Hannah More (2. Februar 1745—7. September 1833) ist als Tochter eines Rektors der Lateinschule zu Fischponds bei Bristol geboren. Mit vier Schwestern empfing sie eine vortreffliche Erziehung, die bei ihr als der begabtesten von besonderem Erfolg auch in geistiger Beziehung war; sie lernte Latein, Französisch, Spanisch, Italienisch. Die Schwestern führten zusammen eine berühmte Pensionsanstalt für Mädchen in Bristol. Von besonderer Bedeutung für Hannah More waren häufige und lange Besuche in London, wo sie durch ihren glänzenden Geist und Witz in der großen Welt Zutritt fand und in steigerndem Maß gefeiert wurde. Ihr Interesse gehörte dem geselligen Leben, der schöngeistigen Literatur, dem Theater. Sie selbst verfaßte Dramatisches und Gedichte, welche viel Beifall fanden. Mit dem bekannten Schauspieler Garrick war sie sehr befreundet. Sein Tod 1779 gab ihr einen starken Eindruck von der Hinfälligkeit menschlicher Gaben und irdischen Ruhms und brachte eine entschiedene Wendung zu christlichem Ernst und Wirken für das Volkswohl in diesem Sinne zu wege. In der zweiten längeren Hälfte ihres Lebens war namentlich Wilberforce (24. August 1759—29. Juli 1833) ihr treuer und tatkräftig ihr Tun unterstützender Freund, wie sie überhaupt ihren großen Bekanntenkreis in das neue Interesse ihres Lebens hineinzog. Sie wohnte an verschiedenen Orten nicht allzuweit von Bristol auf dem Land und war in doppelter Weise tätig, in Errichtung von Schulen, meist Sonntagsschulen (in damaligem Sinn mit religiösem Ziel, aber in Ermangelung der Wochenschule zugleich zum Lesenlernen) und in Abfassung von religiösen, moralischen, pädagogischen Schriften. Die Schulen richtete sie ein in dem Distrikt von Cheddar, Wilberforce bestritt die Anfangskosten, sie tat die Arbeit. Sie stellte Lehrerinnen und Lehrer an. Natürlich hatte sie dabei viel mit der Roheit der Bevölkerung, der Weltlichkeit der Geistlichen, dem Verdacht des Methodismus zu kämpfen. Aber sie überwand alles durch ihre Treue und ihre gut kirchliche Haltung. Die Früchte ihres Tuns waren schließlich allgemein anerkannt. Außerdem verfaßte sie zahlreiche Traktate, etwa hundert, und größere Schriften über solche Themata wie „Die Sitten der Großen und ihr Einfluß“, „Bemerkungen über weibliche Erziehung“, „Coelebs, der eine Gattin sucht“, „Praktische Frömmigkeit“ u. s. w. Mit diesen Schriften arbeitete sie wirksam den aus Frankreich nach England dringenden Revolutionsideen, der Unzufriedenheit im Volk nach Beendigung der Napoleonischen Kriege entgegen. Ihre Schriften fanden reißenden Absatz, wurden in vielen Auflagen gedruckt und zu Hunderttausenden verbreitet. Ihr Leben lang war sie sehr kränklich gewesen, doch erreichte sie ein hohes Alter und starb zu Clifton.

Elisabeth Fry, geb. Gurney (21. Mai 1780—12. Oktober 1845). In ihrer Jugend empfand sie einen starken Zug zu weltlichem Wesen, dem sie nicht immer widerstand. Die Predigt eines amerikanischen Quäkers rief in ihr die Entscheidung für den Herrn hervor. Sie schloß sich nun förmlich der „Gemeinschaft der Freunde“ (Quäker) an, deren Glieder auch ihre Eltern waren. Nach der Heirat mit dem Londoner Kaufmann Fry gehörte ihr Leben zuerst ihrer zahlreichen Familie (elf Kinder). Indessen blieb doch ihr Blick auf die Reichsgottesarbeit gerichtet. Ihr Bruder Joseph Gurney und ihr Schwager Buxton kämpften mit Wilberforce für die Befreiung der Sklaven. Auf ihrem Landsitz übte sie ausgedehnte Wohltätigkeit. Eine Berufung der Gemeinde zum „Zeugen des Worts“ bahnte ihr den Weg zu öffentlicher Rede. Dies alles war die Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf. — Ins Jahr 1813 fällt der denkwürdige erste Besuch im großen Gefängnis zu Newgate in London. Die Bilder des Zustandes der Verwilderung, welcher unter den 300 Weibern daselbst herrscht, lassen sie nicht mehr los. Sie gründet einen Frauenbesuchsverein, dessen tätigstes Mitglied sie ist, ihr Wort und Gebet hat merkwürdigen Einfluß auf die verwilderten Gemüter. Durch ihr Beispiel und ihr Wort entflammt, entsteht eine Bewegung für Besserung der Gefängniszustände, der selbst Behörden und Parlament sich nicht entziehen können. So wirkt Elisabeth Fry etwa zwanzig Jahre in England, Schottland, Irland. Sie erwartete das Heil der Seelen allein von dem den Gefangenen nahe gebrachten Wort. Aber damit dies wirksam werden könnte, bedurften die gesamten Gefängniszustände einer Reformation. Sie forderte „Trennung der Männer und Frauen in besondere Gefängnisse, für die weiblichen Gefangenen ausschließlich weibliche Aufsicht, die in christlichem Geiste geführt werden müsse, zweckmäßige Beschäftigung und eine Klassenabteilung, in welcher die Gefangenen selbst für die Überwachung und Handhabung der Ordnung mit verantwortlich gemacht werden sollten; ferner Unterricht in besonderen Gefängnisschulen und vor allem den Besuch von dazu verbundenen und autorisierten Frauen“. Nach und nach wurden die Wünsche Tatsachen. Außerordentlicher Erfolg krönte die Arbeit der Gefängnisreform. „Die Zahl der Rückfälligen hatte sich in Newgate schon in den Jahren 1818 bis 1822 um 40 vom Hundert vermindert, und der Abnahme der Zahl der Rückfälle folgte eine Verminderung der Verbrecherinnen von sieben zu eins“. — Auf verschiedenen anderen Gebieten der christlichen Liebestätigkeit (für Hirten und Schiffer, Dienstboten, in Teuerungsjahren, für Armenhäuser und Irrenanstalten, Verbreitung von Bibeln und Schriften rc.) war Elisabeth Fry gleichfalls tätig, jedoch nirgends so nachhaltig gesegnet wie im Gefängniswesen. Bitten vom Kontinent folgend, machte sie von 1837—1843 fünf verschiedene Reisen nach Frankreich, Niederlande, Schweiz, Deutschland, Dänemark, immer für die eine Sache wirkend. Unter den in Deutschland von ihr angeregten Männern sind hauptsächlich Friedrich Wilhelm IV., Bunsen, Fliedner, Wichern zu nennen. Ihr Wahlspruch war: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit“.

Thomas Chalmers (17. März 1780 — 31. Mai 1847), einer schottischen Bürgerfamilie entstammend, studierte neben Theologie ebenso gründlich Mathematik, Nationalökonomie und andere Fächer allgemeiner Bildung, wurde Pastor und Professor, stellte aber alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst der praktischen Arbeit der Kirche und des Volkswohls. Seine Gedanken über Armenpflege suchte er zuerst als Pfarrer der St. Johnskirche in Glasgow zu verwirklichen. Das staatlich anerkannte Recht der Armen auf Unterstützung bestritt Chalmers, machte es aber der kirchlichen Gemeinde zur Liebespflicht, für die Armen zu sorgen. Jedes Kirchspiel soll in kleine Bezirke geteilt werden, in denen Diakonen sich einer beschränkten Anzahl Bedürftiger helfend und erziehlich annehmen. Verwandte und Nachbarn oder einzelne Wohltäter sollen zur Hilfe herangezogen werden; erst wenn das nicht ausreicht, soll man kirchliche Gelder verwenden. Der Staat soll nur bei allgemeinen Landesnöten oder wo die Selbsttätigkeit beschränkt oder aufgehoben ist, z. B. bei Blindheit, Wahnsinn, durch ständige Anstalten zu Hilfe kommen. Das Ziel ist, daß die Verwahrlosten und Empfangenden selbst tätige Mitglieder der Kirche werden. Dies höchste Ziel wird nur bei wenigen erreicht werden. Bei den meisten muß man sich mit einer bürgerlich ordentlichen Haltung begnügen. Diese Grundsätze hatten unter Chalmers' Leitung außerordentlichen Erfolg. Später wurde Chalmers, wie er ein eifriger Staatskirchenmann gewesen war, bei veränderten Verhältnissen und als der Staat sich in innerkirchliche Fragen mischte, der begeisterte Führer der freikirchlichen Bewegung. — Nachdem er somit auf Ersatz der bürgerlichen Armenpflege durch die kirchliche verzichten mußte, trat er nun für eine freie, die bürgerliche ergänzende Liebestätigkeit ein. „Sein Gedanke war, daß diese Innere Mission je in Bezirken von etwa 400 Proletarierfamilien durch etwa 20 christliche Männer und Frauen, die in den Bezirk sich teilen, unter einem besonderen Prediger mit einem besonderen gottesdienstlichen Lokal geübt werden möge; auch eine Schule sollte errichtet, ein Stadtmissionar beigezogen werden. Christliche Freunde sollten die für den Anfang nötigen Mittel beisteuern, dann aber sollte dahin gestrebt werden, daß die Armen selbst wie zu sittlicher Energie und christlichem Leben, so auch zu eigenen Beiträgen angeregt würden. Auf diese Weise fing Chalmers selbst seit 1844 in einem der am meisten verwahrlosten Stadtteile Edinburgs, dem Westportdistrikte, zu arbeiten an. Er eröffnete dort den ersten Gottesdienst im Speicher eines Lohgerbers; nach vier Jahren war eine Gemeinde von etwa fünfhundert Kommunikanten gesammelt und aus ihrer eigenen Mitte wurde Geld zum Gehalt für einen Geistlichen aufgebracht". Die übrige weitgreifende Tätigkeit Chalmers gehört nicht hierher. Bis zu seinem Ende stand er in voller geistiger Kraft. Sein Wahlspruch war: „Je einfältiger und kindlicher, desto besser".

David Nasmith (21. März 1799 — 25. November 1839), geb. in Glasgow, wird nach einer Jugend mit inneren Kämpfen, deren Art und Grund dem Leser seiner Biographie dunkel bleibt, Mitglied einer independenten Kirchengemeinschaft und nach allerlei Arbeit

in Sonntagsschulen und Jünglingsvereinen aus einem jungen Kaufmann der Sekretär von 23 christlichen Vereinen Glasgows, die ihn aber nur sehr kärglich besoldeten. Er behielt dies Amt mehrere Jahre. Ein Mann der Lauterkeit, des brennenden Eifers, Seelen zu retten — auch die zweier leiblichen Brüder, die auf schlechten Wegen sind — von warmer, aber unklarer und schwärmerischer christlicher Gesinnung, nicht ohne Eigenwillen, den er für Gottes Willen hält, ein Arbeiter voll Hingabe, aber auch voll kraftzersplitternder Unruhe, mehr Gründer als Leiter, ist er der eigentliche Anfänger und Ausbreiter der Stadtmission. — An Neujahr 1826 wurde die Stadtmission in Glasgow gegründet. Vorher hatte man schon durch Predigten in Schulhäusern die Sache angebahnt. 8 Mitglieder des Komitees gehörten 8 verschiedenen Kirchengemeinschaften an. So war Nasmiths Arbeit von Anfang an von Allianzgedanken vor der „Allianz" beseelt. Die Stadtmissionare waren einfache, gläubige Männer, welche Christus im Herzen, die Bibel in der Hand, Gottes Wort im Munde von Haus zu Haus in den Armendistrikten wanderten und durch Vorlesen, Mahnung und Warnung wie Gebet die Menschen auf den rechten Weg wiesen. Dabei lernte man gründlich das Volksleben kennen, die Unwissenheit, das Lasterleben 2c. Nach zeitweiliger Einwirkung auf die Einzelnen vereinigte man sie in Versammlungen. Die Nachricht von diesem Wirken verbreitete man durch 2000 Schriften in andere Städte. Schon nach zwei Jahren nahm Nasmith wegen erschütterter Gesundheit seinen Abschied und begründete Stadtmissionen in Dublin, Amerika, Paris 2c.; währenddessen unterhielten ihn einige Freunde. Er meinte so wirksamer, weil freier dazustehen ohne Gehalt. Er kam dabei oft sehr ins Gedränge. Auch konnte sein Wirken oft nur von äußerlichem, kurzlebigem Erfolg sein. Endlich tat sich ihm in London eine Tür auf, 16. Mai 1835. Nach 16 Monaten hatte man schon 49 Stadtmissionare. Aber auch der Widerstand erhob sich wegen seiner bewußten oder unbewußten Begünstigung der Independenten als Stadtmissionare, wegen unüberlegter Veranstaltungen, wegen seiner hastigen zahlreichen Neugründungen. Nasmith war selbstlos genug, zurückzutreten (17. März 1837), aber nicht einsichtig genug, um den Fehler zu erkennen. — Wieder sah er sich auf Gründungsreisen angewiesen, setzte dabei seine geringen Mittel zu, machte Schulden, verkümmerte sich und seiner Frau damit das Leben, zerstörte seine Gesundheit, aber er blieb in allem bei seinen Ansichten. Auf einer dieser Reisen starb er zu Guildford.

Zweites Kapitel: Schöpferisches Wirken.

(Etwa 1830—1870).

§ 23. Allgemeines.

Die schöpferische Kraft einer Zeit liegt in ihren großen Männern. Wohl werden auch sie von ihrer Zeit getragen; ohne daß aus der Zeit gleichsam der brauchbare Stoff und das geeignete Werkzeug sich ihnen darböte, wäre ihr Wirken unmöglich. Aber der Ruck, den die Zeit durch ihre Arbeit vorwärts tut, geht hervor aus dem innersten Geheimnis ihrer Persönlichkeit, unerklärt und unerklärbar. Das gehört eben zum Wesen des Schöpferischen. — Für das Verhältnis solcher Persönlichkeiten zu ihrer Zeit hat Carlyle ein treffendes Wort geprägt: „Ein großer Mann ist wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn wie Brennstoff und dann flammen sie auf." Das zeigt sich auch in der Geschichte der Inneren Mission. Die eigentlich schöpferische Persönlichkeit für die Innere Mission war Wichern. Doch finden wir in Fliedner und Löhe eine so eigentümliche, ja originale Gestaltung der Inneren Mission in Gedanke und Tat, daß wir sie nur wenig hinter ihn zurückstellen möchten. Und auch nur auf diesem einen Punkt. In manchem andern Stück stehen sie ihm völlig ebenbürtig zur Seite, ja in manchen Beziehungen übertreffen sie ihn.

Was Wichern getan und geschaffen, hat ja in früheren Zeiten der Kirche seine Vorboten und Vorahnungen gehabt. So finden wir bei einem Franz von Assisi, bei einem Vincenz von Paul gleicherweise Reformbestrebungen, wie Wortverkündigung und Liebeswerk. Wir können manches davon im Pietismus, wie in der Christentumsgesellschaft, welche ebenso ein Ausläufer des Pietismus wie ein Vorläufer der Inneren Mission ist, nachweisen. Aber überall bleibt's bei Elementen, die neben einander stehen, ja vielleicht einander suchen, aber noch nicht finden. Nirgends erwächst daraus ein Ganzes und Lebendiges, eine Zeitströmung, die zu einem wirksamen Sauerteig im Volk wird. Das ist erst durch Wichern geschehen.

Auch er wurzelt in der Vergangenheit, und sein Vorwärtsschreiten geschieht ganz absichtslos; er überläßt sich der Führung Gottes, tut das Nächstliegende und wartet in Geduld, was sich daraus entwickeln will. Das ist die Art gesunder Reform. Die absichtsvollen Weltverbesserer überschätzen so leicht ihre Kraft, wollen alles künstlich machen und hängen ihren Phantasien nach. Wichern will nichts als Sonntagsschule halten, wozu er erwählt ist und von andern für tauglich gehalten wird. Als er aber diese Aufgabe ernstlich anfaßt und den Kindern, wie es seine Pflicht war, in ihre Wohnungen nachgeht, da stößt er auf Verhältnisse, denen die Kinder entnommen werden müssen, wenn nach menschlichem Ermessen etwas aus ihnen werden soll. Das Rettungshaus ist das natürlich erwachsene Resultat seiner bisherigen Arbeit. Aber er hat solche tiefe Blicke in das Elend getan, es tritt

ihm so massenhaft entgegen, daß er ohne weiteres einsieht, das kleine Haus im Busch bei Horn kann nur ein Anfang sein; vor seinem Geist steht ein ganzes Rettungsdorf, das sich auch in Wirklichkeit nach und nach in einzelnen Gebäuden erhebt. Die Arbeit und Fürsorge des Hausvaters kann von ihm der größer werdenden Familie gegenüber nicht mehr allein geleistet werden. Er schaut sich um nach schlichten, älteren, bereits gefestigten, zum Werk der Erziehung geneigten und geeigneten „Brüdern" der ihm anvertrauten Kinder, denen er einen Teil der Aufgabe auflegen kann und die sie, von ihm selbst gelehrt und getragen, in seinem Sinn lösen werden. Er hatte dergleichen Leute bereits früher durch die Sonntagsschule und den Besuchsverein kennen gelernt. Sie brauchten nur eine geöffnete Tür zu finden, um in diese Arbeit einzutreten; sie brauchten nur in größerer Anzahl ausgebildet zu werden, um auch außerhalb des Rauhen Hauses gute Dienste zu tun, nicht nur in Rettungshäusern, sondern auch in allen möglichen andern Arbeiten, die sich bald ergeben würden, wenn man erst einmal Ernst machte mit der Bekämpfung der Notstände des Volkslebens. Das Brüderhaus entwickelte sich so aus der Praxis des Rettungshauses — und hieraus wieder der große Gedanke der Inneren Mission. Es war das Zeitalter der kräftig sich entfaltenden Heidenmission. Schon hatte man im Blick auf die Sendung von Missionaren zu den fernen Heidenvölkern sich darauf besonnen, daß in der Christenheit ebenso schlimme Notstände vorhanden seien, daß die in der Gottesferne dahinlebenden Namenchristen ebenso gut Missionare nötig hätten, und wenn sich die Erstverpflichteten und Erstberufenen dazu nicht herbeiließen, müßten alle, welche Barmherzigkeit und Fähigkeit hätten, sich der Sache annehmen, mit Wort und Werk, je nachdem es not tue. So redete man zuerst von einer inländischen Mission. Wichern vertiefte den Gedanken zur innerkirchlichen Mission = Inneren Mission. Der Name ist zwar zuerst in einer Schrift des Professor Lücke 1843 gedruckt zu lesen, ist aber in derselben Zeit auch im Wichernschen Kreis von selbst aufgekommen. — Es hat manchen vor Wichern gegeben, dem diese Reihe von Gedanken und Taten, wie wir sie bei Wichern finden, nahe gelegen hätte. Der eine hat dies, der andre jenes Glied dieser Kette besessen. Aber keiner hat das Ganze geschaut, in Wort und Tat umgesetzt. Und das ist das Schöpferische in Wichern, das ist seine Gabe an die Kirche, daß er dies getan hat.

Aber nicht nur die tatsächliche Schöpfung der Inneren Mission fällt in jene Periode. Wichern, der Vater der Inneren Mission, wurde auch ihr Herold. Das geschah schon mehrfach am Ende der dreißiger, häufiger und durchschlagender am Anfang der vierziger Jahre, je mehr ihm selbst die Innere Mission, endlich auch mit dem bezeichnenden Wort benannt, durch die praktische Arbeit geklärt und vertieft, deutlich vor der Seele stand. Vor allem aber geschah das mit überwältigendem Erfolg vor einer geistlichen Vertretung von ganz Deutschland auf dem Wittenberger Kirchentag am 22. September 1848. Die Mächte des Abgrunds waren in der Revolution jenes Jahres offenbar geworden. Als sich die wilden Wasser etwas verlaufen hatten, sammelten sich christ=

liche Freunde des Volks in Wittenberg über den Gräbern Luthers und Melanchthons, um über das, was nun not tue, zu beraten. Am zweiten Tag kam Wichern zu Wort und entfaltete in flammenden Worten das Programm der Inneren Mission: „Es bedarf einer Reformation oder vielmehr Regeneration aller unserer innersten Zustände durch neue und erneute Taten und Offenbarungen des Glaubens und der Liebe — auf diese Neugeburt hinzuarbeiten ist die Kirche berufen." Gegen Ende seiner Rede sagte er zusammenfassend: „Es tut uns not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne: Die Arbeit der Inneren Mission ist mein! daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: Die Liebe gehört mir wie der Glaube . . . Wie der ganze Christus im lebendigen Gottesworte sich offenbart, so muß er auch in den Gottestaten sich predigen und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Taten ist die rettende Liebe. Wird in diesem Sinne das Wort der Inneren Mission aufgenommen, so bricht in unsrer Kirche jener Tag ihrer neuen Zukunft an." In diesen Worten liegt in rednerischer Form der Wichernsche Begriff der Inneren Mission ausgesprochen: Durch Wort und Werk in engster Verbindung ein neuer Tag im Leben unsrer Kirche. Wichern hatte in der Folgezeit reichlich Gelegenheit, diese Grundzüge weiter auszugestalten und den angeschlagenen Ton weiterklingen zu lassen. Denn sein Appell fand die wärmste Aufnahme in der Versammlung. In unzähligen späteren Ansprachen und Verhandlungen hat Wichern die hier verkündete Eine Wahrheit in die allerverschiedensten Verhältnisse hineingerufen, und fast immer fand er Widerhall. Die Innere Mission stand mit einem Schlage im Vordergrund des Interesses. Es bildeten sich lokale und provinzielle Veranstaltungen der Inneren Mission. Der Centralausschuß für Innere Mission wurde begründet. Die „Denkschrift" Wicherns führte das Bild der Inneren Mission in ihrem damaligen Bestand näher aus. In allen seinen Kundgebungen aber hat Wichern als Prediger, Redner, Herold der Inneren Mission gewirkt. Zu einer wissenschaftlichen Darstellung der Sache war die Zeit noch nicht gekommen, fehlte Wichern auch die spezielle Gabe.

Bei den weitaus meisten kirchlichen Richtungen, ihren maßgebenden Persönlichkeiten, Zeitschriften, Konferenzen fand der Wichernsche Aufruf ein volles Echo. Die Hengstenbergsche Evangelische Kirchenzeitung, damals das gemeinsame Preß-Organ aller gläubigen Kreise, trat alsbald und fernerhin stets für die Innere Mission ein, als für eine wichtige Äußerung des neu erwachten Glaubenslebens in der Kirche. Dagegen trat die kirchliche Linke, der krampfhaft um sein Leben ringende Rationalismus, in vollständig richtiger Wertung der Inneren Mission, als ihr entschiedener Gegner auf. Er fand zunächst u. a. in der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung, die damals noch ganz links stand, sein Sprachrohr. Hier finden wir das ganze Füllhorn des Zorns und der Verachtung gegen die „Traktätchentheologie" ausgegossen. Die Innere Mission wie die Äußere waren zu eng mit dem gehaßten Pietismus verbunden, als daß der Rationalismus an ihnen hätte Gefallen finden können. So lange unter uns noch Heiden wohnen, haben wir für die

überm Meer nichts übrig, hieß es. Allein das war nur eine billige, seitdem oft gehörte Ausrede, wenn man für die Heidenmission nichts tun wollte. Man tat nämlich für die Innere Mission ebensowenig. Dürftige Versuche dazu („Freunde des Lichts" werden aufgefordert zu einem „Missionsverein für Verbreitung des rein biblischen Christentums [?] unter Christen und Nichtchristen") verlaufen im Sand. Höchstens hie und da ein Wort der Anerkennung für eine Einzelbestrebung der Inneren Mission, deren Heilsamkeit gar zu offensichtlich war. Die entschiedenen Vertreter der Sache aber, ausdrücklich auch einen Wichern, scheute man sich nicht, mit gemeinem Verdacht zu belegen. So wird der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung aus Hamburg berichtet, daß einige mystische Kandidaten jetzt nicht mehr so entschieden aufträten, außer andern Gründen auch deshalb, weil „sie treffliche Stellen mit guten Einkünften gefunden haben, verheiratet sind und jetzt schweigen, wo sie zu schreien nicht mehr nötig haben." — Wenn wir innerhalb der bibelgläubigen Rechten die verschiedenen kirchlichen Standpunkte unterscheiden wollen, so hat Wichern in einigen streng lutherischen Ländern die ersten größeren Erfolge gehabt. So in Mecklenburg schon 1841, wo namentlich Krabbe der Inneren Mission ein klares Verständnis und warmes Herz entgegenbrachte und es auch später trotz mancherlei Irrungen und Schwierigkeiten, welche ihn kirchlich von Wichern trennten, stets bewahrte. In einer Reihe trefflicher Berichte betont er die Notwendigkeit, den Missionscharakter, die Kirchlichkeit der Inneren Mission, auch wenn sie noch nicht dem landeskirchlichen Organismus eingegliedert sei. — Ebenso freudig wurde Wicherns Werk in Bayern begrüßt, wo das Vertrauen zur Inneren Mission schon bald so allgemein wurde, daß 1849 auf Anregung der Generalsynode das Oberkonsistorium als die erste Kirchenbehörde in Deutschland, welche dergleichen tat, eine Ansprache an die Landeskirche richtete, die warm für Innere Mission eintrat und ein Verständnis für sie bekundete, wie es korrekter nicht zu denken ist: „Die Innere Mission, deren Aufgabe darin besteht, die leiblichen und geistlichen Notstände des evangelischen Volkes nach allen Seiten hin zu erforschen und durch die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Handreichung brüderlicher Liebe zu heben, ist eine Lebensfrage unsrer Zeit." Mit derselben Gunst sah man in den konfessionellen, wie in den der Union zustimmenden Kreisen Altpreußens auf die Innere Mission und half nach Kräften bei allen ihren praktischen Unternehmungen. Die einzige wichtige und das Werk an manchen Stellen wirklich hemmende Gegnerschaft erwuchs Wichern bei einzelnen hervorragenden Lutheranern. Sehen wir von Claus Harms in Kiel und Lindner in Leipzig ab, deren Widerspruch zwar schroff genug war, aber nicht gerade prinzipieller Klarheit entsprang, auch keine großen Folgen hatte, so ist hier namentlich der sonst um die kirchliche Entwicklung Hannovers hochverdiente Petri zu nennen. Er war zunächst ein scharfer Gegner der Sache selbst, jedenfalls ihrer nebenkirchlichen Organisation, nahm aber an einzelnen Werken kraftvoll teil, ja arbeitete später bestimmend mit bei der Gründung eines ganz Hannover umspannenden Vereins, der konfessionelles Gepräge hatte. Man kann

also von einer tatsächlichen Umkehr Petris in diesem Stück reden. Tatsächlich, ausdrücklich und so völlig vollzog sich eine ähnliche Umkehr bei Löhe, daß er aus einem Gegner ein in allererster Linie stehender Arbeiter und genialer Förderer der Inneren Mission wurde. Er war zuerst ein Gegner aller Vereine für Einzelzwecke mit der Begründung: die Kirche ist mein Verein für alle geistlichen Zwecke — er hat das ausdrücklich als falsch widerrufen. Er war ein Gegner der Inneren Mission, später aber ein aufrichtiger Bewunderer des Werkes Wicherns und Fliedners; allein er übersetzte dasselbe gleichsam in seine kirchlichen Anschauungen, indem er einen bayrischen Verein für Innere Mission „im Sinn der lutherischen Kirche" schuf. Gegner, welche es mit der Inneren Mission wie mit allen kirchlichen Dingen so genau nehmen, wie diese, hernach aber durch die Tatsachen sich überwinden lassen, werden dann um so brauchbarere Werkzeuge. Es hat wohl niemand mit mehr Segen in der Inneren Mission gearbeitet und ihr mehr Eingang in bis dahin verschlossene Kreise verschafft als Löhe.

Während sich so die Innere Mission in den im engeren Sinn kirchlichen Kreisen durchsetzte und Anerkennung fand, blieb sie wie die Äußere Mission in den Augen des großen Publikums, in den breiten Schichten des auf Bildung pochenden Mittelstandes, dessen Orakel die Gartenlaube war, ein Mittel der Verdummung, eine Muckerei, vor der man sich hüten, die man verachten und verspotten müsse. In diesem Stück waren die meisten auf den Höhen der Wissenschaft und Kunst, des Reichtums und wirklicher Weltbildung Wandelnden Jahrzehnte lang ganz ebenso rückständig und den unglaublichsten Vorurteilen unterworfen, wie die große Menge. Sie erreichte auch seltener die Not des Lebens, eigne und fremde, die doch manche auf der sozialen Leiter niedriger Stehende auf dem Weg der Tatsachen darüber belehrte, daß man bei dieser und jener Veranstaltung der Inneren Mission Hilfe finden könne, wenn sonst alles versage, und die deshalb zu einer gewissen Anerkennung, wenigstens mancher Einzelbestrebungen, gezwungen wurden. Auch zeigte sich bei jeder Gelegenheit, daß in sonst nahestehenden kirchlichen Kreisen das Wohlwollen gegen die Innere Mission oft größer war, als das Verständnis. So hatte die Innere Mission überall um Erkenntnis ihrer Eigenart und Anerkenntnis ihrer aufopferungs- und segensvollen Arbeit zu ringen. Der Druck war ihr gewiß in vieler Beziehung heilsam. Aber in einem Betracht hatte er auch seine Nachteile. Sie konnte sich nicht frei ausleben, sondern kehrte unwillkürlich die Seiten und Arbeiten hervor, welche dies Sichdurchsetzen, dies Erkannt- und Anerkanntwerden ermöglichte oder doch erleichterte. Man vermied zuweilen überängstlich, es auf Konflikte mit dem Kirchentum, auch wenn dies unkirchlich war, ankommen zu lassen; man war auch wohl zuweilen zu sehr beflissen, die Hilfswerke auf sittlichem und äußerlichem Gebiet zu treiben, und ließ deren geistliche Seite und Abzweckung zurücktreten. Gewiß blieb auch so noch Kampf und Not genug, und man kann verstehen, wie der einzelne Berufsarbeiter und Verein oder die einzelne Anstalt einmal müde und matt wurde über dem Ringen.

Aber es war doch sehr schade fürs Ganze, wenn das Messer hie und da die Schneide verlor, wenn man das Wortelement der Inneren Mission zurücktreten ließ, ja vernachlässigte und damit auch eines guten Stücks der reformatorischen Kraft verlustig ging. Die Gründe für alles das können hier nicht einzeln entwickelt werden, aber die Tatsachen stehen fest und die Folgen werden sich im nächsten Zeitraum zeigen. In der Wortverkündigung haben wir geringe Fortschritte gemacht, während die Erfolge der Liebestätigkeit großartig sind. Wer das kirchliche Leben vom Jahr 1830 mit dem vom Jahr 1870 vergleicht, müßte blind sein, um den gerade hier vorliegenden ungeheuren Unterschied nicht zu sehen. Es soll nicht verkannt werden, daß sich an diese diakonischen Werke sehr viel Wortverkündigung angeschlossen hat, aber eine Tätigkeit, die Mission heißt, hätte über diese Anlehnung zuzeiten sehr ernstlich hinausgehen sollen, namentlich wenn diese Mission sich als eine kirchliche Reformbewegung erweisen will.

Immerhin — große Erfolge sind errungen. Der größte menschliche Faktor dabei sind die Berufsarbeiter und Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission gewesen. Wir sehen bei Wicherns Entwicklung, welch wichtigen Wendepunkt der Gedanke der „Brüder" bezeichnet. Im Grund war dies der entscheidende Schritt zu dem Zielgedanken der Inneren Mission. Kein Wunder, daß Wichern dafür selbst im Vorstand des Rauhen Hauses, das bisher nur Rettungshaus für Kinder gewesen war, zunächst kein Verständnis fand. Es kostete ihn hier einen harten, schmerzlichen Kampf, auch nur dies durchzusetzen, daß man ihn auf eigne Verantwortung hin gewähren ließ. Er mußte sich die Mittel zur Aufnahme und Ausbildung von mehr Brüdern, als die Anstalt selbst augenblicklich für sich brauchte, von auswärts verschaffen. Es gelang. Die Agitation, welche dafür nötig war, kam der Brüdersache wohl zu gut; aber ob das Werkzeug zur Erreichung solches Ziels — in diesem Fall Wichern — eine solche innere und äußere Belastung ohne Schaden aushalten konnte, ist eine Frage, an welcher die Veranlasser derselben wohl zu leicht vorübergegangen sind. Wichern nannte seine jungen Mitarbeiter Brüder, anderwärts heißen sie Diakonen. Im großen und ganzen besteht kein Unterschied. Nur daß allerdings Wichern der Idee nach in seiner Brüderschaft die „theologischen Berufsarbeiter" mit befaßte. Wenn sie auch ihre Ausbildung auf dem gewöhnlichen Weg des Universitätsstudiums erlangt hatten, so stand doch denen, welche die Arbeit der Inneren Mission teilten, der Weg offen, als „Freibrüder" in die Brüderschaft einzutreten. Obwohl eine ganze Anzahl von Männern von dieser Möglichkeit Gebrauch machte, so ist die ganze Einrichtung doch nicht sehr lebens- und bedeutungsvoll geworden. Überhaupt hat die Brüdersache nicht die Ausbildung, Durcharbeitung und Ausbreitung gefunden, welche wünschenswert gewesen wäre, welche ihr aber nach Menschenurteil nur ihr geistvoller und von Gott dafür besonders ausgerüsteter Begründer hätte zu teil werden lassen können. In diesem Betracht ist es wohl zu bedauern, daß Wichern dem Andringen des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgte und hohe Kirchen- und Staatsämter in Preußen annahm. Darin lag

ja gewiß sehr viel Verheißungsvolles, auch für die Innere Mission. Krankheit und Tod des Königs sowie Wicherns Persönlichkeit, der eigentlich nicht zum Glied irgend eines Kollegiums veranlagt war, haben das verhindert. Jedenfalls hat die Brüdersache darunter gelitten. Wichern blieb zwar nominell Vorsteher des Rauhen Hauses, konnte aber nur einige Sommermonate in jedem Jahr dort weilen. Die Brüdersache hätte die ganze Kraft eines ganzen Mannes das ganze Jahr hindurch nötig gehabt.

Was Wichern für die männliche Diakonie, war Fliedner für die weibliche. Ganz wie Wichern wurde er durch das praktische Bedürfnis auf die Notwendigkeit von Berufsarbeiterinnen hingeführt. Allerdings floß bei Fliedner das Ideal des Neuen Testaments und der alten Kirche, von dessen Verwirklichung er eine geringe Spur bei den Diakonissen der Mennoniten in Holland entdeckte, damit zusammen. Fliedner wollte zur Erfüllung praktischer Bedürfnisse der gegenwärtigen Kirche das Diakonissenamt der christlichen Urkirche und der alten Kirche erneuern, während Wichern diesen Gedanken ausdrücklich für seine Brüder ablehnt; wenn man bei diesen an ein kirchengeschichtliches Vorbild denken will, so verweist Wichern auf die vorreformatorischen Brüder vom gemeinsamen Leben und ähnliche Genossenschaften. Fliedner weist auch die Möglichkeit nicht ab, von den Römischen im einzelnen zu lernen. Aber er hat es für seine Diakonissen nicht nötig gehabt (später hat man wohl manches römischen Vorbildern entlehnt — Löhe). Was sich von scheinbaren Ähnlichkeiten findet, z. B. die Tracht, ist lediglich aus praktischen Gründen erwachsen. Mutterhaus und Schwesternschaft — in beiden tunlichst Wahrung des familienhaften Charakters — das sind für Fliedner die Grundgedanken, mit deren Anwendung er die altkirchliche Diakonie der Gegenwart anpaßt. Damit haben wir in der protestantischen Welt zum ersten Mal den wohlgelungenen Versuch einer kirchlichen Betätigung als eines Lebensberufs der Frau. Dies bezeichnet zugleich einen wesentlichen Fortschritt im Vergleich zu Amalie Sievekings Bestrebungen, wenn auch ihr Vorgehen ein Weiterkommen im Verhältnis zu früher war. Noch um das Jahr 1800 war der Regel nach der Frau kein Beruf außer der Familie möglich. Die Not der Freiheitskriege erweckte die Frauen zur Pflege der Verwundeten rc., eben als zu einer vorübergehenden Notsache. Der Armen- und Krankenverein Amalie Sievekings schuf für die Frau einen öffentlichen Beruf, aber nur als Nebenbeschäftigung, zur Ausfüllung ihrer freien Zeit. Fliedner gab der Frau eine Arbeit fürs Gemeinwohl als Lebensberuf. Will man den ganzen Abstand zwischen Anfang und Ende unseres Zeitraums sich in zwei Bildern vor Augen stellen, so denke man an Amalie Sieveking, die 1831 ganz allein ins Choleralazarett wandern muß, weil niemand ihr helfen will, und an die Scharen von Berufspflegerinnen und freiwilligen Helferinnen in der Verwundeten- und Krankenpflege 1870/71. Für diesen ganzen gewaltigen Umschwung hat Fliedner die Bahn gebrochen. Friedrich Wilhelm IV. wollte auch Fliedner nach Berlin ziehen. Dieser hat gebeten, in dem stillen Kaiserswerth bleiben zu dürfen. Das ist der Diakonissensache zu gut gekommen.

Ein charakteristisches Moment in jener Zeit der großen Männer der Inneren Mission bilden endlich auch noch die ganze Länder und Provinzen umfassenden Organisationen. Die Christentumsgesellschaft verlischt am Beginn unsres Zeitraums. Es treten einige sog. Evangelische Gesellschaften in die Lücke, zum Teil auch noch, als Innere Missions-Vereine schon vorhanden waren. Sie sind mehr oder weniger eine Nachblüte der Christentumsgesellschaft, was sich namentlich darin zeigt, daß sie nur einige wenige Arbeiten und zwar meist die Schriftenverbreitung und Wortverkündigung unternommen haben, dies oft mit gutem Erfolg; aber den neu emporkommenden Aufgaben gegenüber zeigten sie sich weniger aufnahmefähig. So z. B. die Evangelische Gesellschaft in Straßburg im Elsaß 1834, die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart 1830, der Evangelische Verein in Berlin 1848, die Evangelische Gesellschaft für Deutschland in Elberfeld 1848. — Dagegen entstanden auch Vereinigungen, welche ausdrücklich und umfassend die Innere Mission entweder für ganz Deutschland oder für einzelne Teile desselben sich zur Aufgabe machten. So der Centralausschuß für Innere Mission in Berlin 1848 für ganz Deutschland, ein Verein in Hamburg 1848, in Pommern 1848, zwei Vereine in Baden im Jahre 1849, ein Verein in Bremen 1849, in Frankfurt 1849, in Ostpreußen 1849, in der Rheinprovinz 1849, in Reuß ä. L. 1849; diese alle sind eine alsbaldige Folge des Wittenberger Kirchentages. Zwei große, in besonderem Segen wirkende Vereine, der in der Provinz Hannover und im Königreich Sachsen, sind unter den Nachwirkungen des deutschen Krieges 1867 entstanden, und einige andere ohne solche allgemein kenntliche Anlässe. — Als unterste Stufe dieser zusammenstehenden Organisationen sind die Stadtmissionen (meist durch männliche Arbeiter betrieben) und die Gemeindepflegen (meist durch weibliche Kräfte, Diakonissen, betrieben) anzusehen. Die ersteren, in England bereits lange wirksam, wurden in Deutschland alsbald nach dem Wittenberger Kirchentag 1848 eingerichtet. Die letzteren sind immer als die Krone der weiblichen Diakonie angesehen und haben in regelmäßig steigender Zahl von Anfang an bis heute zunächst in den Städten, später auch auf dem Lande Boden gefunden.

Wie die Mehrzahl dieser Beispiele zeigt, war die bewegte Zeit von 1830—1870 nicht nur der Hintergrund, sondern auch vielfach ein deutlich mitwirkender Faktor dieser ganzen Entwicklung. Man überschaue den Umschwung aller Verhältnisse in Deutschland in diesen 40 Jahren! Derselbe hat anspornend und tragend, aber auch lähmend auf den Gang der Inneren Mission eingewirkt. Letzteres in der Weise, daß gegen das Ende des Zeitraums eine gewisse Ermattung nach dem schönen Aufschwung deutlich spürbar wurde. Als Gründe erwähne ich nur dieses, daß die erste Generation der Träger der Inneren Mission, vor allem die drei schöpferischen Persönlichkeiten: Wichern, Fliedner, Löhe um jene Zeit entweder durch ihren Heimgang oder durch ihre gebrochene Kraft der Arbeit entrückt wurden, und sodann, daß die ganze Volkskraft in den beiden Kriegen von 1866 und 1870 eingesetzt werden mußte, und daß das gesamte Volksinteresse durch die Veränderungen,

welche jene Zeit im politischen und sozialen Leben brachte, in Anspruch genommen war.

§ 24. Arbeiten.

In der vorigen Periode war zwar ein Suchen nach der Inneren Mission vorhanden und eine Ahnung von ihr war aufgegangen, aber es fehlte noch der Besitz der Sache in deutlichem Begriff und in faßbaren Umrissen. So kann man sich auch nicht wundern, daß sich die einzelnen Arbeiten der Inneren Mission, sowohl der Idee nach um den Begriff, als praktisch um die Centralorganisation nur spärlich oder gar nicht sammelten.

Das wurde nun anders, als die Innere Mission mit faßlichem und anfassendem Namen, mit eindringlichem Appell und Wort in großen und die Gesamtaufgabe klar darstellenden Vereinen vor die Christen hingestellt wurde. In der Tat kristallisiert sich nun alle Arbeit, mit wenig Ausnahmen, um die gegebenen Mittelpunkte. Dabei fand eine an der andern Halt, Maß, Korrektur. Dies gilt ebensowohl von den älteren, bereits im vorigen Zeitraum begonnenen, wie von den jetzt erst aufgenommenen Tätigkeiten. Und wenn der Weckruf Wicherns nicht mehr getan hätte — aber er hat viel mehr zuwege gebracht — als der Zersplitterung auf unserm Gebiet in hohem Maß zu wehren und zum Kampf mit gemeinsamen Kräften und mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zu veranlassen, schon das wäre ein großes Verdienst.

Wenn wir nun zuerst einen Blick auf die älteren Arbeiten werfen, so kann gesagt werden, daß keine derselben in unserm Zeitraum zurückging, sondern daß sie sich alle, manche mit besonders fröhlichem Wachstum, weiter entwickelten.

Was die Verbreitung der Bibel anlangt, so war das Feld durch Neugründungen von Bibelgesellschaften in Deutschland im vorigen Zeitraum fast vollständig besetzt. Wenn wir von der v. Cansteinschen Bibelanstalt in Halle absehen, die schon 1712 entstand und auch eine andere Organisation hat als die Gesellschaften, so sind von den gegenwärtig 31 Gesellschaften 28 in der Periode von 1780—1830 oder genauer im Zeitraum von 1812—1830 entstanden. So blieb also in dieser Richtung für unsere Periode von 1830—1870 nicht mehr viel zu tun. Nur drei kleine Gesellschaften haben sich in dieser Zeit noch gebildet. Aber die Verbreitung der Bibel hat in der Folge noch bedeutend zugenommen. Es entstand zwischen der Londoner Bibelgesellschaft, welche den Vertrieb von Heiligen Schriften ohne Apokryphen in Deutschland nicht aufgeben wollte, und zwischen den deutschen Gesellschaften ein Wetteifer, welcher der Verbreitung der Bibel nur förderlich war.

In der Traktat- und Schriftensache wurde nicht nur in alter Weise weitergearbeitet und die Masse des ins Volk geworfenen Lesestoffs gemehrt, sondern es vollzog sich auch eine innere Entwicklung der Sache. So wurde einerseits die schon durch den Christlichen Verein im nördlichen Deutschland angebahnte Selbständigkeit des Traktatwesens gegenüber ungesunden namentlich englischen Einflüssen immer mehr zur

Tat. Es ist namentlich die Begründung zweier Vereine zu erwähnen, welche hier Ausgezeichnetes geleistet haben. Zuerst des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften in Basel 1834, der namentlich unter Leitung des juristischen Professors Dr. Schnell die strengsten Anforderungen an Inhalt und Form der Traktate machte, namentlich was Wahrheit und Einfalt anlangt. Sodann einer Unterabteilung der Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche in Bayern 1850. Sie gab sowohl ältere Sachen aus den Schätzen der lutherischen Kirche heraus, wie auch einige neue z. B. von Löhe verfaßte, welche zu den Perlen dieser Art Literatur gehören. Sodann ist hinzuweisen auf die Begründung von Buchhandlungen, wie des Calwer Verlagsvereins 1833 durch D. Barth, welcher sich damals namentlich die Beschaffung guter Schulbücher (biblische Geschichte 2c.) und der Agentur des Rauhen Hauses 1844, welche sich die Beschaffung und Verbreitung (auch Druckerei schon 1843 und Sortiment) von allerlei christlicher Literatur angelegen sein ließ.

Der Gang, welchen die Rettungshaussache äußerlich nahm, ergibt sich aus der Tatsache, daß von 356 Anstalten in den Grenzen des heutigen deutschen Reiches, die im Jahr 1867 vorhanden waren, also kurz vor dem Schluß der hier in Frage kommenden Periode, in den Jahren 1813—1830 deren 17 begründet worden sind, in den Jahren 1831—1847 deren 48, in den Jahren 1848—1867 deren 291, woraus ohne weiteres in die Augen springt, welch ungeheures Wachstum die Sache seit Wicherns Auftreten in Wittenberg gehabt hat. Unter jener Gesamtzahl befinden sich übrigens 82 katholische, 10 simultane, 1 jüdisches, soweit genauere und sichere Nachrichten vorliegen, was namentlich bei vielen katholischen nicht der Fall ist. Von den württembergischen Anstalten bestanden weitaus die meisten schon vor 1848. Auf ihre Gründung hat das Vorbild Beuggens eingewirkt. Die Anstalt in Lichtenstein entstand 1836 durch den Bruder des Beuggener Vorstehers, den emeritierten preußischen Schulrat Zeller, infolge eines Besuchs in Beuggen und wurde später von dem Schwiegersohn Chr. H. Zellers, dem sehr verdienten Pädagogen Ludwig Völter, geleitet; die Anstalt Tempelhof entstand 1843. Wir heben diese beiden hervor, weil mit ihnen auch Armenschullehreranstalten, wie in Beuggen, verbunden waren und zahlreiche Rettungshausväter aus ihnen hervorgegangen sind. Die nach 1848 entstandenen Anstalten, vor allem Norddeutschlands, lernten meistens von Wichern, namentlich die mit Brüderanstalten verbundenen übernahmen das wichtige Familienprinzip von ihm.

Die freie Wortverkündigung hat aus den oben entwickelten Gründen verhältnismäßig am wenigsten Wachstum aufzuweisen. Die an Liebeswerke, worunter die Rettungshäuser, die mit Diakonissen besetzten Krankenhäuser, die Herbergen zur Heimat besonders genannt sein mögen, sich anschließende Darbietung des göttlichen Worts wuchs natürlich in demselben Maß wie diese selbst. Sonst blieb es bei der Wortverkündigung wie sie z. B. die Stundenhalter in Württemberg, die Laien im Siegener Land und in Schleswig-Holstein übten. Von neuen Organisationen kam nur wenig hinzu, wie z. B. die Evangelische Ge-

sellschaft für Deutschland in Elberfeld, die in Paragraph 1 ihrer Statuten sagt: „Sie setzt sich als alleinigen Zweck vor, die evangelische Wahrheit in ganz Deutschland durch alle Mittel zu verbreiten, welche Gott ihr in die Hand geben wird". Jedoch sehen wir auch hier den allgemeinen Zug der Zeit wirksam werden, wenn 1849, schon nach den Erfahrungen des ersten Jahres der Zusatz gemacht wird, „die Wahrheit in Deutschland zu verbreiten durch Verkündigung des Evangeliums und durch christliche Liebestätigkeit". Ein gutes Programm, aber in seiner Änderung charakteristisch für die Zeit.

Die Sonntagsschule fand in unserm Zeitraum eine große Ausbreitung, nachdem sie früher als eine zarte und zunächst fremdartige Pflanze unserm heimischen Boden anvertraut war. Die zahlreichen Vorurteile, welche man ihrer Einführung entgegenstellte, wichen vor der Praxis wie der Nebel vor der Sonne. Es ist sehr bemerkenswert, wie die Kinderwelt sich herzudrängte, gern und freiwillig. Damit erwies sich die Sonntagsschule so recht als ein Gottesgeschenk an unsere Zeit, den Zeitverhältnissen sich anpassend, den Zeitbedürfnissen entgegenkommend. Für die Ausbreitung der Sonntagsschule war es von entscheidender Bedeutung, daß sie durch Wicherns Mitarbeit, die auf Rautenbergs Wirksamkeit fußte, von Anfang an zur Inneren Mission in engster Beziehung stand, sowie daß der Amerikaner Woodruff, der 1863 Deutschland bereiste, um zur Sonntagsschule anzuregen, an dem Bremer Kaufmann W. Bröckelmann, der später in Heidelberg wohnte, nicht nur einen Dolmetscher, sondern einen so unermüdlichen, kundigen und sich auf dies eine Gebiet beschränkenden Fortsetzer seiner Arbeit fand. Der andrängenden und doch bescheidenen Art dieses Mannes verdankt die Sonntagsschule viel.

Die Gefangenenfürsorge empfing jetzt einen mächtigen Anstoß. Die schon 1826 gegründete Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft entfaltete in unserm Zeitraum erst ihre ganze so erfolgreiche Tätigkeit und führte ihr Programm in den Grundzügen völlig durch. Sehr glücklich wußte man in die Gesellschaft alle beteiligten Faktoren des Gefängniswesens: die Direktoren, Inspektoren, Staatsanwälte, Pastoren, Lehrer 2c. hineinzuziehen, sodaß die gesamte Gefängnisreform nicht nur den berufenen Organen zugemutet wurde, sondern von ihnen ausging. Was man in dem Privatverein beraten hatte, konnte hernach von denselben Personen in ihrer offiziellen Eigenschaft ausgeführt werden. Bei dem, was Wichern für das Gefängniswesen zu tun versuchte und tat, bestand die Schwierigkeit, daß dies alles mehr als etwas von außen an die Sache Herangebrachtes erschien. Der gute Wille des Königs genügte, um Wichern an die betreffende Stelle zu setzen und ihm den Auftrag zur Gefängnisreform zu geben. Ihn durchzuführen, dazu bedurfte es des guten Willens des Beamtentums, des Entgegenkommens der Landesvertretung, des Vertrauens der öffentlichen Meinung. Dies alles war aber nicht in genügendem Maß vorhanden. Wichern stellte eine Anzahl seiner Brüder als Gefängnisaufseher an, gewiß ein vortreffliches Personal. Aber auf die Dauer waren diese und andere Positionen nicht zu halten vor dem Ansturm im Landtag und außer-

halb desselben. Der Versuch mußte als gescheitert angesehen werden. Wenn es aber auch Wichern, der bei alledem reichlich die Schmach Christi zu tragen hatte, persönlich nicht vergönnt war, der Gefängnisreform den Stempel seines Geistes aufzuprägen, und wenn auch nicht das Höchste geleistet worden ist, so ist doch Großes geschehen. Der Unterschied der Zustände von 1830 und 1870 ist ein ganz bedeutender.

Die Pflege der kleinen Kinder betreffend, so sind von den gegenwärtig rund 2700 Kleinkinderschulen weitaus die meisten in unserm Zeitraum entstanden, nur ganz vereinzelte vorher und nicht allzuviele nachher. Das Eintreten Fliedners für die Kleinkinderschule, sowohl durch Eingliederung derselben in die Diakonissenarbeit, als auch durch Gründung seines Kleinkinderlehrerinnenseminars für freie Kräfte, sowie namentlich für Süddeutschland die Einrichtung von eigenen Mutterhäusern resp. Bildungsanstalten für Kinderpflege zu Nonnenweier in Baden 1844 (Frau Dr. Jolberg), zu Karlsruhe 1856, zu Großheppach in Württemberg 1853 (Frl. Canz) war für das rasche Wachstum der Kleinkinderschulsache von großem Wert.

Vielleicht die innerlich durchgreifendste und auch äußerlich sichtbarste Umgestaltung hat in unserm Zeitraum die Krankenpflege in weitestem Umfang inkl. der Irrenpflege erfahren. Die großen Umwälzungen, welche in dieser Zeit die medizinische Wissenschaft und Praxis erlebte, forderten gebieterisch eine Verbesserung des Pflegepersonals. Aber was half alles Verlangen der Ärzte, schaffen konnten sie das rechte Personal nicht. Man mußte eben mit den gedungenen Wärtern und Wärterinnen, oft Persönlichkeiten der allerniedrigsten Art, weiter arbeiten, bis Rettung kam. Sie trat für die evangelische Welt mit Fliedners Wiedererweckung der weiblichen Diakonie ein. Mit den Schwestern, welche um der Liebe Christi willen dienten und dabei eine entsprechende Schulung erhielten, hatte man endlich das ersehnte Personal erlangt für die Krankenhäuser und für die Krankenpflege in den Wohnungen, „die geschlossene und die offene Krankenpflege". Und wenn auch die Zahl der Schwestern lange nicht für alle Bedürfnisse ausreichte, so hatte man an ihrem Wirken doch einen Maßstab und ein Vorbild, dessen Beachtung unter nicht allzu ungünstigen Verhältnissen auch das sonstige Personal verbesserte. In den Diakonenhäusern wurde nur vereinzelt Krankenpflege geübt. Mit alledem kam das Ganze auf ein höheres Niveau.

Für die Armenpflege konnte ja die Innere Mission unter der Masse des Notwendigen, auch von vielen anderen Instanzen irgendwie Besorgten nur dadurch etwas tun, daß sie die richtigen Grundsätze lehrte, auf ihre Innehaltung drang und durch Vorbild und Mithilfe zum richtigen Betrieb Mut machte und anfeuerte. Große Dienste leistete hierfür der durch Otto v. Gerlach im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. gemachte ganz auf der Linie der Inneren Mission liegende Versuch, die Chalmersschen Vorschläge und Einrichtungen in Schottland an Ort und Stelle zu studieren und Deutschland zugänglich zu machen (1847), sowie die als Frucht hieraus erwachsene, wenn auch den Verhältnissen angepaßte Einführung in Elberfeld (1852). Ferner die Darbietung eines vortrefflichen, technisch geschulten, die Armenpflege mit als Lebens-

beruf fassenden Personals in den Gemeindediakonissen und Stadtmissionaren.

In den Stadtmissionen und Gemeindepflegen haben wir Organisationen, in welchen Armen- und Krankenpflege und vieles andere in lokal bedingter Mischung vereinigt sind. Sie sind ein Mittelding zwischen den Einzelarbeiten und umfassenden Vereinigungen und können hier nur erwähnt werden.

Wir wenden uns nun zu der Betrachtung der wichtigsten und charakteristischen in unserm Zeitraum wenigstens in Deutschland neu auftretenden Bestrebungen der Inneren Mission.

Einen schweren Kampf hatte man gegen die Trunksucht, das alte deutsche Erblaster, zu bestehen. Der Kampf ließ sich zunächst hoffnungsvoll an. In Nordamerika hatte man ihn schon Jahrzehnte lang geführt. Und als Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Hauptvertreter der Bewegung, Rob. Baird, nach Deutschland kommen ließ, da entstand allerdings mit viel Hochdruck eine gewisse Begeisterung für die Enthaltsamkeitssache in den Jahren 1838—1848. Aber es war doch ein vielfach ungesunder Zug darin. Die Grundlagen und Mittel waren oft schwärmerisch, oder die Agitation hatte einen direkt antikirchlichen Geschmack, so wenn die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung sagt: Der Kampf gegen den Branntwein sei ein „eines christlichen Predigers, ja eines Christen überhaupt ungleich mehr lohnendes [!] Werk als Bibel-, Missions- und Traktatenwesen". Vor dem Durst des Jahres 1848 fiel denn auch alles Erreichte dahin. Und die Wiederbelebung der Vereine war um so aussichtsloser, als in deren spärlichen Resten allmählich immer wunderlichere und unhaltbarere Anschauungen Platz gegriffen hatten. So gewann die Sache vor dem Publikum das Ansehen, als ob sie eine Domäne verschrobener Köpfe sei. In dieser ganzen Zeit hat das 1851 gegründete Trinkerasyl in Lintorf als einziges in seiner Art die Fahne im Kampf wider den Volksfeind Alkohol hochgehalten, von der Ungunst der Verhältnisse und dem Vorurteil sonst auch wohlgesinnter Zeitgenossen gedrückt. Der lange, einsame Kampf sollte aber, wie die Folgezeit lehrt, nicht umsonst gewesen sein.

Mit dem Kampf um den Sonntag ging es im ganzen nicht viel besser. Der Alkohol war ein Feind, den man bekämpfen, der Sonntag ein Segen, den man erkämpfen wollte. Die Teilnahme der großen Masse war auch hier sehr gering. In den Gegenden, wo es noch gut oder doch leidlich um Sonntagsruhe und -heiligung stand, sah man stumpf zu, wie ein Stück nach dem andern von der guten Sitte abbröckelte. Daß sich Pastoralkonferenzen und geistliche Versammlungen darüber ereiferten, machte weiter keinen Eindruck. In den Gegenden, in welchen es schlimm mit dem Sonntag stand, wurde damit erst recht nichts gebessert. Schädlich hat es bei dem Kampf gewirkt, daß man von bestgesinnter Seite häufig dem Sonntag eine ganz falsche prinzipielle Grundlage gab, nämlich die alttestamentlich gesetzliche. Dazu konnten dann alle evangelisch Gerichteten kein Zutrauen fassen. Ein Beispiel der schließlich gut ausgehenden theologischen Unsicherheit

bot Pastor Liebetrut, der erst der falschen, dann der richtigen Anschauung huldigte und beide in tüchtigen Schriften verfocht. Allein in diesem Kampf um den Sonntag wurde, wenn auch trotz aller Mühe noch nichts erreicht, doch der Acker bestellt für künftige Saat, die auch die Frucht nicht schuldig blieb.

Etwas besser stand es um den Kampf gegen die Unsittlichkeit. Zwar das Volksgewissen blieb auch hier im Schlaf. Sittlichkeitsvereine und eine Agitation im großen Stil gegen die Unsittlichkeit finden wir noch nicht. Aber unter Führung von Männern wie Heldring, Bastian, Fliedner, Löhe werden doch wenigstens etwa 10 Asyle gegründet, unter denen das Kaiserswerther das älteste ist. Es entstand schon 1833 (3 Jahre vor der Diakonissenanstalt); das Asyl von Hamburg-Hamm, seit 1821, bleibt wohl wegen seiner eigentümlichen Anfangsgeschichte hier außer Betracht.

Wenn die Magdalenenasyle das Verlorne retten wollten, so setzten die Mägdeherbergen sich das Ziel, das Gefährdete zu bewahren. Nach einem Pariser Vorgang 1847 gründete Fliedner die erste deutsche Mägdeherberge in Berlin 1854, Marthashof. Ihr folgten andere in mäßiger Zahl — auch hier eine Vorarbeit für spätere günstigere Zeiten. Sonntags- und Jungfrauenvereine schlossen sich an die Mägdeherbergen an oder wurden ohne diesen Anhalt gebildet.

Recht erfreulich waren die Bemühungen um die Bewahrung der männlichen Jugend. Die Jünglingsvereine gehen in ihren Anfängen bis auf die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Ihr Wachstum war langsam, aber unaufhaltsam; in Westdeutschland bürgern sie sich früher und leichter ein als im Osten. Die Rheinisch-Westfälischen Vereine erhalten auch zuerst ein eigenes Blatt, den Jünglingsboten, 1847, und einen Zusammenschluß im Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbund. Beides verdanken sie dem Pastor Dürselen in Ronsdorf.

In der Herberge zur Heimat schuf Professor Clemens Perthes in Bonn 1854 ein einfaches Gasthaus für reisende Handwerksgesellen, das mit seinem traulichen, schlichten Namen das Gemüt ansprach, mit seinen billigen Preisen und guter Verpflegung den materiellen, mit seiner christlichen Hausordnung den geistlichen Bedürfnissen seiner Interessenten entsprach, eine der glücklichsten Veranstaltungen der Inneren Mission. Die Zahl der Herbergen zur Heimat stieg in den ersten 16 Jahren bis auf 60, eine schöne Entwicklung, die aber im folgenden Zeitraum in einem bedeutend rascheren Tempo und viel höherem Maß sich fortsetzen sollte.

Neben der Anstaltserziehung von Kindern macht sich als heilsame Ergänzung eine Strömung geltend, welche Erziehung der Kinder in Familien erstrebt und in den sogenannten Erziehungsvereinen am deutlichsten hervortritt. Ganz vereinzelt existieren solche Bestrebungen schon seit dem Jahr 1823 (in Westpreußen und Württemberg). In größerer Zahl wurden dergleichen Vereine in den vierziger Jahren begründet. Von besonderem Einfluß war der Neukirchener Verein 1845 von Pfarrer Bräm ins Leben gerufen und Jahrzehnte lang überaus treu geleitet, und der Elberfelder seit 1849. Die größten Zahlen der

seit dem Entstehen der Vereine untergebrachten Kinder haben Elsaß-Lothringen (1298), Großherzogtum Hessen (1107), Ostpreußen (1655), Rheinprovinz (2682), Provinz Sachsen (1842), Westfalen (1544), Württemberg (4500). Diese Zahlen zeigen die Gesamtsummen des Jahres 1898, stammen aber meist aus älteren Vereinen, so daß sie einen Schluß auf das in unserm Zeitraum Geleistete zulassen. So lange sich diese Vereine als Ergänzung der Tätigkeit der schon lange bestehenden Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Rettungshäuser ansehen, sind sie aufs wärmste zu begrüßen. Doch hat es Schwärmer gegeben, welche unter Verwerfung der Anstalten lediglich diese Form der Erziehung gelten lassen wollten. Diese schießen weit über das Ziel hinaus.

Ein ganz neues Arbeitsfeld bebaute man mit der Pflege der Idioten. Die erste Anstalt gründete Guggenbühl in der Schweiz 1836. Ihr folgten — ich nenne nur die einflußreichsten Innere Missionsanstalten — zwei württembergische, Mariaberg 1847, Stetten i. R. 1849, dann 1854 Neuendettelsau in Bayern. Die Sache schien nicht recht über die Grenzen Süddeutschlands hinauszukommen. Da erschien die mächtig einschlagende Schrift von Pastor Julius Disselhoff, dem späteren Leiter der Kaiserswerther Anstalten: „Die gegenwärtige Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern 1857". Ihr Appell fand ein vielfaches Echo und zwar ein solches der Tat. Es entstand München-Gladbach 1860, Reinstedt nebst Filialen 1861, Craschnitz 1860, Alsterdorf bei Hamburg 1863, lauter große Anstalten in den verschiedensten Teilen Deutschlands, und nach ihnen so manche andere. Das Interesse wurde dadurch überall geweckt.

Eine sehr erfolgreiche Förderung fand die Pflege der Diaspora in unserm Zeitraum. 1832 begann Großmann in Leipzig die Gustav Adolfstiftung, in ganz Deutschland populär wurde die Sache aber erst 1841 durch Prälat Zimmermanns Aufruf und die Bildung eines Vereins. Diese Veranstaltung hatte freilich ein ganz anderes Gesicht als die stille, fromme Tätigkeit eines Schaitberger und Kießling. Das sei ohne Vorwurf gesagt. Ein Zusammenwirken von Tausenden und Zehntausenden kann nicht in den schmalen Bahnen des Einzelwirkens einhergehen. Das zeigte sich schon bei dem Auszug der Salzburger und ihrer Aufnahme in Deutschland. Im Gustav Adolfverein machte sich von Anfang an nicht nur eine starke antirömische Strömung geltend, sondern auch eine kirchlich freisinnige, welche 1846 eine Krisis herbeiführte, die den Verein beinahe gesprengt hätte. Sie wurde nur mühsam überwunden, aber man darf sich freuen, daß der Verein eine immer konservativere kirchliche Haltung eingenommen hat. Dazu ist wohl auch die Kritik und Konkurrenz dienlich gewesen, welche ihm in dem 1853 gegründeten, auch der Diasporapflege, aber in streng konfessionellem Sinn, dienenden lutherischen Gotteskasten erwuchs. — Die äußeren Erfolge des Gustav Adolfvereins sind ganz hervorragend. Eine Verbindung mit den Organisationen der Inneren Mission findet nicht statt. Aber prinzipiell gehört zweifellos alle Diasporapflege der Inneren Mission an, d. h. der Mission, welche die Kirche an ihren eigenen Gliedern in freier Weise übt.

Wir erwähnen nur noch die Pflege in Zeiten des Krieges und der Seuche. Hier haben die Arbeitskräfte der Inneren Mission nur anregend und mitarbeitend gewirkt (Wichern sen., Felddiakonen, Diakonissen, der dem Geist der Inneren Mission verwandte Johanniterorden). Aber sie sind doch, namentlich in den Anfangsjahren, von großer Bedeutung gewesen, bis große patriotische Unternehmungen, wozu sie ebensowohl Recht als Pflicht haben, diese das Ganze oder doch große Teile des Vaterlandes treffenden Nöte unter ihre Fürsorge genommen haben. Aber in diesem Rahmen begehren auch die Arbeiter und Arbeiterinnen der Inneren Mission als gute Patrioten ihre Pflicht zu tun und haben sie bisher reichlich getan.

Blicken wir zurück auf die Gesamtbewegung der Arbeit in diesen Jahren, so ist überall ein hartes Ringen um die Eingründung der Inneren Mission im Volksleben geführt worden. Die äußeren Erfolge waren nur mittelmäßig. Es war eben schöpferisches Wirken, Säemannsarbeit. Das entscheidende Werk aber war damit getan. Der treuen Arbeit und dem geduldigen Warten sollte später die Ernte nicht fehlen.

§ 25. Persönlichkeiten.

Johann Hinrich Wichern (21. April 1808—7. April 1881). Das Leben des „Vaters der Inneren Mission" zeigt drei Perioden mit verschiedenem Gepräge, doch alle vom Dienst der einen Sache erfüllt.

Die Jugend oder die Zeit der Zurichtung für seinen besonderen Beruf. Wichern ist in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Der Druck der Franzosenherrschaft griff in seine Kindheit spürbar hinein; den Vater verlor er früh, er mußte als Schüler durch Privatstunden zum Unterhalt der Familie mit beitragen. Schon in der Schulzeit mußte er sich durch den Kampf zwischen Glauben und Unglauben durchschlagen. Dem Rationalismus, der in der Schule herrschte, hielt das Hören gläubiger Predigten und des Lebens ernste Führung ein Gegengewicht. Nach angestrengter Tätigkeit in einer Privatschule und Besuch des akademischen Gymnasiums (Zwischenanstalt zwischen Gymnasium und Universität) fanden sich durch Freundeshilfe die Mittel zum Studium. Mit Freuden bezog der strebsame und schon in ernste Lebensschule genommene Jüngling die Universität Göttingen. Während seiner hier mit eisernem Fleiß und im Verkehr mit wenigen Freunden (Pehmöller, Huther, Mönckeberg, Krabbe, Münchmeyer) verlebten drei Semester war ihm besonders Professor Lücke zum Segen, der ihn die Einheit von Glauben und wahrer Wissenschaft erkennen ließ. In Berlin, wohin Wichern sich dann wendete, schloß er sich namentlich an Neander an, der die Bekanntschaft mit Kottwitz vermittelte; auch Schleiermacher verdankte er viel. Er predigte in dieser Zeit häufig in Spandau und empfand das als einen Segen für Studium und Leben. Nach wohlbestandenem Examen war Wichern hamburgischer Kandidat. Nach gewöhnlichem Brauch hätte er diese Kandidatenzeit mit Stellenbewerbungen, Stundengeben rc. auszufüllen gehabt. Für

Wichern wurde sie die eigentlich entscheidende, weil schöpferische Periode seines Lebens.

Schon in der Jugendzeit sind dem aufmerksamen Auge die Spuren seines späteren Wirkens sichtbar. Dahin sind zu zählen: Pläne für eine Erziehungsanstalt armer Kinder, ein Vortrag im Freundeskreis über die sittliche Verwilderung der Jugend, Beziehungen zu Amalie Sieveking, Baron von Kottwitz, Dr. Julius u. s. w. Die bedeutsamste Anregung aber gab ihm seine Tätigkeit als Vorsteher der ersten, durch Oncken und Pastor Rautenberg 1825 gegründeten Sonntagsschule Deutschlands, sowie in dem Besuchsverein. Hier lernte er das geistliche, sittliche und leibliche Elend des Volkes gründlich kennen und tat die ersten Schritte zur Hilfe in seinem Lebenskreis. Auch für sein häusliches Leben wurde diese Arbeit wichtig, indem sich, nachdem er in einer zündenden Festrede im Schneideramtshaus um Gewinnung eines größeren Lokals für die Schule und um Hilfskräfte geworben hatte, als Helferin Amanda Böhme, seine spätere Gattin, zur Verfügung stellte. Das wahrgenommene Kinderelend weckte den Plan eines Rettungshauses. Alsbald stand dieser Gedanke in den Grundlinien seiner späteren Verwirklichung vor seiner Seele. Der Anfang aber war der denkbar kleinste. Syndikus Karl Sieveking bot eine ihm gehörige Kathe in Horn an, wohl nach ihrer Lage im Rauhwerk, d. h. im Busch, nicht nach einem früheren Bewohner, Ruges Haus (hochdeutsch Rauhe's Haus, auch Rauhes Haus) genannt. Sie bezog Wichern mit seiner Mutter und zunächst 3, bald 12 Knaben. Nach und nach schlossen sich dem ersten andere Häuschen an, für je eine Kinderfamilie bestimmt. Wichern lebte ganz den Kindern, unterrichtete sie, arbeitete, sang mit ihnen. Doch sehr bald zeigte sich, daß Wichern, namentlich bei der Durchführung des Familienprinzips, Gehilfen bedurfte. Auch hier schaute er gleich anfangs die Ausführung des Gedankens, welche allmählich in der Brüderschaft sich herausbildete. Aber seine Umgebung hatte dafür kein Verständnis, so daß er die Ausbildung und Aussendung von Brüdern nur unter Kämpfen und Schwierigkeiten durchsetzen konnte. Indessen mußte die Brüdersache zu Stand und Wesen gebracht werden, wenn nicht für den dritten Lebensgedanken Wicherns, die Innere Mission, die Unterlage fehlen sollte. Bei seiner Tätigkeit hatte Wichern Blicke in geradezu heidnische Zustände getan. Für sie tat eine Arbeit der Liebe not, so gut wie für die Heiden; die zuerst „inländische", dann „Innere Mission" genannte Reichsgottesarbeit ergab sich daraus mit zwingender Notwendigkeit. — Mit diesem Dreifachen: Kinderanstalt, Brüderanstalt, Innere Mission hat das schöpferische Wirken Wicherns seinen Abschluß gefunden.

In der dritten Lebensperiode handelt es sich um Auswirkung und Verbreitung des bisherigen Ertrages. Die wichtigsten Momente dafür waren: zahlreiche Besuche, welche das Rauhe Haus empfing; Reisen zu Konferenzen und Vorträgen, welche Wichern machte; die Fliegenden Blätter, welche den geistigen Arbeitsertrag festhielten und als Samenkörner hinaustrugen. Von durchschlagender Bedeutung aber wurde der Wittenberger Kirchentag im September 1848, wo Wicherns

Aufruf und Zeugnis für die Innere Mission begeisterten Widerhall fand. Von nun an ging sein Wirken ins Große und Weite. Der Centralausschuß für Innere Mission wurde begründet, dessen Seele Wichern war. In seiner Denkschrift erließ er sein Arbeitsprogramm. Die Kirchentage und Kongresse für Innere Mission waren Gelegenheiten zu immer neuer Belehrung und Mahnung. Um für die auswärtige Arbeit Möglichkeit zu gewinnen, trat von 1850 an Inspektor Rhiem als Stellvertreter Wicherns im Rauhen Haus ein. Das war sonderlich notwendig von der Zeit an, als dieser 1857 in den Preußischen Oberkirchenrat und als vortragender Rat für Gefängnis- und Armenwesen ins Ministerium berufen wurde. König Friedrich Wilhelm IV. wollte seiner lange schon geschätzten Kraft und Einsicht ein größeres Feld der Wirksamkeit schaffen. Den Winter verlebte nun Wichern in Berlin, den Sommer in Horn. Große Hoffnungen knüpften sich an den Eintritt in diese Stellung, die sich doch nur in geringem Maße erfüllt haben. Die geplante Gefängnisreform und die Einbürgerung der Brüder in diesen Arbeitszweig fand an den staatlichen Organen Widerstand, so daß sie nur im kleinsten Maßstab sich verwirklichen ließ. Nach dem Muster des Rauhen Hauses ward das Johannesstift bei Berlin gegründet. Seine befriedigendste Tätigkeit entfaltete Wichern während dieses Zeitraums wohl in den Kriegsjahren 1864, 66, 70, 71 durch Einrichtung der männlichen Felddiakonie. Aber mit dem letztgenannten Jahre war seine Kraft gebrochen. Todesfälle in der Familie, amtliche Schwierigkeiten bei veränderter Kirchenpolitik kamen hinzu, — Wichern nahm seinen Abschied und lebte noch kurze Zeit im Wiederaufflammen der alten Kraft seinem Rauhen Hause, mit dem er das Band nie gelöst. Schließlich ging's noch in große Tiefen des Leidens, aus denen Gott seinen müden Knecht erst nach sieben Jahren erlöste. Sein Wahlspruch lautete: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat".

G. H. **Theodor Fliedner** (21. Januar 1800—4. Oktober 1864) ist zu Eppstein im Taunus als der Sohn eines Pfarrers geboren. Vermögenslosigkeit, große Geschwisterzahl, früher Tod des Vaters schufen ihm eine harte Jugend, die aber seine Kraft stählte und ihn Genügsamkeit lehrte. Die Gabe, mit dem Wenigsten auszukommen, mußte er auch auf den Hochschulen Gießen und Göttingen bewähren. Der hier gelehrte Rationalismus bot ihm nichts, doch hielt Fliedner stets an Christi Wundern und Auferstehung fest, wenn der Glaube auch nicht lebendig in ihm war. Nach mehrjährigem Hauslehrerleben erhielt er, 22 Jahre alt, die Stelle als Pfarrer an der kleinen evangelischen Gemeinde des katholischen Städtchens Kaiserswerth am Rhein.

Gerade die **Kleinheit und Armseligkeit** der Gemeinde bot den Anlaß zur Krafterprobung. Die finanziellen Verhältnisse derselben waren so schwankend, daß man an Aufhebung der Stelle dachte. Da unternahm Fliedner eine Kollektenreise in Rheinland, Holland, England, deren Erträge nicht nur die nötige Geldsumme, sondern auch reiche Anschauungen von kirchlichem Leben und christlicher Liebestätigkeit waren. — Die Kleinheit der Gemeinde ließ dem fleißigen Pfarrer

Zeit, sich durch Predigt und Seelsorge der Gefangenen in Düsseldorf anzunehmen. Das alles wurde ihm auch eine Gottesschule zum Wachstum am inwendigen Menschen. So war er denn zu der männlichen und christlichen Reife erstarkt, welche seine nachherige Führung verlangte.

Dieselbe knüpfte an das Bisherige an. Fliedner suchte eine Aufseherin für das Weibergefängnis. Die ihm dazu empfohlene Friederike Münster aus Braunfels wurde seine Lebensgefährtin. — Für die entlassenen weiblichen Züchtlinge bedurfte man, wenn sie besserungswillig waren, einer vorläufigen Unterkunft. Dieselbe eröffnete ihnen Fliedner 1833 in seinem Gartenhäuschen. Das war der Anfang der späteren Magdalenenanstalt. — Auf seiner holländischen Reise hatte er bei den Mennoniten Diakonissen gefunden, und da auch andere Stimmen jener Zeit zur Wiederbelebung der weiblichen Diakonie mahnten, so entschloß sich Fliedner, im Glauben damit einen Anfang zu machen. Im kleinsten Maßstab, aber mit voller Klarheit über die neutestamentliche und geschichtliche Grundlage wie über die praktischen Formen und Ziele begann er das Werk, dem von da an sein ganzes Lebensinteresse gehörte: die Erneuerung der weiblichen Diakonie in genossenschaftlicher Form. Das geschah 1836.

Schon nach zwei Jahren konnten die ersten Schwestern ausgesandt werden. Nun hatte das Werk einen unaufhaltsamen Fortgang, ein Zweig nach dem andern fügte sich ein, neue Mutterhäuser wurden nach dem Kaiserswerther Vorbild gegründet. So verband Fliedner die schon 1836 gegründete Kleinkinderschule mit der Diakonissenanstalt, sie wurde zur Übungsschule für Schwestern und Seminaristinnen, welche sich den Kleinen widmen wollten. Daran schloß sich ein Seminar für Lehrerinnen an Mädchenschulen. Als eine Art Ergänzung zu dem bisher Unternommenen gründete Fliedner die Diakonenanstalt in Duisburg. Diese vielfache Tätigkeit im engeren Kreis verhinderte ihn nicht an mehrfachen weiten Reisen, die alle demselben Zweck dienten: zur weiblichen Diakonie anzuregen und für sie die Herzen zu gewinnen. Von großer Wichtigkeit war es, daß Fliedner verständnisreiche und vertrauensvolle Hilfe fand in der Ferne und Nähe. Von den Hohen der Erde nennen wir nur Friedrich Wilhelm IV., dessen Gunst und kräftige Mitwirkung er genoß. In der Anstalt selbst war seine Frau die treueste Mitarbeiterin. Nach deren Tod verheiratete er sich zum zweitenmal mit Karoline Bertheau aus Hamburg, einer in seltenem Maß für ihren wichtigen Beruf, die Mutter ihrer zahlreichen Familie und der Anstalt zu sein, ausgerüsteten Persönlichkeit.

Einen gewissen Höhepunkt seines Lebens bildete das 25jährige Amtsjubiläum als Pfarrer. Bald nachher legte er sein Pfarramt nieder, um nun ganz allein den Anstalten zu leben. Es begann nun eine rechte Reisezeit, seine Ziele waren Nordamerika, Jerusalem, Konstantinopel, England, Frankreich, die Schweiz; Deutschland durchzog er nach allen Richtungen. Man hat wohl gemeint, das Reisen sei seine Freude gewesen, aber tatsächlich war es ihm, zumal bei seiner schwachen Gesundheit, eine Beschwerde, die er nur im verzehrenden Eifer um

die Sache auf sich nahm. — Daneben ruhte die Tätigkeit in der Heimat nicht im geringsten. Gerade in diese Zeit fällt die Herausgabe des großen „Buches der Märtyrer", das er mit Hilfe mehrerer Mitarbeiter vollendete. Überhaupt hat Fliedner eine ganze Anzahl Schriften verfaßt. Im Jahre 1854 begründete er Marthashof in Berlin, die erste Mägdeanstalt Deutschlands, die Erholungsstation Salem, das Feierabendhaus &c. erbaute er. Wie weit seine Stimme damals in allen Landen gehört wurde, zeigt die Tatsache, daß sich im Jahre 1852 auf einen Aufruf 200 Jungfrauen als Probeschwestern meldeten, von denen die Hälfte aufgenommen werden konnte.

Die letzten sieben Jahre waren Leidens-, aber deshalb nicht Ruhezeiten. In dieser ganzen Lebensperiode hat der Reisegewohnte nicht zwei Nächte außer dem Hause zugebracht. Das war ihm eine süße Zugabe zu seinem Leiden. Doch fällt in diese Zeit die Gründung des Lehrhauses in Hilden und der Filiale in Florenz. Ein Glanzpunkt dieses Lebensabschnitts war das 25jährige Jubiläum der Anstalt 1861 und die in demselben Jahre zum erstenmal sich versammelnde Generalkonferenz der damals schon bestehenden 27 Mutterhäuser, deren Mehrzahl dabei vertreten war. Drei Jahre später sollte die Konferenz wieder stattfinden. Seine Todeskrankheit verhinderte jedoch deren Zustandekommen. Der Leichentext 1. Kor. 15, 10, welchen sein Schwiegersohn, Pastor Jul. Disselhoff, sein langjähriger Gehilfe und Nachfolger als Vorsteher der Anstalt, wählte, ist in der Tat eine passende Unterschrift unter sein Lebensbild.

J. K. Wilhelm Löhe (21. Febr. 1808—2. Jan. 1872) hat für die Einbürgerung der Inneren Mission in die lutherische Kirche das meiste getan und dabei all seinen Schöpfungen den Stempel der Kirche wie seines originalen Geistes aufgeprägt. Er entstammt aus einem frommen Bürgerhause in Fürth, und seine Jugend zeigt schon starke Spuren der andachtsvollen Seele des Mannes. In Rektor Roth am Nürnberger Gymnasium hatte er einen Lehrer, zu dem er stets mit größter Hochachtung emporschaute. Auf der Hochschule in Erlangen war der reformierte Professor Krafft ihm wie vielen andern ein gesegneter Lebenszeuge; daneben führte ihn das Studium der lutherischen Bekenntnisschriften zur Bibel. Bei halbjährigem Aufenthalt in Berlin hatte er wenig von allen dortigen theologischen Größen, Schleiermacher eingeschlossen, am meisten noch von Strauß und seinem homiletischen Seminar. Die ersten Amtsjahre verbrachte Löhe als Vikar an verschiedenen Orten, wobei seine mächtige Wirksamkeit, die den Kirchhofsfrieden der betreffenden Orte gründlich störte, lebhafte Zusammenstöße mit der Bureaukratie zuwege brachte; andererseits entfaltete sich seine glänzende Predigtgabe derart, daß in Nürnberg die bedeutendsten Männer zu seinen Füßen saßen, und Professor Höfling in Erlangen in einem Schreiben an den Konsistorialpräsidenten erklärte: so habe er noch niemand predigen hören. Doch durch eigentümliche Verkettungen hatten alle Schritte von Gönnern und Freunden, sowie eigene Meldungen weder damals noch später den Erfolg, Löhe auf eine seinen Gaben entsprechende Pfarrstelle zu bringen.

Er kam 1837 als Pfarrer nach dem kleinen Dörfchen Neuendettelsau. Hier hat in den engsten Verhältnissen, unter den bescheidensten äußeren Bedingungen die Geisteskraft dieses Mannes frei die Schwingen geregt und eine Reihe von Schöpfungen ins Leben gerufen, die nicht nur durch ihr Vorhandensein, sondern vornehmlich durch ihre Eigenart, durch die in ihnen zur Erscheinung gekommenen kirchlichen Gedanken, durch ihre grundsätzliche und praktische Durchbildung Bewunderung erwecken und zu lernen geben. Zunächst freilich standen andere Dinge im Vordergrund: die amtliche Versorgung seiner Gemeinde und die Kämpfe der Landeskirche. Löhe leistete in allen Tätigkeiten des Pfarramts Ausgezeichnetes, als Prediger, Liturg, Katechet und Seelsorger. Dabei verwertete er die Schätze der kirchlichen Vergangenheit, deren er sich durch eindringende Studien bemächtigte. — Sehr einflußreich griff er auch in die Bewegungen der bayrischen Landeskirche ein, zwar nicht in der Weise, daß er seine auf Reinheit der Lehre und des Lebens abzielenden Forderungen alsbald durchgeführt und anerkannt gesehen hätte, sondern so, daß seine Anträge, Schriften, Einrichtungen zu einem Weckruf wurden und wie das Klopfen eines scharfen Gewissens wirkten und bessere, klarere Zustände anbahnten. — Mehrmals stand die Gefahr einer Separation Löhes unmittelbar bevor, wurde aber immer wieder gnädig abgewendet. — Auch ein köstliches häusliches Glück ward ihm in den ersten Dettelsauer Jahren geschenkt, aber schon bald durch den Tod seiner Frau ihm genommen.

Mit durch Löhes Kampf und Wacht hatte sich der Stand der bayrischen Landeskirche gehoben und Löhe konnte das Schwert mit der Kelle vertauschen. Diese Tätigkeit erstreckte sich nun, soweit sie uns angeht, auf ein doppeltes Gebiet: das Missionshaus für Amerika und das Diakonissenhaus. Beide Anstalten waren aber nur die äußerlich greifbarsten Resultate weiter gehender Vereinstätigkeit. Zuerst handelte es sich um die Gründung der „Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche". Einzelne ihrer Arbeiten, deren Mittelpunkt Löhe war, bestanden schon seit 1840; ihre Konstituierung erfolgte erst 1850. Sie gruppierte sich in verschiedene Abteilungen, deren erste sich die Versorgung lutherischer Glaubensgenossen in Amerika zur Aufgabe machte. Ihr diente das erst in Nürnberg, dann in Neuendettelsau lange unter Fr. Bauers, später J. Deinzers Leitung bestehende Missionshaus, das junge Leute für das Pfarramt in Amerika ausbildete und von großer Bedeutung für die Geschichte der dortigen lutherischen Kirche geworden ist. Unter den einzelnen Kirchenkörpern jenes Erdteils vertritt die Iowasynode am treuesten die in Dettelsau gepflegte Richtung. Die zweite Abteilung beschäftigte sich mit Schriftenverbreitung. Löhe selbst ist der Verfasser mehrerer klassischer Traktate.

Zum zweiten handelte es sich um den lutherischen Verein für weibliche Diakonie, der sich 1854 konstituierte. Zuerst war Löhes Absehen auf eine weite, ganz Bayern umspannende Vereinsorganisation mit den mannigfaltigsten Barmherzigkeitswerken gerichtet, für welche das Diakonissenhaus nur Mittel zum Zweck, Schule und Mittelpunkt

sein sollte. Im einzelnen ergaben sich dabei, auch abgesehen von der kirchlichen Eigentümlichkeit, manche Verschiedenheiten zwischen dieser und der Fliednerschen Weise. Indessen es dauerte nicht sehr lange, so ging alles in den erprobten Geleisen der weiblichen Diakonie einher; die Vereine fristeten meist nur ein kümmerliches Dasein, die Anstalt dagegen blühte herrlich auf. Das Mutterhaus erhielt einen Kranz von Filialen in Neuendettelsau selbst: eine Blödenanstalt (später mit Zweiganstalt in Polsingen), Magdalenium, Rettungshaus, Krankenhäuser rc. Eine liebliche Kapelle, in der das Lebensbrot reichlich gebrochen wurde, bildete den Mittelpunkt. Auf den Unterricht der Schwestern wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schuleinrichtungen erweiterten sich zu einem Mädchenpensionat. Die Paramentik, ebenso wie geistliche Musik (Psalmengesang) wurde gepflegt. — Neben alledem ging bei Löhe die Arbeit des Pfarramts ungehindert fort. Ein Vikar unterstützte ihn später dabei, wie zeitweilig auch ein Konrektor in der Anstaltstätigkeit. Eine reiche, aber der kirchlichen Praxis dienende Schriftstellerei ließ weite Kreise an den Früchten seines Geistes und seiner Erfahrung teilnehmen. — In den letzten Jahren war Löhes Kraft vielfach geschwächt und der Tod ihm eine ersehnte Erlösung.

Johannes Evangelist Goßner (Dez. 1773—20. März 1858). In ihm vereinigte sich die Liebe zur Äußeren mit der zur Inneren Mission. Er hatte einen sehr bewegten Lebensgang. Ein Sohn katholischer Eltern aus dem bayrischen Schwaben, ein Schüler Seilers, ein Freund von Boos, ein Vikar Fenebergs, wurde er von dem evangelisch gerichteten Glaubensleben dieser katholischen Zeugen so erfaßt, daß er das Feuer in seiner Brust nicht bergen konnte. Aber als es in Schrift- und Wortzeugnis hinausleuchtete, erfuhr er die Feindschaft der Jesuiten. Von einem Ort, wo er festen Fuß gefaßt hatte, vertrieben sie ihn zum andern. So kam er nach Augsburg, Dirlewang, München, Düsseldorf, St. Petersburg und von dort, nachdem er in Schlesien zur evangelischen Kirche übergetreten war, nach Berlin. Doch hier hielt es ihm schwer, Boden zu gewinnen. Seiner frischen Glaubenspredigt war die rostige Bureaukratie sowie der Neid mancher Kollegen entgegen. Endlich wurde er als Nachfolger Jänickes Pastor an der Bethlehemskirche, und eine zahlreiche Zuhörerschaft sammelte sich um seine Kanzel. Hier wirkte er 17 Jahre lang, um dann ganz den Unternehmungen kirchlicher Freitätigkeit sich hinzugeben, die er schon früher begonnen, so, neben der Heidenmission, hauptsächlich der Leitung eines Frauenkrankenvereins, aus welchem bald das Elisabeth-Krankenhaus hervorwuchs. Hier wurden christliche Krankenpflegerinnen ausgebildet, wobei ihm die barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche sowie Amalie Sievekings Pläne vorschweben mochten. Ohne Zutun seinerseits, ja vielleicht wider seine innerste Absicht, nahm das Haus indessen je länger desto mehr den Charakter eines Diakonissenhauses nach Fliednerscher Weise an. Bei Goßners eigentümlichem Lebensgang ist es begreiflich, daß er zu sehr alles von persönlichen Einflüssen und Antrieben abhängig sein ließ. Institutionen — die ihn freilich stets gehindert hatten — unterschätzte er. Das zeigte sich nach seinem Abscheiden. Es fehlten

bei seinen Anstalten vielfach die weiter führenden Einrichtungen und die tragenden Kräfte. Doch besteht heute noch sowohl das Missionshaus, wie das Elisabeth-Krankenhaus im Segen, nachdem die Organisation anderer ähnlicher Anstalten auch hier eingeführt ist.

Amalie Sieveking (25. Juli 1794—1. April 1859), die „Hamburger Tabea" genannt. Sie verlor ziemlich früh ihre Eltern und brachte deshalb ihre Jugend bei einem Fräulein Dimpfel zu, deren Nichten sie unterrichtete. Damit begann sie eine Tätigkeit, die sie bei den Töchtern zahlreicher Hamburger Familien zeitlebens fortsetzte. Später wohnte sie 28 Jahre lang bei einer Frau Brunnemann, einer verwitweten Verwandtin ihrer Mutter, die ihr eine mütterliche Freundin war. Der Tod eines Bruders, Lektüre des Thomas a Kempis, der Bibel, Franckes Vorrede dazu bezeichnen Stufen auf dem Wege ihrer inneren Entwicklung vom Rationalismus zum Glauben. — Der neu erwachte Glaube in der Kirche, der Wunsch, dem alleinstehenden Frauenzimmer einen würdigen Lebensinhalt zu bieten, ließ in ihr um 1823 den Gedanken an Gründung einer protestantischen Barmherzigen Schwesterschaft entstehen. Männer wie Professor Hartmann in Hamburg, der damals in Altona weilende Goßner billigten den Plan, letzterer riet aber zum Warten. Da brachte ihr 1831 die in Hamburg auftretende Cholera die Gelegenheit, mit ihren Gedanken hervorzutreten. Sie erließ einen Aufruf an Gleichgesinnte, sich mit ihr zur Pflege der Cholerakranken zu verbinden, und als sich niemand meldete, legte sie allein Hand ans Werk, ward Wärterin, dann Oberaufseherin im Choleraspital. Dieser Schritt eroberte ihr mit einemmal die Achtung und das Vertrauen weiter Kreise ihrer Vaterstadt. Sie rief statt einer Barmherzigen Schwesterschaft 1832 einen „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege" ins Leben, der noch besteht und das Vorbild vieler ähnlicher Vereine im deutschen Vaterlande wurde. Obwohl sie später mehrmals Aufforderungen hatte, dem durch Fliedner neuerstandenen Diakonissenwerk, das man als die Verwirklichung des auf die Dauer lebenskräftigen Teils ihrer Pläne ansehen kann, sich zu widmen, so konnte sie sich doch nicht zum Aufgeben der ihr liebgewordenen Tätigkeit entschließen. Charakteristisch ist auch ihr Wunsch, wie die öffentlich unterstützten Armen in einem Sarg mit flachem Deckel beerdigt zu werden, um dadurch das Vorurteil gegen diese Beerdigungsweise bei den Armen zu bekämpfen. Dem Wunsch wurde entsprochen.

Christian Gottlob Barth (31. August 1799—12. Nov. 1862). In ihm begegnet sich, wie bei Goßner, das Interesse für Äußere und Innere Mission. Aus einem Stuttgarter Pietistenhaus entstammend, beweglichen Geistes, viel lesend, von allen Seiten Anregungen in sich aufnehmend, spürte er auch schon überaus früh den Drang zu geistiger Produktion, schrieb zehnjährig eine biblische Geschichte in 20 Exemplaren, die er mit Bildern schmückte und an Schulgenossen verschenkte, übte sich im Erfinden von Geschichten, gab als Student mehrere Broschüren heraus, um in die kirchlichen Bewegungen seiner Heimat einzugreifen, was ihm aber manche heilsame Demütigung eintrug. Seinem Wunsch, Missionar zu werden, wehrte der Einspruch seiner Mutter. Nach mehreren

Vikariatsstellen und einer großen Reise nach Norddeutschland, Holland, Elsaß erhielt er als erstes festes Amt die Pfarrei Möttlingen bei Calw und entfaltete hier eine äußerst rege Tätigkeit in Predigt und seelsorgerlichem Verkehr, im Missionsverein zu Calw und für das Rettungshaus in Stammheim; daneben Verkehr mit geistverwandten Amtsbrüdern und Schriftstellerei (Mitarbeit an Brands Schullehrerbibel, Armer Heinrich 2c., Süddeutsche Originalien). — Allmählich nahm indessen die freie Tätigkeit neben der amtlichen zu, auch stellte sich körperliches Leiden ein, sodaß er auf sein Amt verzichtete, und ganz den allgemeinen Reichsgottesarbeiten, namentlich dem 1833 gegründeten Calwer Verlagsverein lebte. — Einen Ruf, Inspektor am Baseler Missionshaus zu werden, lehnte er ab. Aber sein wärmstes Interesse gehörte der Mission. Ihr diente er durch Vorträge und Predigten bei Festen und Versammlungen, durch Korrespondenz mit Missionaren, durch sein Missionsblatt, durch Aufnahme von Missionsschriften unter die Werke des Verlagsvereins. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises und Anknüpfung fruchtbarer Verbindungen unternahm er weite Reisen, namentlich nach England. Die dadurch geförderte nähere Einsicht in das Wirken der Londoner Traktatgesellschaft kam auch dem zweiten Lebenswerk, dem Verlagsverein, zu gute. Der Grund zu demselben war durch eine Bearbeitung der biblischen Geschichte gelegt, die schon 1877 die 239. Auflage erlebt hat und in viele Sprachen übersetzt wurde. Daran schloß sich die Kirchengeschichte, die Monatsschrift „Jugendblätter", allerlei biblische Handbücher: Geographie, Naturgeschichte, Altertümer 2c., das Handbuch der Bibelerklärung u. s. w., zu welchen Unternehmungen er tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen wußte. — In dieser aufreibenden Tätigkeit, die durch eine höchst ausgebreitete Korrespondenz und viele Besuche vermehrt wurde, war ihm die gelegentliche Sonntagspredigt auf der Kanzel eines Freundes eine Erholung. — Barth blieb unverheiratet. — Der originelle Mann mit seinem einschneidenden, gemütvollen Wort, schlagfertigen Witz und unerschöpflicher Arbeitslust war in den Jahren seiner Kraft eine der bekanntesten und anregendsten Persönlichkeiten der christlichen Kreise Süddeutschlands.

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (15. Okt. 1795 —2. Jan. 1861). Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte seiner Regierung zu erzählen. Nur angedeutet kann ferner werden, wie Frömmigkeit, Geistesreichtum, schwungvolle Redegabe, feines Verständnis für Kunst und Wissenschaft, hochedle Gesinnung sich in seiner Persönlichkeit begegneten, der man zur Lösung der auftauchenden Schwierigkeiten ein festeres Durchgreifen und eine rücksichtslosere Entschlossenheit hätte wünschen mögen. Sein Verhältnis zur evangelischen Kirche war das denkbar innerlichste und innigste. Dem Katholizismus brachte er auf der Grundlage einer romantischen Geschichtsanschauung ein zu großes Vertrauen entgegen, was ihm indessen nicht gedankt wurde. Der evangelischen Kirche wünschte er größere Selbständigkeit und hätte sie ihr gern verliehen, wenn er die „rechten Hände" gefunden hätte, dies Geschenk hineinzulegen. Nach dem Jahre 1848 sind unter ihm 330 Kirchen gebaut und 280 Pfarrstellen errichtet worden. 1850

übergab er die ganze kirchliche Verwaltung dem Evangelischen Oberkirchenrat. 1854 begründete er das Domkandidatenstift zur Einführung der Kandidaten in das geistliche Amt. — Was uns aber hier vor allem interessiert, ist sein Verhältnis zur Inneren Mission. Wir haben in Deutschland viele fürstliche Persönlichkeiten gehabt und haben sie noch, welche sich für Werke christlicher, kirchlicher und humaner Wohltätigkeit warm und tatkräftig interessieren. Ein solch feines, tiefeindringendes und liebevolles Verständnis für die Innere Mission in ihrer Eigentümlichkeit hat wohl noch keine gehabt. Davon sind einzelne Stiftungen Zeuge, so das Centraldiakonissenhaus Bethanien in Berlin; auch die Erneuerung des Johanniterordens hat eine hierhergehörige Seite. Namentlich aber ist seine Stellung zu den beiden hier maßgebenden Persönlichkeiten, Wichern und Fliedner, bezeichnend. Er wußte die Bedeutung beider vollauf zu würdigen, beriet mit ihnen seine bezüglichen Pläne und verstattete ihnen Einfluß auf deren Ausführung. Wichern zog er nach Berlin, gab ihm Einwirkung auf das Gefängniswesen, Armenwesen, die Bekämpfung des Hungertyphus in Schlesien 2c. Fliedner wollte er in eine ähnliche Tätigkeit nach Berlin berufen, dieser aber konnte sich nicht entschließen, dem dringenden Wunsch des Königs zu folgen — und tat wohl daran. Als schon 1857 der König erkrankte und vollends als er gestorben war, war es mit dieser Art Wirksamkeit, bei welcher auf des Königs nachdrückliche Unterstützung gerechnet war, vorbei. Aber unauslöschlich sind des Königs hohe Gedanken und reine, edle Bestrebungen der Geschichte der Inneren Mission eingegraben.

Viktor Aimé Huber (10. März 1800—19. Juli 1869) „hat erst im letzten Drittel seines Lebens an der Inneren Mission Anteil genommen und namentlich für die soziale Seite ihrer Arbeit Bedeutung gewonnen. Er kam aus einer ganz dem Christentum abgewandten kosmopolitisch gerichteten Familie, war ein Schüler Fellenbergs in Hofwyl, studierte Medizin, begeisterte sich für die Freiheit Spaniens, war publizistisch tätig, reiste in Frankreich, Spanien, England, Italien u. s. w. und versuchte sich an allen möglichen wissenschaftlichen Problemen, bis er mit Gründung eines Hausstandes in Bremen mehr Stetigkeit des äußeren Lebens und mit einem bestimmten Amt (erst Lehrer der abendländischen neueren Sprachen in Bremen, dann Professor dieser Fächer in Rostock, Marburg, Berlin) auch eher einen Mittelpunkt seiner geistigen Interessen fand. In Bremen hatte der bis dahin Konfessionslose der evangelischen Kirche sich ernstlich zugewandt. In Berlin führte ihn die Politik, der Jammer des Jahres 1848 den christlich-sozialen Bestrebungen zu, als deren Hauptvertreter er in den folgenden Jahren galt; namentlich vermittelte er die Kenntnis englischer Zustände dem deutschen Publikum. Noch heute ist viel aus seinen überaus zahlreichen Schriften zu lernen. Zur Durchführung seiner Grundsätze in der Wirklichkeit war er nicht besonders veranlagt. Versuche, welche er in dieser Richtung in seiner letzten Lebenszeit in Wernigerode machte, haben im kleinen Kreis nicht ohne Segen gewirkt, aber fürs Ganze keine Bedeutung erlangt."

Bischof Samuel Gobat (26. Jan. 1799—11. Mai 1879), zu Cremine (damals Frankreich, jetzt Canton Bern) geboren, gehört zu den seltenen Persönlichkeiten, welche nicht nur ein gleich starkes Interesse für Äußere und Innere Mission hegen, sondern auch betätigen konnten, und zwar innerhalb jener sowohl Heiden- als Judenmission, innerhalb dieser sowohl Evangelisation (im alten Sinn — Wirken in erstorbenen katholischen Kirchen) als Diakonie (als Förderer der Liebeswerke in Jerusalem). Aus einfachsten Verhältnissen stammend, Autodidakt, religiös erfaßt von den Anschauungen der Erweckungszeit, denen er sein Leben lang treu blieb, für Erlernung von Sprachen sehr begabt und im Baseler Missionshaus ausgebildet, wirkte er in Abessinien mit großer Klugheit bei den schwierigen politischen Verhältnissen, mit unermüdlicher Arbeitskraft zur Bekehrung von Heiden und Erweckung erstorbener Christen. Alles ließ sich aufs Beste an, da zwangen ihn die Kriegswirren, zu weichen. Er verheiratete sich mit einer Tochter Zellers in Beuggen und ging mit seiner Gattin wieder nach Abessinien. Beide wurden lebensgefährlich krank, und es mußte endgiltig das frisch erblühende Arbeitsfeld, für das Gobat ganz der Mann war, aufgegeben werden. Nach einer Zwischenzeit wurde er als Bischof nach Jerusalem berufen. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte zur Errichtung desselben, und um in ihm einen Stützpunkt für die Evangelisation des Orients zu schaffen, einen Bund mit England geschlossen, welch letzteres natürlich die Oberhand hatte. Das eigenartige Bistum hat nur von 1842—81 bestanden, mit nur drei Inhabern, davon Gobat 1845—79. Die Lage Gobats war äußerst schwierig, die orientalischen Kirchen in stetem Krieg miteinander, die Stellung des Bischofs unklar, die ihm befohlene Judenmission ein sehr unfruchtbares Arbeitsfeld, die Liebesarbeit z. B. der Kaiserswerther Schwestern ein Lichtpunkt in dem ziemlich allgemeinen Dunkel. Dazu noch Anfeindungen aus der englischen Kirche, namentlich aus hochkirchlichen und der Judenmission ergebenen Kreisen — so war der Lebensabend Gobats mannigfach getrübt. Er starb in Jerusalem, wo er auch sein Grab fand.

Sixt Karl Kapff (22. Okt. 1805—1. Sept. 1879). Er verbrachte, als der Sohn eines württembergischen Pfarrhauses, eine stets unter den merkbaren Einflüssen des Geistes Gottes stehende Jugendzeit, und man kann ihn wohl unter diejenigen zählen, welche nicht aus der Taufgnade gefallen sind. Er durchlief den gewöhnlichen pastoralen Bildungsgang seiner Heimat, besuchte das niedere Seminar, das Tübinger Stift, und trat dann bald in den Dienst der von der Landeskirche getrennten Gemeinde Korntal. Das sehr bewegte Gemeindeleben war eine treffliche Schule für den jungen Geistlichen. Nach der eigentümlichen Geschichte seiner Gemeinde, sowie nach den württembergischen Verhältnissen im allgemeinen bedeutete indessen die Zugehörigkeit zu Korntal keine innere Trennung von der Landeskirche oder gar eine Feindschaft gegen dieselbe. Kapff fand ohne alle Schwierigkeit den Weg in diese zurück, ja, seine Amtsführung an jener „Pietistengemeinde“ war eher eine Empfehlung, jedenfalls eine Verstärkung seines Einflusses auf weite Kreise der Landeskirche, welche in Korntal ihren geistigen

Mittelpunkt sahen. Kapff wurde Dekan, beteiligte sich auch am politischen Leben, denn sein weites Herz und sein offner Blick für das Volksleben und seine Notstände gestatteten es ihm nicht, sich in pietistischer Weltflucht aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, obwohl in spezifisch christlicher und kirchlicher Beziehung die Lebensanschauung des Pietismus im wesentlichen stets die seine blieb. Er trat ins Kirchenregiment und entfaltete 27 Jahre lang eine höchst gesegnete Wirksamkeit als Seelsorger einer großen Gemeinde und Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, als Haupt und Vertrauensmann der „Gemeinschaften", als Mitglied der Centralleitung des Wohltätigkeitsvereins, als Redner auf den Kongressen für Innere Mission, und war so einer der treuesten und eifrigsten Mitarbeiter Wicherns in seinem Kreis, ein Prälat und ein Volksmann zu gleicher Zeit.

Frau Regine Julie Jolberg (30. Juni 1800—5. März 1870), ist geboren als Tochter des wohlhabenden jüdischen Kaufmanns David Zimmern in Heidelberg. Sie war ein stilles, in sich gekehrtes Kind. Die ganze Vielspältigkeit ihrer Erziehung tritt aus der Tatsache entgegen, daß sie von einem jüdischen Hauslehrer unterrichtet wurde, eine von katholischen Lehrerinnen geleitete Handarbeitsschule besuchte und mit 13 Jahren in ein evangelisches Pensionat kam. Sie beschäftigte sich innerlich viel mit dem Schicksal ihres Volks, sonst füllte Musik, Lektüre (auch fremdsprachliche) und häusliche Arbeit ihr Leben in dem geselligen, von menschlich edlen Interessen belebten Haus. Sie verheiratete sich mit dem Juristen Neustetel („wir waren keine Juden, keine Heiden, keine Christen"), dann mit dem amtlosen Dr. phil. Jolberg. In der Ehe mit den kränklichen Männern, durch ihren frühen Tod, hat sie eine ernste Gottesschule durchgemacht. Vor der Verheiratung mit dem zweiten Mann waren beide zum Christentum übergetreten. Die 29jährige Witwe hatte nun lediglich die Aufgabe, ihre beiden Töchter zu erziehen. Sie lag derselben an verschiedenen Wohnorten (in Berg bei Stuttgart, Heidelberg, Stuttgart) ob, überall durch ihre Liebenswürdigkeit, Tüchtigkeit und Aufgeschlossenheit für edle Bildungsinteressen und in steigendem Maß für christliche Dinge und Bestrebungen in den entsprechenden Kreisen Aufnahme und mit den bedeutenden Persönlichkeiten derselben Anknüpfung findend. — Doch sehnte sie sich immer mehr bei ihrer Leistungsfähigkeit und mit ihrem warmen Empfinden nach einer geordneten Tätigkeit für Volkswohl und Reich Gottes und fand dieselbe zunächst in dem Dorf Leutesheim im südlichen Baden vom Jahr 1840—49 in der Einrichtung einer Arbeitsschule oder einer Art Kinderhort für die Dorfjugend jedes Alters. An dem dortigen Pfarrer Fink hatte sie einen trefflichen Halt. Dieser wurde jedoch schon nach zwei Jahren versetzt, und da unterdessen vielfache Beziehungen zu den pietistischen Kreisen Badens und weiterhin angeknüpft waren, wurde die junge Anstalt in den nächsten Jahren auf eine neue Basis gestellt: der Vorstand, die opferbereite Liebe jener Kreise, Regierungserlaubnis für eine Kleinkinderschule, oder „Kinderpflege", wie man lieber sagte (doch kamen auch fernerhin die schulpflichtigen Knaben und Mädchen und wurden in besonderen Abteilungen versorgt),

der Wunsch, die Einrichtung in andere Orte zu verpflanzen, ließ an die Verbindung der Schule mit einem Mutterhaus für Kleinkinderpflegerinnen denken. Darin traf man mit den Gedanken des Pfarrers Mann, Herausgebers des Volksblatts „Reich Gottes" zusammen. So kam's zur Begründung der Anstalt im Jahr 1844. Sie blühte lieblich empor. Durch die Revolution von 1849, die ihre wüste Armseligkeit auch darin zeigte, daß sie sich gegen dies Haus voll Frauen wendete, das nur Wohltaten spendete, wurde die Anstalt vertrieben und fand zwei Jahre lang eine rührende Aufnahme beim Pflugwirt in dem abgelegenen Dörfchen Langenwinkel, dann eine feste Heimat in Nonnenweier, wo Pfarrer Rein sich der Anstalt energisch und erfolgreich annahm. Nun konnte Frau Jolberg unter mancher Not, viel Arbeit, gnädiger Durchhilfe Gottes in gesegnetem Frieden weiter arbeiten. Die Verfassung des Hauses und der Schwesterschaft war ein Mittelding zwischen den Ordnungen eines Diakonissenhauses und einem freien Verein. Die Mutter besuchte jährlich auf wochenlangen Reisen ihre auswärtigen Töchter. Sie knüpfte viele Verbindungen nach außen an, besah die Detmolder Bewahrschule (Schöpfung der Fürstin Pauline) und Kaiserswerth, lernte das Wupperthal kennen. Von Nonnenweier aus wurde die Gründung der ähnlichen Anstalt in Großheppach (Frl. Canz) angeregt. 75 Kindertraktate gingen zu Frau Jolbergs Zeit von hier aus, einige hatte sie selbst verfaßt. Zunehmende Kränklichkeit machte es nötig, in Caroline Im-Thurn ihr eine Gehilfin resp. Nachfolgerin zu bestimmen. Bald darauf ist sie „heimgeschlafen".

In dem juristischen Professor Clemens Theodor Perthes (2. März 1809 — 25. Nov. 1867) sehen wir die patriotische, fromme, charaktervolle, geistig bedeutende Art seiner Eltern, des bekannten Hamburger Buchhändlers und seiner Frau Caroline, Tochter des Wandsbeker Boten, auf dem Gebiet der Inneren Mission wirksam werden. Von seiner amtlichen Laufbahn, die er von Anfang bis zu Ende in Bonn verlebte, wo er namentlich Staatsrecht so manchem deutschen Fürsten ohne alle höfischen Verdunkelungen der Wahrheit las (Kaiser Friedrich, König Albert von Sachsen 2c.), von seiner Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben, namentlich an seinen praktischen Aufgaben, wie der Armenpflege, von seinem verständnisvollen Eingehen auf Wicherns neue Gedanken würde hier nicht zu reden sein, wenn Perthes nicht auf einem besonderen Gebiet ein Neues geschaffen hätte, daß mit seiner schlichten Idee, mit dem glücklich gewählten Namen, in seiner gesunden Gestaltung zu den gesegnetsten und erfreulichsten Veranstaltungen der Inneren Mission gehört. Er begründete 1854 die erste Herberge zur Heimat in Bonn, legte ihre Weise in einer vorzüglichen, noch heute giltigen Schrift dar und warb dadurch mit bestem Erfolg um Nachfolge. Nicht nur, daß jetzt 450 Herbergen zur Heimat auf evangelischem Gebiet existieren, sondern auch die katholischen Gesellenhospize ahmten seinen Vorgang, wenn auch etwas gemodelt, nach. Neben einer Anzahl juristischer Schriften, womit er seine Fachgenossen beschenkt, hat er der deutschen Familie in dem Lebensbild seines Vaters eins ihrer besten Bücher gegeben. So war Perthes einer der zahlreichen Juristen, welche der

Kirche und der Inneren Mission wesentliche und bleibende Dienste geleistet haben.

Eine seltene und originelle Gestalt auf unserem Arbeitsfeld ist der englische General John Charles Beckwith (2. Okt. 1789—22. Juli 1862), der mit echt englischer Zähigkeit sich Einer Sache widmete: der Förderung des Evangeliums unter den Waldensern und durch sie in Italien. Von Amerika, seinem Geburtsland, kam er nach England, seinem Stammland, um Soldat zu werden, und kämpfte in verschiedenen Ländern unter Wellington. Mit 25 Jahren war er Major. Als er jedoch in der Schlacht bei Waterloo ein Stelzfuß geworden war, war's mit seiner kriegerischen Laufbahn zu Ende. Aber der schwere Schlag machte ihn zu einem lebendig gläubigen Mann. Er ging auf Reisen und lernte die Welt kennen, bis er in Wellingtons Vorzimmer ein Buch über die Waldenser fand. 1827 besuchte er sie in ihren Heimat-Tälern. Nun hatte sein Leben einen Zweck gefunden. Er wohnte jahrelang im Winter unter ihnen. Damals lebten sie noch unter hartem Druck. Erst später konnten sie sich regen unter neuer freiheitlicher Regierung. Beckwith hatte große persönliche pekuniäre Opfer gebracht, hatte eine anspornende und organisatorische Tätigkeit entfaltet, um die Waldenser zu stärken für das Wirken nach außen. Er sorgte für zahlreiche Pfarrhäuser, widmete dem Schulwesen von der Elementarschule bis zur theologischen Fakultät seine Fürsorge, daneben war er eifrig literarisch tätig. Doch wollte er nun auch, daß die Waldenser kräftig in Aktion treten sollten, angesichts der guten Gelegenheit, sowie angesichts ihrer ruhmvollen Geschichte. Aber seinem stürmischen Eifer konnten sie nicht genügen. Die beweglichen und weichen Südländer konnten seine stählerne Energie oft nicht fassen und wiederum verstand auch er ihre Art nicht immer. Ebenso stand er kirchlich doch auf anderem Boden. So trennte er sich von den Waldensern — doch ohne schroffen Bruch. Aber nach Jahren in die Täler zurückgekehrt, starb er in vollem Frieden mit ihnen.

Karl Reinthaler (22. Aug. 1794 — 1. Aug. 1863), in Erfurt geboren und dort sein Leben lang wirksam, eine sehr originelle Persönlichkeit, preußisch-patriotisch, hat Preußen die erste Rettungsanstalt gegeben. Für die Geschichte der Rettungshäuser ist er von Bedeutung durch seine Vertiefung der religiösen Sangeslust des Falkschen Lutherhofes zu biblischen und kirchlichen Weisen und Texten in seinem Martinstift. Er ist als Sohn eines Eisenhändlers und Optikers geboren, in den frommen Familientraditionen eines wohlhabenden Bürgerhauses aufgewachsen, studierte in Erfurt, Göttingen, Berlin. Von Jugend auf mit der Heiligen Schrift genährt — die Mutter las dieselbe mit dem Knaben schon 3—4 mal durch — und voll Freude an den Gottesdiensten, namentlich ihrem Gesangesteil, hatte er keine theologischen Entwicklungskrankheiten zu bestehen, sondern blieb bis an sein Lebensende im kindlichen Bibelglauben. Seine praktische Lebensrichtung wurde durch die Bekanntschaft mit Joh. Falk bestimmt, den er sehr verehrte und auch zu seiner Hochzeit lud. Am Morgen des Hochzeitstages, 10. Nov. 1821, hatte die Einweihung des Martinstifts in den Räumen

des Augustinerklosters, in dem Luther seine entscheidenden geistlichen Kämpfe erlebte, stattgefunden. Eine „Gesellschaft der Freunde in der Not" war auch gegründet worden. Nach zwei Jahren bekam Reinthaler auch die Leitung der städtischen Armenschule. Seine Ehe war mit 11 Kindern gesegnet (wovon 3 früh starben). In diesem Lebenskreis wirkte sich nun Reinthalers Persönlichkeit aus. Seine Kinder besuchten alle die Armenschule, die Töchter nur diese. Ein Mann unermüdlicher Arbeitskraft, an sich selbst, aber auch an andere die größten Anforderungen stellend, unbeugsamen Willens, von höchstgespanntem Idealismus — er hat nie vom Martinstift Gehalt bekommen —, mit gewaltiger Singstimme ausgestattet und dadurch imstande, den Gesang einer ganzen Kirche voll Menschen zu leiten, so wirkte er nicht nur in seiner Anstalt, sondern auch durch Wort und Beispiel weiter hinaus. Bunsen widmete Reinthaler ein Exemplar seines Gesangbuchs mit den Worten: „Des heiligen Gesanges und gottseliger Zucht eifrigem Förderer". Seine 64 liturgischen Festandachten, schließlich zu dem starken Band der „Liederbibel" vereinigt, sind eine auf ausgebreiteter Kenntnis der Schrift und des Gesangbuchs beruhende Verbindung beider zu reicher Feier.

Der Pfarrer Franz Heinrich Härter (1. Aug. 1797—5. Aug. 1873) ist ein Sohn des Elsaß, zu Straßburg geboren und nach kurzer Wirksamkeit auf dem Land viele Jahrzehnte in seiner Vaterstadt in der Zeit größter innerer und äußerer Umwandlungen tätig, ist Mitarbeiter an mancher Aufgabe der Inneren Mission, namentlich aber der Gründer und langjährige Leiter eines Diakonissenhauses gewesen, dessen Verfassung und Geschichte viel Bemerkenswertes bietet. Härter hat, nachdem er ähnliches erlebt und seiner Gemeinde am Trinitatissonntag 1831 mitgeteilt hat, wie das, was 500 Jahre zuvor von Tauler erlebt und bezeugt wurde, unter großem Segen im Sinn der Erweckung und des Neupietismus gewirkt, zunächst auch durch außeramtliche Wortverkündigung u. s. w. Der weiblichen Diakonie aber öffnete sich sein Inneres schon durch eine Erfahrung seiner Studentenzeit. Das Straßburger Bürgerspital wollte man in protestantische Leitung geben, wenn sich nur zwei weibliche Persönlichkeiten fänden, die man damit betrauen könne. Theologische Professoren, protestantische Pastoren suchten nach solchen, aber fanden niemand. Darob großer Spott der Katholiken. Barmherzige Schwestern zogen ein. So gründete Härter schon 1836 einen Armendienerinnen-Verein, um ihm zur Hilfe in seiner Gemeinde zu wirken, und nachdem er Kaiserswerth kennen gelernt, hatte er das Ziel vor Augen, das sein Verein auch bald erreichte. Die Eigenart der Verhältnisse gab dem neuen Werk ein besonderes Gepräge. Das war gut für den Anfang, aber man hätte bei veränderten Verhältnissen auch die Verfassung ändern sollen. Vor dem französischen Gesetz hatten es Anstalten leicht, welche von Damen regiert wurden. So gab Härter seinem Diakonissenhaus offiziell lediglich einen Damenvorstand. Tatsächlich regierte er alles. Aber nach seinem Tod und unter veränderten Verhältnissen ist's ein Verstoß gegen alle gesunden Erfahrungsgrundsätze, daß ein Diakonissenhaus statt unter dem patriarchalischen Regiment eines Pastors und einer Oberin zu

stehen, von einem außenvor befindlichen Damenvorstand geleitet wird, der sich jener nur als Organe zur Ausführung seiner Beschlüsse bedient. Weitere Eigentümlichkeiten des Werkes sind: der Gebrauch der deutschen und der französischen Sprache nebeneinander wegen des sprachlich gemischten Arbeitsgebiets, die gleich starke Berücksichtigung der beiden Diakonissentätigkeiten, der Erziehung wie der Pflege. — Härters Lebensabend wurde getrübt durch die schweren Kriegsschläge, welche sein geliebtes Straßburg trafen. Darüber kam er, der in seinem ganzen Wesen gut Deutsche, nicht mehr zur freudigen Anerkennung des Segens, der in der Rückkehr zum Mutterland lag.

August Gottlieb Ferdinand Schultz (13. Okt. 1811—11. Okt. 1875), Pastor am „Centraldiakonissenhaus" Bethanien in Berlin, zählt zu den bedeutendsten Organisatoren der neuzeitlichen Diakonissensache. Er war zu Stettin als Sohn eines Kleinkaufmanns geboren und studierte in Greifswald und Berlin unter Neander, Marheinecke, Hengstenberg. Nach mehrjähriger Schularbeit wurde er 1841 Strafanstaltsgeistlicher in Naugard und blieb hier 4 Jahre. Hierauf Divisionspfarrer in Stettin. Seine kirchliche Stellung war die eines Lutheraners in der Union. Bischof Ritschl und Fliedner veranlaßten ihn dann zur Übernahme des Pfarramts an Bethanien, dem er bis zu seinem Tod vorstand. Dies Amt hatte zwei Schranken. Zunächst: Es war nicht Schultz' Aufgabe, das Haus zu gründen oder aus kleinsten Anfängen zur Größe und Ausdehnung zu entwickeln. Gegründet war es von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit weitreichenden Gedanken, wie sie in dem Namen „Centraldiakonissenhaus" (für den Osten der Monarchie) zum Ausdruck kamen, indessen in dieser Richtung nie verwirklicht wurden. Und gleich von Anfang an war das Haus in großen Maßen angelegt. So galt es für Schultz, sich in ein Vorhandenes und Gegebenes zu finden. Dafür war sein zwiefaches Amt als Gefängnis- und als Militärprediger eine gute Vorschule gewesen. Sodann: Es war auch nicht Schultz' Aufgabe, das Haus zu leiten. Nach der eigentümlichen, mit durch Wicherns Einfluß zustand gekommenen Verfassung Bethaniens hat die Oberin die eigentliche Leitung, der Pastor ist nur ihr Berater. Aber wie Schultz es verstand, die Formen der königlichen Stiftung mit Geist zu erfüllen, so fiel ihm ohne weiteres tatsächlich der bestimmende Einfluß in der Leitung zu. Schultz war eben ein geborener Regent. Dabei blieb seine amtliche Stellung eine äußerlich bescheidene. Aber innerhalb dieser Schranken war es ihm möglich, die Ordnungen des Diakonissenberufs so zu gestalten, daß dieselben für viele andere Häuser vorbildlich geworden sind. Wie tief er dabei die Grundgedanken erfaßte und auf Prinzipien zurückführte, dafür nur ein Beleg: „Das Zuchthaus gestattet seiner Natur nach nur mechanische Mittel, und was darüber hinausgeht, ist für die Leitung unbrauchbar; dagegen muß ein Diakonissenhaus in sich verbluten, wenn man es mechanisch regieren will; es gestattet nicht nur, sondern es fordert vielmehr eine organische Leitung, wenn es anders Leben und Gedeihen behalten will." Zeitweilig erfuhr Schultz die Gegnerschaft der öffentlichen Meinung, die liberale Presse und der

Kladderadatsch machten ihn als Typus herrschsüchtiger Priester zur Zielscheibe ihrer Angriffe. Man war, ohne je eine Anklage gegen ihn zu formulieren, bereit, ihn der Feindschaft des Publikums zu opfern und zu versetzen. Über den Verhandlungen aber legte sich der grundlose Sturm. Schultz blieb und durfte nach längeren schweren Krankheitsleiden in seinem Bethanien heimgehen.

Otto Gerhardt Heldring (17. Mai 1804—11. Juli 1876). Er stammte aus einem frommen holländischen Pfarrhause und hatte sonderlich an seinem Großvater ein hochverehrtes Vorbild pfarramtlicher und gemeinnütziger Tätigkeit. Mit seinem lebhaften Bildungstrieb, historischem, poetischem und zugleich praktischem Sinn vertiefte sich Heldring auf der Hochschule mehr in allgemein wissenschaftliche Studien und betrieb die Theologie zwar fleißig, aber nicht mit großem Herzensinteresse. Nach glänzend bestandenem Examen verfiel er infolge der Überanstrengung in ein Nervenleiden, das ihn ganz auf körperliche Tätigkeit (Feldarbeit) wies, aber mit einem Arzt in Verbindung brachte, der ihm den Weg des Lebens zeigte. In dieser Zeit verlernte er die übertriebene Schätzung der bloß wissenschaftlichen Arbeit, die „sowohl seinen Leib als auch seinen Glauben an den Rand des Grabes gebracht hatte". Aber erst im praktischen Amt, in Hemmen, bei der Vorbereitung auf eine Weihnachtspredigt ging ihm das Licht von oben auf, daß er ausrufen konnte: „Ausgelitten, ausgestritten, überwunden!" Nun konnte er erst recht das „alles ist euer" üben, nachdem er das „ihr aber seid Christi" erfahren hatte. Auch in der Folgezeit blieb die Natur und Geschichte seines Landes ihm von Interesse, versuchte er sich mit großem Erfolg als erzählender Schriftsteller u. s. w., aber vor allen Dingen galt sein Bemühen jetzt dem geistlichen und leiblichen Volkswohl, und in der mannigfaltigsten Weise ist er mit genialem Schwung, dabei großer praktischer Fähigkeit und gesegnetem Resultat hierfür tätig gewesen (Bildung einer Gemeinde zu Hunderloo durch Brunnen, Schule, Kirche — Bekämpfung der Trunksucht — Hilfe in Hungersnot — Kolonisation — Bücher- und Schriftenverbreitung — Volksmissionsfeste — Heidenmission u. s. w.) Was aber seinen Namen in die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit unauslöschlich eingegraben hat, das ist seine Fürsorge für die Magdalenen und sein Kampf gegen die Prostitution. Er durchzog das Land, über Ezech. 34 predigend, Zeugnis gegen das Laster und für die Rettung der Gefallenen ablegend. Er selbst aber legte Hand ans Werk der Rettung durch Errichtung von Anstalten, welche bewahrend und rettend der weiblichen Jugend sich annahmen. Sie sind zugleich Orte geworden, von denen Beispiel und Lehre für alle auf diesem Gebiete Arbeitenden ausging. Auch mit deutschen Kreisen trat Heldring in lebhafte und förderliche Beziehungen.

Pastor Ludwig Adolf Petri (16. Nov. 1803—8. Jan. 1873) muß unter den hervorragendsten Feinden und Freunden der Inneren Mission genannt werden. Als Pastorssohn in Lüthorst im Hannoverschen ist er geboren und hat Jahrzehnte lang als Pastor in der Hannoverschen Landeskirche und darüber hinaus in den bewußt lutherischen Kreisen

eine führende Stellung gehabt, ein in hohem Maß begabter und gesegneter Prediger, Religionslehrer, Seelsorger, Konferenzleiter, kirchlicher Schriftsteller; trotz seiner Kränklichkeit überaus fleißig, am Alten festhaltend, gewissenhaft, gegen Unglauben und kirchlichen Liberalismus ein streitbarer Vorkämpfer. Hauptsächlich in einem von ihm herausgegebenen „Zeitblatt" finden wir von ihm und einem ungenannten Freund im Jahre 1849 und 1850 scharfe Angriffe auf die Innere Mission: „Die Innere Mission, unter dem Schein der Freundschaft für die Kirche ist doch der Ruin derselben. Sie ist ein Schlinggewächs, welches Stamm und Äste des Kirchenbaums zu überziehen und ihm alle Lebenskraft auszusaugen droht; es steht so, daß eine von beiden, die Kirche oder die Innere Mission, das Feld räumen muß." „Die Innere Mission hat keine evangelische Wurzel; sie wird taube Blüten, hie und da eine notreife, wurmstichige Frucht tragen. Sie ist unter den Phantastereien der Zeit eine der schlimmsten. Wir werden sehen, wohin es in fünf Jahren mit ihr gekommen sein wird." „Wir sind die Störer der allgemeinen Begeisterung, auch wissen wir wider die neuen Übel keine neuen Heilmittel, es muß erst die Sünde, in der Gottes Gericht sich offenbart, recht mächtig werden, dann kann auch die Gnade viel mächtiger werden." Es ist dem gegenüber zu betonen, daß die ganze Unglücksweissagung sich nicht in einem Zeitraum von fünf, sondern von über fünfzig Jahren als falsch erwiesen hat. Die Erklärung und teilweise Berechtigung der Warnung liegt darin, daß die Innere Mission auf dem Wittenberger Kirchentag 1848 in Verbindung mit allerlei Kirchenbauplänen fragwürdiger Art auftrat und daß manche ihrer Verfechter kirchlich sehr unklar waren. Falsch war dagegen der Kirchenbegriff, welcher Petris Protest zu Grunde lag. Derselbe schied nicht genug zwischen Kirche und Kirchentum. Zur nüchternen und gesunden Gestaltung der Inneren Mission hat Petris Angriff gewiß mit beigetragen. Petri hat später die Schärfe des Angriffs bedauert und tatsächlich hat er den Angriff selbst dadurch zurückgenommen, daß er nicht nur bei einzelnen Arbeiten der Inneren Mission, wie Jünglingsverein, Pestalozzistiftung, Rettungshaussache maßgebend tätig war, sondern sogar die Gesamtorganisation derselben in Hannover in die Wege leitete, das Statut des Evangelischen Vereins, dessen Zweck war, „Christliches Leben und Wirken, insbesondere die Innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche zu fördern" entwarf und seinen eigenen Hilfsgeistlichen als ersten Vereinsgeistlichen hergab.

Thomas Guthrie (12. Juli 1803—24. Februar 1873), der Freund Chalmers', der Mann der schottischen Freikirche, der Kollektant für kirchliche Zwecke, der Vater der Lumpenschulen. Sein Leben lang hat er dem Wahlspruch seiner Familie, die schon manchen eifrigen Glaubensmann zu den ihrigen gezählt hatte, Ehre gemacht: Ich stehe für die Wahrheit. Zum ersten Mal wurde er auf ein größeres Arbeitsfeld berufen, als er 1837 nach Edinburg kam, nachdem er durch seine treue Arbeit als Dorfpfarrer und in den kirchlichen Kämpfen die Augen auf sich gezogen hatte. Unter seinem Freund Chalmers wehrte sich nämlich die schottische Kirche gegen Übergriffe des Staats,

und als man damit nicht durchdrang, gründeten 474 Pastoren, 2000 Älteste und die Mehrzahl der Gemeindeglieder 1843 eine freie Kirche. Aber da das Kirchenvermögen der Staatskirche verblieb, mußte das ganze äußere Kirchenwesen neu gestaltet werden. Guthrie begab sich ein Jahr lang auf Kollektenreisen und sammelte 2 Millionen Mark. Davon konnten viele Pfarrhäuser ꝛc. gebaut werden. Durch die überaus großen Anstrengungen hatte Guthrie sich ein Herzleiden zugezogen. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, nun auch seine ganze Kraft bei der Arbeit in seiner Gemeinde einzusetzen. Sonderlich der verwilderten Jugend nahm er sich an. Er erließ 1847 einen Aufruf für „Lumpenschulen" (raggedschools), womit er großen Anklang fand. Die Schulen waren teils Internate, teils Externate, aber in allen stand die Bibel im Mittelpunkt. Das Werk breitete sich weithin aus und bewirkte mit reicher Nachfolge großen Segen. Aber dies war nur ein Teil von Guthries eindringender Gemeindearbeit. Seine Gesundheit widerstand nicht länger den Anstrengungen. Ein Geschenk seiner Gemeinde von 100 000 Mark stellte ihn sorgenfrei. So konnte er noch zwei Jahre schriftstellerischer christlicher Tätigkeit ausschließlich sich widmen, was er bisher schon nebenbei getan hatte, bis ihm Gott im Tod nicht nur den Hirtenstab, sondern auch die Feder aus der Hand nahm. 30 000 Menschen zählte das Leichengefolge.

Peter Härem (29. August 1840—22. März 1878), „der in jungen Jahren von Gott aus der Arbeit genommene" Norweger teilte seine Liebe zwischen der Judenmission und der Inneren Mission. Er stand von Jugend auf unter den Einflüssen der christlich-erweckten Kreise, studierte Theologie und widmete sich alsbald nach dem Examen, ohne ein Pfarramt anzutreten, den praktischen Arbeiten der freien Liebestätigkeit. Zunächst wendete er sich der Judenmission zu und war für sie literarisch und auf großen Reisen tätig. Von der Inneren Mission kultivierte er hauptsächlich alles, was sich auf Pflege der männlichen Jugend (Lehrburschen- und Jünglingsverein, Studentenheim), Schriftenverbreitung („Lutherstiftung", „Monatsschrift für die Innere Mission", Zeitung „Vaterland"), Volkshochschulen (von Dänemark nach Norwegen verpflanzt) und Laienpredigt bezog. Eine besondere Frische und eine Kühnheit, deren Seele der Odem der Liebe war, trat bei ihm in Verkehr und Arbeit hervor. „Er ließ die Lampe zu hell brennen, daher wurde das Öl früh verzehrt."

John (Jean Antoine) Bost (4. März 1817—1. November 1881). Schweizer von Geburt, Sohn eines kinderreichen freikirchlichen Pfarrers, kam er erst auf Umwegen zum geistlichen Beruf (Buchbinderlehrling, Musiker). In Paris, einer Oper beiwohnend, kam ihm plötzlich die Frage in den Sinn: Wenn du hier stürbest? Die Frage wurde entscheidend für sein Leben. Nach kurzem Aufenthalt als Hauslehrer in England studierte er in Montauban und schloß sich namentlich an Adolf Monod an. Er ward freikirchlicher Pastor zu Laforce (Dordogne) und wirkte hier eifrig und segensreich. Uns spricht am meisten der Zug seiner Seele zum Elend an, und wie er denselben betätigte. Dies geschah durch Gründung einer ganzen Kolonie von Anstalten, deren

Eigenart es ist, daß sie verschiedene Arten von Leiden, aber in gesonderter Behausung und Behandlung umfaßt. So die „Evangelische Familie“ für verlassene weibliche Wesen (Uneheliche, Waisen ꝛc.), die jetzt bis hundert Personen beherbergt. Aber Bost sollte erfahren, wie ein befriedigtes Bedürfnis ein anderes Bedürfnis wachruft. Unter den Aufgenommenen gab es einige, welche zu den übrigen nicht paßten, z. B. Blödsinnige; andere desselben Leidens wurden ihm dringend ans Herz gelegt; ein solches Kind wurde ihm wider seinen Willen ins Haus geschickt. Bost wurde damit genötigt, eine Idiotenanstalt zu gründen, welche er Bethesda nannte. (Später kam Siloah hinzu). Aber auch hiernach ergab sich das Bedürfnis der Individualisierung. Bost sonderte unter den Bewohnern von Bethesda die Epileptischen aus, zunächst die Mädchen, und sammelte sie und andere in „Eben-Ezer“. Später fügte er noch zwei Anstalten für alleinstehende, kränkliche Frauen hinzu: „Die Ruhe“ und „Die Zurückgezogenheit“ Repos und Retraite). Isolierräume für die am schwersten Erkrankten der übrigen Anstalten, für weibliche und männliche Insassen, „Barmherzigkeit“ und „Mitleid“ (Miséricorde und Compassion) genannt, bildeten den Schlußstein. — Gegen Ende seines Lebens trat Bost aus der freien in die Nationalkirche über.

Drittes Kapitel: **Methodischer Ausbau.**

(Etwa 1870—Gegenwart.)

§ 26. Allgemeines.

Die flauen Jahre, mit welchen die vorige Periode der Inneren Mission schloß, setzten sich zunächst in der neuen Zeit noch fort. Hatte der Krieg von 1866 die Gemüter schon stark von der Pflanz- und Bauarbeit der Inneren Mission abgezogen und auf die politischen Fragen hingedrängt, der Krieg von 1870 und 1871 mit seinem mächtigen Völkerringen, mit seinem deutsch-patriotischen Aufschwung tat dies in unvergleichlich größerem Maßstabe. Leider hielt die patriotische Begeisterung und die religiöse Ergriffenheit der Kriegszeit nicht lange vor. Es kam der so unrühmlich endende Kampf des Staates gegen die katholische Kirche, in welcher die evangelische, obwohl sie nichts verbrochen hatte, sondern allezeit des Staates loyalste Bundesgenossin gewesen war, der Parität wegen mit leiden mußte. Es kam der „Tanz ums goldne Kalb“, die Gründerzeit; die Sozialdemokratie nahm einen nie geahnten Aufschwung.

Aber in der dauernden Verneinung der höchsten Güter, in dem Versunkensein in die irdischen oder gar materiellen Dinge kann's doch, Gott Lob, unser Volk noch nicht aushalten. Die Kirche ermannte sich wieder, trat aus dem Winkel, in den man sie gedrückt hatte, hervor.

Der Mensch lebt nun einmal nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. In der hingebungsvollen, mutigen Arbeit jener Tage beruht das unzerstörbare Verdienst Stöckers. Sein Auftreten hat vielen, namentlich in der jüngeren Generation, das Vertrauen zur Möglichkeit und zum Erfolg kirchlicher Arbeit wiedergegeben. Wenn in Stöcker der Mann der Kirche, der sozialen Arbeit, der Inneren Mission, letztere namentlich auch nach seiten der freien Wortverkündigung verstanden, wirksam war, so in Bodelschwingh vor allem der Mann der Barmherzigkeit, der Inneren Mission als Liebestätigkeit, der Diakonie. Eins ergänzte das andere. Aber in beidem fand der Realitätenhunger des Volkes seine Nahrung. Man hatte sich lange genug in einseitiger Weise von den Dichtern und Philosophen, von den Literaten und oft auch von den Schwätzern speisen lassen. Nun hatte man in den letzten Jahren an kräftigerer Kost Geschmack gefunden. Die Einheit unsers Volkes unter seinem Kaiser, seine gebietende Stellung unter den Völkern der Erde — das war etwas Reelles. So erstrebte man etwas Reelles auch im Höchsten, was wir haben, in Religion und Kirche. Man wollte praktisches Christentum. Das viel mißbrauchte Wort enthält doch eine tiefe Wahrheit: alles wahre Christentum ist praktisch, es will Fleisch werden, Gestalt gewinnen im Leben. Und alle Praxis, alles Leben ist um so gesunder, segensvoller, glücklicher und beglückender, je mehr es seine Quellen im wahren Christentum hat.

Mit der Anerkennung dieser Wahrheit, ja schon mit einem bloßen Gefühl für sie, ist für die Innere Mission der Weg offen. Sie beschritt ihn mit wiedererwachender Kraft, mit erneutem Glauben an die Göttlichkeit ihrer Sendung und an die Notwendigkeit ihres Dienstes für unser Volk. Aber in ihrer nahen Berührung mit allen Zeitelementen erwies sie sich auch als von der Zeit mitbestimmt. Es sei nur auf die Massenhaftigkeit ihrer Bestrebungen hingewiesen. In der Neuzeit hat alles einen großen Zug, wenigstens was die Ausdehnung anlangt. Die Beseitigung so mancher Schranken und Schlagbäume im Volksleben, die steigende Erleichterung des Verkehrs, die Freizügigkeit — alles dies und Ähnliches läßt auch alle Verkehrtheit, alle Not sich rasch ausbreiten und oft ins riesenhafte wachsen. So kann auch die Innere Mission nur mit großen Mitteln dem begegnen, das Netz muß groß und engmaschig zugleich sein. Man kann sich der außerordentlichen Ausdehnung, ja der Multiplikation der Werke der Liebe von Herzen freuen und braucht doch nicht blind zu sein gegen die Gefahren, welche daraus erwachsen. Ein Strom, dessen Wasser sich über weite Flächen ergießen soll, wird im allgemeinen flach, wenn nicht mächtige Quellen aus der Tiefe und starke Regengüsse von oben ihm neue Fluten zuführen. Man wird nicht sagen können, daß die Innere Mission diesen Gefahren entgangen ist. So hat es wohl zur Verbreitung und Verbreiterung, aber nicht gerade zur Vertiefung der Inneren Mission beigetragen, daß auch solche, welche ihren Glaubensgrund nicht teilen, mehrfach Eingang in die Innere (und Äußere) Mission gesucht und gefunden haben, nachdem sie in ihrer Kurzsichtigkeit

und Rückständigkeit früher diese Bestrebungen nur verhöhnt und bekämpft hatten. Mit alledem wurde die Innere Mission kirchenfähig und gesellschaftsfähig im guten und weniger guten Sinn. Sie kam aus dem Druck und wurde das Schoßkind mancher angesehener Kreise, nicht ohne hier und da etwas von ihrem Besten einzubüßen.

In jedem Fall aber zeitigte die immer größer werdende Ausdehnung der Sache bei vielen der Wunsch einen gewissen Kenntnisnahme, bei manchen auch das Bedürfnis eines Überblicks über das ganze Gebiet und einer tieferen Erfassung seiner Probleme. Je mehr sich die Innere Mission auch mit andern Lebensgebieten berührte, desto häufiger wurde die Frage nach den Beziehungen und Grenzen jener zu diesen auch auf dem Wissensgebiet. Mit einem Wort: es erwachte das Verlangen nach einer Wissenschaft der Inneren Mission auf den verschiedensten Stufen der Erkenntnis. Von Wichern schon war die Forderung einer Wissenschaft der Inneren Mission erhoben worden, mancherlei Bausteine wurden gebrochen und behauen, aber erst in unserer Zeit hat man recht Hand ans Werk des Bauens gelegt. Dahin gehört es, daß eine ganze Anzahl theologischer Professoren — Wolters in Halle war der erste — eigene Vorlesungen über Innere Mission hielten. Jetzt ist dergl. auf fast allen deutschen Hochschulen schon geschehen. — Ein sehr glückliches Mittel, fachmännische Einsicht und Erfahrung wie eigene Anschauung dem jüngeren Theologengeschlecht zu vermitteln, hat Wichern jun. erfunden und angewendet mit dem 1886 zum ersten Mal gehaltenen Kursus für Innere Mission. Er hat damit viel Nachfolge gefunden bei Behörden und Vereinen, und später hat man auch für andere Schichten von Interessenten solche Kurse gehalten, so für Lehrer, für Frauen, oder hat sonstige Modifikationen des Kursusgedankens eingeführt, indem man über einzelne enger begrenzte, aber einem gewissen Kreis besonders wichtige Gebiete der Inneren Mission Belehrungen gab. Was in mündlicher Unterweisung geleistet wurde, fand seinen bleibenden Niederschlag in der Literatur. In keinem neueren System der Praktischen Theologie fehlt der Abschnitt über Innere Mission. Uhlhorn hat sein Werk über die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit geschrieben, gleich vorzüglich in Erforschung der Quellen wie in der Darstellung, und Wurster seine Lehre von der Inneren Mission, den weitschichtigen Stoff geistig durchdringend und in seinen Hauptzügen lebensvoll vorführend. Auf diesem Gebiet liegen auch die Bemühungen des Verfassers dieses Leitfadens. Eins muß hierbei hervorgehoben werden: nur solche wissenschaftliche Arbeit kann Ersprießliches leisten, welche in engster Fühlung mit der Praxis steht. Die bloße Bücherweisheit genügt für die wissenschaftliche Erfassung nicht. Ebenso wie auch für eine irgendwie bedeutendere Praxis um dieser selbst willen die wissenschaftliche Grundlage und Schulung von großer Bedeutung ist.

Mit dem wissenschaftlichen Zug in dem jetzigen Stadium der Inneren Mission berührt sich der fachmännische. Während die schon aus früheren Perioden bekannte Weise des Zusammenschlusses von lokal einander nahestehenden Bestrebungen die Landes- und Provinzialvereine erstehen ließ — deren Zahl sich natürlich noch vermehrt hat — und

von Fachvereinen nur etwa die Diasporapflege (Gustav Adolfverein rc.), die Diakonissenanstalten und ganz anfangsweise die Jünglingssache etwas wußten, verbündeten sich in den drei letzten Jahrzehnten alle Arten von Fachgenossen. Hier wären etwa zu nennen: der Verband deutscher Rettungshäuser und Erziehungsvereine 1895, die meisten Jünglingsbündnisse und deren Zusammenschluß zur nationalen Vereinigung der evangelischen Jünglingsbündnisse in Deutschland 1896, der Vorständeverband der evangelischen Jungfrauenvereine 1892, der deutsche Herbergsverein 1883, Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen 1892, der Centralverband deutscher Arbeiterkolonien, der evangelisch-kirchliche Hilfsverein in Berlin 1888, die Diasporakonferenz der deutschen evangelischen Kirche im Ausland 1881, Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Krieg 1886, Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine 1889, Konferenz der Brüderhäuser 1876 u. s. w. Von ganz besonderer Bedeutung ist die neben allen andern centralen Organisationen bestehende Konferenz der theologischen Berufsarbeiter der Inneren Mission, welche seit 1877 unter dem Vorsitz des Generalsuperintendenten D. Hesekiel aus Posen alle zwei Jahre ihre Zusammenkünfte hat.

Eine Zeit lang drohte die fachmännische Klarheit und Sicherheit, die man in steigendem Maß gewonnen hatte und gewann, durch die neuere soziale Strömung aus ihren Bahnen gedrängt zu werden. Mit dem Wachstum der Sozialdemokratie glaubte man auch auf kirchlichem Gebiet soziale Wege wandeln zu müssen. Eine Anzahl Kirchenregierungen zeigten hier ein sehr weitgehendes Entgegenkommen. Namentlich jüngere Theologen wandten sich mit ebensoviel Eifer als Unreife dem sozialen Wirken zu, oder wenigstens dem Hören, Lesen, Reden von diesen Dingen. In Stöckers Tätigkeit hatte von jeher das soziale Moment sehr mitgesprochen. Nun kam der evangelisch-soziale Kongreß; Naumann, Göhre, Frau Gnauk-Kühne waren in aller Leute Mund. Aber nach einigen Jahren legten sich die Wogen sehr. Das Schwergewicht der realen Verhältnisse gewann über die theoretische Verstiegenheit wieder die Oberhand. Die mehrfachen Mauserungen, welche jene drei genannten Persönlichkeiten vollzogen, konnte man doch nicht mehr mitmachen. Die Prophezeiung, die — sehr von oben herab angesehene — Innere Mission liege in den letzten Zügen, das soziale Wirken trete an ihre Stelle, war nicht in Erfüllung gegangen. Jedoch die Erkenntnis, welche wirkliche Sachkenner schon vor der sozialen Flutwelle besessen hatten, war nun auch in weitere Kreise gedrungen: daß die Innere Mission eine soziale Seite habe, daß man als Arbeiter der Inneren Mission wie mit allen Zeitströmungen, so auch mit der sozialen Fühlung halten müsse. Und noch eins blieb als Rest zurück: Wir haben nun die Frau als Rednerin auch in christlichen, aus Männern und Frauen gemischten Versammlungen, sowie als Leiterin von Frauentagen als ständige Einrichtung. Noch dürfen Männer dabei helfen. Ob das lange dauern wird? Unseres Erachtens ist die Frauenbewegung — ich rede nur von christlichen Bestrebungen — damit über die Linie des für die Frauen, für die Innere Mission, für die Kirche Heilsamen hinausgegangen.

Während des Verlaufs unserer ganzen Periode hat sich in steigendem Maß die humanitäre Arbeit entwickelt. Die Vereine vom Roten Kreuz — im Sinn einer Zusammenfassung aller freiwilligen Arbeit im Krieg und für den Krieg — stehen dabei zeitlich in erster Linie. Man erkannte, daß man, um für den Krieg stets bereit sein zu können, einer Friedenstätigkeit bedürfe, und richtete eine solche ein. Im deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, 1880 gegründet, kam eine zweite sehr respektable Bestrebung hinzu, welche ebensowohl kommunale und staatliche wie freiwillige Armenpflege umfaßt und den hier möglichen und nötigen Reformbestrebungen durch Verbreitung von fachmännischem Wissen dienen will. Endlich die soziale Wohlfahrtspflege seit 1891, die in verschiedenen Gliederungen sich der Arbeiter und der ländlichen Bevölkerung annimmt und in ihren vortrefflichen Publikationen eine große Summe von Studien und Erkenntnissen allgemein zugänglich macht. Vor andern verdient hier Dr. Münsterberg, jetzt Stadtrat in Berlin, mit seinen organisatorischen und literarischen Arbeiten genannt zu werden. In allen diesen Bestrebungen begrüßt die Innere Mission Bundesgenossen im Kampf wider mancherlei Not. Sie arbeitet mit ihnen gegebenen Falls Schulter an Schulter, indem sie sich freilich ihre Eigenart nach Grund, Ziel und Mitteln wahrt. Nur wo sich unchristliche und antichristliche Strömungen und Stimmungen bemerklich machen, wie dies geschehen ist, sieht sie sich um des Gewissens und der Ehrlichkeit willen außerstand, gemeinsam mit den Vertretern derselben zu handeln. Anhangsweise sei auch der Charitasverband für das katholische Deutschland erwähnt, der 1897 ins Leben gerufen, in seinen Vertretern und Publikationen unumwunden die Verdienste der Inneren Mission anerkennt und keinerlei Polemik gegen die evangelische Kirche treibt. Dies ist billig und wohltuend, nachdem gerade auch in Beurteilung evangelischer Liebestätigkeit lange in der katholischen Kirche ein anderer Ton geherrscht hat.

Es ist schon in der Darstellung der Jahre 1830—1870 darauf hingedeutet worden, daß man die freie Wortverkündigung von seiten der Inneren Mission nicht nach Gebühr gepflegt hat. Die Folgen davon sollten sich in den Jahren von 1870 an zeigen. Es trat eine selbständige Evangelisationsbewegung auf, welche zum Teil in dieser Versäumnis der Inneren Mission ihren Ursprung und ihren Grund hatte, zum Teil freilich, und zwar wohl zum größeren Teil, in allgemeinen kirchlichen und Zeitverhältnissen. Es sind dabei mancherlei ungesunde Erscheinungen hervorgetreten. Namentlich hatte man Ursache von einer englisch-amerikanischen Invasion zu sprechen, die neben einzelnem Guten sehr viel Verkehrtes mit sich brachte. Man hat in den Kreisen der Inneren Mission — namentlich von Wurster ist dies auf dem Straßburger Kongreß für Innere Mission 1899 in sehr ernster und besonnener Weise geschehen — an die notwendige Wesenszugehörigkeit der Wortverkündigung zur Inneren Mission erinnert, man hat gemahnt, um der einen wie um der andern willen diese Verbindung zu suchen und zu vollziehen, statt beide immer weiter zu trennen; es sind auch Versuche kirchlicher Evangelisation gemacht worden u. s. w. Doch ist

mir sehr zweifelhaft, ob man mit dem allen im großen und ganzen zum Ziel kommt. Es fehlt gar sehr die Einsicht in den wirklichen Sachverhalt, und die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse lassen es schwerlich zu einer warmen Fühlung der verschiedenen Strebungen miteinander kommen.

§ 27. Arbeiten.

Da der ganze zweite Hauptteil des Leitfadens, der von dem Bestand der Inneren Mission handelt, die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit derselben ausführlich darstellt, so kann schon deshalb die hier zu gebende Übersicht über den Zeitraum von 1870 bis heute kürzer gefaßt werden. Es seien nur einige Richtlinien gezogen.

Die alten Arbeiten bleiben in ihrer großen Mehrzahl im Gang, einige wenige, indem sie wesentlich im alten Umfang betrieben werden, z. B. die Rettungshäuser, die weitaus meisten, indem sie sich ganz außerordentlich ausdehnen, z. B. Herbergen zur Heimat, Jünglingsvereine, Jungfrauenvereine.

Andere alte Arbeiten bleiben in gutem Wachstum, aber gewinnen zugleich einen inneren Ausbau und eine mannigfache Spezialisierung, was nur die Frucht eingehenderer, praktischer Beschäftigung mit den betreffenden Nöten ist. Wer auf einem großen Feld arbeitet, merkt leicht, wie verschieden des Bodens Art ist, wie verschieden deshalb auch die Behandlung sein muß. Den Kampf gegen die Unzucht kannte man in der vorigen Periode fast nur als Arbeit in den Magdalenenanstalten, Heldring allein beeinflußte die öffentliche Meinung in etwas nachhaltigerer Weise. Wie hat sich die Arbeit seitdem vermannigfaltigt! Von den 48 Sittlichkeitsvereinen Deutschlands stammt nur einer aus den sechziger, einer aus den siebziger, alle andern aus den achtziger und neunziger Jahren. Daneben gibt es noch Vereine des Weißen Kreuzes und außer den Magdalenenasylen im alten Stil Zufluchtsstätten (zur raschen, vorläufigen Unterbringung), Versorgungshäuser (für Erstgefallene), Frauenheime (etwa = Arbeiterinnenkolonien) u. s. w.

Manche frühere Arbeiten der Inneren Mission, um welche dieselbe oft hart zu kämpfen hatte, wofür sie oft sehr verächtlich angesehen wurde, haben jetzt einen guten Namen, ja hohes Ansehen in weiten Kreisen und auch bei Gebildeten und maßgebenden Persönlichkeiten gewonnen. So beurteilt man heute die Mäßigkeits- resp. Enthaltsamkeitssache nicht mehr als etwas, das bloß die Schnapstrinker aus dem niederen Volk angeht, sondern Tausende von studierten Leuten, vor allem Mediziner, Pastoren, Juristen, Lehrer 2c. sehen jetzt die Abstinenz als eine edle, dem Einzelnen wie dem Volksganzen zu gute kommende Bestrebung an und tun mit. Die Bemühungen um die Sonntagsruhe werden heute als eine Sache der Volkswohlfahrt von großer Bedeutung angesehen, worüber Ärzte und Nationalökonomen, Fabrikanten und Kaufleute sich einig sind.

Was ehemals die Innere Mission betrieb, oder wozu doch wenigstens die freie und private Initiative die Anregung gab, das übernimmt jetzt

der Staat als Kulturstaat oder das bürgerliche Gemeinwesen auf allen Stufen der Selbstverwaltung. Schon lange hat man bis zu einem gewissen Grad für Arme und Kranke soweit gesorgt, daß sie nicht völlig verkamen, man hat Waise, Blinde, Taubstumme und Irre in Provinzialanstalten verpflegt und ausgebildet, jetzt aber gibt man Unfall-, Invaliditäts- und Altersversorgungsgesetze zum Schutz breiter Schichten des Volks. Der Jugend zu gut führt man erst das Zwangs-, dann das noch weitergehende Fürsorgeerziehungsgesetz ein. Auch in Bezug auf das Gesetz über Sonntagsruhe hat der Staat wenigstens seinen guten Willen gezeigt. Trinker können jetzt rechtzeitig gesetzlich entmündigt werden u. s. w. u. s. w. Wo der Staat als Arbeitgeber auftritt, sorgt er für das Wohl der Arbeiter auch unter erschwerenden Verhältnissen, so in musterhafter Weise beim Bau des Nordostseekanals, und zwar im Bunde mit Kirche und Innerer Mission. Alle diese Tätigkeiten — und gerade die gesetzgeberischen — gehören zwar ganz wesentlich zum staatlichen Pflichtenkreis; sie sind nicht Innere Mission; aber sie nehmen der Inneren Mission Aufgaben ab, welche sie nicht für alle Zeit in Händen behalten kann, oder sie ermöglichen und erleichtern durch Herstellung äußerer Ordnung und menschenwürdigerer Lebensbedingungen die Arbeit der Inneren Mission, sind von ihr also im höchsten Maß willkommen zu heißen.

Ebenso übernimmt die organisierte Kirche frühere Arbeiten der Inneren Mission. Dieser Prozeß der Verkirchlichung kann der Inneren Mission nur sehr erwünscht sein, vorausgesetzt, daß die Arbeiten bei diesem Übergang wirklich im rechten Sinn und Geist weiter gepflegt werden und nicht nur eine neue Nummer in der kirchlichen Registratur bilden. Eine sehr normale, wachstümliche, allmählich, je nachdem die Vorbedingungen da sind, sich vollziehende Verkirchlichung hat z. B. die Sonntagsschule gefunden, nachdem sich seit den siebziger Jahren die Kirchenbehörden dafür interessiert haben, und ist dadurch zum Kindergottesdienst geworden. In derselben Weise werden jetzt, wenn die Liebesübung in einer Gemeinde genügend erstarkt ist und bei Pastor und Gemeindekörperschaften verständnisvolles Interesse findet, statt Vereinshäuser vielfach Gemeindehäuser gebaut. Allmählich wird auch das Bewußtsein stark, daß die heimische Kirche als solche sich ihrer Diaspora, auch der fernen, überseeischen annehmen muß, und manche Ansätze zur Verwirklichung dieses Gedankens sind namentlich von dem evangelischen Oberkirchenrat in Berlin und dem Landeskonsistorium in Hannover gemacht.

Aber endlich sind auch viele neue Arbeiten unternommen worden. oder haben sich doch aus allerkleinsten Anfängen in unserm Zeitraum zu solcher Blüte entwickelt, daß sie einer völligen Neuschöpfung gleichzuachten sind. So finden wir Spuren der von der Idiotenfürsorge gesonderten Epileptischenpflege bei Bost in Laforce (Frankreich) seit 1862, in Stetten (Württemberg) seit 1866, in Bielefeld seit 1867. Aber was will das sagen im Vergleich zu dem Aufschwung, den die Sache durch von Bodelschwingh seit dem Jahr 1873 nahm, sodaß jetzt über 3000 Pfleglinge diese Anstalten bevölkern, worunter weit mehr als die Hälfte sich allein in Bielefeld befinden. — In Deutschland etwas ganz Neues

waren die Arbeiterkolonien (1882) und die damit verbundenen Verpflegungsstationen, welche gleichfalls der Initiative von Bodelschwinghs ihr Dasein und seiner unablässigen Propaganda ihre Ausbreitung verdanken. — Die Ferienkolonien sind erst 1876 in der Schweiz entstanden und haben rasch und zahlreich in Deutschland Eingang gefunden, sowohl in christlichen wie namentlich auch in humanitären Kreisen. Ein Gleiches gilt auch von den Kinderheilstätten, obwohl ganz wenige Anstalten mit ihrem Anfang bis in die vierziger und fünfziger Jahre zurückgehen. — Ähnlich ist's mit der deutschen Seemannsmission, die erst in den achtziger Jahren kräftig in die Hand genommen wurde, und mit der Krüppelpflege; diese war zwar in Süddeutschland schon früh begonnen, aber erst in den achtziger Jahren holte sich Norddeutschland von Dänemark her den zündenden Antrieb zu dieser Arbeit u. s. w.

§ 28. Persönlichkeiten.

Karl Mez (20. April 1808—28. Mai 1877), zu Kandern in Baden geboren, das Musterbild eines christlich-patriarchalischen Arbeitgebers, der mit seiner Methode glücklich war und beglückte, während er mit einem Versuch zu sozialer Beteiligung der Arbeiter an Gewinn und Verlust sehr traurige Erfahrungen machte. Christlich und politisch sehr weitherzig, auch von seinen Gegnern in seiner warmherzigen Ehrlichkeit anerkannt, ein schlagfertiger Redner, fleißig und klug in seinem Geschäft der Seidenspinnerei, mit dem Wahlspruch: „Bete und arbeite". Er wollte aus der Fabrik eine Bewahrungs- und Erziehungsstätte machen. Seine Tätigkeit auf diesem Gebiet hatte drei Grundlagen: er beschäftigte fast nur Arbeiterinnen (etwa 1000), er wirkte und lebte wie ein Vater unter ihnen, er stellte sittliche Vorzüge allezeit über ökonomische Vorteile. Die hier von ihm geschaffenen Einrichtungen waren zweifacher Art. Am Ort der Hauptfabrik, in Freiburg i. B. bot Mez den Mädchen eine Heimat in einem Kost- und Logierhaus mit christlicher Hausordnung, welche er mit seiner Familie vorlebte. Wenn z. B. den Mädchen der Besuch öffentlicher Tänze verboten war, aus Mez' Familie ging auch niemand auf den Ball. Die Wohnung stellte Mez unentgeltlich, für die Instandhaltung hatten die Bewohnerinnen zu sorgen. Häusliche Tätigkeit und Ausbildung darin gehörte für die Mädchen, so gut wie die Fabrikarbeit, zu ihren Pflichten. Daß es an guter, billiger Kost, Krankenpflege, Sparkasse, Fürsorgeeinrichtungen aller Art nicht fehlte, ist selbstverständlich. — Diese Hauptfabrik war aber von einem Kranz von Filialfabriken umgeben: in Dörfern, wo Wasserkraft und Arbeitskräfte waren, wohnten die Arbeiterinnen bei den Eltern, blieben in deren Schutz und in der Gewohnheit der häuslichen und auch ländlichen Arbeit, während ihnen der Dienst in der Fabrik, die ihre Erziehung mit beabsichtigte, ein auskömmliches Leben gewährte. So waren sie bei späterer Verheiratung brauchbare Hausfrauen. Auch für nicht wenige sog. halbe Kräfte (Schwache, Verkrüppelte, Taubstumme) hatte Mez in seiner Fabrik Arbeit. Tüchtigkeit,

Christlichkeit und persönliche Hingabe sind die Ursachen seiner Erfolge gewesen. Er starb in Freiburg.

In Kirchenrat Johannes Karl Heinrich Fröhlich (11. Febr. 1826 —10. März 1881) lernen wir einen energischen, lutherischen Vertreter der Inneren Mission und namentlich der weiblichen Diakonie kennen, der in seinem Lebenswerk und in seiner kirchlichen Stellung Löhe nah verbunden war. Harleß wies ihm den Weg zum Glauben in lutherischer Prägung. Der Kabinettsminister v. Einsiedel, der überhaupt dem kirchlichen Leben Sachsens große Dienste getan, berief ihn in das Sekretariat der sächsischen Hauptbibelgesellschaft. Damit verband sich eine gleiche Stellung bei dem sächsischen Gefängnisverein. Das kleine Diakonissenhaus bedurfte eines Geistlichen und Rektors. Einsiedel setzte den bereits Bewährten in dies Amt 1856. Man merkte alsbald die feste Hand, welche nun das Haus leitete. Fröhlich brachte Klarheit und kräftiges Wachstum in die Sache. Er war wie geschaffen für sein Amt, mit seiner Erfahrung in der Liebestätigkeit, seiner Lehrbegabung, seiner bedeutenden, originalen, volkstümlichen Predigtweise. Er teilte die Fliednersche Auffassung der Diakonie, aber in ihrer kirchlichen Gestaltung schloß er sich an Löhe an. Es war Fröhlich geschenkt, die Anstalt ebensowohl durch reichen Unterricht und schöne Gottesdienste tiefer zu gründen, als nach außen sie mächtig zu entfalten und zwar in damals noch seltener allseitiger Gestaltung der Arbeitsfelder des Mutterhauses (Kranken-, Siechen-, Magdalenenpflege, Mädchenpensionat, Kleinkinderlehrerinnenseminar, Krippe, Marthahaus u. s. w.) und in Darbietung von Schwestern an lutherische Landeskirchen, welche noch keine eigene Diakonissenhäuser hatten, bis nach Rußland hin. — Nach dem Tag voll Arbeit kam rasch die Nacht, da niemand wirken kann. Mitten in den Vorbereitungen zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum starb Fröhlich an einer rasch verlaufenden Krankheit.

Superintendent Karl Bastian (23. April 1821—6. Mai 1881) in Bernburg wurde durch seine amtliche Führung und als Schwiegersohn Heldrings ein Hauptkämpfer und -arbeiter auf dem Gebiet der Magdalenensache und alles dessen, was damit sich berührt. Als Pfarrerssohn zu Ströbeck bei Halberstadt geboren, rang er sich als Student der Theologie namentlich durch Tholucks Einfluß und Hilfe vom landläufigen Rationalismus los. Zumeist als Hauslehrer in vornehmen Verbindungen lebend, lernte er das Volks- und kirchliche Leben in der Schweiz, im Harz, am Rhein kennen, und neben fleißigem Weiterstudium trat er überall den Persönlichkeiten und Bestrebungen der Inneren Mission nahe. Nach zwölf Wanderjahren berief Oberpräsident v. Kleist-Retzow ihn als Direktor und Pfarrer an die Knabenstrafanstalt St. Martin zu Boppard a. Rh. Alsbald folgte Mitarbeit an dem nahegelegenen Magdalenenasyl Bethesda bei Boppard, das unter Frl. Göschens Leitung stand und nach dem Muster von Heldrings Anstalten 1855 entstanden war. Schon 1859 kam Bastian nach Bernburg, aber das einmal gefaßte Interesse an dem Kampf wider die Unzucht behielt er, und es wurde neu gestärkt durch die Verheiratung mit Heldrings Tochter Marie. Er war ein trefflicher Volksprediger und

Missionsmann, geschätzter Seelsorger, Leiter von mancherlei Vereinen, durch die Herzogin sowie den Minister Schätzell kräftig unterstützt. 1862 lernte er England als Teilnehmer an den deutschen Predigten während der Industrieausstellung kennen. Als Spezialarbeiter auf dem Magdalenengebiet — er schuf und leitete in Bernburg ein Asyl — trat er häufig auf mit gediegenen, das Gewissen anfassenden Vorträgen, auf Kongressen und Versammlungen in Deutschland und über seine Grenzen hinaus. Die Amtsarbeit, auch die kirchlichen Verwaltungsgeschäfte, die sonst nicht seine besondere Freude waren, wurden treu geleistet. In der Familie gab's auch mancherlei Leid (von 11 Kindern starben 5). So rieb sich der starke Mann frühzeitig auf.

Karl August Mühlhäußer (26. Febr. 1825—20. Jan. 1881) war kein Berufsarbeiter der Inneren Mission, aber er stellt in seiner Persönlichkeit und zwar in gesunder Weise die Beziehungen dar, welche die Innere Mission zum kirchlichen und Staatsleben hat. Im Pfarrhaus zu Klein-Kems in Baden geboren, schlug er die theologische Laufbahn ein. Seiner Tüchtigkeit verdankte er die Berufung in den badischen Oberkirchenrat, seine kirchlich-positive Überzeugungstreue nötigte ihn zum Wiederaufgeben dieser Stellung. 39jährig ward er Pfarrer der Landgemeinde Wilferdingen, die er bis zu seinem Tod verwaltete. Als konservativer Abgeordneter war er zweimal Mitglied der badischen Kammer. Er gehörte zum Vorstand vieler Anstalten und Vereine, namentlich auch der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, und überall war er ein eifriger Arbeiter, der des besten Vertrauens genoß. An der Inneren Mission schätzte er sonderlich die Möglichkeit äußerlich freier, innerlich an die Gottesgedanken der Heiligen Schrift gebundener Tätigkeit auch für die Laien. Von der bureaukratischen, bloß offiziellen Kirchlichkeit hatte er gering zu denken gelernt. Auf dem Gebiet der Inneren Mission aber pflegte er nach seiner Veranlagung und Lebensführung insonderheit die Presse, gerade auch hier auf die Beziehungen zur Politik und zum Leben der verfaßten Kirche Gewicht legend. So war er an der Zeitung „Deutsche Reichspost" beteiligt, und an der Broschürensammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". Der Gedanke des „Reiches Gottes" war ihm für Staat, Kirche und Innere Mission von grundlegender Bedeutung. Seine bescheidene äußere Stellung machte ihn frei für größere aufs Ganze gehende Arbeit.

Medizinalrat Dr. August Hermann Werner (21. Juli 1808—18. Juni 1882), Sohn eines Stuttgarter Gymnasiallehrers, nach August Hermann Francke in der Taufe benannt, entschied sich, vor die Wahl zwischen Theologie und Medizin gestellt, für letztere, aber blieb deshalb doch den theologischen und kirchlichen Interessen in der Weise des württembergischen Pietismus treu. Erst auf seiner zweiten Stelle, als er 1834 nach Ludwigsburg zog, fand er mit der ihm entsprechenden Umgebung auch den geeigneten Wirkungskreis, in welchem er an seiner Frau, der Tochter eines dortigen Kaufmanns, und später an seinen Töchtern treue Helferinnen hatte. An dem Direktor des Männerzuchthauses, Oberjustizrat Klett, fand er einen gleichgesinnten, ihn gut beratenden Freund. Werners Arbeitsfeld waren in hervorragender Weise

Anstalten. Er wurde Arzt am Zuchthaus, an einem Privatkrankenhaus, am Rettungshaus Mathildenstift. Mit seinem für allerlei Not wachen Sinn sah er sich aber auch zur selbständigen Gründung von Anstalten für mancherlei Bedürfnis getrieben. So errichtete er eine Pflegerinnenschule, eine Diakonenanstalt. Aber dies und Ähnliches hatte entweder keinen Bestand oder ging doch nicht über die Linie des von andern Geleisteten hinaus. Werners bleibende Bedeutung liegt in seiner Tätigkeit für die kranke Kinderwelt, für welche er nach den verschiedensten Seiten, je nach dem auftauchenden Bedürfnis sorgte. Schon vor seiner Ludwigsburger Zeit, im Jahre 1834, erweckte ein Artikel sein Interesse, der ausführte, daß die Rettungsanstalten nur gesunde Kinder aufnehmen, die Kranken seien aber noch viel übler daran. Als nun ein solches Kind 1836 vom Rettungshaus Mathildenstift zurückgewiesen wurde, brachte Werner es in einer Familie unter. Das war der keimmäßige Anfang der Kinderheilanstalt. Als ihm in derselben viele gliederkranke Kinder unter die Hand kamen, errichtete er 1854 in Wildbad die „Herrenhilfe"; aus ähnlichem Grund 1862 für skrophelkranke Kinder die Filiale Bethesda im Soolbald Jagstfeld. Endlich machte ihm Prinzessin Wilhelm Mut, für verkrüppelte, bis zu einem gewissen Grad geheilte Mädchen 1879 das Maria-Marthastift einzurichten, wo sie Schul- und Arbeitsunterricht empfangen. (Diesem folgte nach Werners Tod 1892 das Wilhelmstift zu ähnlichem Zweck.) Endlich fühlte Werner die Last des Alters, und doch verlangten gleichzeitig mehrere hundert Kinder seine Fürsorge. Er gab seine Privatpraxis fast ganz auf und nun nahm er (nach zwanzigjähriger Arbeit) zuerst, nebst freier Wohnung, von der Anstalt einen mäßigen Gehalt. So lebte er, ein hilfsbereiter, fröhlicher Mann, wie ein Vater unter seiner Kinderschar. Bei seinem Tod waren 10745 Pfleglinge durch seine Anstalten gegangen.

Gustav Werner (12. März 1809—2. August 1887) entfaltete als Pfarrvikar in dem württembergischen Dorf Walddorf, als freiwilliger Reiseprediger und in der Fürsorge für die Jugend in Kleinkinder-, Industrieschule und Rettungsanstalt eine vielversprechende Tätigkeit. Eine gewisse Hinneigung zu Swedenborg, ein Gegensatz gegen den landesüblichen Pietismus u. s. w. brachten ihn in Konflikt mit der Kirchenbehörde, welcher mit seiner Entlassung endigte. Unterdessen war er mit seinem Rettungshaus nach Reutlingen gezogen und begann eine umfassende Tätigkeit. Er gründete eine Anstalt nach der andern in Reutlingen und anderwärts, durch welche er Landbau, Handwerk und Industrie in den Dienst des Reiches Gottes stellen und zugleich durch die Bewahrung und Rettung der Jugend wie durch Verwendung anderer minderwertiger Arbeitskräfte (Schwache, Krüppel) zur Linderung des Elends wirken wollte. Werner geriet jedoch in finanzielle Nöte, aus welchen er nur durch Errichtung eines Aktienvereins befreit werden konnte. Mit dieser und andrer Freundeshilfe war man imstande, im Lauf der Jahre allen Verpflichtungen zu entsprechen. Wenn Werner auch das geistige Haupt der Gemeinschaft blieb, welche teilweise kommunistisch verfaßt, den Grundstock der in allen Anstalten wirksamen Persönlich-

keiten abgab, wenn auch die Verwaltung der der Wohltätigkeit dienenden Teile des Ganzen je länger desto mehr wieder allein in seiner Hand lag, wenn sogar das Verhältnis zur Landeskirche gegenseitig ein immer freundlicheres wurde — so war und blieb Werner doch bis ans Ende durch seine kirchlich isolierte und finanziell eingeengte Stellung in schwieriger Lage, fast mehr noch ein Held im Dulden wie im Wirken. Trotz aller in ihm selbst und in seiner Stellung liegenden Schranken ist der Mann mit seiner Liebesfülle, Demut, Hingabe, Sorgfalt vielen ein Segen gewesen für Leib und Seele.

Hans Knudsen (11. Jan. 1813—16. Febr. 1886) war in seinem Leben und Wirken ebensowohl ein Mann der Äußeren als der Inneren Mission, letztere im deutschen Sinn verstanden. Und zwar war er schöpferisch erst gegen Ausgang seines Lebens auf einem besonderen Gebiet der Inneren Mission tätig, nämlich der Krüppelfürsorge. Er ist in Kopenhagen geboren und gestorben. Er war der Sohn eines Schiffers. Ausgesprochene Liebe zur geistlichen Laufbahn ließ ihn das Studium der Theologie wählen. Wie in allem war Knudsen auch in seinem Studium fleißig und gründlich. Kaum hatte er diese vollendet, so wurde er 1836 zum dänischen Pastor und Missionar in Trankebar (Ostindien) ausersehen. Den Trieb, in ferne Länder zu gehen, mögen die Erzählungen von Vater und Oheim und andern Seeleuten in ihm erweckt haben. Im folgenden Jahr wurde er ordiniert und reiste im Juni nach seiner neuen Heimat ab, kam aber erst im März 1838 dort an. Bald folgte ihm seine sehr jugendliche Braut nach. Mit Eifer wurde an der kleinen dänischen, der größeren tamulischen Gemeinde gearbeitet, 16 Schulen beaufsichtigt, 4 Katecheten angeleitet, manche Heiden, vornehm und gering, getauft. Aber weder Knudsen noch seine Frau konnten das Klima vertragen, dazu sollte demnächst die dänische Besitzung an die Engländer abgetreten werden und drei deutsche Missionare von der Dresdener, später Leipziger, Mission waren zur Fortsetzung der Arbeit vorhanden. So kehrte Knudsen 1843 wieder nach Kopenhagen zurück. Während er nacheinander mehrere Pfarrstellen versah, kräftigte sich seine Gesundheit namentlich durch Wasserkuren so, daß er nebenbei fleißig literarisch tätig sein konnte. Er war mit dem Diakonissenhaus in Kopenhagen bekannt geworden, und bei eintretender Vakanz wünschte ihn die Vorsteherin Luise Conring als Anstaltsgeistlichen. Er ging darauf ein. Aber zunehmendes Alter und die sich mehrenden Anstaltsaufgaben, welche eine frische Kraft forderten, ließen ihn nach 3½ Jahren dies Amt niederlegen. Sein Lebensabend sollte nicht in Untätigkeit dahingehen, sondern gerade die Arbeit ihm zuführen, in welcher er den allerreichsten Erfolg hatte und unmittelbar und mittelbar Unzähligen Hilfe spenden konnte. Im Jahre 1872 sah Knudsen ein kleines Mädchen, das sich mühsam an schlechten Krücken fortbewegte. Das war der Anlaß zur Gründung des „Vereins, der sich gelähmter Kinder annimmt". Die Elenden fanden sich zahlreich herzu. Man half ihnen durch Pflege, Bandagen, Maschinen, Operationen ärztlicherseits, aber zugleich durch Arbeitserlernung für künftigen eigenen Broterwerb. An Frl. Johanne Peterson fand er eine vortreffliche Gehilfin. Sie steht heute noch der

innerlich und äußerlich sehr erweiterten Veranstaltung vor. Man erweiterte die Handfertigkeits- und Handwerksarbeit, man nahm sich nicht nur der Kinder, sondern auch der Erwachsenen an: Hilfe für alle Krüppel, aber Hilfe zur Selbsthilfe war Knudsens Grundsatz, den er durch eifriges Werben, Reden, Schreiben, Organisieren zu verwirklichen suchte. Weite Kreise schenkten der Sache ihr Vertrauen, der Staat gab Zuschüsse, man kam von auswärts, um hier Krüppelfürsorge zu studieren. Als Knudsen heimging, hatte der Verein schon mehr als 1500 Verkrüppelten gedient und die Fürsorge für diese Elenden hatte einen unaufhaltsamen Anstoß zum segensvollen Fortschritt bekommen.

Gustav Jahn (23. Febr. 1818 — 21. Dez. 1886) wurde aus einem schlichten Mann des Handwerkerstandes (Weißgerber und Ackerbürger) zu einem bedeutenden Berufsarbeiter der Inneren Mission, aus einem nicht durch gelehrte Schulen Gegangenen ein kerniger Volksschriftsteller und frommer, zarter Dichter. Seine originelle Persönlichkeit mit eigenen Gedanken, seine praktische Tüchtigkeit, sein stets reger Lern- und Bildungstrieb, sowie ein feiner Sinn für schöne sprachliche Form, vor allem sein gesunder Glaube halfen ihm dazu. In Jahns jüngere Mannesjahre fällt seine Hauptschriftstellertätigkeit: Mitarbeit am „Volksblatt für Stadt und Land" (Ph. v. Nathusius), geschichtliche Volksschriften für den „Christlichen Verein im nördlichen Deutschland" (französische Revolution, Befreiungskriege); sein wichtigstes poetisches Werk: poetische Bearbeitung und geistliche Ausdeutung des Hohen Lieds voll Schönheit und Tiefe. Durch all dies wurde Jahn in weiten und hohen Kreisen bekannt und geschätzt. Im Jahre 1848 stand Jahn treu zu Fürst und Vaterland. Die Regierung konnte deshalb 1852 keinen Besseren zum Bürgermeister seines Geburtsorts Sandersleben (Anhalt-Dessau) ernennen als ihn. Von seiner kirchlichen Gesinnung gab er auch in diesem Amt Zeugnis durch Wort und Tat. Schwierigkeiten, die ihm darin begegneten, verleideten es ihm jedoch dermaßen, daß er 1858 gern eine Berufung an das Rettungshaus zu Züllchow bei Stettin annahm. Dasselbe war 1831 begründet und nach Wicherns Auftreten durch eine Brüderanstalt erweitert worden. Mit Jahns Eintritt begann eine neue Zeit für die Anstalt. Folgte er für die Kinder- und Brüderanstalt den Wichernschen Grundsätzen, so war sein eignes Ziel dies: die Anstalt durch die Weihnachtsindustrie (Weihnachtsschmuck) und Gärtnerei auf eine finanziell gesicherte Basis zu stellen. Auf diesem Gebiet hat Jahn große Verdienste, wenn auch, was ihm gelang, durchaus nicht von anderen Anstaltsvorstehern, die unter anderen Verhältnissen arbeiten müssen, gefordert werden darf. Es war in Züllchow zeitweilig ein großer Betrieb: 600 Morgen eigenen und gepachteten Landes, seit dem Zwangserziehungsgesetz, für das Jahn kräftig eintrat, 150 Kinder und 15—20 Brüder. Den Brüderunterricht erteilte er, der selbst nicht Geschulte, unter Aufwand von viel Zeit und Kraft, aber mit gutem Erfolg, weil er seine ganze originelle Persönlichkeit dabei einsetzte. Als man ihn erst in seinem Wirken kennen gelernt hatte, zog man ihn in mancherlei Arbeiten der

Inneren Mission in Pommern und darüber hinaus; und er gab sich auch dafür her. So leistete er die meiste Arbeit bei der Begründung der Anstalt Kückenmühle für Blöde und der Anstalt Tabor für Epileptische und betrieb mit großem Eifer und bestem Erfolg den Bau einer Lutherkirche in der Gemeinde Züllchow, 1886 eingeweiht. Bald danach rührte ihn in der Kirche der Schlag, an dessen Folgen er starb. Jahn war dreimal verheiratet. Aus seiner zweiten Ehe erwuchsen 10 Kinder. Ein Sohn folgte ihm im Amt an der Anstalt.

Carl Wilhelm Theodor Ninck (28. Mai 1834—17. Sept. 1887) ist das Beispiel eines Pfarrers, der sich die Ausübung des geistlichen Amtes ohne Zuhilfenahme der Veranstaltungen der Inneren Mission gar nicht denken konnte. Als Sohn eines Pfarrers in Staffel bei Limburg in Nassau geboren, verbrachte er in Bergebersbach seine Knabenjahre, seine Gymnasialzeit in Weilburg, im nächsten Verkehr mit dem Volksleben und mit der Natur. In Halle verlor er den Geschmack an der Theologie, sein Interesse galt den studentischen Dingen. Aber Erlangen gab ihm wieder Freudigkeit zur geistlichen Laufbahn; ernste Erlebnisse, sowie namentlich christliches Gemeinschaftsleben auf dem Predigerseminar in Herborn vertiesten seinen Sinn. Schon in seinem ersten Amt als Kaplan in Westerburg (1858—65) bewährte er seine große Gabe des Verkehrs mit Hoch und Niedrig in der Gemeinde, namentlich mit den Kindern, welche viel bedeutender war als seine Predigtgabe. Er begründete eine Kleinkinderschule, einen Jünglings- und einen Jungfrauenverein und richtete Missionsfeste ein. Für weitere Kreise war er tätig durch die Gründung des Nassauischen Kolportagevereins 1862, wozu ihm Dr. Craig, der Vorsitzende des Niedersächsischen Traktatvereins in Hamburg die Anregung gab. Die Schriftensache konnte noch eifriger betrieben werden, als er in der kleinen, dazu weniger angeregten Gemeinde Frücht bei Ems angestellt wurde (1865—73). Auch die Wirksamkeit als Feldprediger in den Kriegen von 1866 und 1870/71 war ihm von hier aus möglich. In der Heimat half er die Rettungsanstalt zu Scheuern in eine Idiotenanstalt umwandeln. — Als er 1873 nach Hamburg berufen wurde, fand er ein weites, für seine Art sehr geeignetes und dankbares Arbeitsfeld. Seine Frische und ungewohnte Wege und Methoden nicht scheuende Weise drang hier siegreich vor. Die Anscharkapelle (sein Vorgänger war hier W. Baur gewesen) sollte der Mittelpunkt der Stadtmission sein. Jedoch gab Ninck dieselbe bald ab; statt mit Brüdern zu arbeiten, schuf er sein Diakonissenheim Bethlehem. Er wollte neue Wege in der Diakonissensache gehen, konnte aber seinen Grundsatz „aus der Gemeinde für die Gemeinde" selbst nicht durchführen; nach seinem Tod wurde derselbe völlig aufgegeben (die Gemeinde, aus der die Schwestern kamen, war die Ninckſche Personalgemeinde im weitesten Sinn; die Gemeinde, in welcher sie wirkten, war ein bestimmter, lokaler Distrikt). Eine unhistorische Art und ein gewisses „Einspännertum" hafteten hier und auch sonst seinem Tun an. Großes leistete er aber in der Pflege des Gemeinschaftslebens — er schmolz die zu seiner Kirche sich Haltenden zu einer wirklichen Gemeinde zusammen — und auf dem Gebiet der Presse,

indem er hier seine alten Erfahrungen verwertete. Er reinigte den Niedersächsischen Traktatverein vom Engländertum, lehnte natürlich auch englisches Geld ab, was immer wieder englische Einflüsse zuwege gebracht hätte, mehrte den Abonnentenkreis des Sonntagsblattes „Nachbar" von einigen Hundert bis zu Hunderttausend, gab den vielgelesenen Kinderfreund heraus, schrieb nach einer Palästinareise sein treffliches Buch „Auf biblischen Pfaden" — den Erlös seiner Presse-Arbeit den Zwecken des Reiches Gottes widmend. Der mit alledem übernommenen übergroßen Arbeitslast erlag sein schon seit den Feldzügen geschwächter Körper. Er hinterließ eine tieftrauernde Familie und Gemeinde und einen weiten Freundeskreis — ein überaus tätiger und mit glücklichem Erfolg gesegneter Praktiker, ein ganzer Mann und Christ. Sein kirchlicher Standpunkt war der der Evangelischen Allianz.

Gustav Schlosser (31. Jan. 1826 — 1. Jan. 1890) wurde erst im letzten Drittel seines Lebens ein Berufsarbeiter der Inneren Mission, nachdem er allerdings früher schon, wie sein Freund Wilhelm Baur, ihren Bestrebungen sein Interesse zugewandt und ihr nach Kräften in dem Amt eines Landpfarrers in der eignen Gemeinde und außerhalb derselben gedient hatte. In Hungen (Hessen-Darmstadt) als Sohn eines fürstlich Solmsischen Beamten geboren, begleitete er zunächst noch die Revolution von 1848 mit Teilnahme und mit Hoffnungen auf eine Erneuerung des Staats- und Volkslebens. Aber die Früchte, welche dies Jahr zeitigte, außerdem das Erstarken der gläubigen Theologie und die Wiederbelebung der Kirche führten ihn in die Reihen der Arbeiter und Kämpfer des Luthertums. In mehreren Gemeinden, an der Bergstraße und im Odenwald, war er als Pfarrer tätig. Seine große Arbeitskraft und Dienstwilligkeit ließ ihn als Redner und Mitarbeiter regen Anteil nehmen am kirchlichen, Vereins-, Konferenz- und Missionsleben zunächst seiner engeren hessischen Heimat; alljährlich ausgeführte längere Reisen gaben ihm Kunde vom kirchlichen Leben außerhalb, wie sie ihn auch mit den bedeutendsten Persönlichkeiten Fühlung gewinnen ließen. Seine tiefdringende Beobachtung und sein eisernes Gedächtnis brachten reiche Frucht mit nach Hause. Jahrzehntelang redigierte er das Hessische Kirchenblatt im Kampf mit dem Katholizismus, dem Liberalismus und nicht zum wenigsten dem hessischen Kirchenregiment, das in jenen Jahren übel genug schaltete und waltete. Endlich suchte Schlosser im Abscheu vor dem gesamten Treiben in seiner heimischen Landeskirche 1872 seine Dienstentlassung nach. Früher hatte er mehrfache Berufungen aus treuer Anhänglichkeit gegen die Heimat und seine Aufgabe ausgeschlagen, jetzt folgte er gern einem Ruf als Leiter der Stadtmission in Frankfurt a. M. Hier wirkte er friedlich bauend in großem Segen bis zu seinem Tod. Er war kein Organisator und Gründer; aber er war ein treuer Pfarrer auch in dieser Tätigkeit, Seelsorge seine Stärke, ebenso wie Vorträge und Reden aus dem Gebiet der Inneren Mission in ihrer Beziehung zu dem Volksleben und der Geschichte, der alten und neuen Literatur. Gemütvolle, echt deutsche und lutherische Gaben seiner fruchtbaren Feder füllen einen nach seinem Tode herausgegebenen Sammelband. Die

letzten Jahre versagte seine stark angespannte Arbeitskraft. Eine rasch verlaufende Krankheit entnahm ihn einer gesegneten Tätigkeit.

Hermann Borchard (28. März 1823—3. August 1891), ein geborener Reiseprediger, der diese seine Gabe hauptsächlich im Dienst der Diasporafürsorge verwertet hat, zuerst in der Diaspora, dann für sie wirkend. Er ist in Königsberg i. Pr. geboren und studierte dort Theologie. Die Verheiratung einer Schwester nach Amerika, die er auf einer Studienreise, welche sie als Malerin machte, nach Italien begleitet hatte, gab den Anstoß zur Erkundung der überseeischen Verhältnisse. Daraus wurde pastorale Arbeit an mehreren Orten. 1862 kehrte er in die alte Heimat zurück. Der Berliner Verein für Nordamerika stellte ihm nun die Aufgabe der Propaganda für diesen Zweck. Bald aber sandte ihn der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin nach Brasilien zur geistlichen Pflege der evangelischen Deutschen. Im Laufe von 6 Jahren entstanden dort 18 Gemeinden. Dabei leistete die sog. Langenberger Gesellschaft unter Missionsinspektor Fabris Vorsitz, den Borchard vordem kennen gelernt, gute Hilfe. Auch in anderen Staaten konnte er nützliche Dienste leisten. 1872 bedurfte er wieder eines weniger angreifenden Amtes. Er fand es vorübergehend in Solingen, dann in Ummendorf bei Magdeburg bis zu seinem Lebensende. Er nahm sich der Jugend, der Armen und Gedrückten eifrig an und vertiefte sich durch ernste Studien in die Eigenart der deutschen ländlichen Verhältnisse, sonderlich seiner Gegend. Aber die Liebe zur überseeischen Diaspora und die reichen Erfahrungen, die er dort gesammelt hatte, machten ihn zum warmherzigen und kundigen Vertreter in Wort und Schrift. 1882 schuf er in der Diasporakonferenz einen Sammelpunkt von früheren und noch aktiven Diasporageistlichen und Freunden der Sache; von ihr ist manche Anregung und die Verbreitung kundiger Mitteilungen ausgegangen. Borchard hat fleißig in ihr und für sie gearbeitet. Seine zahlreichen Bekannten kehrten aus weiter Ferne gern in sein gastliches Pfarrhaus ein. Der unermüdliche und rastlose Mann machte aufs neue Reisen zum Studium des ganzen Auswanderungswesens in Deutschland, ja Forschungsreisen in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse bis in den Kaukasus, nach Südrußland und den amerikanischen Westen. Aber die Ergebnisse dieser Reisen sollten von ihm nicht mehr verwertet werden. Bei einer Festpredigt im Dienste des pommerschen Provinzial-Ausschusses für Innere Mission erkrankte er und starb wenige Wochen darauf.

Julius August Gottfried Disselhoff (24. Oktober 1827—14. Juli 1896), geboren zu Soest, gestorben zu Forsthaus Tiergarten bei Simmern während eines Kuraufenthalts. Ursprünglich studierte er Philosophie und Literatur, ging aber zur Theologie über. Das Interesse, namentlich an der Literatur, begleitete ihn durch sein ganzes arbeitsvolles Leben. Als Früchte seiner betreffenden Studien sind das tiefe Buch über Hamann und mehrere nach seinem Tode erschienene Bände vermischter Aufsätze zu bezeichnen. Der hierin bezeugte weite Blick und die abgeklärte, kernige Schreib- und Redeweise waren auch für sein übriges Wirken charakteristisch. Schon in seiner

Jugend war der gereifte, energische Mann einflußreich unter seinen Altersgenossen, was sich im Revolutionsjahr 1848 bewährte. Im Jahre 1850 half er Fliedner bei seinen literarischen Arbeiten, 1852 lebte er im Hause von Phil. v. Nathusius in Reinstedt, 1853 bekam er ein Pfarramt zu Schermbeck bei Wesel. Hier richtete er in Notzeit mancherlei Hausindustrie ein. 1855 berief Fliedner den literarisch und praktisch bereits anfangsweise Bewährten als Gehilfen an seine Anstalten, namentlich auch an die Anstalt für weibliche Gemütskranke. Sein warmes Interesse an dem ganzen Gebiete der Geisteskrankheiten trieb ihn zu Studien über die „gegenwärtige Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten" und 1857 faßte er sie in einer besonderen Schrift unter diesem Titel zusammen. Dieselbe brachte mit ihrer Fülle von Tatsachen und ihrer andringenden Beredsamkeit die ganze Idiotensache in Fluß. Selten hat ein derartiges Buch so viel tatsächliche Erfolge gezeitigt, wie dies. Die Gründung einer ganzen Reihe von Anstalten hat es angeregt. Nach Fliedners Tod konnte keine geeignetere Kraft zur Fortsetzung seines Werkes gefunden werden, als Disselhoff, der unterdessen sich mit einer Tochter Fliedners verheiratet hatte. Aber Disselhoff war nicht nur ein Nachfolger Fliedners, in dessen Spuren und Grundanschauungen er mit großer Treue und Nüchternheit einherging, sondern er ergänzte die Fliednersche mehr reformierte Art durch seine lutherische Weltoffenheit und seinen biblischen Realismus. Seine Predigten vereinigten in seltener Weise eine markige Popularität mit Tiefe der Anschauung und Einfachheit des Ausdrucks. Diese Gabe machte ihn auch zu einem fleißigen und erfolgreichen Volksschriftsteller. Der Kaiserswerther Kalender enthält eine ganze Reihe trefflicher Lebensbilder aus seiner Feder. Sein Wort war stets, auch unter den Fachgenossen auf den Generalkonferenzen der Mutterhäuser, voll Nachdruck und Einfluß. Große Reisen im Dienste der Diakonissensache hatten seinen Gesichtskreis weit und seine Weltkenntnis tief gemacht. Die Zahl der Stationen und Schwestern Kaiserswerths wuchs unter ihm um das doppelte, von 115 Stationen auf 230, von 427 Schwestern auf 953. In den letzten Jahren war seine Gesundheit, namentlich sein Sehvermögen, sehr geschwächt.

Generalsuperintendent Wilhelm Baur (16. März 1828—18. April 1897) ist ganz speziell von Wichern angezogen, beeinflußt und für die Innere Mission als kirchlich-freie Einwirkung auf das Volksleben gewonnen worden, nachdem er, zu Lindenfels im Odenwald als Sohn eines Oberförsters geboren, durch seinen Bruder, den Professor der Theologie Gustav Baur gefördert, von Schleiermacher und Hundeshagen angeregt, im Jahre 1848 zu lebendigem Glauben durchgedrungen war. Mit seinen Freunden Gustav Schlosser und anderen Theologen, sowie den Offizieren Königer und v. Plönnies teilte er bald die Liebe zur Inneren Mission. In seine Arbeit an zwei Dorfgemeinden trug er die Gesichtspunkte der Inneren Mission hinein; die Zeit, welche sie ihm übrig ließ, widmete er dem Leben seiner Landeskirche und war als überaus frischer und unermüdlicher Prediger auf Missionsfesten sehr gern gehört. Er beschenkte das gebildete Lesepublikum

mit manchen sinnigen, dem Studium des Volks- und Kirchenlebens entstammenden Schriften, unter welchen die mit dem Titel „Die Geschichts- und Lebensbilder aus der Zeit der religiösen Erneuerung in den Freiheitskriegen" die bedeutendste ist. Das Buch machte ihn in weiten Kreisen bekannt. 1865 wurde er seiner Dorfeinsamkeit entnommen, in welcher ihn die damaligen kirchlichen Verhältnisse Hessens festgehalten hatten, und durch Wicherns Einfluß als Pastor an die St. Anscharkapelle nach Hamburg berufen, die so recht eigentlich als das Centrum der dortigen Inneren Missionsarbeit gedacht war. Hier wirkte er durch seine frischen und gemütvollen Predigten (sein Bruder Gustav war gleichzeitig Hauptpastor in Hamburg), leitete die Stadtmission und wirkte für die Magdalenensache. Sein patriotisches Empfinden wurde durch die Kriege 1866 und 1870/71 lebhaft in Anspruch genommen. 1872 wurde er als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen und wirkte dort im Sinne und Geiste von W. Hoffmann, Kögel und Frommel. Auf den verschiedensten Gebieten arbeitete er auch hier in der Inneren Mission: Centralausschuß, Sonntagsschule, Magdalenensache, Johannesstift, Paul Gerhardtstift. Hier schrieb er u. a. auch das sehr zu schätzende „Deutsche evangelische Pfarrhaus". 1883 wurde er Generalsuperintendent für Rheinland in Koblenz, ein eifriger Förderer des Gustav Adolfvereins, ein würdiger Gegner katholischer Übergriffe. Wie er stets ein begeisterter Sohn seiner hessischen Heimat geblieben war, so suchte er alljährlich in des Odenwaldes Bergen und Wäldern — er hatte in Lindenfels ein eigenes Haus — Erholung von den Arbeitsmühen, bis er, schon mit Abschiedsgedanken aus dem Amte beschäftigt, ohne langes Leiden heimging.

Johannes Deinzer (2. September 1842—25. Januar 1897), der Biograph Löhes, sein Gehilfe in den letzten Jahren, der Fortsetzer eines Teils seines Werks, Inspektor des Missionshauses für Nordamerika (ganz zuletzt auch der Heidenmission mit dienend) und „Obmann der Gesellschaft für Innere (und Äußere) Mission im Sinn der lutherischen Kirche" in Bayern. Pfarrerssohn, in Großengsee, Pfarrei St. Helena in Bayern geboren, in Augsburg das Gymnasium, in Erlangen die Hochschule besuchend, kam er dadurch mit Löhe in Beziehung, daß die Mutter nach des Vaters Tod nach Neuendettelsau zog. Der sehr begabte Mann wurde Lehrer an der damals unter Fr. Bauer stehenden Missionsanstalt, zugleich Vikar bei Löhe, später auch Konrektor der Diakonissenanstalt. 1875 folgte er Bauer in seinem Amt. Er ist wohl am tiefsten in Löhes Gedanken eingedrungen, ohne dadurch dem Meister gegenüber unfrei zu werden. Seine feste, milde, in allerlei Kreuz und Arbeit gereifte Persönlichkeit machten ihn zum Mann des Vertrauens in seinem ganzen Kreis. Seine vorzügliche Lehrgabe, große Arbeitskraft, Dienstwilligkeit und klare Umsicht machten ihn sehr geeignet zum Leiter der Missionsanstalt, die seit 1875 außer Amerika auch noch Australien nach Kräften mit lutherischen Predigern zu versehen suchte, ja 1878 der Arbeit der Inneren Mission noch eine solche der Äußeren Mission angliederte. Auch bei den Bestrebungen zur Hebung des Volkswohls im Geist der christlichen Liebe, z. B. eines Raiffeisenvereins,

beteiligte er sich. In der Kraft der Jahre wurde er durch den Tod seinem Arbeitsfeld entrissen. Sein Bruder wurde sein Nachfolger.

Ferdinand George Müller (27. Sept. 1805—10. März 1898) in Bristol (England) ist durch seine Lebensführung merkwürdig und mit seinen eigenartigen Anschauungen in gewissen Kreisen recht einflußreich geworden. Er ist zu Kroppenstedt in der Provinz Sachsen als Sohn eines Subalternbeamten geboren. Auf den Gymnasien in Halberstadt und Nordhausen führte er ein wüstes Leben, kam aber trotz dessen und seines Unfleißes zum Studium. Auch in Halle fuhr er trotz tieferer geistlicher Eindrücke durch einen schlichten Bürger Namens Wagner und durch die theologischen Professoren Tholuck und Guerike in diesem Leben fort. Mit dem Wunsch Judenmissionar zu werden, kam er nach England, knüpfte dort Verbindungen mit Baptisten an und wurde nach seiner „Bekehrung" 1832 noch einmal getauft. Er wurde baptistischer Prediger in Bristol, ohne Glied einer bestimmten Gemeinschaft zu werden und wendete sich der Fürsorge für Waisenkinder zu. Der Erfolg war im Lauf der Jahre gewaltig. In einem gemieteten Häuschen hatte er begonnen, endlich konnte er gleichzeitig 2050 Kinder versorgen, die in fünf riesigen Häusern (zusammen 115000 Pfund Sterl. Baukosten) von 115 Gehilfen verpflegt wurden. Die Grundsätze, nach welchen er die Mittel für dies Unternehmen gewann, sind von vielen als der Gipfel der Glaubensstärke gepriesen worden. Müller hat nie einen Menschen direkt um Gaben für seine Unternehmungen gebeten, sondern nur Gott und wollte damit, daß ihm doch die Mittel hinreichend zuflossen, beweisen, daß Gott die Gebete seiner Kinder erhört. Es ist die bekannte Art, daß man Gott vorschreiben will, alles ohne die von ihm sonst in seine Weltregierung aufgenommenen Mittelursachen zu tun. Müllers Beweis wird niemand überführen, der nicht schon überführt ist. Ja, wenn Gott all die Jahre hindurch die Waisenkinder ohne Speise ernährt hätte! Woher hat Müller das Recht, sich gerade jene Probe der göttlichen Güte und Allmacht auszusuchen, und nicht auch diese? Und nun kommt noch dazu, daß Müller sehr eifrig war, in seinen Berichten alle diese Gebete und ihre Erhörungen zu veröffentlichen und seine Freunde sehr eifrig, diese Berichte zu verbreiten. Das will manchem als die allerstärkste Bitte bei Menschen erscheinen. Und so sieht es denn aus, als ob es da, wo es ganz göttlich hergehen sollte, recht menschlich hergegangen sei. — Damit soll kein Wort gegen die Aufrichtigkeit, Lauterkeit und Frömmigkeit Müllers gesagt sein, wohl aber etwas gegen die Klarheit und Richtigkeit seiner Grundanschauungen. — Gleichzeitig mit seiner Tätigkeit zu Gunsten der Waisen hat Müller auch als Evangelisator, Bibel- und Schriftenverbreiter gewirkt, namentlich gegen Ende seines Lebens Reisen in allen fünf Weltteilen gemacht. Die Kraft Leibes und der Seele verließ ihn nicht, bis ihn Gott durch einen schnellen sanften Tod aus einem arbeits- und erfolgreichen Leben heimholte.

Karl Ulrich Kobelt (5. November 1847—6. April 1899) ist zu Pinne (Provinz Posen) geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters, der Lehrer, sehr musikalisch und ein ernster Christ war, verdankte Kobelt

seinen Taufpaten, Frau von Rappard und Pastor Böttcher, viel, wofür er ihnen in stets dankbarer Gesinnung verbunden blieb. Das Rappardsche Haus war ein Sammelpunkt für Männer wie Leo, Hengstenberg, Goßner, die Brüder Gerlach. Die pietistische, konfessionelle und konservative Geistesrichtung lernte Kobelt dadurch in ihren Vertretern kennen. Gegen diesen Einfluß konnte der rationalistische Religionsunterricht nicht aufkommen. Unter seinen Lehrern auf den Hochschulen Berlin und Halle trat er Hengstenberg, Tholuck und Wuttke auch persönlich nahe. Für den durch und durch lutherisch gerichteten, aber in seinen jungen Jahren noch nicht abgeklärten Kobelt bildete eine Hilfspredigerstellung bei dem streng reformierten Pastor D. Kohlbrügge in Elberfeld eine bemerkenswerte Episode. Übrigens bewahrte er dessen tiefgründiger Schriftforschung, ausgezeichneter Predigtgabe und geistlichen Weisheit eine hohe Achtung. Kobelt hatte für alles geistig Bedeutende und Echte ein allezeit waches, entgegenkommendes Verständnis, während ihm allerdings hohles Wesen, wenn es auch äußerlich noch so hoch stand und sich noch so breit machte, außerordentlich wenig Respekt abgewann. Nach wenig Jahren, die er 1870—1872 als Hauslehrer und 1872—1874 im Dienst an Kirche, Schule und Korrektionsanstalt seiner Heimatprovinz verbrachte, wurde er als Pastor und Leiter der Anstalten nach Neinstedt am Harz berufen. Philipp von Nathusius hatte sie gegründet, der bekannte Missionssuperintendent Hardeland war Kobelts Vorgänger gewesen. Die Berufung selbst vermittelte sich durch seinen Freund M. v. Nathusius, jetzt Professor in Greifswald. Die Anstalt, lokal ungünstig auseinander liegend in Neinstedt, Thale und Althaldensleben, umfaßte Rettungs-, Blöden-, Epileptischen- und Brüderanstalt. Kobelts Stärke war die Ausbildung der Brüder und die pastorale Leitung des Ganzen. In seinen sehr bedeutenden Predigten gab er reiche geistliche Nahrung, als Liturg wurde er durch seine große musikalische Begabung unterstützt. Für die Lebensfragen der Inneren Mission hatte er ein tiefes und originales, allem Schablonenhaften abholdes Verständnis; er sah den Dingen auf den Grund. Er war ein unermüdlicher Anwalt und Zeuge für die Brüdersache, auf Konferenzen aller Art ein sehr schlagfertiger und anregender Redner. Auch im Umgang hatte man sehr viel von ihm; seine Unterhaltung bewegte sich in völlig natürlicher Weise immer auf einer gewissen Höhe. Auch in äußeren Dingen war er ein sehr fleißiger Arbeiter: er hat den Anstalten eine Kirche, ein Schulhaus, ein Pfarrhaus, ein Brüderhaus gebaut. Leider kannte er in der Arbeit kein Maß. Sein Körper erlag den übermäßigen Anstrengungen, seine letzte Ansprache auf dem Wittenberger Jubiläum der Inneren Mission war ein schmerzliches Zeugnis seines Zusammenbruches. Es dauerte kein Jahr mehr, da war er seinem Kopfleiden erlegen — nach Menschengedanken zu früh für seine Familie und Freunde, die Anstalt, die Innere Mission.

Karl Krummacher (1. Juli 1830—28. Oktober 1899) ist eins der jüngeren Glieder jener gesegneten reformierten Pastorenfamilie, die schon eine ganze Reihe von hochbegabten und treuen Zeugen der

Kirche des Evangeliums gestellt hat, zugleich ein Beispiel davon, wie eifrigste Arbeit eines vielbeschäftigten Pastors und Superintendenten doch auch noch für Beteiligung an der Inneren Mission, an einzelnen Zweigen selbst mit dem Wissen und der Erfahrung eines Fachmannes, Kraft und Zeit läßt, wenn das Herz bei der Sache ist. Er ist, der Sohn von Emil Wilhelm, der Enkel des Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, zu Langenberg (Rheinpreußen) geboren, machte seine theologischen Studien in Bonn (Dorner, Bleeck, Rothe) und Halle (Tholuck, Müller), wurde zuerst Gefängnisprediger, dann Pastor an verschiedenen Gemeinden, von 1863 bis zu seinem Ende Pastor in Elberfeld, seit 1891 dort Superintendent an der größten Synode der Rheinprovinz mit städtischen Verhältnissen und 230000 evangelischen Bewohnern. So hat er all seine Mannesjahre hindurch eine tüchtige Amtsbürde getragen, denn daß eine Wuppertaler Gemeinde ihren Pastor nicht einrosten läßt, ist bekannt. Aber Krummachers Arbeitslust und -kraft kam dem Verlangen entgegen. Daneben oder vielmehr mitten darin hat er der Jünglingssache die treuste Pflege angedeihen lassen. Und zwar hat er von der Pike auf gedient, zunächst in Radevormwald, dann als Komiteemitglied eines Elberfelder Vereins, dann als Präses des Rheinisch-westfälischen (später Westdeutschen) Bundes und endlich als Nationalpräses der deutschen Bündnisse. Auf keiner der folgenden Stufen war er einer früheren untreu und blieb so in steter Fühlung mit den Elementen, aus welchen das Ganze sich zusammensetzte. Wieviel Ansprachen hat er daheim und draußen gehalten, wieviel Zeit und Kraft hat er der Sache geopfert! Aber diese Arbeit war ihm Freude. Man konnte mit Recht von ihm sagen: „Das ist ein Mann, der ohne seine Jünglinge und ohne einen Jünglingsverein nicht leben kann.“ Auch in zahlreichen vortrefflichen Schriften und durch Redaktion des „Boten“ hat er der Vereinssache gedient. Aber mit all dieser Liebe und Arbeit wurde Krummacher nicht einseitig. Er hat, wie es die Verhältnisse von Amt und Gemeinde mit sich brachten, auch namentlich der Gefängnissache, der Rheinischen Pastoralhilfsgesellschaft, der Evangelistenschule Johanneum in Barmen, der Mission und der Schule warmes und tätiges Interesse gewidmet. Nimmt man dazu, daß vom Antritt seiner Superintendentur an seine Kraft durch Krankheit (Zuckerkrankheit) gebrochen war, so muß man sich wundern, wie viel Arbeit er voll liebender Hingabe und in kraftvoller Entfaltung geleistet hat, bis auch ihm die Ruhestunde schlug.

Wilhelm Beck (30. Dezember 1829—30. September 1901) ist der Hauptvertreter von Begriff und Praxis der Inneren Mission, wie sie meist in Dänemark giltig sind und mit einem Wort als „Laienpredigt“ bezeichnet werden können. Zwar gibt es auch eine Vertretung des deutschen Begriffs der Inneren Mission (Wort und Werk zusammen zur Besserung der allgemeinen Zustände), aber dieselbe hat gegen die urdänische kirchliche Richtung — denn nicht eine kirchliche Arbeit, sondern eine kirchliche Richtung ist dort die Innere Mission — nicht aufkommen können. Die zwei anderen Richtungen in Dänemark sind: die landeskirchliche, mildlutherische, deren Hauptvertreter der Bischof Martensen

war, und die alt-grundtvigianische, deren Schöpfer der Bischof Grundtvig war: ein Dichter, Kirchenmann und Patriot, der die Bibel unter das apostolische Glaubensbekenntnis und die Sakramente stellt, die Sünde nicht tief genug erfaßt und ein fröhliches Christentum pflegt. — Der Mann der Inneren Mission war der Pastor Wilhelm Beck in Oerslev bei Slagelse, ein Pastorsohn, der die gewöhnliche geistliche Laufbahn einschlug und an verschiedenen Orten ein geistliches Amt verwaltete. Seine Richtung kann man in der Hauptsache als in der Lehre lutherisch mit stark pietistischer und methodistischer Beimischung bezeichnen. Seine Hauptgabe war Organisation und Regierung seiner Anhänger. Als Prediger charakterisierte ihn Einfachheit und Volkstümlichkeit, sowie die stete Bereitschaft zur Verkündigung. Der Verein, dessen Haupt er war, ist 1853 begründet, 1861 wurde er neu organisiert als „Kirchlicher Verein für die Innere Mission in Dänemark", sein Organ ist „Indre Missions Tidende" (Innere Missions-Zeitung). Der Verein hat etwa 120 Laienprediger, deren jeder jährlich ungefähr 250 Versammlungen abhält; etwa 250 Missionshäuser dienen als Versammlungslokale. Eine Verbindung zwischen dem Verein und der Landeskirche als solcher existiert nicht, aber mehrere Pastoren sind Vorstandsmitglieder und viele halten's mit dem Verein. Nicht selten hat es Reibungen zwischen dem Verein und der Kirche gegeben, von Beck indessen stets in versöhnlichem Sinn behandelt und ausgeglichen. Becks Tod stellt den Verein vor schwere Aufgaben. Es muß sich zeigen, ob er auf die Dauer zusammenhält. — Auf Gestaltung eines Teils der Inneren Mission in Schleswig-Holstein hat dieser dänische Verein Einfluß gehabt.

Abt Johann Gerhard Wilhelm Uhlhorn (17. Febr. 1826 —15. Dez. 1901), Dr. theol. et jur., ist als Sohn eines Schuhmachermeisters in Osnabrück geboren und blieb sein ganzes Leben lang sowohl in der Studien- als in der Amtszeit seiner hannoverschen Heimat treu. Die sehr erfolgreich begonnene wissenschaftliche Laufbahn (Repetent und Privatdozent der Theologie in Göttingen) wurde durch die Berufung in pastorale und kirchenregimentliche Ämter (1855 Hilfsprediger an der Schloßkirche und Hilfsarbeiter im Konsistorium zu Hannover, 1866 Mitglied des Landeskonsistoriums, 1878 Abt des Klosters Loccum) zwar äußerlich abgebrochen, in Wahrheit aber nur erweitert und vertieft und für größere Kreise fruchtbar gemacht. Denn gerade die Verbindung wissenschaftlicher Arbeit mit pastoraler und kirchenregimentlicher, und zwar alles dies in höchster Vollkommenheit zeichnet Uhlhorns Wirken aus. Seine abgeklärte, ernste Predigt sammelte stets zahlreiche Zuhörer um seine Kanzel, liturgische Studien waren seine besondere Freude, die Ausbildung der Kandidaten fürs geistliche Amt in Hannover, Loccum und Erichsburg war ihm ein großes Anliegen, das er durch Mitarbeit, Aufsicht und Setzung großer Ziele förderte. Seine ausgebreitete Kenntnis der heimischen Verhältnisse, sein klarer Blick, sein unvergleichliches Gedächtnis, seine unverwüstliche Arbeitskraft, sein Sinn für das Mögliche machten ihn zu einem sehr einflußreichen, zeitweilig beherrschenden Mitglied der obersten Kirchenbehörde; seine kirchengeschichtlichen rc. Werke fanden einen sehr dankbaren Leserkreis. Alle seine Arbeit

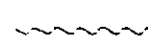
aber wurde durchwaltet von dem wärmsten Interesse für das wirklich Lebensvolle in der Kirche, hier wieder in besonderem Maß für Diakonie und Innere Mission. Als Schloß- und Hofprediger war er zugleich Hausgeistlicher des Diakonissenhauses Henriettenstift in Hannover, außerdem lange Jahre bis zu seinem Tode Vorsitzender des Evangelischen Vereins (Provinzialverein für Innere Mission). Hier hat er in praktischer Mitarbeit die Wirklichkeit dieser Dinge kennen gelernt, und diese praktische Sachkenntnis gab seinen gelehrten Studien auf diesem Gebiet die Richtpunkte. Verbunden mit seiner formellen Meisterschaft zeitigten diese Studien die reifen Früchte, welche in den Broschüren über „Die Sonntagsfrage in ihrer sozialen Bedeutung“ 1870, „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage“ 1897, „Die kirchliche Armenpflege“ 1892, sowie namentlich in dem klassischen dreibändigen Werk über „Die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit“ 1882—1890 uns vorliegen. Ausgebreitete Quellenstudien in Verbindung mit Kenntnis des wirklichen Lebens auf diesen Gebieten sind hier formvollendet verarbeitet. Ein sanfter, rascher Tod machte einem Leben ein Ende, das durch reiche Geistesgaben, unermüdliche Arbeit und wohlverdiente Erfolge ausgezeichnet war.

* * *

Wir stehen mitten in der Bewegung der Inneren Mission unserer Tage. Welche Wege wir, unser Volk, unsre Kirche geführt wird, ist uns im einzelnen und im ganzen verborgen. Wir haben dafür nicht die Verantwortung. Gott sitzt im Regiment. Von uns wird nur Treue in dem Anvertrauten verlangt. „Tu du nur das Deine, Gott tut schon das Seine.“ Was aber das Unsrige ist, das wir tun sollen, und wie wir's tun sollen, dafür ist die Geschichte eine treffliche Lehrmeisterin — wenn man nur auf sie hören will!



Zweiter Hauptteil.



Bestand der Inneren Mission.



Erster Abschnitt.

Arbeit der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: **Ausbreitung des Evangeliums.**

§ 29. Evangelisation.

Es ist eine ebenso schmerzliche als unwidersprechliche Tatsache, daß große Kreise unseres evangelischen Volkes dem Hören des göttlichen Wortes völlig oder doch in hohem Maß entfremdet sind. Man mag auch bei den Hörern des Wortes noch so viel auszusetzen haben: gewohnheitsmäßigen Gottesdienstbesuch, tote Kirchlichkeit, leichtsinnige Vergeßlichkeit der empfangenen Eindrücke rc., so ist doch immer die Verbindung zwischen ihnen und dem Lebenswort vorhanden, die Möglichkeit auf die Seelen einzuwirken besteht doch fort. Wie soll aber Kirche und geistliches Amt noch zum Segen arbeiten, wenn diese Brücke zwischen ihnen und denen, die sich noch Christen nennen, abgebrochen ist? Die Sachlage ist je nach Ort und Gegend verschieden: hier sind's die Vornehmen, Hochstehenden und Gebildeten, welche Gottes Wort verachten, dort ist's der breite Mittelstand, welcher die Fühlung mit der Kirche verloren hat, dort wieder die Arbeiterbevölkerung, welche als eine große Maschine die ganze Woche nur der Arbeit lebt und am Sonntag dem „Vergnügen". Hier kommt nur der wohlhabende Bauer zur Kirche, dort der kleine Mann. An andern Stellen ist's eine Mischung von alledem. Fast überall können dem Geistlichen die genau aufgenommenen Zahlen der Kirchenbesucher (und Abendmahlsgäste) im Vergleich zur Zahl der Gemeindeglieder selbst die Freude an der „vollen Kirche" gewaltig dämpfen. Ein übler Trost ist dabei der Vergleich mit „noch schlechteren Gemeinden", die ja nah oder fern immer zu finden sind. Wenn aber dieser schlichteste Gradmesser kirchlichen und christlichen Lebens einen traurigen Tiefstand anzeigt, welche Beantwortung werden dann Fragen nach den höheren und ernsteren Beziehungen des christlichen Glaubens und Lebens finden? Ein exakter Vergleich des gegenwärtigen Standes der Dinge mit dem früherer Zeiten ist sehr schwer, wenn überhaupt möglich. Die Tatsache bleibt wahr: der hier vorliegende Notstand ist „eine Glaubenslosigkeit, welche den Charakter des Massenhaften, Volksmäßigen, Ansteckenden" oft in erschreckendem Maße zeigt.

Diese abgefallenen Tausende und Zehntausende sind nicht nur um ihrer selbst willen zu bedauern, sondern sie stellen auch eine Gefahr der Ansteckung für den noch treuen Teil der Gemeindeglieder, ja unter Umständen — bei Wahlen der verschiedensten Art — für die kirchliche Organisation dar, deren Bestand und Wirksamkeit sie sehr stören und erschweren können. Endlich, welche Gefahr sind sie für unser Volksleben! Ein Einzelner kann vielleicht auf einer dünnen Eisdecke über den Abgrund gehen, eine Menge, die dasselbe probiert, kommt ums Leben. So hat mancher Einzelne den Glauben verloren und sinkt deshalb noch nicht in die Tiefe des moralischen und äußerlichen Verfalls; aber Volksschichten und Völker, welche diesen Halt verloren haben, sind dem Verderben preisgegeben.

Dazu kommt als ein zweiter Notstand zum ersten, daß unser heutiges Kirchentum, die organisierte Kirche, so wie sie ist, vielfach an der wirksamen Bekämpfung dieser traurigen Verhältnisse gehemmt ist. Zunächst fehlt's vielerwärts, in großen Städten mit ihren auf engem Raum zusammengehäuften, und auf dem platten Lande mit seinen weithin zerstreuten Gemeinden an genügender kirchlicher Versorgung. Es fehlen die Kirchen und die Pastoren, die zur wirklichen Hut und Weide der Herde notwendig wären. Sodann tritt der abgefallenen Menge die Kirche selbst nicht als eine, in sich warm verbundene und gleichartige Macht entgegen, sondern durch mancherlei Gegensätze so tiefgreifender Art gespalten, daß man in Bezug auf die Vertreter derselben Landeskirche, auch solche auf hervorragenden und einflußreichen Posten, von Leuten hat sprechen können, die verschiedene Konfessionen, ja verschiedene Religionen haben. Die Theorie und Praxis der Gleichberechtigung aller Richtungen, wo sie verkündet wird und in Geltung ist, hat ein tiefes Mißtrauen der gläubigen Gemeinde gegen das Kirchentum erzeugt. Die gläubigen Laien wären vielleicht bereit, diesen jammervollen Zustand als ein zunächst durch äußere Umstände verursachtes Leid, als einen zur Zeit unabwendbaren Druck mit zu tragen. Aber dazu sind sie nicht bereit, diesen Sachverhalt als den Gipfel der Vortrefflichkeit anzusehen. Man wird ihnen nie einreden können, daß Ja und Nein zusammen eine gute Theologie sei. Das Mißtrauen gegen eine Kirche, ein Kirchenregiment, einen Pastorenstand, die so geartet sind und solches von ihnen verlangen, wird unaufhaltsam wachsen. Und jedenfalls gibt sich der gläubige Kern der Gemeinde nicht vertrauensvoll Führern der eben beschriebenen Art hin, wenn der Kampf wider die Kirchenflucht und den Abfall geführt werden soll.

So haben wir dem äußeren Feind vielfach nur ein Heer entgegenzustellen, das in sich nicht einig und das ohne Begeisterung ist. Jedenfalls traut die Mannschaft vielfach mehr den selbstgewählten, als den offiziellen Führern. Daher die Tatsache, daß in vielen Dingen freie Vereine wirksamer sind als die offizielle Kirche.

Auch die bestorganisierte, in sich glaubensfeste und liebeeinige Kirche würde die Massen nicht bekehren. Absichten auf solch ein Ziel hin haben keine Verheißung. Aber sollen wir nicht die Massen berufen? Sie sind getauft, konfirmiert, sie haben ein Recht darauf, daß die Kirche

sich um sie kümmere. Tut's die Kirche nicht, oder nicht genügend, so möge es der Einzelne oder der Verein, so möge es die Innere Mission tun. Die Menschen können ohne Gottes Wort geistlich nicht leben; wer bringt es ihnen?

Geschichte. Von Anfang an hat es die Innere Mission in erster Linie auf Ausbreitung des göttlichen Wortes abgesehen, darauf, daß dieser Sauerteig unter die drei Scheffel Mehl gemengt werde. Schon in der Vorgeschichte der Inneren Mission haben wir in allen Zeitaltern Männer gefunden, welche ohne offiziellen Auftrag aus Liebesdrang und Zeugengeist das Wort Gottes denen verkündeten, welchen es das Kirchentum vorenthielt. Freilich haben wir auf dem langen Weg der Jahrhunderte auch die Gefahren kennen gelernt, welche sich diesem Werk anhängen. Das kann uns an dessen Berechtigung nicht irre machen, mahnt aber zur höchsten Vorsicht und Nüchternheit. So treibt auch heutzutage immer wieder das Gewissen zu erneutem Versuch.

Schon der Anfang der Inneren Mission im eigentlichen Verstand, die Christentumsgesellschaft, setzt mit der Ausbreitung des Wortes ein gegenüber dem damaligen Unglauben und Abfall, freilich fast einzig in der damals allein möglichen Weise des Zeugnisses von Person zu Person und der Darlegung und Widerlegung, Warnung und Mahnung in Schriften. Und nun erst Wichern! Er läßt es von Anfang bis zu Ende seines Lebens nicht zweifelhaft, daß das Wortzeugnis die erste Stelle einnimmt in der Inneren Mission. Das kann auch gar nicht anders sein, wo es sich ums Heil der Seelen handelt. Damit ist das Werkzeugnis der Liebe nicht verworfen, sondern gefordert, als wichtiges unterstützendes, vorbereitendes und besiegelndes Tun. Aus allen Zeiten Wicherns lassen sich dafür Belege beibringen. Er verlangt bei den Notständen des Volkslebens, bei der Kirchenflucht eine „Predigt von den Dächern", „auf Märkten und Straßen", in Wirtshäusern, Konzerthallen, Schullokalen. In freien Volksversammlungen soll „das ganze Evangelium" dargeboten werden und zwar durch „schlichte, einfache Männer" aus dem Handwerker- und Arbeiterstand. Er will, „daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in rechter, d. h. gerade ihm eignender Weise hörte und die sich ihm darbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen". Es sollte niemand mehr geben, „dem nicht und zwar so, wie er's zu fassen vermag, gepredigt, oder der nicht in den Stand gesetzt worden sei, das Wort zu hören, sodaß, wenn er nicht zur Kirche kommt, die Kirche zu ihm kommt". Wer die Innere Mission im Sinne Wicherns verstehen und treiben will, der darf diese und ähnliche Worte nicht mißkennen oder verleugnen. Freilich kam es zu Wicherns Zeit nicht zu irgend welchen praktischen Schritten der Verwirklichung in größerem Stil. Die Gründe dafür, soweit sie Wichern selbst und seine Zeitgenossen anlangen, sind im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung angedeutet.

Es hatte den Anschein, als sollte in der dritten Periode der Inneren Mission von den siebziger Jahren an kräftig nachgeholt werden, was früher versäumt war. Das Emporgehen der Sozialdemokratie

gab dazu Anlaß und Aufforderung. Pfarrer Richard Schuster, der Reiseprediger der Südwestdeutschen Konferenz, ein tapferer Hesse, bestand am 19. Januar 1875 im großen Saal der Stuttgarter Liederhalle vor 2000—3000 Menschen in der Zeit von abends 7½ bis nachts 1½ Uhr den ersten gewaltigen Redekampf gegen die Sozialdemokraten. Der Anlaß war parteipolitisch. Im Grunde drehte sich der Kampf um die christliche Weltanschauung. — Ganz ähnlich war's mit Stöckers erstem Auftreten in der Eiskellerversammlung am 3. Januar 1878 gegen den Sozialisten, späteren Anarchisten Most. Daß auch hier das Christentum die Festung war, um welche der Streit tobte, zeigt schon die Resolution, welche am Schluß von der sozialdemokratischen Majorität angenommen wurde: „Die auf heute in den großen Saal des Eiskellers zur Bildung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei einberufene Versammlung erklärt: In Erwägung, daß ein fast 1900 Jahre währendes Christentum nicht im stande gewesen ist, das Elend, die äußerste Not der überwiegenden Mehrheit der Menschheit zu lindern, geschweige denn ihnen ein Ende zu machen; in fernerer Erwägung, daß die heutigen Priester und Diener der Kirche keine Miene machen, das seither an ihnen beobachtete Verfahren zu ändern; in schließlicher Erwägung, daß selbst jede wirtschaftliche Errungenschaft, sie sei groß oder klein, völlig ohne den gleichzeitigen unbeschränkten Besitz politischer Freiheit wertlos ist, und selbst bei Erfüllung des christlich-sozialen Programms die Sache beim alten bleibt, — dekretierte die Versammlung, daß sie lediglich und allein von der sozialdemokratischen Partei eine gründliche Beseitigung aller herrschenden politischen und wirtschaftlichen Unfreiheiten hofft, und daß es ihre Pflicht ist, mit allen Kräften für die Lehren dieser Partei einzutreten und dafür zu wirken". Eine ganze Reihe von weiteren Versammlungen, an deren manchen sich auch Missionsdirektor Wangemann beteiligte, trug ganz ähnlichen Charakter: immer wurde das Evangelium, das göttliche Wort hineingestellt in die Tagesfragen und dasselbe vor Tausenden verkündigt, welche ihm ganz fremd geworden waren. Das war etwas von Evangelisation, wie sie sich Wichern dachte und wie sie damals not tat. Stöcker hat seine evangelisatorische Gabe auch nach verschiedenen andern Seiten verwendet: apologetisch gegen die Bestreiter christlicher Wahrheit, polemisch gegen die katholische Kirche, in schlichter Darlegung evangelischer Grundsätze oder biblischer Kernworte, in Beleuchtung von Zeitfragen durch das göttliche Wort; in allen möglichen Lokalen: in Wirts- und Tanzsälen, Konzerträumen und Theatern und unter grünen Bäumen, fast immer vor großen Versammlungen von Hunderten, sehr oft Tausenden, unter denen viele, die sonst kirchlichen Dingen fern und selbst feindlich waren. Dabei sehen wir noch ab von den rein politischen und Parteireden und den unzähligen Predigten. Unter dem Gesichtspunkt der Evangelisation muß man es bedauern, daß Stöcker nicht neben seinem Amt resp. der Stadtmission sich lediglich ihr gewidmet hat. Die ethisch-religiöse Volksrede im Saal ist seine Stärke. Was hätte er wirken können mit seiner auf diesem Gebiet unvergleichlichen Beredsamkeit und Leistungsfähigkeit!

Bei der Vielseitigkeit seines Wesens und Wirkens hat Stöcker von Anfang bis heute mit einer sehr anders gearteten Evangelisation Fühlung gehabt, allmählich immer mehr auf den rechten Flügel derselben sich stellend. Das ist die Evangelisation, welche in einer sehr unklaren Mischung mit Gemeinschaftspflege und Heiligungsbewegung einhergeht. Sie ist wesentlich auf englisch-amerikanische Einflüsse zurückzuführen, welche sich teils selbständig, teils in Anlehnung an die Evangelische Allianz, teils an den Erweckungspietismus nach Deutschland ergossen, und in der Philadelphia, in der Gnadauer Pfingstkonferenz und in den Versammlungen zu Blankenburg in Thüringen ihre Mittelpunkte geschaffen haben. Aus England nenne ich nur einige bekannteste Namen: Finney, Moody und Sankey, Drummond. Die Reihe der in Deutschland wirksamen Persönlichkeiten begann mit Pearsall Smith üblen Andenkens, dann kamen Schrenk-Marburg, v. Schlümbach aus Amerika, Keller-Düsseldorf, Müller-Schliersee, Bührmann-Potsdam, Paul-Ravenstein, Jellinghaus-Gütergotz, Röschmann-Hamburg, Lepsius-Lichterfelde, Witt-Kiel, Dr. Ziemann und Bädeker aus England, Oberstleutnant v. Knobelsdorff-Berlin, Rappard-Krischona bei Basel, Pastor Dammann-Essen u. s. w. (manche wohnen heute an andern Orten als den genannten). Es ist eine sehr bunte Reihe; es sind teils Geistliche, teils Laien; es gibt tüchtige Theologen, hochbegabte Redner und Prediger unter ihnen, aber auch einige sehr geringe und konfuse Köpfe mit überaus mäßigen Leistungen. Wir sehen: eine Menge Arbeiter sind am Werk. Aber bisher war teils der wirkliche Erfolg gering, teils zeigte er sich in der Bildung neuer Gemeinschaften statt in der Stärkung der Kirche. Sogenannte kirchliche Evangelisationen, die man eingerichtet hat, sind meist auch im Sand verlaufen. Schon haben sich die für Evangelisation interessierten Kreise in verschiedene Gruppen gespalten, wobei die mehr oder weniger kirchliche Stellung oder auch Personenkultus und landschaftliche Gemeinsamkeiten bestimmend sind.

Von dieser Evangelisation führen die Verbindungslinien zu schlichteren und älteren Bestrebungen. In einigen deutschen Ländern und Landschaften gibt's von den pietistischen Zeiten her Gemeinschaften, Stunden, Konventikel, so z. B. in Schleswig-Holstein, Ostpreußen, im Siegener Land, in Baden und Württemberg. Diese bestehen teils vereinzelt oder sind zu Gruppen zusammengefaßt, so in Württemberg die altpietistische, die Michael-Hahnsche und Pregizersche Gemeinschaft mit deutlich unterschiedener Gesamthaltung. Durch regelmäßig umherreisende, gleichsam visitierende Sendbrüder werden manche derselben besucht und zusammengehalten. Im einzelnen ist bei diesen die Evangelisation ganz in der Gemeinschaftspflege untergegangen. Von Bedeutung sind sie aber für jene oben genannten Evangelisatoren meist dadurch, daß sie bei deren Auftreten häufig den Kern der Zuhörerschaft bilden, oft auch jene berufen und für ihr Kommen Stimmung machen, überhaupt mit ihrer ganzen nebenkirchlichen, zuweilen auch innerkirchlichen Organisation den Rahmen und die Unterlage für solche Tätigkeit abgeben, wobei aber die große Gefahr besteht, daß sich der Prediger damit begnügt, fromme Leute zu erbauen, statt fernstehende heranzuziehen.

Es ist ein ganz außerordentlich vielfarbiges, ja fast verwirrendes Bild, was sich einem beim Blick auf die betreffenden deutschen Verhältnisse auftut. Was noch aus der Sache werden wird, wer vermag's zu sagen!

So viel aber ist gewiß, daß die Innere Mission bei all diesem Tun sehr wenig mitwirkt, und es wäre für beide, für die Innere Mission als Liebestätigkeit und für die von der Inneren Mission losgelöste, auf eigenen Füßen stehende, zuweilen auch schwankende Evangelisation, gut und heilsam, wenn sie organisch miteinander verbunden wären. Die Liebestätigkeit stände dann nicht in Gefahr, in äußeren Dingen aufzugehen, die Evangelisation, in falscher Geistlichkeit den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Einrichtung und Arbeit. Das Wort Evangelisation wird in zweifachem Sinn gebraucht. Früher wandte man es ausschließlich an zur Bezeichnung der Verbreitung des Evangeliums unter Katholiken, Römisch-, Griechisch-Katholischen und den erstorbenen Kirchen des Orients (in Abessinien 2c.). Streng genommen gehört diese Arbeit nicht zur Inneren Mission (wie Wichern wollte), denn es ist nicht Arbeit innerhalb der eigenen Kirche, auch nicht zur Äußeren Mission (wie Gundert wollte), denn die, an welchen man arbeitet, sind nicht Heiden, sondern getaufte Christen, sondern es ist ein mittleres Gebiet zwischen beiden (nach v. Zezschwitz), indem eine höher stehende Kirche sich einer niedriger stehenden hilfreich annimmt. — In neuerer Zeit bezeichnet Evangelisation auch die freie Wortverkündigung in der eigenen Kirche. So warf Feldner in Elberfeld bei Begründung seiner Evangelischen Gesellschaft 1848 die Frage auf: Wollen wir nicht Deutschland evangelisieren? Recht in Kurs gekommen ist aber das Wort in dieser Bedeutung erst durch die englisch-amerikanischen Sendlinge, z. B. durch von Schlümbach.

Das Wesen der Evangelisation in diesem letzteren, heute nun einmal allgemein verstandenen Sinn ist „die außerordentliche, erweckliche Verkündigung des Evangeliums innerhalb eines äußerlich der evangelischen Kirche zugehörigen Kreises mit dem doppelten Zweck, die Kirchenfremden wieder zu gewinnen und laue Glieder der Kirche zu beleben. Insofern kommt in ihr das eigentliche Wesen der Inneren Mission zum bezeichnendsten Ausdruck" (Wurster).

Das Bild der Sache wird sich sehr verschieden darstellen, je nachdem die Evangelisation sich durch einen auswärtigen, nur für kurze Zeit erscheinenden großen Redner, wie es bisher meist in größeren Städten der Fall war, vollzieht, oder durch einen schlichten, ortsangesessenen, für einen bestimmten Wirkungskreis angestellten Stadtmissionar, Dorfmissionar, Laienhelfer, Gemeindehelfer, Stundenhalter, oder wie er heißen mag. Übrigens verdient er nur hier eingereiht zu werden, wenn er wirklich evangelisiert, d. h. Gottes Wort in Vorträgen darbietet, so schlicht seine Rede auch, entsprechend seinem Zuhörerkreis, sein mag. Als eine dritte Form der Evangelisation mag die zeitweilige oder vereinzelte Heranziehung irgend eines dafür begabten, ortsansässigen Laien für bestimmte Aufgaben, z. B. apologetische oder

geschichtliche Vorträge, als eine vierte die Beauftragung eines in der Nähe wohnenden, in einer kleinen Gemeinde nicht vollbeschäftigten Geistlichen etwa mit der Abhaltung eines allwöchentlichen Vortrags im Arbeiterviertel gelten u. s. w. Der Wege, auf welchen die Eine Sache zu erreichen ist, sind viele.

Von wem soll die Sache ausgehen? Am besten vom Pfarramt in Gemeinschaft mit der kirchlichen Vertretung. Dem Pastorat ist die geistliche Versorgung der Gemeinde aufs Herz und Gewissen gebunden. Dies muß es am schmerzlichsten empfinden, wenn angesichts der Verhältnisse die Aufgabe unlösbar erscheint. Ihm muß es deshalb anliegen, durch freie Kräfte den Mangel tunlichst zu ergänzen. Vielleicht ergeben sich aber hierbei nach der persönlichen oder lokalen Sachlage Schwierigkeiten, dann mag ein Verein für Innere Mission die nötigen Einrichtungen treffen. Die kirchliche Anlehnung und Fühlung ist wie für die ganze Innere Mission so auch für dies einzelne Werk Voraussetzung. Oder wenn sich für den Verein für Innere Mission gegründete Anstände ergeben, mag sich ein eigenes Komitee für diesen Zweck bilden. Dies ist prinzipiell ohne alle Bedenken; wird doch auch sonst die Arbeit der Inneren Mission geteilt: man hat besondere Komitees für die Jünglings-, Jungfrauen-, Diakonissen-, Gefängnissache 2c. Aber die Erfahrung lehrt, daß das Komitee für Evangelisation mit ganz besonderem Ernst den Anschluß an die Kirche und an die der Inneren Mission dienenden Veranstaltungen suchen muß, wenn nicht eine Nebenkirche und ein sehr wenig zweckmäßiger Zwiespalt unter denen sich bilden soll, welche im Geisteskampf Schulter an Schulter stehen müssen, und wenn die Evangelisation selbst gesund bleiben soll.

Zur Gesundheit gehört vor allem aufrichtige Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche, in deren Bereich die Evangelisation wirken soll; sodann herzliches Vertrauen der Persönlichkeiten, welche hier miteinander arbeiten sollen, vor allem des Pastors, Evangelisators und Komiteevorstandes zu einander; weiter die entschlossene allseitige Bekämpfung alles Personenkultus, aller Eifersüchteleien und Empfindlichkeiten, alles Mißtrauens; und endlich die Garantie einer Nachpflege dessen, was der Evangelisator durch seine Vorträge gewirkt, sowohl durch ihn selbst vermittelst seelsorgerlicher Besprechungen (aber ohne alle methodistische Treiberei), als auch namentlich, wenn er weitergezogen, durch die am Ort zurückbleibenden pastoralen und Vereinskräfte. Bei der dauernden Evangelisation durch einen ortsangesessenen Laien (Stadtmissionar 2c.) wird statt der Nachpflege der durch ihn Gewonnenen vielfach eine Vorpflege des Arbeiters selbst durch den Pastor oder den Vereinsleiter stattfinden müssen. Etwa in der Form, daß alle Woche an einem Abend oder zu sonst passender Zeit der Stadtmissionar resp. deren mehrere zu ihrem Pastor kommen und nach Besprechung der mehr geschäftlichen Dinge eine biblische Besprechung, Versenkung ins Schriftwort, Verhandlung über Tages- und Gemeindefragen im Licht des göttlichen Worts 2c. und Gebet stattfinde; so wird innerliche Vertiefung, gegenseitige Stärkung, Einheitlichkeit der Arbeit zu Wege gebracht. — Alles in allem genommen möchte es in den meisten Fällen am geratensten er-

scheinen, wenn eine Instanz der Inneren Mission die Evangelisation in die Hand nähme. Denn hier ist innere Bindung an die Kirche mit äußerer Aktionsfreiheit vereint. Pastor und Kirchenvorstand möchten nicht immer eine Verkirchlichung im Sinn der Bureaukratie vermeiden können und alles Derartige wäre eine große Gefahr. Und besondere Evangelisationskomitees verfallen nur zu leicht in den tatsächlich vorhandenen sektenhaften Zug, welcher der heutigen Evangelisationsbewegung anhaftet.

In welchem Lokal die Versammlungen abgehalten werden sollen, ist lediglich eine praktische Frage. Ob ein Geistlicher oder Laie, ob ein Studierter oder Unstudierter evangelisiert, ist einerlei. Die Hauptsache ist, daß er's kann, d. h., daß er das Zeug dazu hat, daß Natur und Gnade ihn zu einem Rüstzeug für dies Werk gemacht haben.

Evangelisation und Laienpredigt decken sich nicht. Das Wort Laie wird in doppelter Bedeutung gebraucht. Es heißt so einerseits jeder, der nicht Priester (katholisch) oder nicht ordinierter Geistlicher (evangelisch) ist; andererseits jeder, der nicht Fachmann ist, also auf unserem Gebiet der Nichttheologe. Der theologische Professor ist z. B. nach der ersten Bedeutung Laie, nach der zweiten nicht. — Nach obiger Darstellung kann auch ein theologisch geschulter und ordinierter Geistlicher evangelisieren. Er tut es, wenn er nichtamtlich, etwa in fremder Gemeinde, arbeitet und dort mit seiner Gabe dient. Unter den in der geschichtlichen Übersicht Genannten sind die bedeutendsten und wirksamsten Evangelisatoren Geistliche (inkl. Schrenk, der Missionar unter den Heiden war).

Eine sehr wichtige Frage ist: ob die Evangelisation nur geübt werden soll, wenn der Pastor (resp. die Pastoren) und die kirchliche Vertretung einer Gemeinde sie leiten oder doch billigen. Man wird aus Gründen der Praxis und Zweckmäßigkeit vielleicht diese Regel aufstellen. Man wird auch wahrlich nicht leichten Herzens im Gegensatz zu Pastor und Gemeindekörperschaften Evangelisation unternehmen, sondern nur nach gewissenhaftester Prüfung und unter Erwägung aller Umstände, namentlich auch der Frage, ob nicht das, was auf der einen Seite durch die Evangelisation genützt, etwa mit Durchbrechung der äußeren Ordnung verdorben wird. Aber prinzipiell darf sich die Innere Mission und die mit ihr verbundene resp. die wesentlich zu ihr gehörige Evangelisation das Recht nicht nehmen lassen, auch dahin zu gehen, wo man sie abweist. Gerade aus ihrem Charakter als Reformbewegung ergibt sich dies. Mit der Rücksicht lediglich auf die kirchliche Ordnung wäre die Reformation nie möglich gewesen. Und auch Luther billigt ausdrücklich das freie christliche Wortzeugnis nicht nur da, wo kein Prediger des Evangeliums ist, sondern auch da, wo er Irrlehre treibt, also die Seelen nicht auf den Weg des Lebens weist.

Die Männer für die größeren Aufgaben muß Gott erwecken, man kann sie nicht zu solchem Werk erziehen und heranbilden, wenn auch jemand, der die Gabe hat, durch Vorbild und Weisung eines tüchtigen Evangelisators lernen kann. Für die einfacheren, örtlichen Aufgaben wird allerdings eine gute Vorbildung (natürlich auch auf Grund einer

gewissen Begabung) von großem Wert sein. Die Evangelistenschule Johanneum in Bonn, jetzt Barmen, ist dazu gegründet worden. Wegen der engen Fühlung mit den übrigen Arbeiten der Inneren Mission würde die Ausbildung in einem Brüderhause vorzuziehen sein. Jedoch müssen die Brüderhäuser danach ihren Lernkursus für die Betreffenden ausgestalten. Auch die bestehenden Vereine müßten vielleicht bei ernsthafterem Anfassen dieser besonderen Aufgabe eigene Kommissionen für Evangelisation bilden oder sich angliedern.

Schwierigkeiten und Gefahren. Dieselben sind nicht gering. Die Schwierigkeiten und Gefahren stehen in gleichem Verhältnis zur Wichtigkeit der Sache. Die bedeutendsten seien hier aufgezählt.

Man sorge vor allem, daß nur solche Evangelisatoren zu Wort kommen, welche rein und gesund in der Lehre sind. Es genügt nicht, daß sie nichts direkt der gesunden Lehre Widersprechendes vorbringen. Wenn sie nicht von Herzen in der reinen Lehre stehen, kommt dies immer irgendwie zur Wirkung und wäre es nur dadurch, daß sie von gewissen Dingen (z. B. von der Taufe) schweigen. Man kann auch durch Schweigen viel sagen.

Man halte allen Sektengeist fern. Sektengeist ist es, wenn man unter dem Vorwand der Evangelisation in Gemeinden einbricht, in denen gläubige und treue Pastoren wirken, dort eine Nebenkirche aufrichtet, Verwirrung und Spaltung hervorruft. So kamen z. B. die Methodisten nach Württemberg. Sie gaben vor, „mit am Netz ziehen zu wollen" und vergalten die Weitherzigkeit, mit welcher man ihnen entgegenkam, dadurch, daß sie ihre Sekte aufrichteten. Gar manches, was heute mit dem Namen Evangelisation sich schmückt, ist auch nichts als eine Vorfrucht der Sekte.

Man halte Leute ohne die entsprechende Gabe und Bildung fern. Es ist nicht zu sagen, was zuweilen an sinnloser Exegese, törichten Einfällen geboten und in welcher Form es vorgebracht wird. Aber wenn treue, kirchliche, tüchtige Männer zu haben sind, so benütze man sie auch und hintertreibe nicht ihr Kommen im Vorurteil gegen solch freies Wirken (Laienpredigt), in falscher Auslegung der kirchlichen Bestimmungen (Art. XIV der Augsburgischen Konfession), im Festhalten am Hergebrachten und Bequemen.

Man gebe sich nicht der Täuschung hin, als ob durch Erscheinen einer zahlreichen Zuhörerschaft an sich schon viel gewonnen sei. Viele kommen aus Neugierde, das Kirchenvolk an dem Ort benützt die gute Gelegenheit, einmal etwas Besonderes zu hören rc. Es fragt sich, ob gerade die Zuhörerschaft kommt, für welche die Evangelisation gemeint war.

Man erwarte nicht zu viel von der Evangelisation, wende nicht, um augenblicklich viel zu erreichen, falsche Mittel an (Nervenaufregung, rhetorische Künste), aber man tue alles, um eine möglichst große und zugleich gesunde Wirkung zu erzielen. Dahin gehört die Nachpflege durch seelsorgerliche Besprechung. Sie sei dem Evangelisator nicht im geringsten erschwert. Er hat sie für sich nötig, um seine Zuhörer kennen zu lernen, um auch sein Wort in den Einzelheiten des Alltags-

lebens fruchtbar werden zu lassen. Und die Zuhörer haben sie nötig, um sich speziellen Rat zu holen bei dem, der nun einmal den Schlüssel zu ihrem Herzen gefunden. Die Nachpflege muß aber auch von den örtlichen Instanzen geübt werden, gleichzeitig und nachher. Der Evangelisator muß öffentlich und sonderlich ernstlich und immer wieder auf dieselben hinweisen, zu ihnen hinleiten — nicht nur einmal etwa in der Schlußpredigt, damit es geschehen sei, und man ihm doch nicht nachsagen könne, er habe unkirchlich gewirkt. Die treue spätere Nachpflege ist auch deshalb so wichtig, damit keine Ermattung nach der Erhebung eintritt. Schlimm wenn, nachdem der Evangelisator abgereist, die Gottesdienste schlechter besucht werden, die Jünglingsvereine veröden, weil nach dem „Kuchen" das „Schwarzbrot" nicht mehr schmecken will, oder weil Personenkultus getrieben wird, oder Streit eingekehrt ist.

Man sei in betreff der materiellen Unterlage der Sache ganz nüchtern und halte Ordnung. Der Evangelisator empfange, was zu seinem und seiner Familie Unterhalt nötig ist. Aber er sei weder auf die Kollektenerträge noch auf sonstige private Geschenke angewiesen. Dergleichen ist nicht Glaube, sondern Unordnung und Versuchung.

Man lasse sich nicht in die allerlei Strömungen, den Streit und die Personalien der Kreise hineinziehen, welche gegenwärtig recht eigentlich als die Träger der Sache gelten. Sie sind aus sehr verschiedenen Elementen sehr bunt gemischt, Engländertum und Sektengeist hat dort viel zu viel Einfluß. Bei allen solchen Bewegungen haben die extremen und exaltierten Vertreter oft mehr Gewicht und Erfolg als die gemäßigten und vernünftigen. Durch zu enge Gemeinschaft mit ihnen kommt man leicht auf eine schiefe Ebene, oder wenn man selbst dem entgeht, doch andere, welche unsicher stehen.

Man bleibe nicht in der Gemeinschaftspflege hängen. An sich könnte diese die Evangelisation ergänzen. Dem Wirken nach außen könnte die brüderliche Gemeinschaft Kraft, Frische und Nachdruck verleihen, und wiederum könnte der durch das Wort Gewonnene zu seiner eigenen Erhaltung und Förderung dem engeren Kreis zugeführt werden. Allein erfahrungsgemäß tut die Gemeinschaftspflege der Evangelisation leicht Abtrag, wenn man nicht ganz fest das Ziel der letzteren im Auge behält. Es ist eben für den Evangelisator leichter und lieblicher, im Kreise der Brüder und Schwestern zu weilen und zu wirken, als in der Öffentlichkeit und im Kampf mit gegnerischen Mächten.

Der Evangelisator selbst gebe sich in Gebet und treuem, vorsichtigem Wandel in Gottes Schutz und Hut, damit er durch die etwaigen Erfolge nicht hochmütig werde, durch Weihrauch nicht eitel, durch das unhäusliche Leben nicht die Stille und Haltung verliere, nicht Zwischenträger zwischen den verschiedenen Häusern und Gemeinden werde, nicht glaube, daß mit ihm nun erst das Reich Gottes komme und mit ihm gerade kommen müsse. Und vor allem: er sammle fleißig ein, da er so viel ausgeben muß. Es müssen zwischen all der Arbeit, dem vielen Reden und Hören immer wieder Zeiten der Stille, des Studiums, der Einkehr und Ruhe kommen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die katholische Kirche hat Einrichtungen, welche dasselbe auf ihrem Gebiet bezwecken, wie die Evangelisation in dem unsrigen, allerdings aber außerdem noch Propaganda unter den Evangelischen und Ketzerbekehrung. Die Jesuiten, die Missionspriester des Vincenz von Paul, die Liguorianer oder Redemptoristen, die Kapuziner und Franziskaner sind in alten und neuen Zeiten besonders eifrig gewesen in der Abhaltung solcher „Missionen". Übereinstimmung und Unterschied der katholischen Mission und unserer Evangelisation ergibt sich wohl am einfachsten durch Schilderung einer Mission im Anschluß an eine katholische Darstellung: Ihrem Wesen nach besteht die Volksmission in einer Reihe von Bußpredigten und Bußübungen, welche tage- und wochenlang von einigen, durch den Ortspriester bevollmächtigten Priestern (Missionaren) zur Belehrung und Bekehrung der Sünder, zur Wiedererweckung des christlichen Glaubenslebens gehalten werden (Missionspredigten). Eine solche Reihe von Betrachtungen, geistlichen Übungen und Vorträgen hat die Erweckung des Bußgeistes zum gemeinsamen Ziele, so daß der Sünder zerknirscht, aber nicht vernichtet, sondern nach der Zerknirschung wieder emporgehoben werde. Es vereinigen sich alle Stimmen der Ewigkeit und des Gewissens, daß auch der vieljährige Verächter des Bußsakraments nicht widerstehen kann, sich selbst erkennen, sein Vergehen bereuen und sein ganzes sündhaftes Leben einem, vielleicht vorher nie gesehenen Beichtvater ohne Rückhalt und Scham in einer Generalbeichte bekennen muß, um hinwiederum von diesem heilende und führende Belehrung und Mittel zu einem neuen, genugtuenden Leben entgegenzunehmen. Den Schluß der Mission bildet die Erneuerung des Taufgelübdes, die Übergabe der Gemeinde an die heilige Jungfrau, die Abbitte und Danksagung vor dem allerheiligsten Sakrament, die Errichtung eines Kreuzes oder der Stationen, die feierliche Erteilung des Missionsablasses und die Seelenfeier für die in die Ewigkeit eingegangenen Eltern, Gatten, Kinder, Geschwister und Freunde.

Der Anregung der Gemeinden mit ähnlichen Zielen, wie die Evangelisation sie hat, dient auch die Ausgestaltung der offiziellen Kirchenvisitation, welche sie in den altpreußischen östlichen Provinzen gefunden hat. Der Generalsuperintendent, von einer Anzahl Geistlicher und Laien umgeben, weilt mehrere Wochen in einer Diöcese. Es finden in allen Gemeinden Predigten, Katechesen, Besprechungen mit den Kirchenkörperschaften, den Lehrern, Gemeindegliedern in einzelnen Gruppen statt. Von Teilnehmern wird der Segen der Einrichtung bezeugt.

Einen kleinen Teil dessen, was die heutige Evangelisation tut, haben die schon früher Sitte gewordenen Vortragszyklen, meist apologetischer Art, auszurichten versucht. Ich erinnere an die Vorträge von Luthardt und v. Zezschwitz, die Meisterstücke in ihrer Art sind. In neuerer Zeit hat man namentlich in Sachsen und Württemberg ähnliches in volkstümlicherem Gewand geleistet. Man ist mit religiösen Thematen in die breite Öffentlichkeit hineingetreten und hat auch Meinungsäußerungen der Zuhörer, allerdings in einer gewissen Beschränkung, beantwortet, so in Heilbronn (Wurster).

Ziel und Segen. Daß Bekehrung des ganzen Volkes nicht erreicht werden kann, ist schon oben gesagt worden. Auch Bekehrung des Einzelnen darf nicht als das einzige Ziel jeder einzelnen Evangelisationstat angesehen werden. Dem liegt der methodistische Gedanke zu Grunde, daß nur dann eine Bekehrung echt und vollwichtig sei, wenn sie rasch und in einem Augenblick geschehe und hernach auch nach Tag und Stunde genau angegeben werden könne. Der Gang Gottes mit dem Menschen vor und nach der Bekehrung ist ein, wenn auch in denselben Grundzügen, doch im einzelnen sehr verschieden verlaufender. Es gibt wohl eine Heilsordnung, aber keine Heilsschablone. Und wir freuen uns über jeden Schritt weiter bei diesem Gang, den Gott schenkt, es gehe langsam oder schnell. Auch bekehrt Gott die Menschen, weder sie selbst noch andere Menschen können es tun. Aber in der Berufung und in allerlei Förderung des geistlichen Lebens begnadigt Gott uns, seine Werkzeuge zu sein. Diese Berufung und Beihilfe auf dem Weg zum Leben recht vielen, und zwar in der für sie gerade heilsamen und geeigneten Weise zu teil werden zu lassen, ist die Aufgabe, das Ziel und der Segen der Evangelisation.

§ 30. Bibelsache.

Notstand. Derselbe ist ein mannigfaltiger. Zunächst mangelt's an durchgängigem Besitz der Schriftexemplare. In Deutschland, wo die Bibel zugleich Schulbuch ist, ist schon deshalb die Verbreitung der Bibel eine ziemlich starke. Doch trifft der aufmerksame Beobachter immer noch auf betrübend viele Fälle, in denen keine Bibel im Haus ist. — Sodann mangelt's aber auch beim Bibelbesitz oft am Bibelgebrauch. Das betr. Exemplar wird sorgsam verschlossen gehalten, damit der schöne Einband nicht verdirbt, oder liegt mißachtet im Winkel und verkommt im Staub. — Doch selbst an manchen Stellen, wo die Bibel gebraucht wird, fehlt's namentlich in Bezug auf viele Einzelheiten oft am rechten Verständnis. Dazu tragen auch etwas die Mängel der lutherischen Bibelübersetzung bei, welche zwar im ganzen ein Meisterwerk ohnegleichen, auch in Bezug auf alles, was fürs Seligwerden nötig, den richtigen Sinn wiedergibt, doch aber, namentlich im Alten Testament (sonderlich im Buch Hiob) an Ungenauigkeiten leidet, die das richtige Verständnis dessen, was Gottes Geist wirklich durch die heiligen Männer geredet hat, unmöglich machen. Bei grübelnden Naturen entstehen dann aus solchen mißverstandenen Schriftstellen die sonderbarsten Meinungen. — Die unglaubliche religiöse Unwissenheit unserer Tage hat in dem Mangel an Bibelsitte, Bibelverständnis, Bibelleben zum guten Teil ihren Grund.

Geschichte. Die Namhaftmachung der Förderer der Bibelsache in der modernen Zeit muß füglich mit Luther beginnen, der nicht nur die klassische Übersetzung der Schrift ins Deutsche schuf und dadurch auch für andere das Vorbild abgab zur Übertragung der Bibel in verschiedene Landessprachen, sondern auch durch die Wiederentdeckung

der alten Wahrheit von der Gerechtigkeit des Sünders aus Gnaden durch den Glauben den Schlüssel zum rechten Schriftverständnis darbot.

Wie der Pietismus überhaupt für Einführung des Evangeliums ins Volksleben viel getan hat, so sehen wir auch durch den Freund A. H. Franckes, den Freiherrn von Canstein, die erste Bibelanstalt für den Druck und Verbreitung der Bibel 1712 zu Halle gegründet. Erst hundert Jahre später fand sie Nachfolge in der Stuttgarter 1812; hierauf wurde die preußische Hauptbibelgesellschaft zu Berlin gegründet (1814) und seitdem eine ganze Anzahl, so daß es jetzt 31 in Deutschland gibt.

Die größten Verdienste um direkte Bibelverbreitung, wie auch um Anregung und Weiterführung vieler ähnlicher Bestrebungen, hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft sich erworben. Sie ist 1804 in London gestiftet worden. Sie verbreitet nur Bibeln ohne Apokryphen. Seit ihrem Bestehen hat sie etwa 250 Millionen Mark aufgewendet und die Bibel in über 300 Sprachen ausgegeben.

Die katholische Kirche ist den Übersetzungen der Schrift in die Landessprache abgünstig, verbietet den Laien das Bibellesen, hat eine 1805 in Regensburg gegründete katholische Bibelgesellschaft schon 1817 wieder aufgelöst und beurteilt evangelische Bibelgesellschaften als frevelhafte Unternehmungen. Eine katholische deutsche, von den Bischöfen unter gewissen Bedingungen erlaubte Bibelübersetzung ist z. B. von Leander van Eß in Marburg hergestellt worden.

Einrichtung und Arbeit. Die Bibelgesellschaften legen das Hauptgewicht bei ihrer Arbeit naturgemäß auf Herstellung und Verbreitung der Bibel.

Bei der Herstellung wollen aber gewisse Vorfragen erledigt sein, über deren Beantwortung auch unter den Kundigen nicht überall Einverständnis herrscht.

So hat die Frage, ob Bibeln mit oder ohne Apokryphen hergestellt werden sollen, in früheren Jahrzehnten sowohl in England wie in Deutschland manche ernste Kämpfe verursacht und ist in England gegen, in Deutschland im ganzen für die Beibehaltung derselben entschieden worden. (Selbstverständlich hier unter der bekannten Einschränkung „nützlich und gut zu lesen, aber der Heiligen Schrift nicht gleich zu achten".)

Was die Zulassung von anderen Beigaben anlangt, so drucken die Bibelgesellschaften lediglich den Text, höchstens mit einigen Karten, einer Vorrede, einem Verzeichnis der seltenen und unverständlichen Wörter &c. ausgestattet. Anmerkungen, die eine Auslegung geben, sind hier überall abgewiesen. Auch haben sich die Bibelgesellschaften bisher meist nicht darauf eingelassen, für den Gebrauch in Schule und Familie einen Bibelauszug herzustellen.

Die Bibelrevisionsfrage hat vor 1—2 Jahrzehnten lebhaft die Gemüter bewegt. In England und Frankreich hat die Revision der Bibel in den betr. Landessprachen nur großes Interesse, in Deutschland Kampf erregt. In der Tat ist auch unsere Übersetzung von viel größerer Bedeutung für unsere Sprache und unser ganzes Volksleben

geworden als die englischen und französischen Übersetzungen für Engländer und Franzosen. So ist die größere Erregung begreiflich. Der Gang der Sache war dieser: nach Jahrzehnte langen, durch Pastor Mönckeberg in Hamburg angeregten Arbeiten hervorragender Gelehrten und Kirchenmänner Deutschlands liegt jetzt eine von der Cansteinischen Bibelanstalt besorgte revidierte, später auch von den Bibelgesellschaften gedruckte und verbreitete Bibel vor, die überall schließlich gut aufgenommen worden ist. Verboten ist sie für den kirchlichen Gebrauch nur in Mecklenburg.

Die Verbreitung der Bibeln geschieht in der Weise, daß alle Bibelgesellschaften, je an ihrem Centralort, ein Hauptlager unterhalten, dessen Betrieb bei den größeren Gesellschaften von eigenen Beamten (Theologen und Geschäftsleuten) verwaltet wird. Von hier aus werden Kolporteure ausgesandt, der Buchhandel wird, soweit nötig, mit Exemplaren versorgt, namentlich aber werden einzelne kleinere Depots oder Zweigagenturen in Stadt und Land bei Pastoren, Lehrern, sonstigen Freunden der Sache eingerichtet und unterhalten. Die letztere Weise hat sich als kostenlos, sicher und wirksam erwiesen.

Die Einwirkung auf den rechten Bibelgebrauch und eingehenderes Bibelverständnis haben die Bibelgesellschaften meist nur nebensächlich (durch Kolporteure, Bibelfeste, Reiseagenten ꝛc.) versuchen können, im großen und ganzen aber anderen Arbeitskräften überlassen müssen: der Kirche (Schriftauslegung in der Predigt, neue neben den alten zu benutzende Perikopenreihen, Bibelstunden, Darbietung einer Traubibel), dem Haus (Hausandacht, einsame und gemeinsame Lesung der Schrift), der Schule (biblische Geschichte, Spruch, Bibelkunde). — Auch in verschiedenen Zweigen der Inneren Mission hat Bibelgebrauch und Bibelverständnis gefördert werden können: Sonntagsschulen und Vorbereitungsstunden dazu, Bibelbesprechungen in Jünglings- und Männervereinen, mancherlei religiöse Versammlungen, in denen ein Schrifttext Ausgangs- oder Mittelpunkt bildet ꝛc., haben dazu mitgeholfen. — Die Schärfung und Vertiefung des Bibelverständnisses mußte in der Hauptsache der Privatschriftstellerei überlassen bleiben, wenngleich die Traktat- und Büchervereine die Hand zur Verbreitung solcher Schriften eifrig geboten haben. Es seien hier einige der wichtigsten populären Bücher der Art genannt: eine Konkordanz als Spruchregister (z. B. von Büchner), biblische Wörterbücher (zwei verschiedene von Zeller), Bibelerklärungen (von Richter, Gerlach, Dächsel, Grau, Couard). — Auch die verschiedenen Bibellesezettel sind für Bibelgebrauch und -kenntnis von Bedeutung.

Schwierigkeiten und Gefahren. Verglichen mit dem ungeheuren Segen, welchen die weite Verbreitung, der Gebrauch und das Verständnis der Schrift bringen, sind die Gefahren und Schwierigkeiten dabei kaum der Rede wert. Sie werden um so mehr schwinden, je mehr es gelingt, die Schrift aus einem Lern- und Lehrbuch zu einem Lebensbuch zu machen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alle Bestrebungen, welche sich auf Verbreitung guter Lektüre erstrecken. Dieselben sind eigentlich

vielfach nichts anderes, als der verlängerte Arm der Bibelgesellschaften und werden ihre Aufgabe um so mehr für erreicht halten, je mehr sie das Lesen der Bibel zuwege gebracht, aus dem Bach zur Quelle gewiesen haben.

Ziel und Segen. Das Wort Gottes ist das „Brot des Lebens", „der geschriebene Christus", „der Träger des Geistes Gottes". Immer inniger mit demselben vertraut zu werden, ist deshalb die segensvollste Aufgabe, von entscheidender Bedeutung für Leben, Leiden, Sterben, Seligwerden. Alles, was dazu hilft, verdient unsere wärmste Liebe und eifrigste Förderung.

§ 31. Traktat-, Schriften- und Zeitschriftensache.

Notstand. Viel weitere Kreise, als man vom Standpunkt etwa des Stadtbewohners glaubt, lesen in unserm Volk außerordentlich wenig, nachdem sie einmal die Schule verlassen haben. Das Leben geht hin in täglicher anstrengender körperlicher Arbeit, die einzige geistige Anregung bietet dann im besten Fall der Sonntagsgottesdienst. Solch einem Leben fehlen doch gar zu sehr die unsere Zeit beherrschenden geistigen Antriebe und Nahrungsmittel.

Freilich ist ein derartiges Dasein ein unvergleichlich glücklicheres und besseres als das entgegengesetzte, welchem eine Fülle von ungesichtetem oder gar seichtem und schlechtem Lesestoff zuströmt in der Form der Tagesblätter, illustrierter und anderer Zeitschriften, Broschüren, Romane, Bücher zur Verbreitung allgemeiner Bildung, — von gottfeindlichen, umstürzlerischen Schund- und Schandschriften, sowie Schauerromanen noch abgesehen. Der Bildungsphilister, der sich mit solchem Lesefutter abgibt, nimmt entweder nur eine gewisse Sorte ganz trivialer, phrasenhafter, charakterloser Zeitungsware in sich auf — und wird dann zu einem ganz kopflosen Echo dieses Schellengeklingels, — oder die von allen Tischen nippende, mit aller vorhandenen oberflächlichen Geistesnahrung sich anfüllende Gier wird zur Leidenschaft, die schon manchen, namentlich unter der Jugend und aus dem weiblichen Geschlecht, ernstlich geschadet hat.

Die geistige Stumpfheit, die nichts, und die fieberhafte Lebendigkeit, welche alles liest, ist nur mit gesunden Schriften zu bekämpfen, die dort Leben wecken, hier schlechten Lesestoff verdrängen können.

Geschichte. Die Verbreitung von Schriften innerhalb größerer Kreise des Volks hat zur Voraussetzung, daß dieselben leicht in Menge hergestellt und bei einiger Agitation dafür vom Volk eifrig begehrt, abgenommen und gelesen werden. Dies letztere wird immer am ehesten in solchen Zeiten der Fall sein, wo das Volksleben tiefer bewegt ist.

Die Massenherstellung war mit der Erfindung der Buchdruckerkunst möglich geworden, die Kunst des Lesens mit der durch die Reformation begründeten Volksschule in weitere Kreise gedrungen, die Bewegungen des Volksgeistes mit ihrem auf- und niedergehenden Wellenschlag sind durch die verschiedenen Zeitalter der modernen Geschichte bezeichnet.

Speziell die Traktatliteratur fordert zu ihrem Gedeihen religiös bewegte Zeiten.

Ein „Traktat" ist eine kleine, christliche Volksschrift. Als den ersten Traktatschreiber in unserem Sinn kann man D. Luther bezeichnen, der eine ganze Reihe von Schriften zur Massenverbreitung verfaßt hat. Neben ihm waren viele seiner Freunde und Mitarbeiter in ähnlicher Weise tätig. (Berühmt ist der italienische Traktat „von der Wohltat Christi".)

Auch die pietistische und methodistische Zeit war fruchtbar an Traktaten (Francke, Baxter, Bunyan).

Die jetzige Blüteperiode des Traktatwesens hat ihre Anfänge in der Persönlichkeit der frommen englischen Schriftstellerin Hanna More, welche den Broschüren, die den Geist der französischen Revolution nach England verpflanzen wollten, etwas Wirksames entgegenzusetzen sich bemühte. Bald (1799) entstand die Londoner Traktatgesellschaft, welche auf diesen Zweig der Literatur einen ähnlichen Einfluß gewann wie die Londoner Bibelgesellschaft auf die Bibelsache, namentlich auch durch Anregung anderer Traktatgesellschaften, die sich dann zum Teil auch Beschaffung und Verbreitung anderer guter christlicher Literatur angelegen sein ließen, zum Teil besondere Unternehmungen für letzteren Zweck neben sich entstehen sahen. Die wichtigsten derselben in Deutschland sind: der Christliche Verein im nördlichen Deutschland seit 1811, die Wupperthaler Traktatgesellschaft seit 1814, der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten in Berlin seit 1814, die Niedersächsische Traktatgesellschaft in Hamburg seit 1820, die Evangelische Bücherstiftung in Stuttgart, der Calwer Verlagsverein, 1833 von Dr. Barth gegründet, der Verein zur Verbreitung christlicher Schriften in Basel seit 1834, die Agentur des Rauhen Hauses seit 1842, der Evangelische Bücherverein in Berlin seit 1845, eine Abteilung der Gesellschaft für Innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche in Bayern seit 1850, der Christliche Kolportageverein im Großherzogtum Baden seit 1867, die Deutsche evangelische Buch- und Traktatgesellschaft zu Berlin seit 1879, der Nassauische Kolportageverein in Herborn seit 1873. Großartige buchhändlerische Geschäfte, die ihre Überschüsse für Zwecke des Reiches Gottes verwenden, sind die Buchhandlung der Berliner Stadtmission (Pastor Evers) und der lange Jahre von Pastor Hülle geleitete Christliche Zeitschriftenverein in Berlin.

Alle diese Vereine und Veranstaltungen bieten entweder von Anfang an oder doch gegenwärtig auch größere Schriften, welche entweder direkt der Erbauung oder doch der Verbreitung der christlichen Weltanschauung dienen.

Eine neuere Form der Traktate sind die sogenannten Pfennigpredigten. 1881 gab Stöcker die ersten Pfennigpredigten heraus zur Verbreitung durch freiwillige Hilfskräfte unter solchen, welche am Besuch des Gottesdienstes gehindert sind: Kellner, Droschkenkutscher, Bahnwärter, Dienstboten, Hausfrauen ꝛc. Die Buchhandlung der Stadtmission übernahm den Vertrieb. 1891 war die Auflage auf 125 000

gestiegen. In andern Teilen Deutschlands folgte man dem Vorgang, so in Schleswig-Holstein, Königreich Sachsen, Hannover, Kurhessen. Dadurch sank die Ziffer der Berliner Predigten etwas. Im ganzen werden jetzt wohl wöchentlich gegen eine Viertelmillion Pfennigpredigten verbreitet.

Durch den ungemeinen Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten die gesamte Presse, wenigstens der äußeren Verbreitung nach gewonnen hat, hat auch die christliche Presse neue und wirksame Antriebe empfangen. Namentlich auf dem Gebiet der Sonntagsblätter hat sie schöne Erfolge zu verzeichnen. Es gibt unter ihnen Lokalblätter in vielen Gemeinden namentlich des westlichen Deutschlands. Es gibt solche, welche provinziellen oder Landescharakter an sich tragen in den meisten Teilen Deutschlands, zuweilen mehrere in einem Bezirk (die verbreitetsten in Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt, Hannover, Kurhessen, Ostpreußen, Rheinland). Es gibt endlich solche, welche ihre Leser in ganz Deutschland suchen und finden. Dazu gehören der Stuttgarter „Christenbote" (seit 1830, Aufl. 50000), der Hamburger „Nachbar" (seit 1848, Aufl. 150000), das Duisburger „Sonntagsblatt" (seit 1848, Aufl. 32000), das Berliner „Evangelische Sonntagsblatt" früher von Hülle herausgegeben (Aufl. reichlich 100000), das Stuttgarter „Evangelische Sonntagsblatt" (Aufl. reichlich 100000), der „Sonntagsfreund" der Berliner Stadtmission (seit 1884, Aufl. 75000).

Nächst Bibel und Gesangbuch sind wohl Kalender die verbreitetsten Schriften. Auch auf diesem Gebiet hat man sich auf christlicher Seite wacker geregt und Anerkennenswertes geleistet. Auf die alten schlechten Kalender, welche ihren Lesern oft überaus seichtes oder leichtfertiges Zeug boten, hat diese Konkurrenz einen sehr guten Einfluß ausgeübt. Die weitaus meisten haben ihren unchristlichen Ton aufgegeben, um noch existenzfähig zu bleiben. Ich nenne nur einige gute Kalender von den gegen 70, welche es im evangelischen Deutschland gibt: Christlicher Volkskalender der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, Nachbarkalender, Hannoverscher Volkskalender, Kalender des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins in Berlin, Sächsischer Volkskalender. Von diesen allen werden wohl etwa 2 Millionen Exemplare jährlich verbreitet. Für höhere Ansprüche der gebildeten evangelischen Familie, namentlich in Bezug auf Ausstattung und Illustrationen, ist der Daheimkalender zu empfehlen.

Einrichtung und Arbeit. Der äußere Apparat eines Traktat- und Büchervereins ist ein ziemlich einfacher, wenigstens in den kleineren Vereinen, wie wir sie in Deutschland haben: einige Zimmer zur Aufnahme des Schriftenlagers, das von einem kaufmännisch oder buchhändlerisch geschulten Manne verwaltet und dessen Schätze von ihm unter Hinzunahme von Gehilfen im einzelnen verkauft, durch Kolportage vertrieben oder in Partien an Buchhändler resp. Zweigagenturen versendet werden. Über den ganzen Betrieb wird sorgsam Buch geführt.

Das eigentliche Triebrad des Ganzen ist der Vorstand, der aus möglichst sachkundigen, in der Haupttendenz zusammenstimmenden, arbeitsfreudigen Mitgliedern bestehen muß. Denn ihm liegt ob: die

Herstellung neuer Traktate resp. Veranlassung ihrer Abfassung, die kritische Beurteilung sowohl vorgelegter Manuskripte wie anderwärts gedruckter Schriften, ob sie unter die Zahl der zu verbreitenden aufzunehmen seien. Das setzt eine sorgsame und fleißige Tätigkeit voraus.

Welche Anforderungen sind nun an eine derartige kleinere oder größere Schrift zu stellen? Sie muß rein in der Lehre sein. Falsche, verwaschene, unevangelische, sektiererische Meinungen wird ein Verein nicht verbreiten wollen, der selbst auf dem Boden der Wahrheit steht. Aber der korrekteste Inhalt würde noch nicht ausreichen, eine Schrift aufzunehmen, sie muß zugleich in der Form und Schreibweise dem Leserkreis angemessen, volkstümlich, einfach, frisch, klar, darf namentlich nicht langweilig sein. — Allen diesen Anforderungen zu genügen, ist nicht leicht. Doch muß auf deren Erfüllung gehalten werden, wenn der Zweck erreicht werden soll.

Der Verbreitung wird es förderlich und auch sonst angemessen sein, wenn die Schriften in hübschem Gewand (guter Druck, weißes Papier, unter Umständen mit guten Bildern geziert) erscheinen.

Den regelmäßigen Abnehmern und Freunden der Sache ist ein Katalog in die Hand zu geben, in welchem alle Traktate nach ihrem Inhalt in verschiedene Klassen geordnet und jeder einzelne mit einigen charakterisierenden Worten versehen ist, damit man für seine Zwecke leicht das Passende aussuchen kann.

Für die Verbreitung wichtig, für die periodisch wiederkehrende Literatur der Sonntagsblätter, Pfennigpredigten und Kalender ganz unentbehrlich ist die Einrichtung von rührigen Zweigagenturen, die im kleineren Kreis den Vertrieb besorgen, unterstützt durch ihre Orts- und Personenkenntnis. Auch die Kolportage kann hier wirksam werden.

Der einzelne, sei er Pastor oder Lehrer, Stadtmissionar oder Diakonissin oder einfaches Gemeindeglied, sollte Traktate nie verschleudern, aufs Geratewohl auswerfen und dabei ganz dem Zufall überlassen, ob sie gefunden und gelesen werden, an den rechten oder falschen Mann kommen. Wenn Gott auch solche törichte Weise zuweilen segnet, so macht er eben wieder gut, was Menschen dumm gemacht haben. Aber wir dürfen doch nicht Böses oder Verkehrtes tun, daß Gutes daraus komme. Am richtigsten ist es, Traktate nur an solche Menschen zu geben, mit denen man schon irgendwie auf anderem Wege eine gewisse Fühlung gewonnen hat; damit hängt aufs engste die andere Forderung zusammen, daß man nur solche Schriften austeilt, die man selbst zuvor gelesen hat, damit man auch beurteilen könne, ob sie für den vorliegenden Fall die richtigen sind.

Schwierigkeiten und Gefahren. Sie kommen zum Vorschein bei der Herstellung und Verbreitung der Schriften.

Man hat namentlich in früherer Zeit, aber auch jetzt noch, gar zu viel geradezu jämmerliches Zeug drucken lassen. Man wollte eine möglichst schnelle Wirkung auf die Menge erzielen und glaubte, die Menge und Mannigfaltigkeit der Schriften täte es. Zu dem Zweck wurden sie massenhaft, förmlich fabrikmäßig hergestellt; hatte man keine deutschen, so übersetzte man deren aus dem Englischen, vielfach solche,

welche an sich nichts taugten oder doch für deutsche Verhältnisse nicht paßten: phrasenhafte, geschraubte, methodistische, täppisch-zufahrende, innerlich unwahre Bekehrungsgeschichten und Ermahnungen, welche jeden Menschen von gesundem geistlichem Geschmack abstoßen mußten, dem Feind des Glaubens nur ein Gegenstand des Spottes sein konnten. Neuerdings hat man diese Weise in Deutschland mehr und mehr verlassen. Aber es ist noch lange nicht aller Sauerteig ausgefegt.

Ebenso verkehrt ist die Verschleuderung der Traktate, bei der man vergißt, daß nicht schon das Hinausgeben der Geistesnahrung, sondern erst die Aufnahme den Segen verheißt. Man muß doch wenigstens in betreff der äußerlichen Annahme sicher gehen, wenn man nicht mit den gottgeschenkten Mitteln Mißbrauch treiben und über den Wert des also Weggeworfenen selbst abschätzige Gedanken erwecken will.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. sämtliche Arbeiten dieses Kapitels.

Ziel und Segen. Tunlichste Verdrängung schlechter Lektüre, Weckung des Geschmacks an gutem Lesestoff, Ausstreuung vieler edler Samenkörner geistlichen Lebens. — Wenn das gesprochene Wort, der unmittelbarste Ausdruck der Persönlichkeit, berufen ist, in erster Linie eine zündende schöpferische Wirksamkeit auf geistlichem Gebiete zu üben, so hat doch auch das geschriebene Wort seine eigentümlichen Vorzüge und Wirkungsweisen. Etwas Gedrucktes kann man wieder und wieder lesen zur tieferen Einprägung, zu erneutem Genuß. Die Schrift dringt in eine Ferne, wohin das gesprochene Wort nie reicht; es vervielfältigt bis zu einem gewissen Grade die Person des Redenden ꝛc. Die Geschichte der Kirche ist dessen Zeuge, welch reichen Segen Gott auf das geschriebene und gedruckte Wort gelegt hat.

§ 32. Volksbibliothek.

Notstand. Vergl. § 31.

Geschichte. Den Kern der Volksbibliothek bilden die Werke der speziell für das Volk (d. h. in diesem Fall für die nur durch Elementarschulen Gebildeten) und seine Bedürfnisse poetisch schaffenden christlichen Dichter. Sie haben nicht alle gleich Gutes geschrieben, und auch unter den einzelnen Büchern, namentlich der viel schreibenden Verfasser, ist ein Unterschied zu machen, aber im ganzen bildet doch der von ihnen angeschlagene Ton den Maßstab des für das Volk Geeigneten.

Wir nennen von denen der jüngsten Vergangenheit: Pfarrer Albert Bitzius (Schriftstellername Jer. Gotthelf) im Kanton Bern, † 1854, der mit überaus scharfer Beobachtung und reicher Phantasie in kräftiger, zuweilen selbst mehr als derber Sprache, das Dorfleben seiner Heimat dem Leser zu Warnung und Mahnung vorhält, wobei für den Norddeutschen allerdings die zahlreichen speziell schweizerischen Wörter störend, weil unverständlich sind. Pfarrer Rudolf Oeser (O. Glaubrecht) in Hessen, † 1859, zeichnet in lieblicher Schilderung mit poetischem Hauch und großem sittlichen Ernst die Licht- und Schattenseiten des Volkslebens im Dorf und in der kleinen Stadt seines Hessen-

landes. Pfarrer Caspari, zuletzt in München, † 1861, hat nur wenig, aber lauter Treffliches geschrieben, in körniger und doch schlichter Sprache, Begebenheiten auch aus ferner liegenden Zeiten und Ländern überaus anschaulich und ergreifend darstellend. Pfarrer Wilhelm Oertel aus Horn im Hunsrück (daher Schriftstellername W. O. von Horn), † 1867, hat sehr viel geschrieben, so daß es zuweilen etwas fabrikmäßig geraten ist; aber er besitzt ein Talent fließender Erzählung, verbindet Heimisches und Fremdes, Poetisches und Geschichtliches und wird gern gelesen. Kirchenrat C. A. Wildenhahn, † 1868 zu Bautzen, hat Dorfgeschichten aus dem Erzgebirge und namentlich mehrere treffliche kirchliche Lebensbilder in novellistischer Einkleidung gegeben. Dekan Karl Stöber in Pappenheim, † 1865, erzählt aus dem Altmühlthal mit liebenswürdigem Humor. Professor Gotth. H. von Schubert, † 1860 in München. Pfarrer Wilhelm Redenbacher, † 1876. Dr. Christian Gottlob Barth in Calw, † 1862. Gustav Jahn, Vorsteher der Züllchower Anstalten bei Stettin, † 1888. Pastor N. Fries in Holstein, † 1894. Hofprediger E. Frommel in Berlin, † 1896.

Um die geistigen Erzeugnisse dieser im engeren Sinne sogenannten christlichen Volksschriftsteller, als um ihren Kern, sammeln sich dann in der Volksbibliothek eine Fülle von Einzelwerken erzählenden oder belehrenden Inhalts, an denen in Deutschland kein Mangel ist.

Unter den Bibliotheken kann man zwei Arten unterscheiden: diejenigen für das Volk im oben angegebenen Sinn, deren sind weitaus die meisten; und diejenigen für die christliche gebildete Familie, wie es solche z. B. in Dessau und Stuttgart gibt.

Die Innere Mission hat auf dem Gebiet der Volksbibliotheken die ersten wirksamen Anregungen gegeben, jedoch ist der Eifer dafür etwas ins Stocken geraten, teils weil andere Bibliotheken (z. B. Schulbibliotheken), wenn auch mit zum Teil andern Grundsätzen, in etwas das Bedürfnis befriedigen, teils weil man seine Kräfte heutzutage meist auf andere Zweige der literarischen Versorgung und Beeinflussung des Volks verwendet, wie z. B. auf die Sonntagsblätter.

Einrichtung und Arbeit. Wer eine Volksbibliothek einrichten will, kann sich, falls es nur eine solche von geringem Umfang (etwa 100 Bände) sein soll, nach den Zusammenstellungen richten, welche von Schriftenvereinen rc. zu dem Zweck gemacht worden sind (vor bloß buchhändlerischen Anpreisungen hat man sich zu hüten, denn die Verleger empfehlen zunächst alles, was bei ihnen erschienen ist). Soll eine größere Bibliothek hergestellt werden, so wird man sich selbständiger Einsichtnahme in die betreffende Literatur nicht entziehen können, wobei indessen mancherlei Kataloge und andere Hilfsmittel gute Dienste leisten.

In betreff der Auswahl ist der Grundsatz festzuhalten: die größte Mehrzahl muß gute Unterhaltungslektüre sein. Von den belehrenden Büchern dürfen nur solche von allgemeinem Interesse aufgenommen werden. Weder spezielle Fachschriften, noch solche, welche bei rechtem Gebrauch Eigentum des Betreffenden sein müssen, wie Predigt- und

Andachtsbücher, dürfen Geld und Raum wegnehmen. Für Religion, Moral, Kirche und Staat u. s. w. gefährliche sind unbedingt auszuschließen.

Für die Verwaltung gilt als Grundsatz, daß der Bibliothekar gut in seinen Schriften Bescheid wissen muß. Er muß alle vorhandenen gelesen haben, um beim Ausleihen mit Rat an die Hand gehen und die nötigen Hinweise geben zu können. — Für das Ausleihen und Wiederbringen der Bücher müssen bestimmte Stunden angesetzt und pünktlich inne gehalten werden. Auch im Anschreiben, sowie überhaupt in der ganzen Führung der Sache muß die größte Pünktlichkeit herrschen, wenn nicht heillose Verwirrung einreißen und die Bibliothek Verluste erleiden soll. Die Einbände müssen solide sein und auf ihre rechtzeitige Erneuerung muß gehalten werden. Die Benutzung der Bibliothek muß gratis oder doch so billig wie irgend möglich sein. Am besten ist ein Verein der Inhaber derselben, damit nicht alles auf den zwei Augen des zeitweiligen Verwalters und bei Wegzug oder Tod desselben die Existenz der Bibliothek in Gefahr steht. — Nach gegenseitigem Übereinkommen kann ein zeitweiliger Austausch von Büchern unter verschiedenen Bibliotheken stattfinden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Für den Inhalt der Bibliothek sind ungeeignete Bücher die größte Gefahr. Namentlich kann der Verwalter bei geschenkweise dargebotenen Büchern in Schwierigkeiten kommen. Ist Raum zur Unterbringung vorhanden und sind die betreffenden Bücher nur minderwertig, aber nach Inhalt und Geist nicht schlecht, so mag man sie immerhin einreihen. Ihrer Tendenz nach gefährliche und schlechte sind aber entweder zurückzuweisen oder zu vernichten. Schon durch bloßes Aufstellen in der Bibliothek (mit dem Vorsatz des Nichtausleihens) kann Schaden geschehen (in Vertretungsfällen 2c.).

Eine Bibliothek will mit großer Sorgfalt und Treue verwaltet sein. Dazu genügt nicht ein Feuereifer bei ihrer Begründung, sondern es ist zähe Ausdauer, peinliche Sorgsamkeit für weitere Instandhaltung und Nutzbarmachung nötig.

Beim Leser, namentlich dem jugendlichen, ist darauf zu achten, daß die Freude am Lesen nicht zur Lesegier ausartet.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. In neuerer Zeit hat man von staatswegen viel für Volksbibliotheken getan, so in Württemberg und Sachsen. Hier werden seit 1876 jährlich 18000 Mk. zur Unterstützung von Volks- und Arbeiterbibliotheken im Etat bereitgestellt. Unter den dabei zur Geltung kommenden Grundsätzen interessiert uns besonders der: „In die Volksbibliotheksausschüsse der Dorfgemeinde sind in der Regel der Ortsgeistliche und Lehrer mit aufzunehmen".

Nachdem früher nur die Volksbildungsvereine in beschränktem Maßstab in dieser Richtung etwas getan haben, fängt man endlich auch sonst auf humanitärer Seite an, sich für Volksbibliotheken zu interessieren, natürlich unter Anwendung von Grundsätzen, welche in betreff der Bücherauswahl nicht die der Inneren Mission sind. In allem äußerlichen hat man sich mit Recht englische und amerikanische

Einrichtungen zum Muster genommen. Dort hat man behaglich eingerichtete Lesehallen oder Lesesäle, mit einem großen Büchervorrat ausgestattet und von zuvorkommenden, das Publikum beratenden Beamten (auch vielfach Damen) verwaltet. Viele dergl. Bibliotheken sind die Stiftungen begüterter Wohltäter. In Deutschland ist den beteiligten Kreisen noch nicht recht der Sinn für die Bedeutung der Sache aufgegangen. Ich nenne von den bestehenden nur die Lesehallen des Vereins für ethische Kultur in Berlin, die Lesehallen in Hamburg, die Gehe-Stiftung in Dresden, die Georgi-Stiftung in Calw.

Ziel und Segen. Namentlich in kleineren, z. B. ländlichen Verhältnissen, hat der Leiter der Volksbibliothek die Regelung dessen, was die Leute lesen, wesentlich in der Hand, und auch in städtischen Verhältnissen beeinflußt er dieselbe stark. „Sage mir, was du liesest, und ich will dir sagen, wer du bist!“ — darin liegt die große Bedeutung dieser Sache ausgesprochen. Ein Buch ist wie ein Freund, mit dem man umgeht. Es übt einen guten oder schlechten Einfluß aus. Der gute Einfluß besteht in Darbietung edler, geistiger Nahrung, durch deren Genuß der Geschmack an Schlechtem oder Seichtem verleidet wird, in Stärkung des häuslichen Sinnes und des Familienlebens, wenn etwa abends nach des Tages Arbeit sich alle Glieder des Hauses um ein gutes Buch sammeln. Dem Wort Gottes wird auf diese Weise der Weg gebahnt (während er durch schlechte Bücher verbaut wird) und das Licht der christlichen Wahrheit auch über entferntere Gebiete des menschlichen Lebens leuchten gelassen. („Alles ist euer, ihr aber seid Christi“, 1. Kor. 3, 22 f.)

§ 33. Kolportage.

Notstand. Ein großer Teil unsers Gesamtvolkes liest nicht, was es sich ausgesucht hat, sondern was man ihm ins Haus bringt und empfiehlt. Das bedingt die große Bedeutung des Kolportage-Buchhandels. Es werden durch ihn auch gute Sachen vertrieben: Konversationslexika, Klassiker, Andrees Handatlas 2c. Aber ebenso gern und viel häufiger, weil es gewinnbringender ist, schlechte Schriften: seichte, sozialdemokratische, unmoralische, christentumsfeindliche und vor allen Dingen die berüchtigten Lieferungsromane, Schund- und Schauerromane, die sich durch Hefte fortspinnen und geradezu „Kolportageromane“ heißen. Sie pflegen nicht grobe Anstöße gegen Moral und Religion zu enthalten, ja manchmal tragen sie die moralische und religiöse Farbe recht dick auf: der Gute wird belohnt, der Böse bestraft, der liebe Gott greift zur rechten Zeit ein. Aber das Ganze spricht nach Aufbau und Durchführung aller Ästhetik und Poesie Hohn, befriedigt lediglich die Gier nach aufregender Handlung und gibt ein völlig unwahres Bild vom Leben und der wirklichen Welt, füllt also Köpfe und Herzen mit einem Wust von wertlosen und falschen Gedanken und unrichtigen Tatsachen.

Geschichte. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst hat es Hausierer mit Büchern gegeben, welche ihr Gewerbe im Haupt- oder

Nebenamt trieben. Sonderlich in bewegten Zeiten des Volkslebens, z. B. in der Reformationszeit und namentlich bevor die Zeitungen aufs letzte Dorf gedrungen waren, waren sie für den weitaus allergrößten Teil des Volkes die einzigen Vermittler literarischer Ware. Auch jetzt ist dies noch in einem weit höherem Maß der Fall, als der Bücher- und Stadtmensch ahnt.

Einen besonderen Abschnitt eröffnet das Jahr 1869 für den Hausierbuchhandel, weil in diesem Jahr ihm die völlige Gewerbefreiheit zugesprochen wurde. Jedoch hat man nicht lange danach die kaum gewährte Freiheit wieder stark beschneiden müssen. In sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis gebende Schriften und Bilder dürfen nicht vertrieben werden, ebenso solche, bei welchen Prämien versprochen sind. Jeder Kolporteur muß ein Verzeichnis seiner gesamten Ware der Verwaltungsbehörde seines Wohnorts vorlegen und deren Genehmigung einholen. Gegen diese Beschränkungen hat sich der „Allgemeine Verein der Kolportagebuchhändler im Deutschen Reich" zwar gewehrt, aber vergeblich — bis auf die Erleichterungen, welche sich der einzelne Hausierer und das einzelne Geschäft trotz des Gesetzes tatsächlich etwa verschafft. — Es gibt in Deutschland Tausende von Buchhandlungen dieser Spezialität mit Zehntausenden von Angestellten. Der Verdienst ist gut; können doch von manchen Kolportageromanen 100000 sogenannte „Sammelhefte" zur Gewinnung von Abonnenten ins Publikum geworfen, und müssen dem Zwischenhändler doch bis zu 50 Prozent des Gewinnes gewährt werden.

Dem gegenüber hat man Kolportage guter christlicher Schriften eingerichtet. Einige christliche Buchhandlungen, wie z. B. der Calwer Verlagsverein, betreibt ein ähnliches Geschäft mit Erfolg durch ganz Deutschland. Und manche andere haben es ebenso gemacht, aber nicht immer mit Erfolg und manchmal unter unerwünschten Begleiterscheinungen, welche der Berufskolportage leicht anhaften, und ohne auch gerade die für einen bestimmten Kreis erwünschte Literatur an den Mann zu bringen.

So hat man denn endlich vielfach Bezirks- oder Synodalkolportage eingerichtet, welche bei richtiger Handhabung billigen Anforderungen entspricht.

Einrichtung und Arbeit. Wir beschreiben jetzt die Einrichtung dieser letzteren Kolportage.

Ein Provinzial- oder Landesverein für Innere Mission organisiert die Sache für seinen Bezirk, trifft die Auswahl der Schriften unter Fühlungnahme mit seinen Synodalagenten, setzt sich mit den Verlegern in Verbindung, wirbt in jeder Synode einen Agenten als Leiter der Sache in seinem Kreis, dieser wieder sucht unter den Bewohnern seines Synodalkreises einen geeigneten, d. h. seßhaften, ortskundigen, braven und christlich gesinnten, gewandten und schreibkundigen Mann, der sich mit Büchertasche, Bildermappe, etwa auch Bücherkoffer bewaffnet auf die Reise begibt.

Die geeignetste Zeit möchten etwa die Monate Oktober und November, Februar und März sein, also vor Weihnachten und Ostern.

Das ist die Zeit, in welcher das Lesebedürfnis auf dem Land allein wach und in der kleinen Stadt am lebhaftesten ist, auch mancherlei Hausbedarf an Kalendern, Gesangbüchern ꝛc. gesucht wird. In dieser Zeit findet man auch am ehesten den geeigneten Bücherboten, da für viele dann ihr Geschäft ruht, z. B. beim Maurer, Gärtner, Landmann, Flußschiffer.

Es wird ihm von seinem Kolportageleiter ein genauer Reiseplan mitgegeben; die Pfarrämter werden um Empfehlung von der Kanzel oder sonstwie gebeten, die Lehrer um Ansage durch die Schulkinder. Jedem Pfarrer hat er sein Kontrollbuch vorzulegen mit der Bitte, ihm mit Tag und Datum seine Arbeit in der Gemeinde zu bescheinigen; auf den Filialorten mag ein Gleiches vom Lehrer geschehen. Zum Ausweis vor der Polizei ist ein Wandergewerbeschein nötig. Derselbe ist durch den Leiter vom Landratsamt frühzeitig zu erbitten unter Mitteilung des Namens, Standes und Alters des Kolporteurs und daß „sein Handel im Auftrag des . . . Vereins für Innere Mission ausschließlich mit denjenigen Druckschriften und Bilderwerken, welche in dem von dem . . . Verein zusammengestellten Verzeichnis aufgestellt sind", stattfindet. Da kein Gewinn beabsichtigt wird, wird der Schein gratis zu erhalten sein. Am Schluß seiner Tour wird genau mit dem Kolporteur abgerechnet, was nicht verkauft wurde, für nächstes Jahr aufgehoben oder an die Centralstelle zurückgesandt.

Der Kolporteur muß von Haus zu Haus gehen, muß erbauliche, belehrende und unterhaltende Bücher, Bilder und Sprüche zum Wandschmuck, auch Kalender und Zeitschriften (die aber dann weiterhin von einer lokalen Zweigagentur zu besorgen wären) führen, nie für seinen Verein oder sonst irgend einen guten Zweck gleichzeitig mit seinem Handel Gaben sammeln, noch andere Nebenzwecke verfolgen. Wenn er das Zeug dazu hat, mag er zum guten Buch das gute Wort hinzufügen, doch gehört dazu viel Takt und Innerlichkeit, damit sein Reden nicht zur Phrase wird.

Als Verdienst ist dem Kolporteur am besten ein Tagelohn (1,50—2 Mk.) und ein Prozentsatz vom Verkauften (15—20 Prozent) zu gewähren. Etwaiges Defizit trägt, wenigstens in den ersten Versuchsjahren, die Centralstelle; jedoch kann und muß bei eifriger und geschickter Handhabung sich die Sache im großen und ganzen, wenigstens nach einigen Jahren, selbst tragen. Etwaiger Gewinn kann innerhalb der Synode für Innere Missionszwecke, am besten für Kolportagezwecke, verwendet werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Sachliche Schwierigkeiten ergeben sich für die gute und richtige Auswahl der Bücher. Man soll unter dem Guten nur das Beste auswählen, keinem Schriftsteller und Verleger zu Liebe und zu Leide. Sodann mag hier und da die Auswahl der rechten Kräfte (Leiter und Kolporteur) schwer sein.

Gefahren erwachsen hauptsächlich dem Kolporteur durch das unstäte Wanderleben (wird bei Begrenzung des Distrikts und Kürze der Zeit fast ganz aufgehoben); durch die Möglichkeit, ein pfiffiger und im falschen Sinn routinierter Geschäftsmann oder auch ein frommer Schwätzer und Neuigkeitenkrämer zu werden.

Ziel und Segen. Claus Harms hat gesagt: „Wer nicht liest, der lebt nicht, er ist nicht mit in der Welt, und ob er in den Himmel komm', ist eine Frage". Wenn dies Wort, wie manches von Claus Harms, auch seine Wahrheit etwas zu sehr zuspitzt, so liegt doch Wahrheit darin und man kann aus ihm die Bedeutung des Lesestoffs als eines geistigen Nahrungsmittels erkennen. Unserm Volk gesunde Nahrung auch für sein Lesebedürfnis zu vermitteln, trägt seinen Segen in sich selbst.

§ 34. Musik.

Notstand. Luther sagt: „Auch bin ich nicht der Meinung, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat". Von der allseitigen Verwirklichung dieser Anschauung sind wir weit entfernt. Es wird in unserm Volk viel Musik gemacht, aber der echten Volksmusik ist's weniger geworden. Früher wurde das deutsche Volk von andern Völkern mit Recht um seine Volksmusik beneidet. Dieser Neid hat jetzt weniger Grund als früher. Der Niedergang des naiven und des idealen Sinnes zeigt sich auch im Niedergang des Volksgesanges. Man hat gesagt: Eine Zeit, „welche Politik für Weisheit und Naturkunde für Religion und Volkswirtschaft für Sittlichkeit hält", ist dem frommen und kindlichen Volksgesang nicht günstig. Also: daß man weniger singt, ist ein Teil des Notstands.

Und daß man vielfach so schlecht und so Schlechtes, oder doch Dürftiges und Triviales singt, ist ein anderer Teil der Not. Vielfach nicht mehr das wirkliche Volkslied, das geistliche Lied, das bessere Kunstlied, sondern Gassenhauer, Theatercouplets beherrschen den Geschmack. Daneben die traurigen Produktionen des gewöhnlichen häuslichen Klavierspiels.

Geschichte. Von jeher sind die Lieder für das Evangelium von der größten Bedeutung gewesen. Der Jesuit Adam Conzenius klagt: „Luthers Gesänge haben mehr Seelen umgebracht, als seine Schriften und Reden", und der spanische Karmelitermönch Thomas a Jesu bekennt: „Es ist im höchsten Maß zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Luthertum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache hausenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden". In Zeiten tiefergehender geistiger und geistlicher Bewegung pflegt auch der Volksgesang neue Antriebe zu empfangen und zu geben.

Auch die Lebensregung der Inneren Mission hat in ihren Mittelpunkten und bedeutenden Vertretern dies bewahrheitet. Das Franckesche Waisenhaus und Zellers Beuggener Anstalt waren in hervorragendem Maß Übungsstätten geistlichen Gesanges. Die pietistische Richtung der beiden genannten Männer ließ es jedoch zu einer eben solchen Pflege des weltlichen Liedes nicht kommen. Das wurde anders mit Joh. Falk.

Er war der Dichter einiger Perlen geistlich-, aber auch weltlich-volkstümlicher Poesie, und in seinem Lutherhof zu Weimar herrschte trotz der Not der Zeit und viel persönlichen Leides ein liederfrohes Leben. Reinthaler, der Schüler Falks, baute auf der hier gelegten Grundlage (Vaterunser) seine liturgisch-musikalischen Festandachten aus Schriftwort und Kirchenlied zur „Liederbibel" aus. Wichern fügte genial und weitherzig, mit tiefem und feinem Gefühl für das volksmäßig Echte ein reiches Maß von weltlichen Texten und Weisen „Unsern Liedern" (d. h. den im Rauhen Haus gesungenen) ein. Zu Wicherns Zeit entdeckte man gleichsam wieder die alten Kirchenliederschätze unserer Vorfahren, und er machte in seiner Hausgemeinde reichlich Gebrauch davon (das Bunsensche Gesangbuch im Rauhen Haus verlegt und stets gebraucht). Löhe in Neuendettelsau, obwohl selbst nicht musikalisch, schenkte durch Einführung in seinem Diakonissenhaus der Kirche unserer Tage den alten Psalmengesang wieder. Pastor Kuhlo am Elisabeth-Diakonissenhaus gab uns sein vielgebrauchtes und mehrfach nachgeahmtes „Lauda Sion" für Frauenchor. Der „Pietistengeneral" (nach Friedrich Wilhelms IV. Ausdruck) Pastor Volkening in Jöllenbeck in Westfalen gab in seiner „Missionsharfe" dem geistlichen Volksgesang eine tiefgehende und weitreichende Anregung, und der in seiner Gemeinde bestehende Posaunenchor stellte (nach Psalm 150) auch die Blasinstrumente in den Dienst des Heiligtums. Die Ausbreitung dieser Chöre weithin in Deutschland (namentlich Hermannsburg und das Stephansstift bei Hannover sind hier zu nennen) und ihre musikalische Vervollkommnung verdankt man dem Pastor Kuhlo in Gohfeld und seinem Sohn, dem Pastor an den Bodelschwinghschen Anstalten. Durch Vereinigung dieser Posaunenchöre mit den Gesangschören der westfälischen Jünglings- und Jungfrauenvereine konnte man Volksoratorien (in Herford, Bielefeld) aufführen, die von tief ergreifender Wirkung waren. Das musikalische Leben der Neinstedter Anstalten (unter Kobelt) und die Kurrende der Berliner Stadtmission möchten gleichfalls hier zu nennen sein.

Als sehr erfreuliche Bestrebungen hauptsächlich auf dem Gebiet der kirchlichen Kunstmusik, und wenn auch nicht direkt mit den Anstalten und Vereinen der Inneren Mission zusammenhängend, so doch dem gleichen Zweck dienend, sind die Evangelischen Kirchengesangvereine zu bezeichnen. Sie haben in Württemberg 1875 resp. 1877 mit kleinem Anfang begonnen, sich nun aber über ganz Deutschland ausgebreitet. Seit 1883 haben sie sich zum Evangelischen Kirchengesangverein für Deutschland zusammengeschlossen. D. K. A. Köstlin, jetzt emeritierter Oberkonsistorialrat und Theologieprofessor in Darmstadt, hat um diese Sache die größten Verdienste.

Einrichtung und Arbeit. Die gemeinsame Methode aller dieser Bestrebungen ist die: das Gute in kleinerem Kreis in lebendige Übung zu bringen und dann dies Vorbild wirken zu lassen und durch Herausgabe des musikalischen Materials die mühsam erarbeiteten eigenen Schätze andern möglichst leicht zugänglich zu machen.

So singen im Rettungshaus die Kinder und Brüder im Haus-

gottesdienst, bei mancher Arbeit und beim Spiel ihre schönen Lieder. Solcher Kopf, Herz und Lippen vertrauter Schatz ist ein Schutzmittel und ein Gegenmittel, wenn das nach Text und Melodie Minderwertige oder Schlechte sich ihnen später anbietet. Und jedes Jahresfest, an dem weitere Kreise ihren frischen und kräftigen Liedern lauschen, macht Propaganda auch für gute volkstümliche und kirchliche Musik. — Wenn am Sonntag nachmittag die Diakonissen auf den Korridoren des Krankenhauses bei geöffneten Zimmertüren ihre lieblichen Lieder voll Leidenstrost und Himmelsheimweh singen, so ist es manchem Kranken schon mehr zu Herzen gegangen als jedes Wort des Pastors. — Alle Jünglings- und Jungfrauen- und viele andere Vereine, alle Jahresfeste und Familienabende u. s. w., sie haben die Aufgabe und die Möglichkeit, in guter Musik für sich selbst eine wahre Lebensbereicherung zu finden, wie durch ihre Darbietungen auch andern zu vermitteln. Wie viele treffliche Lieder haben durch die Sonntagsschule in die Gemeinde Eingang gefunden. Namentlich wird auch so manchem Verein, der etwa nach Betätigung seiner Mitglieder sucht, hier eine edle Arbeit geboten, die zugleich Erholung ist und ein wunderschönes Ziel hat. Die Kurrende der Berliner Stadtmission hat mit den Gesängen der frischen und reinen Knabenstimmen schon viele erquickt und in dem Lärm der Großstadt einen wundervollen Ersatz der Drehorgeltöne geboten.

In den Volksoratorien werden die musikalischen Kräfte ganzer Landschaften und die Bemühungen eines ganzen Jahres zusammengefaßt. In einer großen Kirche, in welcher hunderte von Sängern, Sängerinnen und Bläsern und einige tausend Zuhörer Platz haben, wird ein Gottesdienst abgehalten, Wort und Gesang dienen der Ausführung eines Themas, etwa: Dein Reich komme! 1. Das Reich Gottes. 2. Sein Kommen. Kurze Ansprachen bringen das deutende und die Hauptteile verbindende Wort hinzu. Die Ausführung geben Gesänge der Gemeinde, der verschiedenen Singchöre, das mächtige oder zarte Spiel der Blasinstrumente und der Orgel. Oder ein anderes Thema: 1. Welt, bei dir ist Angst und Not, Sorgen und zuletzt der Tod. 2. In dem Himmel allezeit Friede, Freud' und Seligkeit. Oder ein drittes Beispiel: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt. 1. Schöpfung. 2. Erlösung. 3. Heiligung. — Ob die Posaunenvereine nicht auch durch sonn- und festtägliches Blasen vom Turm für die Gemeinde erbaulich wirken könnten, wie sie es durch Begleitung des Gesangs bei Festen schon häufig tun?

Die Kirchengesangvereine veranstalten in ein- oder zweijährigen Zwischenräumen Wanderversammlungen in größeren Städten Deutschlands. Die Vorträge und Verhandlungen dienen der Klärung der schwebenden Fragen; in Gottesdiensten wird Liturgisches, in Konzerten edle musikalische Kunst zu Gehör gebracht.

Schwierigkeiten und Gefahren. Sie ergeben sich dann, wenn die einzelnen Bestrebungen ihre Eigenart, damit ihre Aufgabe mißkennen und ihre Leistungsfähigkeit falsch taxieren. So kann ein Verein von mäßigen musikalischen Kräften recht Erfreuliches leisten, wenn er

beim Einfachen, dem er gewachsen ist, bleibt, während ein falscher Höhenflug ihn zur Landplage macht. Zu diesem falschen Höhenflug ist es übrigens nicht zu rechnen, wenn man seine Sache musikalisch, sowohl im Singen und Blasen, so gut macht als irgend möglich. Vielmehr ist dies sehr erwünschte Strebsamkeit.

Ebenso wenn, was zu Gottes Ehre angefangen ist und dann zur eigenen und anderer Erbauung gedient hat, zu weltlichem Wesen mißbraucht wird, wenn z. B. einer seine Kunst mit der Trompete zu blasen bei weltlichen „Lustbarkeiten" ausübt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Auch in der katholischen Kirche gibt es Vereinsbestrebungen für freiwillige kirchenmusikalische Leistungen von ernstem Sinn und großem Erfolg.

Ziel und Segen. Hebung des gottesdienstlichen Lebens, Einführung und Übung edler geistlicher und weltlicher Hausmusik, Bereicherung des Volkslebens durch das Mittel der tönenden Kunst, das sind die nächsten Ziele dieser Unternehmungen, welche in dem geistlichen Segen unmittelbarer oder mittelbarer Erbauung sich zusammenfinden.

§ 35. Bildende Kunst.

Notstand. Vom Haus Gottes bis zum engen Dachkämmerchen begegnet uns viel, was aller Kunst spottet, minderwertig ist oder wohl gar direkt im Dienst der Sinnlichkeit, der Glaubensfeindschaft steht. Wie unerbaulich sind so manche Kirchen! Das Gebäude stall- oder scheunenartig, im höchsten Maß vernachlässigt und verschmutzt, mit eingesunkenem Fußboden, Sträuße von Papierblumen auf dem Altar, mit mottenzerfressenem Kanzelbehang. Ob wohl David auch angesichts solcher Kirchen gesagt hätte: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet"? — Und neben den Kirchen die Kirchhöfe: verwildert, mit den sentimentalsten und geschmacklosesten Zieraten und Inschriften versehen, wie diese:

Im Leben wie Zinnober,
Im Tode blaß und bleich,
Er starb am neunten Oktober,
Am elften war die Leich'.

Treten wir in so manches glänzende Wohnhaus, in so manchen Kunstpalast: neben Perlen der Malerei und Skulptur sehen wir Bildwerke, bei denen man bedauert, daß der Vorschlag jenes Freundes der Kunst, aber auch der Religion und guten Sitte, noch nicht durchgedrungen ist: es möchte für gewisse Gemälde in jeder Bildergalerie ein besonderer Saal eingerichtet werden mit der Überschrift über dem Eingang: „Sondergemach des Eumäus" (allen Homerlesern nicht unbekannt).

An den Wänden so manches Wohnzimmers: welche Trivialität, um nicht mehr zu sagen, atmen die Bilder. Hoffen wir, daß die Bewohner besser sind als die „Kunstwerke" an ihren Wänden. Aber es liegt doch eine Wahrheit darin: „Zeige mir deine Bilder, und ich

will dir dein eigen Bild zeigen". Das Bild spricht zu uns. Bei einem schlechten oder öden Bild sind wir nicht in guter Gesellschaft.

Und nun die Bilder in manchen Büchern und Illustrationswerken! Die Bilder, die so mancher Hausierer als ein stillwirkendes Gift bis aufs letzte Dorf verbreitet!

Geschichte. Die Wichtigkeit des Bildes auch für das geistliche Leben ist von den Größten aller Zeiten anerkannt. Ein Luther sagt: „Ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich mir in meinem Herzen ein Bild von ihm. Ist's nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich sein Bild im Herzen trage, warum sollte es Sünde sein, wenn ich's vor Augen habe." Und wiederum: „Ja, wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bewegen, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor jedermanns Augen malen ließen, das wäre ein christlich Werk." Es gibt in der Tat, wie ein gesprochenes und gesungenes, so ein gemaltes, in Holz geschnitztes, in Stein gebildetes Gotteswort.

Zur Verbreitung desselben haben sich christliche und kirchliche Kunstvereine gebildet. Auf Vereinswegen der Kunst überhaupt Bahn zu machen, hat man erst seit 1823 gelernt, wo durch die Maler Dom. Guaglio, Stieler, Peter Heß u. a. ein Kunstverein in München gegründet wurde. Ihm sind viele andere gefolgt. Es werden von den Beiträgen Kunstblätter, meist zum Zimmerschmuck geeignet, den Mitgliedern in irgend einer Weise (durch Verlosen 2c.) zugänglich gemacht. — Der Förderung religiöser Kunst dienen nun auch auf evangelischem Gebiet einige Kunstvereine. Jedes der vier deutschen Königreiche besitzt einen solchen. Es sind folgende: Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, mit dem Sitz in Berlin, seit 1851 (D. Barkhausen, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats); der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs mit Sitz in Stuttgart, seit 1857 (Oberkonsistorialrat Dr. Merz); der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen mit Sitz in Dresden, seit 1860 (Oberhofprediger D. Ackermann); der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Bayerns mit Sitz in Nürnberg, seit 1884 (Stadtpfarrer W. Herold).

Die Paramentenvereine pflegen die kirchlichen sog. Kleinkünste (Stickerei, Gold- und Silberarbeit u. s. w.). Es gibt solche in den Diakonissenhäusern zu Neuendettelsau (hier der älteste, seit 1858), Dresden, Elisabethkrankenhaus in Berlin, Hannover, Altona a. d. Elbe, Frankfurt a. M., Mitau, Darmstadt, Flensburg, ferner den Niedersächsischen (Kloster Marienberg bei Helmstedt), den Mecklenburgischen (Hofprediger Wolff-Schwerin), den Thüringer (Oberpfarrer Rausch in Blankenburg, Schwarzatal). Neben Löhe, der die Paramentik in unserer Kirche wieder eingebürgert hat, wirkte anfangs als trefflicher Berater der auch als Lutherforscher bekannte Pastor Moritz Meurer (1806—77) in Sachsen. Als Zeichner hat sich sehr verdient gemacht Professor M. E. Beck (geb. 1833) in Herrnhut.

Zur Herstellung guten Bilderschmucks für das christliche Haus ist am Ende der fünfziger Jahre von Professor Huber manches geschehen

(große Holzschnitte in Dürerscher Weise von Andreä gezeichnet), die Agentur des Rauhen Hauses und andere christliche Buchhandlungen haben die Richterschen Holzschnitte u. a. herausgegeben und verbreitet. Jedoch ist dabei je länger desto mehr, namentlich bei den bunten Sachen, sehr viel Minderwertiges mit untergelaufen. Das Familienblatt „Daheim", seit 1864, zeichnet sich durch technisch-vollendete Wiedergaben aus.

Einrichtung und Arbeit. Die kirchlichen Kunstvereine wirken sämtlich durch Pflege christlichen Kunstsinns im allgemeinen, Beratung und Unterstützung evangelischer Gemeinden bei Herstellung, Einrichtung und Ausstattung von Kirchen und gottesdienstlichen Räumen; der Dresdener Verein nennt ausdrücklich die Ausstattung des Gottesackers mit kirchlichen Grabmälern unter seinen Zwecken; der Berliner Verein stiftet auch Werke der christlichen Kunst in Kirchen und Schulen (z. B. ein schönes großes Bild des Innern der restaurierten Schloßkirche in Wittenberg). Die betr. Vorstände zählen außer Geistlichen und kirchlichen Beamten auch Kunstgelehrte und Künstler zu ihren Mitgliedern, um den gewünschten Rat fachgemäß geben zu können.

Die Mitglieder der Paramentenvereine arbeiten umsonst, aus Liebe zur Sache. Die Vereine berechnen bei ihren Arbeiten nur die Selbstkosten. Möchten die kunstvoll gestickten Altarbekleidungen ꝛc. nur immer hernach umsichtig und schonend behandelt werden! Bei Gegenständen, welche nicht ins Gebiet der Stickerei schlagen, wie Gold- und Silbergerät ꝛc. helfen sie durch Rat und Empfehlung.

In betreff der Wohnungen ist neuerdings gezeigt worden, daß auch ganz einfache und billige, z. B. Arbeiterhäuser von Krupp (wie ein solches auf der Düsseldorfer Kunst- und Gewerbeausstellung von 1902 zu sehen war) praktisch und mit geradezu mustergiltigem Geschmack errichtet, bemalt und ausgestattet werden können.

Für guten Wandschmuck hat der englische Kaufmann Georg Moore (1806—1876) oft dadurch gesorgt, daß er schlechte Bilder gegen gute in schönen Rahmen eintauschte. Dazu hat nicht jeder das Vermögen. Aber so oft man ein Bild zu kaufen, zu verschenken oder jemanden dabei zu beraten hat, sollte man einen strengen Maßstab anlegen und in keinem Fall die rechten Grundsätze verleugnen. Das Gute braucht nicht teuer und prunkend zu sein. Auch bei bescheidenen Mitteln läßt sich namentlich heutzutage bei der ungemein fortgeschrittenen Technik in der Wiedergabe etwas in seiner Art Gediegenes, wenn es nur einfach sein soll, erwerben.

Auf vielen Versammlungen der Inneren Mission, sowie in Sittlichkeitsvereinen ist schon gegen die schlechte und unsittliche Kunst Zeugnis abgelegt worden. Aber erst wieder der Eisenacher Kongreß 1901 hat gezeigt, wie schwer es ist, positive Maßregeln zur Eindämmung des Übels vorzuschlagen. Die Kolportagevereine haben für den Vertrieb guter Sachen schon manches getan, könnten aber noch viel mehr tun.

Schwierigkeiten und Gefahren. Man sollte nie um der guten Tendenz willen das künstlerisch Mäßige oder gar Schlechte passieren lassen. Es haben sich unter dem Namen „Christlicher Kunstverlag" nicht wenige Geschäfte aufgetan und fabrizieren und verbreiten fromme

Massenartikel, worunter sehr viel Süßliches, Weichliches, Minderwertiges, ja Jämmerliches. Dem sollte man mit Kritik und Bessermachen entgegentreten.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. In der katholischen Kirche gibt's hier zu allem, was von evangelischer Seite geschieht, Parallelen, von denen man viel lernen kann. Mannigfach ist man damit früher auf dem Plan gewesen, als wir. Aber auch dort findet sich viel Grellbuntes, Plumpes, Sentimentales, Plunderhaftes (letzteres namentlich auch in der Paramentik).

Ziel und Segen. Gottes Wort und christliche Weltanschauung in den Formen der Kunst dem Geschlecht unserer Tage nahe zu bringen und das Verderbliche, Ärmliche oder gar Schmutzige dadurch zu vertreiben ist der Zweck dieser Bestrebungen. Es tut not, daß wir auch in der Sprache der Kunst reden, denn viele verstehen nur noch diese Sprache und lassen sie allein gelten.

Zweites Kapitel: **Pflege der Gemeinschaft.**

§ 36. Gemeinschaftspflege im allgemeinen.

Notstand. Durch unsere Zeit geht ein auflösender Zug. In den Weltverhältnissen lockern sich Verbände, zerreißen Beziehungen, welche Jahrhunderte lang bestanden haben. Da möchte man um so mehr in dem flutenden Strom etwas Festes, einen Halt haben, in all der Auflösung einen Zusammenschluß, eine Gemeinschaft. Das Christentum hat eine Gemeinschaft bildende Kraft. Christus hat nicht eine Zahl Vereinzelter als Vereinzelte retten, sondern aus ihnen ein Reich, eine Gemeinde, eine Kirche gestalten wollen. Alle Christen hängen mit Christo als dem Haupt zusammen und durch ihn auch mit allen andern Gliedern an seinem heiligen Leibe. Wer diese Gemeinschaft hat, hat genug zum Seligwerden. Und wenn er auf einer wüsten Insel lebte, er hätte an dieser geistigen Gemeinschaft mit Christo und den Seinen genug für die Ewigkeit.

Aber, wer nun nicht auf einer wüsten Insel lebt, sondern unter anderen Menschen, hat der mit solcher Gemeinschaft genug für die Zeit? Man sagt mit Recht: er teilt als Christ mit ihnen die gottesdienstliche Gemeinschaft. Das ist in der Tat die große Hauptsache bei aller Pflege und allem Genuß der Gemeinschaft. Aber ist es nicht Unnatur, wenn man am Sonntag unter einer Kanzel gesessen hat, an einem Altar gespeist und getränkt worden ist, daß man dann in der Woche aneinander vorbeigeht, als ob man sich nie gesehen, gar kein Verhältnis zueinander habe; und man hat doch in Christo das allernächste und innigste Verhältnis zueinander.

Dies Verhältnis müßte doch bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum entsprechenden Verhalten werden. Es gibt so viel Gelegenheit zur Ausübung und Betätigung der Gemeinschaft, der Glaubens-, Liebes-, Gebets-, Arbeits-, Leidensgemeinschaft. Sagt einer: ich habe das Bedürfnis nicht, mich treibt nichts zu den andern, ich habe sie zu meiner geistlichen Gesundheit, zu meinem seelischen Wohlsein nicht nötig, so sehe man zu, ob das nicht Hochmut, lieblose Absonderung ist. Aber es kann immerhin sein, daß nichts der Art vorliegt. Manche Menschen sind wenigstens nicht zu einer größeren, reicheren Gemeinschaft veranlagt. Ihnen ist ihr Beruf, ihre Familie genug. Namentlich Gebildete, welche, was ihnen an persönlicher Gemeinschaft Gleichgearteter und Gleichgesinnter abgeht, durch Lektüre guter Bücher und Briefe ersetzen und sich dabei in recht guter Gesellschaft fühlen, haben oft weniger den Drang nach persönlicher Gemeinschaft, wie er sich zum Verkehr und Umgang gestaltet. Wer innerlich so steht, der darf deshalb nicht in seinem Christentum mit Mißtrauen angesehen oder gar verdächtigt werden.

Aber wenn der und jener auch anderer nicht bedarf, diese andern bedürfen vielleicht seiner. Sie sind vielleicht nicht so gebildet, um viel Anregung und Stärkung aus der Welt der Bücher schöpfen zu können, sie als weniger Gebildete, oder sie nach ihrer eigentümlichen Art, oder sie als junge Leute — bei der Jugend ist der Trieb zur Gemeinschaft stärker als in andern Lebensaltern —, oder sie als Angefochtene, in Not und Kampf Befindliche — auch solche Lagen pflegen das Bedürfnis zu schärfen — bedürfen der Gemeinschaft. Ist's da nach der Liebe gehandelt, wenn man sich ihnen entzieht, obwohl man ihnen etwas sein könnte? Das Geringste, was danach von jedem von uns verlangt werden muß, „ist das Zugänglichsein für jeden, den wir als Bruder erkennen, es ist (namentlich) ein derartiges Leben und Verhalten, daß die, welche Jesum lieb haben, ja auch die, welche ihn erst von Herzen suchen, von selbst sich von uns angezogen, zu uns hingetrieben fühlen" (Kübel).

So sollte es sein und es ist ein Notstand, daß auch die Christen selbst von solchem, wahrlich nicht überspannten, Gemeinschaftsideal oft recht weit entfernt sind. Man leugnet oft rundweg das Bedürfnis oder doch dessen Berechtigung, will keinerlei Opfer zur Befriedigung desselben bringen, sieht alle im Namen der Gemeinschaft gemachten Anforderungen als Zudringlichkeiten an. Da ist dann Weckung und Pflege des Gemeinschaftssinnes am Platz.

Geschichte. Was man in der apostolischen Zeit anstrebte und zum guten Teil erreichte, mögen einige Hinweisungen auf neutestamentliche Stellen andeuten.

Die Gesamthaltung in Bezug auf Gemeinschaft bezeugt Apgsch. 2, 42 und die Schilderung der Gemeinden, wie sie sonderlich in der Apostelgeschichte vorliegt. Von der Glaubensgemeinschaft redet u. a. Matth. 18, 20; 1. Joh. 1, 3; Hebr. 10, 25; Phil. 1, 5. Von der Liebesgemeinschaft Apgesch. 4, 32; Phil. 2, 2; Gal. 5, 13. Von der Gebetsgemeinschaft Matth. 18, 19; Apgesch. 1, 14. Von der Arbeits-

gemeinschaft Luk. 10, 1; Apgesch. 19, 22, sowie namentlich des Apostels Paulus ganze Wirkungsweise, vergl. auch Pred. Sal. 4, 9 f. Von der Leidensgemeinschaft 1. Kor. 12, 26; Röm. 12, 15; Gal. 6, 2; Offb. 1, 9.

Die Glieder der christlichen Urkirche lebten an jedem Orte wie Eine Familie in enger Gemeinschaft miteinander, sie waren eins in Glaube, Liebe und Hoffnung. Das wurde nicht wesentlich anders in den Zeiten der Verfolgung. Aber mit der Reichskirche, dem Christentum als Staatsreligion, mußte sich der enge Kreis erweitern, bis er, wenigstens was den Umgang, den familienhaften Verkehr anlangt, gesprengt wurde. Wer engere religiöse Gemeinschaft wollte, ging in's Kloster oder schloß sich einem der zahlreichen Vereine von Männern und Frauen (Bruder- und Schwesterschaften) an, welche diesem Bedürfnis Genüge taten.

In der Kirche der Reformation, welche in erster Linie eine erziehliche Aufgabe am Volk hatte, mißkannte ein Luther nicht das Bedürfnis einer innigeren und engeren Gemeinschaft. So sagt er in der deutschen Messe von 1526: „Die, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann tun nach der Regel Christi, Matth. 18. Hier könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe, 1. Kor. 9. Hier dürft's nicht viel und großes Gesänges, hier könnte man es auf eine kurze, feine Weise mit der Taufe und Sakrament halten und alles durch Wort, Gebet und Liebe richten. Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnung und Weise wäre bald gemacht." Die Kirchenzeit, in welcher man das, wozu Luther nicht Zeit, Kraft, Gelegenheit, Personen hatte, in's Werk setzte, war der Pietismus. Spener richtete kleine Gemeinschaften, „Kirchlein in der Kirche", ein. In seinen „frommen Wünschen" bespricht er, „wie den Folgsamen zuerst möge geholfen und alles an ihnen getan werden, was zu ihrer Auferbauung notwendig ist." Er meint, mit ihnen müßte der Prediger „öfter und familiärer umgehen, ihnen Anleitung zum Lesen der Schrift und anderer gottseliger Bücher geben, einige Übungen und christliche, erbauliche Konversation mit ihnen anstellen und sich dermaßen zu ihnen halten, soviel ihm hierzu Zeit vergönnt wird, als wären sie ihm allein aus seiner Gemeinde anbefohlen". „Bringt ein Prediger auf diese Weise auch nur wenige in seiner Gemeinde dahin, daß sie den übrigen Muster und lebende Spiegel seiner Lehre werden, und leitet er sie dann zum vorsichtigen Gebrauch ihres geistlichen Priestertums, so hat er ein Großes gewonnen, und bläst gewiß keine Kohle recht feurig auf, die nicht auch andere neben sich entzünde." Und der tiefgründige Schriftforscher Bengel sagt: „Ich begreife nicht, was man gegen den Besuch der Privatversammlungen hat. Warum soll denn jeder für sich bleiben und fromm sein? Es ist eben, wie

wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: »Gehet ja nicht miteinander, sondern je einer einen Büchsenschuß hinter dem anderen«". Löhe aber, der zuerst auf dem Satze stand: „die Kirche ist mein Verein", hat hernach, durch die praktische Erfahrung belehrt, den Zusammenschluß Gleichgesinnter ebenso zu Werken der Liebe wie zur Selbsterbauung warm empfohlen: „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Vereine der Kirche, ebensowohl, wenn ihr Mond zunimmt, als wenn er abnimmt, nötig, nützlich und natürlich sind, unter allen Umständen Zeichen des noch vorhandenen Lebens. Es kann nicht sein, daß die Kirche als solche, auch im Stadium der größten Blüte, ohne freiwillige Scharen Gleichgesinnter und Gleichbegabter für alle Bedürfnisse recht und völlig sorge." „Mir graut vor den Seelengefahren, in welchen sich die vereinzelten Jünger Jesu unter den siegreichen Massen der Gegner befinden, in denen sie Not leiden und untergehen müssen, wenn sie sich nicht brüderlich zusammenschließen."

An der Hand solcher Erfahrungen und Zeugnisse, wenn auch in Einzelheiten verschieden, doch in der Hauptsache einstimmig, konnte man nicht den Segen verkennen, den Gott auf die Pflege der Gemeinschaft, auch in der Neuzeit, gelegt hat; so in der Brüdergemeinde, in den Württembergischen „Stunden", in den mancherlei Vereinen der Inneren Mission. Allein diese letzteren sind doch meist von einem praktischen Zwecke beherrscht und die dabei zur Geltung kommende Gemeinschaft ist ein nebenbei gewonnener Segen. So hat denn bei vielen das Bewußtsein Wurzel geschlagen: unsere Kirche tut im allgemeinen zu wenig für die Pflege der Gemeinschaft. Diese Tatsache haben sich die Sekten zunutze gemacht. Viel mehr als mit ihren einzelnen Irrlehren fangen sie die Seelen mit ihrer Gemeinschaftspflege wie mit einem Netze. Das hat uns unseren Mangel besonders deutlich erkennen lassen und die Gemeinschaftspflege auf die Tagesordnung geschrieben.

Einrichtung und Arbeit. Die rechte christliche Gemeinschaftspflege, sonderlich als stehende Einrichtung, hat ihren Mittelpunkt und ihren Nährboden an Gottes Wort. Man kommt wöchentlich einmal (am Sonntag nachmittag oder abend oder zu einer anderen den Teilnehmern passenden Zeit) zusammen. Der Leiter bespricht einen Bibelabschnitt, andere geben ihre Meinung dazu, teilen Erfahrungen mit, stellen Fragen, äußern Bedenken. Man liest vielleicht auch noch etwas Erbauliches, macht Mitteilungen aus christlicher Tätigkeit, etwa der Mission, man singt und betet.

Was hat man damit gewonnen? Man hat damit Gottes Wort reichlicher, in einer freieren und vertraulicheren Form, als der sonntägliche Gemeindegottesdienst es gewährt. Dazu wird die Selbsttätigkeit gestattet und angeregt. Man darf und soll als Glied der mündigen Gemeinde sich aussprechen. So war's ja auch in der Urkirche (1. Kor. 14). Über ihrer Beschäftigung mit dem göttlichen Worte kommen die Einzelnen sich persönlich näher, man schließt sich auf, läßt andere Blicke in das eigene Innenleben tun und schaut jenen wieder in's Herz. Die Erfahrungen dienen gegenseitig zur Stärkung, zum Troste, zur Warnung und Mahnung. Der Schatz der Erkenntnis des

göttlichen Wortes wird größer und ein lebendigerer Besitz. Daneben kann hier brüderliche Zucht geübt und zu Werken der Liebe kräftige Anregung gegeben werden.

Bei ausgebildetem Gemeinschaftsleben in einem ganzen Lande kann, namentlich zur Erhaltung oder Herstellung des Zusammenhangs mit der organisierten Kirche, zur obersten Leitung, Beilegung von Wirrnissen, Schlichtung persönlicher Mißverständnisse, sowie als Garantie des gesunden Ganges, ein „Brüderrat" wohl heilsame Dienste leisten mit regelmäßigen Zusammenkünften zur Besprechung der Sachlage, Konferenzen mit den Gemeinschaftsleitern u. s. w.

Die Gewinnung, Heranbildung und Gesunderhaltung der Gemeinschaftsleiter ist eine wichtige Aufgabe der Ortspastoren in Verbindung mit der etwa vorhandenen Centralleitung.

Außer dieser Betätigung einer intimen, nur im kleinen Kreise möglichen Gemeinschaft, gibt's Formen einer Auswirkung des Gemeinschaftsgedankens, die mehr auf der Peripherie des kirchlichen Gemeindelebens liegen. Indessen hat man mit Recht gesagt: Auch die Peripherie gehört zum Kreise; und derselbe Weg, der vom Centrum zur Peripherie führt, führt von der Peripherie zum Centrum. Man wird nun die Zugehörigkeit zu dem kirchlichen Umkreise am besten damit beweisen und pflegen, daß Gottes Wort, in irgend einer Weise dargeboten, immer im Mittelpunkte dieser Veranstaltungen und Betätigungen stehen muß. Dann sind sie kirchlich und wirken gemeinschaftbildend, auch wenn sie in weit freieren Formen, als denen des „Kirchleins in der Kirche" und der Bibelbesprechung, einhergehen.

Es seien hier Gemeinde-Abende, Tee-Abende, kirchliche Feste im Freien, auch solche christlich-patriotischer Art, genannt. Tüchtige, frische Reden, ohne den Predigtton im engeren Sinne, Erzählungen (im plattdeutschen Lande auch ein Wort im Dialekt), musikalische Darbietungen, wenn möglich eine liebliche oder erhabene Gottesnatur als Festplatz oder ein Ort von geschichtlicher Bedeutung, ein volkstümlicher Festanlaß und -gegenstand (etwa ein kirchlicher Gedenktag, ein patriotisches Ereignis), ein mächtig erbrausender Volksgesang mit Instrumentalbegleitung erzeugen eine Feststimmung und Festfreude ohne bitteren Nachgeschmack, wie man sie außerhalb der christlichen Gemeinde kaum kennt. Das regt den Dank an für die Gemeinschaft der Kirche, zu der man gehört und stärkt den Zusammenhang der Glieder mit ihr. Das ganze äußerliche Beiwerk muß sich nach Landesart und -sitte und nach den gegebenen Verhältnissen richten.

Schwierigkeiten und Gefahren. Nicht jeder Gemeinschaftsdrang ist gesund. Es gibt auch Menschen, die gar nicht mehr allein sein und irgend etwas still bei sich verarbeiten können. Sie haben das Herz auf der Zunge und fühlen sich nur wohl, wenn sie etwas beschwatzen oder wenigstens hören können. Es gibt Dauerredner und Dauerhörer.

Man sagt: der Drang, den Frieden zu finden, führt zur Gemeinschaft. In der Tat: ein Mensch kann dem anderen dazu den Weg weisen und ihm allerlei Hilfsdienste leisten. Aber damit habe ich den

Frieden noch nicht gefunden, daß ein anderer mir hundertmal sagt, wie er ihn gefunden und daß ich ihn gefunden habe. Dadurch kann leicht eine Einbildung oder ein Autoritätsglaube erzeugt werden, die, wenn mir dann einmal der stützende Bruder zur Rechten und der helfende Bruder zur Linken fehlt, nicht Stich und Stand halten. Beim Friedenfinden kommt doch einmal eine Stunde, in der mir kein Mensch helfen kann, sondern wo Gott mit mir allein „unter vier Augen" redet und ich mit ihm.

Das Gebet vor andern hat seine Gefahren, wenn „reihum" gebetet wird. Leicht will dann einer den andern durch Neuheit überbieten (man betet dann nicht mehr für Gottes Ohr, sondern für der Menschen Ohren), oder man redet mit andern, oder mit denselben Worten immer dasselbe.

Das zu häufige Pflegen der äußerlichen Gemeinschaft kann auch zum Versäumen des irdischen Berufes führen; wie es Festläufer gibt, so auch Gemeinschaftsläufer; sie sind immer da, wo etwas Besonderes vorgeht, und nehmen dann auch immer gern an leiblichen Genüssen mit, was sie erlangen können.

In der Gemeinschaft pflanzt sich nicht nur heilsames Feuer von einem zum andern fort, sondern auch Ansteckungsstoff von allerlei geistlichen Krankheiten; je dichter gedrängt und je zahlreicher der Kreis ist, desto mehr.

Da müssen die Leiter auf der Hut sein. Sie sind indessen nicht immer auf der Höhe ihrer Aufgabe: „wenn auch gute Christen, doch zuweilen schlechte Musikanten", vielleicht eifrige Schriftleser, aber auch manchmal wunderliche Schriftgelehrte, dürftige Kenner der paulinischen Schriften, aber versenkt in die Offenbarung Johannis oder dogmatische Lieblingsgedanken u. s. w.

Die Gemeinschaft selbst darf kein Ersatz der Kirche, sondern nur eine Bereicherung ihres Lebens sein, keine Partei, die nur ihre Glieder achtet und ehrt, wohl gar alles bei ihnen gutheißt, während sie die Außenstehenden streng richtet, kein Hindernis der gottgewollten gesegneten Einsamkeit, sondern eine Ergänzung derselben, keine Belagerungsarmee, die den Pastor für sich in Anspruch nimmt und von der übrigen Gemeinde, der er gerade so gut verpflichtet ist, absondert.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die kirchliche und kirchentümliche Gemeinschaft ist Urbild und Grund und Boden der hier gewollten besonderen Gemeinschaft. Alle christlichen Vereine und Anstalten, welche in irgend einer Beziehung Gemeinschaftsfreude und -leid als Zugabe zu ihrer eigentlichen Aufgabe erfahren, sind Hilfskräfte für die urkirchliche und innerkirchliche Gemeinschaft, die auf Erden sich selbst Zweck ist, allerdings zur Erreichung des Ewigkeitsziels jedes Christen.

Ziel und Segen. „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein", das wird so recht an der Gemeinschaft wahr. Eine echte Gemeinschaft als treuer Kern einer Gemeinde kann für diese ein großer Segen sein, da sie sich selbst vom Herrn segnen läßt und dieser Segen immer dazu dringt, weitergegeben zu werden. Eine unlautere, separatistische, sektenhafte, unevangelische Gemeinschaft ist ein großer Verderb

für jede gesunde Entfaltung des Gemeindelebens wie für den geraden Gang eines jeden ihrer Mitglieder.

§ 37. Männerverein.

Notstand. Es gibt, zumal in größeren Städten, auch unter den verheirateten und angesessenen Männern aller Berufe nicht wenige, welche in ihrem Familien-, Verwandten-, Freundes-, Geschäfts- und Berufskreis den christlichen Anschluß nicht finden, der ihnen lieb und erwünscht und auch für Bewahrung und tiefere Gründung ihres christlichen Charakters und Wesens heilsam ist. Ihnen bieten die christlichen Männervereine den Gemeinschaftsboden und Anhalt.

Geschichte. Der älteste aller Männervereine ist der Bremer. Er stammt aus dem Jahr 1841. Pastor Treviranus gab die Anregung dazu. Sein Zweck war „Geselliges Beisammensein zu ernster Unterhaltung und gegenseitiger Mitteilung, sowie Förderung christlicher Gemeinschaft unter Männern aus den verschiedensten Ständen". Die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, namentlich aber die Angriffe des Predigers Dulon auf den Christenglauben gestaltete die Zusammenkünfte besonders lebhaft; und so ging's immer in bewegteren Zeiten. Es entstanden nach und nach Vereine, z. B. in Berlin, Schwerin, Hamburg, Hannover, Elberfeld; aber im Jahr 1879 gab es erst zehn Vereine. Seitdem sind sie bis auf gegen 500 gewachsen.

Einrichtung und Arbeit. Ein evangelischer Männerverein ist eine Gemeinschaft selbständiger Männer zur Pflege christlicher Geselligkeit, zur Verhandlung über brennende Tagesfragen im Licht christlicher Weltanschauung und gegebenen Falls zur zeitweiligen Inangriffnahme im Gemeindeleben auftauchender Bedürfnisse oder dauernder Hilfe für dieselben. Er unterscheidet sich dadurch von der „Gemeinschaft" im engeren Sinn, daß nicht Besprechung von Schrifttexten in den dafür giltigen Formen der Erbauung und in nicht allzu großem Kreis, sondern vielmehr Tagesfragen unter christlicher Beleuchtung in möglichst großem Kreis in den freieren Formen der Geselligkeit den praktischen Inhalt des Zusammenseins und Verkehrs bilden. Wie sich aber an jene biblischen Besprechungen leicht Fürsorge für Werke der Liebe und für Mission zur Betätigung der empfangenen Glaubensstärkung anschließt, so knüpfen sich an diese Verhandlungen zur Nutzbarmachung der gewonnenen Kenntnis und Einsicht praktische Maßnahmen auf dem ganzen Gebiet dessen, was einen christlichen Mann interessieren kann: des Vaterlandes und der Gemeinde, der Kirche und Schule Wohl und Wehe. Er kann sich aller Dinge annehmen, welche auf der Grundlage christlicher Geselligkeit angeregt werden können.

Die Männervereine sammeln sich entweder aus einer Parochie, oder aus mehreren resp. allen in einer Stadt.

Die Versammlungen finden seltener oder häufiger statt, bis zu zweimal in der Woche. Dann pflegt ein Abend der freien Geselligkeit, ein Abend den Vorträgen gewidmet zu sein.

Je geschlossener ein solcher Verein ist, je mehr die Glieder in

ihren Grundanschauungen übereinstimmen, ein desto wirksameres Werkzeug zur Durchführung praktischer Aufgaben wird er sein. Das Erste, Wichtigste und Dauernde muß aber die Pflege christlicher Gemeinschaft und Geselligkeit bleiben. Die Betätigung ist nur das durch die Situation sich aufdrängende, kommende und gehende Element im Vereinsleben.

Zuweilen tragen die Männervereine auch den Namen Bürgervereine. Dies kann übrigens leicht zu Verwechslungen mit den kommunalen Bürgervereinen führen.

Die meisten haben theologische Leiter. Einige wenige haben sich als einzigen Zweck Gemeinschaftspflege durch Vertiefung in Gottes Wort und Gebet gesetzt. Sie fallen etwas aus dem Rahmen der gewöhnlichen Männervereine. Manche kehren in praxi ihre Spitze gegen den Katholizismus (dem „Evangelischen Bund" zugehörig), einige wenden sich gegen die Sozialdemokratie, andere bekämpfen den kirchlichen Liberalismus, noch andere erstreben positive Wahlen bei den kirchlichen Körperschaften. Einige Vereine haben Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen oder helfen an Werken der Inneren Mission mit. Die Höhe der Beiträge schwankt zwischen 25 Pfg. und 10 Mk. im Jahr.

Schwierigkeiten und Gefahren. Beim Mangel an Vorträgen oder an wichtigem Gesprächsstoff ist Langeweile, in politisch oder kirchlich erregten Zeiten ist zu große Lebhaftigkeit eine Klippe der Vereine.

Bei zu seltenen Versammlungen (selbst einmal im Jahr kommt vor), hat der Verein keinen Zusammenhalt, wenigstens keinen Grund des Bestehens als Männerverein, bei zu häufigen Versammlungen (zwei- oder dreimal die Woche) ist Gefahr für das Familienleben vorhanden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. sämtliche Paragraphen dieses und des vorigen Kapitels.

Ziel und Segen. Geselligkeit auf dem Grund christlicher Gesinnungsgemeinschaft und gegebenen Falls zur Ausrichtung lokal und zeitgeschichtlich sich aufdrängender wichtiger Aufgaben ist das Ziel. Der Segen daraus ergibt sich für die einzelnen Mitglieder des Vereins und die Gemeinde, in welcher er besteht.

§ 38. Erholungsstätten, Hospize.

Notstand. Das moderne Leben mit seiner drängenden Hast und den hohen Anforderungen an Leib und Seele macht für viele immer mehr eine zeitweilige völlige Ausspannung aus der Arbeit nötig. Nicht wenigen Menschen von evangelischer Gesinnung ist vieles in dem gewöhnlichen Treiben der Sommerfrischen, Pensionen, Bäder und Hotels, namentlich auch das Fehlen christlicher Hausordnung unangenehm. Sie möchten für die Zeit ihrer Erholung nicht das Beste missen, was sie zu Haus haben. Meint man, daß Menschen solcher Gesinnung gerade erst recht in das andersartige Leben, wie es die gewöhnlichen Erholungsorte bieten, sich begeben sollen, um da ein Salz zu sein, zu missionieren, so wird übersehen, daß man, müde und abgearbeitet und der Auffrischung bedürftig, vielleicht gerade aus einem Beruf des Missionierens heraus-

kommend, dazu am allerwenigsten in der Lage ist. — Den Erholungsbedürftigen dieser Art schließen sich solche gern an, welche in ihren Lebensverhältnissen gerade mit ihrer christlichen Überzeugung einsam stehen und einer geselligen Anregung bedürfen. — Diesen wiederum solche, welche nach ihrer ganzen Situation nicht in beliebiger Umgebung, zumal im gewöhnlichen Badetreiben, allein wohnen und leben können u. s. w. Allen ist mit einer Erholungsstätte auf christlicher Grundlage gedient, und auf der Reise zu kurzem Aufenthalt mit einem Hospiz.

Geschichte. Wohl die älteste bedeutendere derartige Erholungsstätte war Boll bei Göppingen in Württemberg, wo die originelle, liebenswürdige und reichlich Geistesnahrung spendende Persönlichkeit des Pfarrer Blumhardt (16. Juli 1805—25. Februar 1880) den Anziehungspunkt bildete. Die dortigen Stammgäste fanden zwar Boll vor allem wichtig als „Gebetsheilanstalt" und als Offenbarungsort sonderlicher theologischer Meinungen. Für uns ist es an dieser Stelle als geschätzte Erholungsstätte, deren „Hirt und Wirt" Blumhardt war, von Bedeutung. Es besteht noch unter dem Sohn — aber dieser ist unter die Sozialdemokraten gegangen. — Als zweite Stätte von ähnlicher Art kam Heinrichsbad bei Herisau (Appenzell) auf, wo der treffliche Pfarrer Wenger durch seine Andachten, Predigten und seelsorgerliche Beratung lange Jahre besonders anzog. Weiterhin sind zu erwähnen: Haus Hagenthal bei Gernrode am Harz, Hospiz des Klosters Loccum im Nordseebad Langeoog, Seehospiz auf der Insel Amrum, Landhaus Liebeseele bei Misdroy auf der Insel Wollin, Ferienheim in Wernigerode am Harz (Mühlental), Kurhaus Palmenwald bei Freudenstadt (Württemberg) u. s. w.

Unter den Hospizen für den Verkehr der Durchreisenden zeichnen sich mehrere in Berlin aus. Derartige Hospize waren früher Anhängsel der größeren und besseren Herbergen zur Heimat, genügten aber nur sehr bescheidenen Ansprüchen und sind erst recht aufgeblüht, seit man sie ganz gesondert verwaltet.

Einrichtung und Arbeit. Die genannten Erholungsstätten haben christliche Hausordnung, wie sie sich u. a. in Tischgebet und Morgen- und Abendandacht ausprägt. Im übrigen wollen sie bieten, was man von einer wohlgeleiteten Erholungsstätte oder Sommerfrische bei gleichen Preisen erwarten kann.

Einige nehmen das ganze Jahr hindurch Gäste auf, die meisten nur im Sommer.

Manche haben einen ständigen Hausgeistlichen als Hausvater, in andren wechselt der Hausgeistliche in kürzeren oder längeren Zeitabschnitten.

Die städtischen Hospize werden wie gute Hotels verwaltet. Es werden Hausandachten gehalten, zu denen jedermann eingeladen, aber niemand genötigt wird.

Schwierigkeiten und Gefahren. Im allgemeinen haben sich beiderlei Einrichtungen trefflich bewährt. Nur eine Klage wird aus manchen vernommen, daß nämlich die Hausordnung zuweilen pedantisch gehandhabt wird und den Gästen mancherlei Regeln auferlegt werden,

welche zwar für die leitenden Persönlichkeiten bequem sein mögen, aber nicht notwendig aus der Sache erwachsen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Um sich unter den betr. Anstalten zurechtfinden zu können, kann das Reise-Handbuch für die christliche Familie, Berlin, Buchhandlung der Stadtmission (bereits in vielen Auflagen erschienen) empfohlen werden.

Ziel und Segen. Erfüllung der oben genannten Bedürfnisse.

Drittes Kapitel: Erziehung und Unterricht von Kindern.

§ 39. Krippe.

Notstand. Schon in einfachen ländlichen Verhältnissen kommt häufig genug Vernachlässigung der kleinsten Kinder vor. Man läßt sie, etwa in den Erntezeiten, ohne Aufsicht zu Haus, schließt die Tür ab und geht auf Arbeit. Doch sind dies meist nur einzelne Fälle. Gewöhnlich übernimmt eine barmherzige Nachbarin oder doch ein älteres Kind einigermaßen die Sorge für den Säugling, wenigstens für einige Stunden. In den verwickelteren Verhältnissen der Großstadt ist oft solche Hilfe nicht zu finden, namentlich wenn sie Tag für Tag die ganze Woche und das ganze Jahr hindurch geleistet werden soll. Und doch sind die Frauen oft durchaus genötigt, zum Unterhalt der Familie durch Arbeit außer dem Hause beizutragen (als Fabrikarbeiterinnen, Scheuerfrauen, Morgenfrauen, Näherinnen 2c.), entweder weil der Verdienst des Mannes für die zahlreiche Familie überhaupt nicht ausreicht, oder weil zeitweiliger Arbeitsmangel den Mann in seinem Geschäft brotlos macht, oder weil die Frau als Witwe oder aus andern Ursachen die alleinige Ernährerin der Familie ist. Die Versorgung eines oder mehrerer kleiner Kinder würde ihr diese oder auch manche andere etwa im Haus zu verrichtende Arbeit unmöglich machen. So übergibt sie die Kinder Wartefrauen, welche aus deren Aufziehen ein Geschäft machen und nicht selten gegen hohe Bezahlung ihrer Pflicht schlecht genug nachkommen. Das ist der Notstand, dem die Krippe mit der Aufnahme der Kinder für billiges Kostgeld und mit guter Behandlung und Erziehung als ein Werk der Liebe abhelfen will.

Geschichte. Die Krippe hat von dem armen Lager des Jesuskindes im Stall zu Bethlehem ihren Namen. Eine solche ist zuerst 1844 eingerichtet worden durch Marbeau, der als städtischer Beamter in Paris Gelegenheit hatte, das Armenwesen und namentlich auch die Haltekinderwirtschaft mit ihren Mißständen kennen zu lernen. Die neue Einrichtung fand rasch allseitige Teilnahme und Nachahmung. Nach sieben Jahren gab's in Frankreich 400 solcher Anstalten. Von dort aus hat die Krippe namentlich in katholischen Ländern (Süd-

deutschland, Österreich) Eingang gefunden, neuerdings aber sich auch in Norddeutschland sowie überhaupt in protestantischen Gegenden eingebürgert. Als eine einsame Vorläuferin der eigentlichen Krippen kann die Kinderbewahranstalt in Detmold, schon 1802 von der Fürstin Pauline begründet, die aber auch ältere Kinder aufnahm, als sonst in der Krippe Aufnahme finden, genannt werden. Die erste im deutschen Sprachgebiet nach Marbeaus Vorgang eingerichtete war die zu Wien. Auch die in Stuttgart, Cannstatt, Linden bei Hannover, Altona, Schwerin sind bemerkenswert; viele Krippen werden durch Diakonissen verwaltet.

Einrichtung und Arbeit. Eine Krippe ist eine Säuglings- oder Kleinkinderbewahranstalt, welche Kindern, von der vierten Lebenswoche bis etwa ins dritte Lebensjahr, an allen Werktagen vom Morgen bis zum Abend Aufnahme und Pflege gewährt. So muß die Anstalt alles dazu Notwendige bieten, also außer den für die Pflegerin bestimmten Wohn- und Wirtschaftsräumen mindestens ein Wohn- und ein Schlafzimmer für die Kinder. Das letztere ist mit kleinen Betten oder Kinderwagen (nicht Wiegen) ausgestattet, das erstere namentlich mit einer „Hürde", welche den kleinsten das Sichaufrichten und Laufenlernen erleichtert. Sonst darf das Zimmer nicht zuviel Gerät haben, damit die Kinder sich nicht stoßen. Die Öfen müssen mit einem Gitter umgeben sein. Andre besondere Einrichtungen, wie z. B. statt der Treppen schräg ansteigende Rampen, wie sie sich in der Krippe zu Linden finden, haben nur in großen Anstalten, oder unter eigenartigen Verhältnissen Wert. Bei der Wahl des Spielzeugs ist sehr darauf zu achten, daß nichts darunter sei, womit die Kinder sich beschädigen können, z. B. nichts, was abfärbt (wohl gar von giftiger Farbe), was leicht zerbricht, was so klein ist, daß sie es in Ohren und Nase stecken oder verschlucken können.

Aufnahmefähig sind der Regel nach nur eheliche Kinder rechtlicher Eltern. Steht die Krippe unter christlicher Leitung, so wird man auch Bescheinigung über kirchliche Trauung der Eltern und Taufe des Kindes verlangen. Außerdem muß das Kind völlig gesund sein, worüber ein ärztliches Attest (gewöhnlich vonseiten eines dazu bestimmten Arztes) beizubringen ist. — Meist wird ein kleines Kostgeld verlangt. — Die Kinder werden morgens von den Ihrigen gebracht und abends wieder abgeholt.

In der Krippe tragen sie eine besondere Kleidung, der Reinlichkeit halber, und weil zugleich die am Morgen und Abend geschehende Umkleidung die beste Gelegenheit bietet zu gründlicher Waschung der Kinder, sowie zur Wahrnehmung irgend welcher äußerlich bemerkbaren Krankheitserscheinungen (Scharlach, Masern, Verletzungen ꝛc.). Die vom Elternhaus mitgebrachten Kleider werden an einem besondern Ort, für jedes Kind getrennt, möglichst der Luft ausgesetzt, aufbewahrt. Kranke Kinder, namentlich solche, welche an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten (Scharlach, Masern, Windpocken, Keuchhusten) leiden, sind unnachsichtlich auszuschließen und entweder einem Kinderhospital oder wieder den Eltern zu überweisen. Das ist man den gesunden Kindern

schuldig. Bei etwa eingeschleppter Epidemie ist die Anstalt auf einige Wochen zu schließen. — Den Tag über sind die Kinder nach den einer erfahrenen Frau wohlbekannten, für eine solche Anstalt am besten mit ärztlichem Beirat festgestellten Regeln zu pflegen. Dazu gehört sonderlich die entsprechende Nahrung und Kleidung, frische Luft, Reinlichkeit und das gehörige Maß von Schlaf. Die Erziehung richtet ihr Augenmerk auf gute Gewöhnung, Gehorsam, Anleitung zu fröhlichem Spiel, Sprechen- und Laufenlernen. Das erste Gebetswort (Hilf, Gott, allezeit! Amen.) fällt gleichfalls schon in dies Lebensalter.

Die Tätigkeit in der Krippe gibt Gelegenheit zur Einwirkung auf die Mütter und damit auf die häuslichen Verhältnisse. Oft kennen die Mütter nicht die allerersten Grundsätze der richtigen Kinderpflege, geben den Kleinen meist viel zu früh feste, oft sehr ungesunde Nahrung (saures Brot, Kuchen, Branntwein ꝛc.), kleiden dieselben zu warm oder zu dünn, sind luft- und wasserscheu u. s. w. Auf alles das kann eingewirkt werden, wobei man allerdings erfahren muß, daß nur der häufig niederfallende Tropfen endlich selbst den Stein aushöhlt. — Sodann sind die betreffenden Mütter meist „mühselige und beladene" Menschen, sie haben mit Sorgen und Not aller Art zu ringen, sind dazu oft mit Leichtsinn oder Kampflust reichlich ausgestattet, sind manchmal durch Sünden aller Art in ihre jetzige Notlage gekommen, so daß ein gutes Wort zu rechter Zeit oft sehr am Platze ist.

Schwierigkeiten und Gefahren. Ich denke dabei nicht an die Mühen, welche die Erziehung einer zahlreichen Kinderschar den Pflegerinnen in jedem Fall verursachen muß, sondern an diejenigen Schwierigkeiten, welche in der Einrichtung der Krippe als solcher liegen.

Die Krippe hat oft eine sehr unregelmäßige Frequenz. Nur wenn die Mütter in die Fabrik gehen oder sonst regelmäßige Arbeit haben, können und sollen sie die Kinder täglich (natürlich mit Ausnahme des Sonntags) bringen. Es gibt aber viele, welche nur einige bestimmte oder unbestimmte Tage in der Woche oder gewisse Zeiten im Jahr beschäftigt sind. Da man ihnen in der Krippe nicht ein Faulkissen bieten will, sind sie verpflichtet, an den arbeitsfreien Tagen ihr Kind zu Hause zu behalten. Dadurch entsteht natürlich für die Krippe die Schwierigkeit, daß an einem Tag viele, am andern Tag wenige Kinder da sind, was den gesamten Haushalt stark berührt, die richtige Arbeitsverteilung sehr erschwert.

Ebenso pflegen die epidemischen Kinderkrankheiten den Krippen große Schwierigkeiten zu bereiten. Es kann vorkommen, daß ein Kind eine solche Krankheit schon tagelang hat und die andern ansteckt, ehe man es merkt. Sobald man ernsten Verdacht oder gar Gewißheit hat, muß der Mutter das Wiederbringen des Kindes verboten werden, trotz alles gewöhnlich dann erfolgenden Bittens. Es ist oft sehr schwer, solchen Bitten zu widerstehen; vielleicht hat die Mutter gerade lohnende Arbeit gefunden ꝛc. Aber um der gesunden Kinder willen darf man nicht nachgeben.

Eine Gefahr bringt auch die Schwierigkeit der Voruntersuchung mit sich. Als wohlbegründete Regeln sind aufgestellt: nur

gesunde, eheliche Kinder rechtlicher resp. christlicher Eltern werden aufgenommen, wenn die Mütter durch ihre Arbeit zur Erhaltung der Familie beitragen müssen. Der Teil der Bestimmungen, welcher durch kirchliche resp. ärztliche Zeugnisse zu bewahrheiten ist, macht keine Schwierigkeiten. Um so mehr aber der andere Teil, welcher nur durch genaue Kenntnis der Familienverhältnisse seine Erledigung finden kann: sind's rechtliche Eltern? ist der Mutter Arbeit für den Bestand der Familie nötig? geht sie wirklich redlicher Arbeit nach? rc. — Wenn nicht auf die Voruntersuchung der Fälle die rechte Sorgfalt verwendet wird, dient die Krippe allerdings der Lockerung der Familienbande.

Nicht gering anzuschlagen ist es auch, daß die Krippen als Anstalten der Privatmildtätigkeit mehr als andre mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn sie nicht Teile eines wohlversorgten Ganzen (z. B. einer Gemeindepflege), oder durch andre Umstände günstig gestellt sind. Denn von den Müttern kann man nur sehr geringes Kostgeld verlangen und doch sind große Aufwendungen nötig. Jedes Kind mehr vergrößert das Defizit.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Eine ohne Zusammenhang mit andern Veranstaltungen ganz isoliert existierende Krippe wird unter den genannten Schwierigkeiten einen harten Stand haben, manche derselben gar nicht überwinden können. Deshalb ist's wichtig, daß sie das Glied eines Ganzen sei. Die Kenntnis der betreffenden Familienverhältnisse ist wesentlich erleichtert, wenn eine organisierte Gemeindepflege oder — in größeren Städten — Stadtmission besteht. — Für die erkrankten Kinder muß ein Kinderhospital sorgen, das Isolierräume hat zur Pflege auch bei ansteckenden Krankheiten und Epidemien. — Geeignetes Pflegepersonal entnimmt man in betreff der Leitung am besten einem Diakonissenhaus, in betreff der Hilfe einer „Marthaschule" (Mägdeanstalt, in welcher erst jüngst Konfirmierte zu allen häuslichen Arbeiten, auch zum Kinderwarten angehalten werden).

Für die oft zur Annahme gemeldeten unehelichen, oder für die in Tag- und Nachtpflege zu gebenden verwaisten Kinder (Haltekinder, Ziehkinder) sorgt der Kostkinderverein, der meist unter polizeilicher Mitwirkung die Unterbringung und Pflege von Kindern in Familien veranlaßt und überwacht, oft mit Hilfe einer Diakonissin, oder die Kostkinderanstalt.

Nur als Zerrbild und dunkles Seitenstück der Krippe, mit welchem diese leider oft verwechselt wird, sei noch das Findelhaus genannt. Die geordnete Fürsorge für die Findelkinder geht in Verbindung mit der Waisenpflege bis in die ersten christlichen Jahrhunderte zurück. In der Folge wirkte es indessen sehr schlimm, daß man den Unterschied zwischen verwaisten und verlassenen Kindern nicht scharf genug aufrecht erhielt. Namentlich als der Papst Innocenz III. 1204 zuerst ein Waisenhaus mit einer sog. Drehlade gründete, wurde die Verderblichkeit dieser Anschauung und Einrichtung offenbar. Diese Drehlade erleichterte die Kinderaussetzung in hohem Maße, ja forderte direkt dazu heraus. So hat man denn auch noch späterhin die übelsten Folgen: leichtsinnige

Eheschließungen, Vermehrung der unehelichen Geburten, Verderbung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, ungeheures Anwachsen der Kinderaussetzungen aus der Beförderung der Findelhäuser erwachsen sehen. Allein in Frankreich wuchs die Zahl der ausgesetzten Kinder in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts um jährlich mehrere Zehntausende. Endlich hat man die Sprache der Tatsachen verstanden und namentlich in den protestantischen Ländern die Findelhäuser fast ganz abgeschafft, während sie in römisch- und griechisch-katholischen noch vielfach bestehen. Die ganze Einrichtung mißachtete aufs Gröblichste einen der ersten Grundsätze gesunder Armenpflege: nicht ohne Prüfung der Sachlage zu unterstützen.

Ziel und Segen. Ihr äußerliches Ziel hat die Krippe erreicht, wenn ein Kind an Leib und Seele gesund in den 2—3 ersten Lebensjahren sich soweit entwickelt hat, daß es ordentlich laufen und sprechen kann. Daß diese zwei wichtigen Entwicklungsstufen, Gehen- und Sprechenlernen, in das der Krippe anvertraute Lebensalter fallen, zeigt die Wichtigkeit der hier zu tuenden Arbeit. Den normalen Verlauf der kindlichen Entwicklung in den ersten Lebensjahren fördern zu können, ist eine herrliche Aufgabe. Wenn sich damit nun noch die rechte christliche Einwirkung auf das zarte Kindergemüt und auch so mancher erziehliche Einfluß auf die Eltern verbinden läßt, so ist der Tätigkeit in der Krippe ein reicher Segen nicht abzusprechen.

§ 40. Warteschule (Kleinkinderschule).

Notstand. Eine Krippe einrichten will niemand außer im Fall eines Notstandes. Die Warteschule dagegen erklärt eine weitverbreitete Richtung für die allerwärts nötige Grundlage der Schulerziehung. So Fröbel, der im sog. „Kindergarten" eine Einrichtung für die Kinder aller Volksschichten, ganz ohne Rücksicht auf eine besondere Notlage, schaffen wollte. Auch abgesehen von mancher Verkehrtheit, die sich in der tatsächlichen Durchführung dieses Gedankens findet, ist der Gedanke selbst unrichtig. Uns steht es fest, daß ein Kind im zarten Alter so wenig wie möglich der Mutter entzogen werden darf.

Nur in den Fällen, in welchen das Kind vom 3.—6. Jahre ohnehin der Pflege und Aufsicht der Mutter entbehren muß, ist es richtig, dasselbe der Warteschule anzuvertrauen. Dies ist aber hauptsächlich unter dreierlei Umständen der Fall. Wenn die Mutter durch anderweitige Pflichten (Fabrik-, Feld-, Hausarbeit) an der persönlichen Beschäftigung mit dem Kinde behindert ist, pflegt sie dasselbe einzuschließen, allein oder in Gemeinschaft mit andern Kindern; Unfälle aller Art, namentlich eine erhebliche Anzahl Brandstiftungen sind daraus schon erwachsen. Deshalb geben Feuerversicherungsanstalten Beiträge zur Gründung von Warteschulen. Oder die Kinder treiben sich unbeaufsichtigt auf der Straße, in Wald und Feld umher, wobei meist die Ungezogensten die Führer spielen. Alles dies aus Mangel jeder Aufsicht und Anleitung. Der zweite Umstand ist dem ersten wesentlich gleich, aber dem Ansehen nach verschieden: es ist für ausreichende

Aufsicht und Pflege gesorgt, und die damit betrauten Kindermädchen wären auch der Aufgabe gewachsen, wenn sie treu wären und nicht bei dem Umhertreiben auf den Straßen und Plätzen der Stadt für alles andre mehr Augen und Gedanken hätten als für die Kinder. Man fragt sich zuweilen, ob gar keine Aufsicht nicht besser wäre als diese. Dann wäre etwa als dritter Fall noch der seltene hinzuzufügen, daß eine Mutter zwar Zeit und Willen, aber durchaus keine Gabe zur Erziehung hätte. Wo solche Notstände vorliegen, da befindet sich ein Kind weit besser in der Warteschule, und da ist diese letztere nicht ein notwendiges Übel, sondern eine notwendige Hilfe.

Geschichte. Alle um die Begründung der Warteschule verdienten Männer — es seien nur Oberlin im Elsaß, Wilderspin in England, Wadzeck in Berlin, Fliedner am Rhein genannt — haben dabei nur an die Abhilfe eines Notstandes gedacht. — Die erste Warteschule ist 1779 durch Pfarrer Oberlin im Steinthal (Elsaß) eingerichtet worden. Als Haupthilfe und als unmittelbare Leiterin der Schule diente ihm seine treue Magd Luise Scheppler. Während Oberlin das ganze Steinthal mit Gottes Hilfe aus einer jämmerlich vernachlässigten in eine tüchtige, christliche Gemeinde umgestaltete, indem er für Wege- und Brückenanlage, Baumzucht, Garten- und Feldbau 2c. sorgte, so gut wie für Schulen- und Gottesdienst 2c., widmete sich Luise Scheppler sonderlich den Kleinen, sammelte sie von der Straße, nahm sie unter ihre mütterliche Obhut, beschäftigte und lehrte sie. Daneben gab sie fortgesetzt einigen künftigen Lehrerinnen der Kinder Anleitung für ihren Beruf. — Ähnlichen Notständen verdankte Professor Wadzeck in Berlin 1819 die Anregung zur Gründung einer Kleinkinderschule. Zwei auf einer Treppe sitzende, vom Sterbebett der Mutter gekommene, verwaiste und hungernde Kinder enthüllten ihm das hier vorliegende Elend der Großstadt. — Auch Pfarrer Fliedner in Kaiserswerth a. Rh. hat die Kleinkinderschule nicht als eine Liebhaberei, sondern als eine Notsache in seiner Gemeinde begonnen (1836) und sowohl durch Gründung eines Kleinkinderlehrerinnenseminars als durch Einführung der Arbeit an solchen Schulen in den Kreis der Diakonissentätigkeit sich große Verdienste um die Sache erworben.

Um die Ausbreitung der christlichen Kleinkinderschule hat Freiherr von Bissing (1800—1880), der Begründer des Oberlinhauses zu Nowawes bei Potsdam als Seminar für Kleinkinderlehrerinnen ein gewisses Verdienst. Seine Gedanken von einer Verbindung der Gemeindepflege mit der Kleinkinderschule griffen aber zu hoch und bewirkten dadurch manche Unklarheit. Man wird von einer Kleinkinderlehrerin, auch wenn sie Diakonissin ist, nur eine gewisse Mitarbeit auf dem Gebiet der Jugendpflege und ähnlichem erwarten können; in der Krankenpflege u. dergl. wird sie nur ganz vereinzelt und ausnahmsweise tätig sein können.

Der langjährige Lehrer an diesem Seminar und spätere Direktor am Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam, Joh. Friedr. Ranke (1821—1891), hat durch viele treffliche, erfahrungsreiche Schriften eine dauernd segensvolle Handreichung getan. Von Frauen ist Frau Doktor

Jolberg (1800—1870) zu Nonnenweier in Baden als Begründerin der dortigen Anstalt für Kinderpflegerinnen zu nennen. Mit ihrem Werk hat sie den Anstoß zu mehreren ähnlichen Häusern, z. B. in Großheppach (Württemberg) und Halberstadt gegeben. Auch in den meisten Diakonissenhäusern ist jetzt diese Arbeit eingeführt.

Einrichtung und Arbeit. Für dieselbe Sache sind mehrere Namen im Gebrauch; Warteschule (meist in Nordwestdeutschland), Kinderpflege (in Württemberg und Baden), Kleinkinderschule (namentlich von Kaiserswerth und Nowawes aus empfohlen), Kinderbewahranstalt (vielfach in früheren Jahrzehnten angewendet und bei älteren Anstalten noch im Gebrauch), auch Spielschule (Bethanien in Berlin) oder Kinderstube hat man vorgeschlagen. In der Sache selbst bestehen kaum Unterschiede.

An äußerlichen Dingen bedarf die Schule, in welche Kinder vom zurückgelegten zweiten bis zum sechsten resp. siebenten Jahr aufgenommen werden, eines geräumigen Schulzimmers, natürlich im Erdgeschoß, mit niedrigen Lehnenbänken, eventuell auch einigen Tischen. Außerdem ist ein Schrank nötig, in welchem die Spielsachen, sonstiges Gerät, die biblischen und die Anschauungsbilder aufbewahrt werden. Ein Garten oder beschatteter Spielplatz (mit einem Sandhaufen) muß unmittelbar beim Haus vorhanden sein.

Ganz einzelne, für Erziehung besonders begabte Persönlichkeiten, die zudem das rege Streben hatten, aus Büchern oder beim gelegentlichen Besuch von Warteschulen sich weiterzubilden, haben auch ohne eine regelmäßige Vorbildung mit Segen in dem Amt gestanden. Für weitaus die meisten ist aber eine methodische Schulung eine unerläßliche Notwendigkeit (Erlernen der Lieder, Spiele, Übung im Erzählen, Anschauungsunterricht, Kenntnis der wichtigsten Erziehungsregeln rc.). Wenn man dies wünscht, braucht man noch nicht dem Fröbelschen Methoden-Fanatismus zu huldigen. Steigt die Zahl wesentlich über 40 Kinder, so ist neben der Lehrerin eine jüngere Gehilfin anzustellen, welche der Lehrerin in vielem an die Hand gehen, auch die kleinsten in einem besondern Zimmer um sich sammeln kann.

Die Arbeit muß durch einen Stundenplan geregelt sein, welcher die Zeiten für Beschäftigung, Spiel, Mahlzeiten ordentlich einteilt. Alles, was die Kinder anstrengt, treibe man nicht zu lange hintereinander, etwa nur eine viertel oder eine halbe Stunde. Marschübungen, ein Spiel, ein Lied schaffen wieder neue Frische, wenn sich Müdigkeit einstellen will. — Auf das Erzählen von biblischen Geschichten ist besondere Sorgfalt zu verwenden; dasselbe muß kindlich und doch würdig sein; durch Abfragen muß man sich über das Verständnis vergewissern. Jede Geschichte wird mehrere Tage hintereinander wiederholt; vor den Festzeiten natürlich die Festgeschichte. Auch andere kleine, dem kindlichen Verständnis angepaßte Erzählungen finden Verwendung zur Unterhaltung und zur Weckung des Verständnisses für die menschlichen Dinge. — Anschauungsunterricht an Bildern und den Gegenständen der Schulstube und des nächsten Gesichtskreises der Kinder schließt ihnen das Verständnis ihrer Umgebung auf. — Gesang von geistlichen und weltlichen Kinderliedern, bei

deren Auswahl man auf guten Inhalt und die richtige Tonlage zu halten, bei deren Ausführung man namentlich das laute Schreien zu verwehren hat, pflegt das Gemütsleben und den Frohsinn. — Im *Spiel* betätigt sich das Kind am freiesten und liebsten. Möglichst viel Zeit ist auf beliebiges Umhertummeln im Freien zu verwenden, wobei nur darauf zu achten, daß durch Unvorsichtigkeit kein Schaden geschieht, sonst aber der Jugendlust freier Lauf gelassen werden muß.

Eigentliches *Lernen* (Buchstabieren, Rechnen 2c.) ist gänzlich *ausgeschlossen*. Alles bisher Genannte soll nur als möglichst unmittelbar sich ergebende Beschäftigung des kindlichen Geistes gehandhabt werden, ohne die Absicht, bestimmte Pensen zu erledigen, gewisse schulmäßige Jahresziele zu erreichen.

Falls die Kinder den ganzen Tag in der Schule bleiben, ist es gut, für die kleinsten, namentlich in den Sommermonaten, eine *Matratze* zum Schlafen bereit zu haben.

Bleiben die Kinder über Mittag, so müssen sie auch *gespeist* werden (eine nahrhafte Suppe oder Ähnliches und Brot). Diese Speisung vermehrt natürlich die Arbeit in der Warteschule bedeutend. Für die Herstellung der Speisen, das Aufwaschen der Teller 2c. ist eine besondere Hilfskraft anzustellen; die Lehrerin darf, namentlich in größeren Schulen, damit nicht belastet werden.

Den Kindern eigne *Schulkleider* resp. große Überschürzen zu geben, dürfte über die Grenze der Notwendigkeit hinausgehen. Jedoch ist auf Reinlichkeit und gute Gewöhnung zu halten, nach den Mahlzeiten Waschen des Gesichts und der Hände vorzunehmen.

Der gesamte *Verkehr* mit den Kindern sei freundlich; die Anordnungen seien bestimmt, Befehle und Verbote nicht zu häufig, aber ihre Erfüllung sei unausweichlich; mit Strafen sei man äußerst sparsam, wo ein Wink genügt, kein Wort, wo ein Wort genügt, keine Tat, um keinen Preis lautes Schelten oder Prügelsystem. Mit innerer Ruhe und Haltung, Selbstzucht, freundlicher Bestimmtheit, Liebe zu den Kindern und treuer Pflichterfüllung beugt man den meisten Unarten vor.

Ein kleines *Schulgeld* ist zu erheben. Die Ferien richten sich nach denen der Volksschule.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die *Hauptschwierigkeit* besteht darin, daß die Lehrerin das unruhige, lebhafte, undisziplinierte kleine Volk so mit Mund und Auge zu fesseln und zu regieren weiß, daß eine wohlgeordnete, gehorsame und doch dabei unbefangene und fröhlich spielende Schar daraus wird. Einzelne trotzige und bösartige Kinder können durch Ungehorsam und übles Beispiel große Schwierigkeiten machen. Die Lehrerin lasse sich nur nie zur Heftigkeit reizen. Mit Geduld und Konsequenz kommt man auch hier am weitesten. — Eintritt von Schülern zu allen Zeiten des Jahres pflegt die Schule stets in einer gewissen Unfertigkeit und Unruhe zu erhalten. Es sind bestimmte Aufnahmezeiten, höchstens vier im Jahr, festzuhalten. Eine gute Vorbereitung, so daß die Lehrerin in dem an jedem Tag Vorzunehmenden völlig sicher ist, ebnet den Weg zu einer ungestörten Durchführung des ganzen Tageslaufes.

Die Hauptgefahr besteht darin, daß die Lehrerin sozusagen zu gut der ganzen Klasse mächtig wird, daß statt geordneter Fröhlichkeit Gesetz, Strenge, Vorschrift herrscht. Die armen Kleinen gleichen dann wohl einexercierten Rekruten, die Klasse einer vorschriftsmäßig sich bewegenden Maschine. (Schlaffes Zusehen bei Zuchtlosigkeit und Wildheit ist freilich ebenso vom Übel wie zu große Strenge und Gesetzlichkeit.) Diese Gefahr, daß man ein gekünsteltes, gesuchtes, unnatürliches Wesen in der Schule pflegt, alles in Form, Methode, Dressur zwängt, wobei die kindliche Frische und Unmittelbarkeit verloren geht, zeigt sich häufig in den Fröbelschen Kindergärten. Eine übel angewandte Christlichkeit überfüllt dagegen die Kinder mit religiösem Lehrstoff oder unverstandenen und hergeleierten Gebeten.

Verwandte Einrichtungen. Von solchen ist nur der Fröbelsche Kindergarten zu nennen, der sich aber in wichtigen Beziehungen zu seinen Ungunsten von der Warteschule unterscheidet. Fröbel (1782—1852) hat versucht, die gesamte Erziehungslehre auf eigenartigen, sehr oft unklaren, religionslosen Grundsätzen aufzubauen. Der erste Kindergarten wurde zu Blankenburg in Thüringen um 1840 eingerichtet. Mit dem Namen war der Doppelsinn verbunden, daß bei der Schule immer ein Garten sich befinden soll und daß die Kinder den Pflanzen ähnlich seien. Fröbel legt großen Wert auf Beschäftigung und Spiel. Aber seine Vorschriften lassen der freien Bewegung des Kindes viel zu wenig Raum, seine Spiele sind künstlich und altklug, seine Spielliedchen oft läppisch. Jedoch kann man manches Einzelne, namentlich aus seinen Beschäftigungen, mit Nutzen verwenden. Fröbels Wahlspruch war: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben." Die christliche Kleinkinderschule befolgt Jesu Wort: „Laßt die Kindlein zu mir kommen."

Ziel und Segen. Ihr äußerliches Ziel hat die Warteschule erreicht mit dem sechsten Jahr resp. der Schulpflichtigkeit des Kindes. Ihr Segen besteht in Bewahrung der Kinder vor Unfällen, richtiger körperlicher, sittlicher und geistlicher Erziehung, die auf gesunde Leibes-Entwicklung und Entfaltung ihrer Geistes- und Gemütsanlagen hinarbeitet. Oft werden hier gute Keime fürs ganze Leben gelegt. In manchen Fällen hat man auch durch die Kinder günstigen Einfluß auf das häusliche Leben ausüben können, indem entweder die den Kindern in der Schule bewiesene Liebe oder die an den Kindern zu Tage kommende Frucht einer christlichen Erziehung die Herzen der Eltern für das Evangelium oder doch für Zucht, Ordnung und Reinlichkeit zugänglich machte. Als Segen mag auch erwähnt werden, daß die Warteschule wohl diejenige Anstalt sein mag, durch welche die Innere Mission sich auf dem Lande am leichtesten einbürgert.

§ 41. Sonntagsschule (Kindergottesdienst).

Notstand. Wie jungen und zarten Pflanzen besondere Pflege zu teil wird und werden muß, so bedarf es besondrer Sorgfalt, wenn den Kindern ein voller Sonntagssegen vermittelt werden soll. Von den Gottesdiensten der Erwachsenen, wie sie meistens sind, mit ihrer

mangelhaften liturgischen und Gesangsausstattung und ihren überlangen, hochgehaltenen Predigten haben Kinder unter 10 oder 12 Jahren meist gar nichts. Kommt noch Mangel an Aufsicht über die in der Kirche versammelte Schuljugend dazu, so ist der wirkliche Schaden des Kirchenbesuches oft größer als der mögliche Nutzen. Aber auch ältere Kinder haben selbst unter günstigeren kirchlichen Verhältnissen (wenn ihnen eine reiche Liturgie das Mitsingen, eine kurze und faßliche Predigt das Aufmerken ermöglicht) außer dem Hauptgottesdienst eine besonders für sie eingerichtete Feier nötig; wenigstens ist ihnen dieselbe heilsam und dienlich zur Erreichung eines möglichst großen Sonntagssegens. — Wo der volle Sonntagssegen den Kindern verkümmert oder vorenthalten wird, besteht ein Notstand. Ihm will die Sonntagsschule abhelfen. Dagegen ist dieselbe weder imstande noch gewillt, in unsern deutschen Verhältnissen der Gegenwart den Religionsunterricht der Wochenschule und den kirchlichen Gottesdienst zu ersetzen. In andern Ländern, wo der Schulzwang oder der Religionsunterricht fehlt, ist sie freilich ein Ersatz dafür, jedoch nur ein sehr notdürftiger. Wie könnte eine Stunde am Sonntag erreichen, was sonst in 5—6 Wochenstunden geleistet wird.

Geschichte. Abgesehen von ganz vereinzelten früheren Erscheinungen ist der Zeitungsredakteur Robert Raikes (1735—1811) zu Gloucester (England) der Vater der Sonntagsschule in heutigem Sinn, und 1780 ist ihr Geburtsjahr. Bei einem Gang durch die Straßen am Sonntag fiel ihm die Verwilderung der Jugend auf. Er beschloß, dem weiteren Fortschreiten der Kinder auf dieser Bahn nach Kräften durch eine Sonntagsschule vorzubeugen. Einige Lehrer stellte er dazu an, die Kinder zwei Stunden im Lesen zu unterrichten, sie in die Kirche zu führen und nach dem Gottesdienst ihnen Katechismusstunde zu geben. — Das war der uns heutzutage ziemlich fremdartig vorkommende Anfang der Sonntagsschule. Sie wurde bald in ein durchaus religiöses Institut umgewandelt, das Lesenlernen fiel weg, und wie die Kinder freiwillig kamen, so schritt man auch von besoldeten Lehrern zu freiwilligen Helfern und Helferinnen fort, welche die einzelnen Kindergruppen unterrichteten. — In England und Amerika ist das Sonntagsschulwesen sehr ausgebildet, zu hoher Blüte und großem Einfluß auf das kirchliche Leben gelangt. — Auch bei uns in Deutschland hat es sich allmählich zu fast allseitiger Anerkennung durchgearbeitet. Die erste deutsche Sonntagsschule ist nach einem für das Ganze bedeutungslosen Versuch von seiten der Hamburger Armenanstalt 1790, in der Hamburger Vorstadt St. Georg 1825 durch (den später baptistischen Buchhändler) J. G. Oncken und den lutherischen Pastor Rautenberg begründet. Diese Sonntagsschule ist auch dadurch besonders wichtig geworden, daß sie das erste Arbeitsfeld Wicherns war, eine Vorschule für seine spätere Lebensarbeit im Rauhen Hause. Eine raschere Einführung bei uns fand die Sonntagsschule vom Jahr 1863 an, in welchem der Amerikaner Woodruff (1807—1891) Deutschland zu dem Zweck bereiste. Er hatte an dem Bremer Kaufmann W. Bröckelmann (1816—1892) einen Dolmetscher seines

Wortes und einen Fortsetzer seines Werkes. Schon in diesen Anfangszeiten war Pastor Prochnow in Berlin, später auch die Pastoren Tiesmeyer und Zauleck in Bremen mit Eifer und Erfolg in der Sache tätig.

Als in den siebziger Jahren die Kirchenbehörden anfingen, nachhaltiger ihr Interesse der Sonntagsschule zuzuwenden und für die Verbreitung zu sorgen, konnten sich die Freunde derselben mehr dem inneren Ausbau zuwenden. Es entstanden Lehrpläne, Liturgien und Liederbücher, Anweisungen für die Helfer u. s. w. Man gliederte die Sonntagsschule vielfach der pastoralen Arbeit ein. Seitdem kam der Name Kindergottesdienst mehr in Aufnahme. Konferenzen zur Besprechung und damit Austausch der Erfahrungen und Vertiefung des Verständnisses und der Handhabung wurden abgehalten. Im ganzen erkennt man im Gang dieser Entwicklung das Beispiel der gesunden Verkirchlichung einer Arbeit der Inneren Mission.

Einrichtung und Arbeit. Der Streit um die Namen: ob Sonntagsschule, Kindergottesdienst oder Kinderkirche, ist ein ziemlich müßiger, da unter allen Namen die Sache überall dieselbe zu sein pflegt. Will man unterscheiden, so dürfte Sonntagsschule für die Einrichtung der Inneren Mission, Kindergottesdienst für den kirchlichen Betrieb zu empfehlen sein.

Die Einrichtung ist sehr einfach und leicht herzustellen. Für eine Klasse von 10—12 Kindern genügt ein Zimmer mit Stühlen, die im Halbkreis um den Lehrer oder die Lehrerin aufgestellt sind. In jedes Kindes Hand — jedoch für alle gleichmäßig — muß sich eins der zahlreichen für diesen Zweck zusammengestellten Liederbücher befinden. Das ist der ganze Apparat für kleinste Verhältnisse. — Bei größerer Kinderzahl und mehr Lehrkräften muß man in einem Schulzimmer, sonst irgend einem Saal (etwa im Vereinshaus) oder in der Kirche zusammenkommen. Dem Liederbuch kann man auch noch ein Neues Testament hinzufügen.

An der Spitze steht zur Leitung entweder ein Geistlicher, ein Lehrer, ein Stadtmissionar oder sonst ein geeigneter Laie. Ihm liegt die Vorbereitung der Lehrer, die Abhaltung der Sonntagsschule, die Aufrechterhaltung der Ordnung im ganzen ob. Als Helfer und Helferinnen dienen männliche und weibliche freiwillige Kräfte, denen je eine Klasse von 10—12 Kindern zur speziellen Unterweisung zufällt.

Der äußere Gang ist dieser: Nach in der Woche geschehener Vorbereitung kommen die Lehrkräfte am Sonntag etwas zeitiger als die Kinder — damit alles in Ordnung zugehe — in das betreffende Lokal; der Vorsteher beginnt mit einer liturgischen Einleitung, wie sie sich in den betreffenden Liederbüchern befindet (etwa Lied, Gebet, Schriftlektion, Katechismusaufsagen, Lied). Nun teilen sich die Kinder in Gruppen, und die Erzählung resp. das Gespräch des Lehrers mit den speziell ihm zugehörenden Kindern beginnt. Hierauf kann eine zusammenfassende Katechese des Vorstehers oder eine ganz kurze Ansprache oder Geschichte die Hauptgedanken der Gesamtheit einprägen; ein liturgischer Abschluß (mindestens aus Lied, Vaterunser, Segen bestehend) folgt am

Ende. Vor dem Weggang vielleicht noch Mitgabe eines Sonntagsschulblattes, Umtausch der Bücher, welche aus der Sonntagsschulbibliothek entliehen sind 2c. Länger als eine Stunde darf das Ganze nicht dauern. — Die Klassen resp. „Gruppen“ sind nach Geschlechtern und nach dem Alter resp. den Kenntnissen zu bilden. — Ein Lehrplan, der sich entweder an die Reihenfolge eines biblischen Buches, oder der Sonntagsevangelien oder einer andern Auswahl von Stellen hält, ist vom Vorsteher zu Grunde zu legen. — An Weihnachten pflegt man den Kindern durch einen Tannenbaum, im Sommer durch einen gemeinsamen Spaziergang eine Freude zu machen.

Die Arbeit an der Sonntagsschule teilt sich in die Vorbereitung, das Halten der Schule, die Nacharbeit.

Die Vorbereitung ist entweder eine rein private, dem einzelnen Helfer völlig überlassene, also nur durch eignes Nachdenken und Bücher zu gewinnende, oder der Vorsteher der Schule gibt die Vorbereitungsstunde. In jedem Fall strebe jeder Lehrer danach: 1. daß ihm die betreffende Schriftstelle für sein eignes geistliches Leben wichtig und aufgeschlossen werde, 2. daß er sich alle zum Verständnis nötigen Kenntnisse, Tatsachen, Worterklärungen, geographischen Bestimmungen, Parallelen 2c. fest aneigne, 3. daß er Klarheit gewinne über die unterrichtliche Behandlung des Ganzen und Einzelnen; man frage sich: wie willst du dies den Kindern deutlich, jenes lieb und fruchtbar machen? An Hilfsmitteln dazu fehlt's nicht.

Beim Halten der Schule haben Lehrer und Lehrerin zunächst während des liturgischen Teils die eigne Mittätigkeit beim Singen 2c. mit der Achtsamkeit auf das Betragen der Kinder der betreffenden Gruppe zu verbinden. Die zu behandelnde biblische Geschichte ist dann frei oder doch unter möglichst geringer Benutzung des Buches zu erzählen; die nötigsten Erläuterungen sind gleich mit einzuflechten, so daß die Geschichte deutlich und anschaulich vor den Augen der Kinder steht. Vielleicht, namentlich bei den Kleinen, ist die Anschauung auch durch Vorzeigen eines Bildes zu unterstützen. Fragend wird das Ganze wiederholt, wobei man sich über das Verständnis vergewissern und einzelnes je nach Bedürfnis noch weiter ausführen kann. — Die richtige Fragestellung pflegt dem Ungeübten nicht leicht zu werden. Der Anfänger tut gut, sich vorerst an sog. W-Fragen zu halten, das sind solche, welche mit W anfangen, z. B. Wer hat das getan? Wo? Wann? Wie? 2c. (Die Verbindungen mit Präpositionen: Von wem? 2c. natürlich eingeschlossen.)

Die Nacharbeit besteht in der Pflege der Verbindung mit den Kindern und ihren Familien während der Woche. Namentlich etwaiges öfteres Fehlen des Kindes, Krankheit desselben, sein Geburtstag 2c. gibt zu Besuchen in der betreffenden Familie Anlaß. Dieselben seien jedoch kurz, nicht mit forciert christlichen Gesprächen erfüllt. Doch wem ein passend Wort zur rechten Zeit geschenkt wird, der kann auch da viel Gutes wirken. Man begehe aber keine Taktlosigkeiten weder durch Lob der Kinder, noch durch Tadel irgend welcher die Familie betreffenden Dinge vor den Ohren der Sonntagsschüler.

Schwierigkeiten und Gefahren. Schwierigkeiten pflegen außer denjenigen, welche dem Lehrer sein Mangel an Gabe und Geschick oder an allerlei materiellen Erfordernissen (dem rechten Raum 2c.) bereitet, meistens vor Einrichtung einer Sonntagsschule oder im Anfang ihrer Wirksamkeit aus den Vorurteilen der Umgebung zu erwachsen. Meist werden dieselben nicht von den Eltern oder den Kindern gehegt und geltend gemacht (es ist vielmehr wunderbar, wie sich die letzteren meist zur Sonntagsschule hingezogen fühlen), sondern gewöhnlich von Pastoren und Lehrern. Etwa folgende: Die Sonntagsschule ist ein englisches importiertes Gewächs (hat sich längst akklimatisiert); das Weib schweige in der Gemeinde (sind denn 10 Kinder, die man zum Erzählen einer biblischen Geschichte sammelt, die Gemeinde?); die Laienkräfte haben das Unterrichten nicht gelernt, also können sie es auch nicht (die Fähigkeit, eine biblische Geschichte nach sorgsamer Vorbereitung faßlich zu erzählen, ist der Unterrichtstüchtigkeit eines Lehrers in allen Schulfächern gar nicht zu vergleichen); eine Klasse stört die andere, wenn sie in demselben Raume unterrichtet werden (und doch geschieht dies seit mehr als 100 Jahren an tausenden von Orten, ohne daß die Störung als ein wesentliches Hindernis empfunden wird); die Kinder hier am Orte haben trefflichen Religionsunterricht (den will und kann die Sonntagsschule nicht ersetzen, wohl aber ergänzen) 2c. 2c. In den meisten Fällen pflegt solchen Einwendungen gegenüber nichts zu verfangen als der Hinweis auf anderwärts gemachte Erfahrungen, und fast immer hat man völlig gewonnen, wenn nur erst ein wohlvorbereiteter, verständig angefangener Versuch gewagt worden ist.

Die Gefahren sind diese: 1. daß man die Kinder durch materielle Mittel lockt (ihnen viel schenkt 2c.); das ist unmoralisch und dazu unnötig; die Erfahrung zeigt, daß die Kinder in eine gute Sonntagsschule auch ohnedem kommen. Der Weihnachtsbaum und Sommerspaziergang dürften dagegen nicht unter die verbotenen Freuden zu zählen sein, solange Luthers Wort gilt, daß in der Kindererziehung der „Apfel bei der Rute" sein müsse. Um sich ganz sicher zu stellen vor bloßen Weihnachtsgästen, nehme man von Oktober bis Neujahr keine neuen Kinder auf; — 2. daß man zu schulmäßig verfährt, d. h. mit peinlicher Strenge auftritt, den Kindern viel zu lernen aufgibt 2c. Dagegen lautet die Losung: „Mehr Sonntag als Schule"; — 3. daß man methodistisch wird, Früchte alsbald nach der Saat ernten will, die Kinder zu überreifen Gefühlsäußerungen verleitet, sie mit Bekehrungsversuchen bestürmt. Dagegen gilt's nüchtern sein, sich auf den Kinderstandpunkt stellen; — 4. daß man nicht treu genug in Erfüllung seiner Pflichten ist. Manche verwechseln „freiwillig" und „willkürlich". Man will wohl an der Sonntagsschule mithelfen, aber keinen Genuß darum aufgeben, fehlt deshalb bei der Vorbereitung, versäumt die Stunde, kommt und geht unpräzis. Man betone das „willig" mehr als das „frei".

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Das Verhältnis der Wochenschule und des Hauptgottesdienstes zur Sonntagsschule ist schon oben gelegentlich angedeutet. Es bleibt noch dasjenige zur Katechi-

sation des Geistlichen zu erwähnen. Die Handhabung dieser Katechisation ist in den verschiedenen Teilen Deutschlands eine außerordentlich verschiedene. Im allgemeinen ist zu sagen: Für diejenigen Altersklassen der Kinder, welche allsonntäglich vom Geistlichen wirklich katechisiert werden, ist die Sonntagsschule entbehrlich; für die übrigen womöglich neben der Katechisation eine Sonntagsschule einzurichten. Ob aber nicht überhaupt auch jene pastorale Katechisation mehr nach Art der Sonntagsschule einzurichten wäre, wo sich irgend die Kräfte dazu finden, möchte doch zu fragen sein. Derartige Einrichtungen haben ihre Zeit; die Sonntagskatechese hat sie im ganzen gehabt. In der Gegenwart blüht die Sonntagsschule, weil sie den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommt. Warum sollte die Kirche nicht ihre Stimme wandeln, wenn nur dadurch der ewig gleiche Wort- und Heilsinhalt an die Seelen gebracht wird?

Hilfseinrichtungen sind etwa: die Volksbibliothek, die Schriftenverbreitung (Mitgabe von Blättern in die Häuser) 2c.

Ziel und Segen. Das äußere Ziel hat die Sonntagsschule erreicht mit der Konfirmation. Sehr gut ist's, wenn man die Konfirmierten irgendwie in ähnlicher Weise wie bisher, etwa als sogenannte „Bibelklasse" vereinigen kann. Dies muß jedoch ohne äußeren Zusammenhang mit der Sonntagsschule geschehen und verlangt weit mehr Gaben und Kräfte von seiten des Leiters.

Der Hauptsegen der Sonntagsschule besteht darin, daß man den Kindern den Sonntag lieb zu machen sucht und daß man sie lehrt, wie man an den Sonntagen aus Gottes Wort schöpft. Die gottesdienstliche Pflege in einer dem Kindesalter angepaßten Weise ist ihre Aufgabe. Durch die Kinder fürs Elternhaus wirken, wäre eine besonders schöne Zugabe des Erfolgs.

Ein nebensächlicher, wenn gleich nicht hoch genug anzuschlagender Segen ist die Gewöhnung der Kinder und Lehrer an kirchliche Freiwilligkeit und Beteiligung der Laien an der Arbeit fürs Reich Gottes. Es gibt kaum eine andere Tätigkeit, wobei solche große Zahl, namentlich auch jüngerer Kräfte, in förderlicher, namentlich die christliche Erkenntnis befestigender und bereichernder Weise kirchlich beschäftigt werden kann, als die Sonntagsschule. Wenn sie recht geleitet und benutzt wird, haben wir also an ihr zugleich eine Schule, welche mithilft, die Kirchenglieder selbständig und arbeitstüchtig zu machen.

§ 42. Waisenhaus.

Notstand. Während man in andern Zweigen der Inneren Mission oft seine liebe Not damit hat, die vorhandene Not auch dem Auge des Unkundigen sichtbar und auch den widerwilligen Sinn dafür zugänglich zu machen, ist der Notstand, welcher bei Verwaisung armer Kinder vorliegt, vor aller Welt offenbar und von allen zugegeben. Sind doch mit den Eltern einem Kind die natürlichen Erhalter, Beschützer und Erzieher genommen, die es solange geleitet hätten, bis es sich selbständig in der Welt fortgeholfen. Annähernd kommen ähnliche

Nöte auch vor, wenn nur eins der Eltern, Vater oder Mutter, gestorben ist. Danach unterscheidet man Ganzwaisen und Halbwaisen. Meist finden auch letztere Aufnahme im Waisenhaus, zumal wenn der Vater gestorben ist. Ob der Verlust von Vater oder Mutter für das Kind schwerer und eingreifender ist, hängt ganz von den besonderen Verhältnissen ab.

Geschichte. Es ist leicht begreiflich, daß sich, nachdem überhaupt einmal Barmherzigkeit mit dem Elend geweckt war, alsbald auch die liebende Fürsorge den Waisen zuwandte. Freilich litten die hier aufgewendeten Bemühungen und getroffenen Einrichtungen im großen und ganzen jahrhundertelang an zwei Fehlern: man sonderte die Waisen nicht von andern Klassen der Bedürftigen und die leibliche Erhaltung überwog durchaus die Sorge für die Erziehung. Das wurde erst gründlich und dauernd anders zur Zeit des Pietismus, namentlich auch durch das Vorbild des berühmten Waisenhauses zu Halle, das August Hermann Francke 1695 begründete. Als derselbe einst in der Armenbüchse auf seiner Stube 4 Taler 16 Groschen fand, sagte er: „Das ist ein ehrlich Kapital, davor muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen". Das war der Anfang des Waisenhauses, das noch heute blüht und mit seinen gegen 3000 Schülern (ca. 100000 seit dem Bestehen), mit seinen ca. 470 Zöglingen (18000 seit dem Bestehen) die größte Schuleinrichtung Deutschlands, vielleicht der Welt ist. Für den lebendig-christlichen Geist, der hier herrschte, ist das Wort Franckes charakteristisch: „Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Centner bloßen historischen Wissens, und ein Tröpflein wahrer Liebe höher als ein Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse". Der Härte der früheren Erziehung gegenüber faßt sich die Pädagogik Franckes dahin zusammen: „In Summa: der Weg zur Seligkeit durch das Evangelium ist ein Weg der Liebe, des Friedens und eines sanften, stillen Geistes, und daß die Kinder diesen Weg erkennen lernen, daran ist ihnen am meisten gelegen". — Hierzu kam noch als besonders wichtig, daß das Waisenhaus im engeren Sinn das Glied eines großen, alle Stufen der Bildung und Erziehung umfassenden Ganzen wurde, und daß die Summe für Bau, Einrichtung und Unterhalt nicht von einer reichen Staats- oder Kirchenkasse, sondern von der Liebe und Barmherzigkeit der Christenmenschen dargeboten wurde. Francke betete oft: „Herr, gib mir Kinder wie der Tau aus der Morgenröte, wie die Sterne am Himmel!" und Gott erhörte sein Gebet. Sein Werk ist vom reichsten Segen begleitet gewesen.

Die Wirkung des Halleschen Waisenhauses zeigte sich in der großen Anzahl von Neubegründungen solcher Anstalten und in dem Geist, der erneuernd und belebend in die alten einzog. Es seien aus allen nur genannt: das Bunzlauer in Schlesien 1754, wo die beiden Woltersdorf wirkten, das Stuttgarter 1712. Von den früher schon entstandenen möchte das Baseler (1667) erwähnenswert sein.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten die Waisenhäuser unter der Erschlaffung des christlichen Lebens, mancherlei ein-

gerissenen Mißbräuchen und vielfach auch von der Ungunst der öffentlichen Meinung, welche von unchristlichen pädagogischen Idealen erfüllt war, zu leiden. Man führte vielfach statt der geschlossenen Anstalten Familienpflege ein.

Durch Pestalozzi, den Erneuerer der gesamten Pädagogik, kam auch in die Waisenhaussache neuer Trieb; namentlich lernte man auch wieder neben der Familienerziehung die eigentümlichen Vorzüge der Anstaltspflege schätzen. Für letztere trat namentlich Kröger in Hamburg wirksam ein. Besonderes Interesse bietet unter den Waisenhäusern der Gegenwart die Gründung von Georg Müller in Bristol (2000 Zöglinge). Gegenwärtig ist die Waisenpflege in Deutschland überall gesetzlich geregelt. Die öffentliche Meinung begünstigt im allgemeinen mehr die Familienpflege als die Waisenanstalten. Hie und da zeigt sich aber schon wieder eine rückläufige Bewegung. Man sollte endlich aufhören, aus zufällig vorliegenden Erfahrungen sich für oder gegen eins der beiden Erziehungssysteme zu entscheiden, sondern durch Verbindung derselben eine individuelle Behandlung der Kinder ermöglichen.

Einrichtung und Arbeit. Für die Einrichtung ist von entscheidender Bedeutung die Größe der Anstalt resp. die Anzahl der zu erziehenden Kinder. Ist letztere klein, so ergibt sich von selbst die Einrichtung eines Familienhauses; ist sie groß, so kann eine ganze Kolonie von kleinen Familienhäusern mit gemeinsamen Schul-, Andachts- und Wirtschaftsräumen oder ein großer Centralbau errichtet werden, der aber nicht kasernen- oder fabrikartig, sondern in scharfer und reicher innerer Gliederung hergestellt sein muß. Das Haus muß Räume zum Wohnen und Schlafen, für Schule, Gottesdienst und Arbeit, für Krankenpflege, Wirtschaft und Verwaltung umfassen. Die Einteilung des Hauses muß eine zweckmäßige Trennung der Geschlechter und eine den Erziehungszwecken dienliche Gruppierung der Kinder erleichtern. Die letztere hat nicht mechanisch nach dem Alter oder nach den Kenntnissen zu geschehen (wodurch nur Schulklassen entständen), sondern in Anlehnung an das Familienleben, welches ja auch ältere und jüngere Geschwister vereinigt. Freilich muß auch hier ein buntes und blindes Zusammenwerfen der Kinder vermieden, vielmehr eine sorgsame, auf die Eigenheiten und wechselseitige erziehliche Einwirkung achtende Zusammenordnung erstrebt werden.

An der Spitze von solchen Anstalten, in welchen Knaben und Mädchen erzogen werden, steht am besten ein Waisenvater mit seiner Frau; für Mädchen allein eignen sich auch Diakonissen. Den Hauseltern müssen die nötigen Lehr-, Aufsichts- und sonstigen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Statt des Streites zwischen Anstalts- und Familienerziehung, zwischen Anstaltsschule und öffentlicher Schule schaffe man lieber eine lebendige Verbindung aller dieser Möglichkeiten. Denn jede dieser Einrichtungen hat ihre guten, aber auch ihre schwachen Seiten. Da ist es denn von besonderem Nutzen, wenn man bei jedem Kind, sowohl in betreff der Erziehung, als auch der Schule diejenige Weise wählen kann, welche bei seiner Eigenart den besten Erfolg verspricht. Treff-

liche Vorbilder in der Verbindung der verschiedenen Systeme bieten das Stuttgarter und das Baseler Waisenhaus.

Gegen die Anstaltserziehung läßt sich u. a. die größere Kostspieligkeit, die Gefahr körperlicher und moralischer Ansteckung, eine gewisse Verwöhnung, Entfremdung vom Leben 2c. anführen. Dafür indessen: die Möglichkeit einer größeren Konsequenz und durchgreifenderen Wirkung der erziehlichen Tätigkeit, einer durchschnittlich besseren und vernünftigeren Körperpflege u. s. w.

Gegen die Familienerziehung läßt sich u. a. sagen, daß die christlichen und zugleich pädagogisch tüchtigen Familien, welche fremde und arme Kinder aufnehmen können, nicht so häufig sind; daß das Kostgeld oft mehr als recht bei der Aufnahme mitspricht; daß eine wirkliche Aufsicht der Behörden sehr erschwert ist; daß überhaupt die Erziehung sehr vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist. Für dieselbe: der große Hauptgrund, daß die Familie nun einmal der natürliche Mutterboden für die Erziehung ist und bleibt, mit einer Menge von kleinen Einflüssen, die keine Nachahmung in Anstalten ersetzen kann. Doch ist's völlig verkehrt, guten Familien schlechte Anstalten oder umgekehrt zur Vergleichung gegenüberzustellen. Man muß von beiden gute mit guten, schlechte mit schlechten vergleichen. Es wird sich dann zeigen, daß in jedem Fall ganz individuell verfahren werden muß. Auf dies Kind wirkt die Anstalt besser, auf jenes die Familie. Oder auch: für ein bestimmtes Kind wäre eine bestimmte Familie der beste Aufenthalt, einem anderen würde dieselbe Familie weit weniger gut tun. Dem einen bekommt der Besuch der öffentlichen Schule gut, das andere bedarf der mehr väterlichen Methode der Anstaltsschule. Mit einem Wort: Verbindung der verschiedenen Systeme zu einem Ganzen von Gliedern, die einander hilfreich sind.

Auf die Frage: ob Knaben und Mädchen in einem Haus zu erziehen sind, lautet die Antwort: bei sittlich einigermaßen normalen Kindern ist die Erziehung in einer Anstalt vorzuziehen aus wirtschaftlichen und erziehlichen Gründen, vorausgesetzt, daß durch Einrichtung und Aufsicht ein Damm gegen verderbliche Annäherung vorhanden ist.

Eine einheitliche Tracht hat mancherlei materielle wie auch erziehliche Vorteile, namentlich in größeren Anstalten. Sie hat um so weniger Bedenken, als an dem Zögling eines Waisenhauses ja kein sittlicher Makel haftet.

Die an den Zöglingen des Waisenhauses zu leistende Arbeit erstreckt sich vornehmlich auf Erziehung, Unterricht, Arbeitsgewöhnung.

Für die Erziehung ist der Geist des Hauses (christliche Gesamthaltung, Gottesdienst, Hausandacht, Gesang, Feste 2c.), die Persönlichkeit des Erziehers, die Hausordnung von entscheidender Bedeutung. Liebe und Ernst müssen zum gedeihlichen Ziel zusammenwirken (Zerrbilder davon sind Weichlichkeit und barsche Dressur).

Für den Unterricht ist es wichtig, ob die Waisen allein oder mit anderen Kindern zusammen die Schule besuchen. Letzteres kann entweder so geschehen, daß auswärts wohnende die Waisenschule be-

suchen oder daß Waisen auswärtige Schulen besuchen. Natürlich bietet in letzterem Fall der gegenseitige Verkehr, der Schulweg mancherlei Gefahren, denen man vorbeugen oder entgegentreten muß. Jedoch ist auch die völlige Isolierung der Waisen von anderen Kindern nicht unbedenklich. Eine Verbindung der verschiedenen Systeme und eine danach mögliche individuelle Behandlung jedes Kindes möchte das Ratsamste sein. Auch ist es gut, wenn besonders begabten Knaben der Besuch höherer Schulen ermöglicht oder doch nicht ganz verschlossen wird.

Besondere Beachtung verdient die Erziehung zur Arbeit, da die Kinder meist im späteren Leben sich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen. Hier heißt die Losung: Erziehung zur Arbeit durch Arbeit. Nur wenn man ins Wasser geht, kann man schwimmen lernen. Die beste Anweisung geschieht durch Vorarbeiten und Mitarbeiten. Der betreffende Lehrmeister darf nicht nur Aufseher, sondern er muß zugleich erster Arbeiter sein. Vermieden muß werden sowohl das träge Umherlungern (Arbeit ist kein Spiel, sondern etwas Ernstes) als auch Überanstrengung. Letztere droht da, wo man zu sehr auf den Arbeitsgewinn sieht und die erziehliche Seite vernachlässigt. Für die Mädchen ergibt sich die Arbeit leicht (weibliche Handarbeiten und Mithilfe in Haus, Küche, Garten). Für die Knaben ist unter den auch ihnen obliegenden Hausgeschäften namentlich das Holzkleinmachen wichtig; außerdem können sie beim Flicken der Kleider, beim Anfertigen der Hefte und Büchereinbinden helfen; ebenso in einigen anderen Handwerken, z. B. Tischlerei, wie sie sich in größeren Anstalten leicht einrichten und nützlich verwerten lassen; endlich hauptsächlich im Garten- und Feldbau.

Schwierigkeiten und Gefahren. Außer den Schwierigkeiten, welche Leitung oder Mitarbeit an jeder größeren Anstalt ergibt, ist namentlich die Gefahr der Schablone sehr naheliegend. Ihr muß durch das ernste Streben nach Individualisierung begegnet werden. Diese ist freilich ebenso schwierig als nötig. Jedes Kind will in seiner Eigentümlichkeit erkannt und danach behandelt werden. In größeren Anstalten kann diese Individualisierung nur einigermaßen gelingen, wenn in der oben geschilderten Weise die ganze Einrichtung den mannigfachen Bedürfnissen entgegenkommt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als die wichtigste ist die oben schon begründete Familienpflege anzusehen, die sowohl eine Ergänzung der anstaltlichen Erziehung bietet, als auch von ihr ergänzt wird.

Dahin gehört auch die Unterbringung der Entlassenen bei guten Lehrherren 2c., das Festhalten und Pflegen der Verbindung mit denselben; Einrichtung einer Sparkasse; eines Asyls für zeitweilig wieder heimatlos Gewordene bis zu einem gewissen Alter.

Neuerdings hat man von staatswegen sogenannte „Waisenräte“ eingeführt, ein Amt, von dessen treuer Durchführung segensreicher Erfolg zu erwarten ist.

Ziel und Segen. Mit der Konfirmation pflegt die Entlassung

aus dem Waisenhaus zu geschehen. Im Zweifelsfall ist dieser Termin möglichst weit hinauszuschieben, namentlich bei den Mädchen. Im allgemeinen sind hier freilich die sonst in dem betreffenden Land gültigen Termine maßgebend.

Die größte Segenswirkung hat das Waisenhaus erzielt, welches den Kindern ein gutes, christliches Elternhaus möglichst ersetzt hat.

§ 43. Erziehungsverein.

Notstand. Zwischen den normal und in normalen Verhältnissen aufwachsenden Kindern einerseits und den mißratenen und verwahrlosten andererseits existiert die Klasse der gefährdeten und bedrohten. Die erfreulich sich entwickelnden können nirgends besser aufgehoben sein, als in ihrer eigenen Familie, die mißratenen, bei denen das böse Wesen sich schon festgesetzt hat und durch die einfachen pädagogischen Mittel und Kräfte der Familie nicht zu bekämpfen ist, gehören in ein Rettungshaus. Die gefährdeten dagegen werden wohl am besten in einer fremden Familie untergebracht, welche unter günstigen Bedingungen das Kind beeinflußt und erzieht. Solche Gefährdung ist vorhanden bei Waisen, bei solchen, die so gut wie Waisen sind, weil Vater oder Mutter oder beide im Krankenhaus, Irrenhaus, Gefängnis, oder auf der Handelschaft oder Bettelfahrt sind. Ebenso ist's bei unehelichen Kindern, Kindern schwacher Mütter, jähzorniger Väter. Überall fehlt diesen der warme Nährboden der Familie. Fallen solche Kinder dem Armenwesen zur Last, so werden sie nicht selten an den Wenigstnehmenden „ausgetan", und die betreffenden Kosteltern sehen dann meist nur auf das Kostgeld oder die im Kind zu gewinnende Arbeitskraft. Kinder in solchen Notlagen will der Erziehungsverein in seine Pflege nehmen.

Geschichte. Pestalozzi wies schon mit Nachdruck auf die erziehliche Kraft der Familie hin; infolgedessen entstanden kleine Erziehungsvereine, welche die gefährdeten Kinder in guten Familien unterbrachten. Das eigentlich bezeichnende Wort in dieser Sache hat H. Zeller in Beuggen gesprochen: „Die Hausstube muß Rettungsanstalt werden". Die in der Schweiz und Süddeutschland bereits bestehende Einrichtung verpflanzte der aus der Schweiz stammende Pfarrer Bräm (1797—1882) in Neukirchen bei Mörs am Rhein nach Nord- und namentlich nach Westdeutschland. Er begründete 1845 einen Erziehungsverein, der für viele zum Vorbild wurde. Zu erwähnen ist außerdem namentlich der Elberfelder (seit 1849), der Pestalozzi-Verein in Hannover, der schleswig-holsteinische Erziehungsverein. Mehrere solcher Vereine gibt's in dem auf dem Erziehungs- und Barmherzigkeitsgebiet so regsamen Württemberg.

Einrichtung und Arbeit. Man hat einen künstlichen Gegensatz zu schaffen gesucht zwischen der Anstaltserziehung und Familienerziehung. Das ist grundverkehrt, denn tatsächlich ergänzen beide einander. Es kann ja gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine fremde Familie der natürlichste und beste Ersatz für die eigne ist; und man wird alle Kinder, für welche sich Familien finden lassen, am liebsten

da unterbringen. Allein die Familien sind nicht so sehr zahlreich, welche geneigt sind, fremde Kinder gegen ein spärliches Kostgeld aufzunehmen, und nur ein kleiner Bruchteil der dazu geneigten ist geeignet. Dazu kommt noch, daß viele geneigte und geeignete Familien um ihrer eigenen Kinder willen fremde, verdorbene und verwahrloste oder auch wohl nur gefährdete gar nicht aufnehmen dürfen. So schmilzt die Zahl der Familien und der Kinder, die hier in Betracht kommen, bedeutend zusammen; und in keinem Fall sind Anstalten, sowohl Rettungs- als Waisenhäuser, neben dem Erziehungsverein entbehrlich. Besser eine gute Anstalt als eine mittelmäßige Familie.

Der Verein hat sein örtliches Centrum an einem Vereinshaus, das vornehmlich zur ersten Unterbringung der Kinder dient (da oft Gefahr im Verzug ist), dann aber auch dem Leiter des Ganzen das genaue Kennenlernen der Kinder und die danach bemessene Auswahl der Familien ermöglicht. Auch zeitweilig irgendwie heimatlos gewordenen Pfleglingen dient es als Aufenthalt.

Der Verein hat seinen persönlichen Mittelpunkt in seinem Agenten. Dieser muß ein die Erziehungsaufgaben tüchtig verstehender Mann sein, ausgestattet mit besonderer Menschenkenntnis und großem Eifer in der Erfüllung seines eigenartigen Berufs (Reisen, Korrespondenz).

Das erste Stück Arbeit ist: das betreffende Kind kennen lernen, welches von Verwandten, Behörden, Pfarrern, Lehrern rc. zur Aufnahme empfohlen wird. Über die äußeren Umstände orientieren die Papiere, Zeugnisse, Korrespondenzen. Wesen und Eigenart des Kindes kann aber nur durch persönliches Kennenlernen, am besten durch Aufenthalt desselben im Vereinshaus, erfaßt werden.

Das zweite: es müssen geeignete Familien gesucht werden. Gerade die besten und geeignetsten werden sich selten melden. Das gewöhnliche polizeiliche Leumundszeugnis, welches nur aussagt, daß die Betreffenden noch „nicht bestraft" oder daß „nichts Nachteiliges über sie bekannt sei", genügt bei weitem nicht. Es müssen christliche, einfache, jedoch nicht bettelarme Familien sein, die durch eigene, wohlgeratene Kinder ein günstiges Vorurteil in betreff der Erziehungsfähigkeit erwecken; an Orten, wo es mit Kirche und Schule gut bestellt ist. Man zieht ländliche oder kleinstädtische Verhältnisse den großstädtischen vor. Man wählt lieber nicht die Heimat des Kindes oder deren nächste Nähe als neue Heimat, sondern eine etwas entferntere Gegend, aber möglichst ähnliche soziale Verhältnisse, um der Verwöhnung und damit unerfüllbaren Ansprüchen im späteren Leben vorzubeugen.

Das dritte: Beaufsichtigung und Beratung der betreffenden Familien und der ihnen anvertrauten Kinder. Hier ist weiser Rat und feste Tat nötig. Viel und noch dazu etwa unüberlegtes Dreinreden und Anordnen würde alles verderben; ebenso aber auch ein lässiges Mitansehen wirklicher Verkehrtheiten.

In allen drei Richtungen der Arbeit ist häufiges Reisen und eifrige Korrespondenz nötig. Doch kann sich der Agent an urteilsfähigen, zuverlässigen und tätigen Vertrauensmännern Helfer für das

alles gewinnen. Indessen sind derartige wirklich taugliche Persönlichkeiten nicht allzu häufig. Mit eignen Augen sehen, mit eigner Hand tun, bleibt die Grundregel.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Unterbringung der rechten Kinder in die rechten Familien.

Die Gefahren bestehen darin, daß man sich bei den Familien mit bloß bürgerlicher Rechtschaffenheit begnügt, also den Maßstab ziemlich niedrig greift, oder sich durch den Schein christlichen Wesens täuschen läßt; sodann darin, daß man überhaupt die Arbeit in einer rein geschäftsmäßigen Weise, ohne pädagogisches Gewissen, bloß bureaumäßig erledigt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Das Rettungshaus, das Waisenhaus.

Den Erfolg der Erziehung hilft die gute Unterbringung bei Lehrherren und Dienstherrschaften sichern. Der Einfluß auf die Entlassenen und der Zusammenhang mit ihnen muß gewahrt werden.

Ziel und Segen. Die Altersgrenze für den Verbleib der Pfleglinge ist die Zeit der Konfirmation. Wenn das fremde Haus dem Kind tunlichst ein gutes Elternhaus ersetzt hat, so hat jenes und der Verein sein Mögliches getan.

Günstige und segensvolle Einzelheiten der Familienerziehung resp. Vereinsarbeit sind diese: Die Kosten sind geringer als bei der Anstaltserziehung; die Kinder bleiben in Verhältnissen, welche dem gewöhnlichen Leben näher liegen als die Anstaltsverhältnisse; und bei der großen Personalkenntnis, welche der Agent hat, wird die Unterbringung der Konfirmierten oft leichter sein und mehr Garantien des Gelingens haben als sonst.

§ 44. Knabenarbeitsanstalt und Kinderhort.

Notstand. Man klagt nicht mit Unrecht über Verwilderung der Jugend. Nicht wenig trägt zu derselben die Art und Weise bei, wie viele Kinder, sonderlich Knaben, ihre schulfreie Zeit zubringen. Die Eltern sind nicht zu Haus, sondern auswärts auf Arbeit. Von den unbeaufsichtigten Kindern wird dann in nutzloser, ja schädlicher Weise der Nachmittag verbracht; sie treiben sich auf den Straßen umher, verüben allerlei Streiche, während Lernen und Arbeiten schmählich vernachlässigt wird. Das sind Notstände, groß genug, um nach Abhilfe zu rufen; und um so mehr wird man dem Rufe zu folgen geneigt sein, wenn man erwägt, daß mit solchem Treiben unausbleiblich die Grundlagen größeren Verderbens und sittlicher Verkommenheit gelegt werden.

Geschichte. Von zwei verschiedenen Punkten aus hat man den Notstand zu bekämpfen begonnen.

Bei den Knabenarbeitsanstalten steht die Arbeit im Vordergrund, welcher ein bestimmter Verdienst entspricht. Erziehliche Einwirkungen werden nur erstrebt, sofern sie mit der Arbeit im Zusammen-

hang stehen. Die erste derartige Anstalt wurde 1828 in Darmstadt begründet und blüht heute noch bei einem Bestand von gegen 400 Knaben. Gartenbau und Stroh- und Weidenflechten sind die hauptsächlich hier betriebenen Arbeiten. Von ähnlichen Anstalten nenne ich die zu Weimar (1853), Heilbronn (1859), Altona. Dresden hat deren sogar mehrere. Auch andere als die genannten Arbeiten werden betrieben, z. B. Holzhacken, Bürstenbinden.

Bei den Kinderhorten überwiegt die allgemein erziehliche Absicht, die nützliche Arbeit ist nur ein Teil dessen, was dort vorgenommen wird. Diese Anstalten haben 1872 ihren Anfang genommen durch Professor Schmid-Schwarzenberg († 1883) in Erlangen, namentlich aber von München aus eine starke Verbreitung erlangt und werden sogar durch eine eigne Zeitschrift vertreten. Bei der Verbreitung der Knabenhorte zeigte sich bald, daß auch für die Mädchen ähnliches not tue; so schuf man teils kleine kombinierte Anstalten, teils besondere Mädchenhorte neben den Knabenhorten.

Einrichtung und Arbeit. Die Knabenarbeitsanstalt nimmt Knaben während bestimmter Stunden der schulfreien Zeit auf, um sie vor dem Umhertreiben zu bewahren, durch Anleitung zur Arbeit und Ausübung derselben arbeitsliebend, tüchtig und geschickt zu machen und ihnen dafür einen entsprechenden Verdienst zu gewähren.

Sie hat dazu einen Saal, Schuppen 2c., kurz solche Räume nötig, welche zum Betreiben bestimmter Arbeitszweige dienen können, als Stroh- und Weidenflechterei, Bürstenbinden, Holzkleinmachen u. s. w. Die Ortsverhältnisse geben auch manche eigenartige Arbeiten an die Hand. Wo Obstbaumzucht und Gartenkultur getrieben werden soll, bedarf es dazu ziemlich ausgedehnter Ländereien.

Der unmittelbare Leiter der Anstalt muß selbst den betreffenden Industriezweig genau kennen. In großen Anstalten müssen demselben Gehilfen, vielleicht gesondert nach den betreffenden Fertigkeiten, beigegeben resp. untergeordnet sein.

Die Arbeitsleistung der Knaben wird gebucht, der Verdienst entweder auf einem bis zur Konfirmation gesperrten Sparkassenbuch angelegt oder auch monatlich ausgezahlt. Im ersteren Fall fällt der Verdienst beim Ausschluß des Knaben wegen Unart oder Unregelmäßigkeit der Anstalt zu. Der Ausschluß geschieht nicht ohne schriftliche Verwarnung der Eltern. — Die sogenannten Fahrer (Knaben, welche das zerkleinerte Holz den Kunden ins Haus fahren) erhalten im Sommer eine Bluse, im Winter warme Anzüge. — In manchen Anstalten findet ein Sommerfest und eine Weihnachtsbescherung statt.

Der Kinderhort schöpft seine Einrichtungen aus der Nachahmung des Elternhauses. Die Räume müssen wohl etwas besser resp. der Wohn- oder Schulstätte ähnlicher sein als bei der mehr werkstattartigen Arbeitsanstalt.

Da auch irgend eine Mahlzeit (entweder Mittagessen oder Vesper) gereicht wird, darf die Kochvorrichtung nicht fehlen.

Die Leitung wird meist ein Lehrer, eine Lehrerin oder Diakonissin mit den nötigen Hilfskräften oder eine in ähnlicher Weise gebildete

Persönlichkeit haben, während für die Arbeitsanstalt ein tüchtiger Gärtner rc. genügt.

Die Knabenarbeitsanstalt will vornehmlich Anleitung für Arbeit geben, womit sich ja natürlich mancherlei erziehliche Einflüsse verbinden lassen, ja selbst um der Arbeit willen verbinden müssen. Sehr wichtig ist auch die genaue Buchführung, welche bei den vielen Einträgen von geringem Betrag große Sorgfalt und Mühe erfordert, aber für das Gelingen der Sache durchaus notwendig ist. Ohne dieselbe ließe sich keine Ordnung halten.

Der Kinderhort will ein Ersatz des Elternhauses für die schulfreie Zeit sein und demgemäß alles bieten, was das Kind in derselben Zeit zu Haus haben und tun sollte.

Was treibt ein Kind zu Haus? Es nimmt seine Mahlzeit zu sich, es spielt, macht seine Schularbeiten, geht Vater und Mutter mit kleinen Hilfeleistungen an die Hand. Für das alles muß der Vorsteher des Knabenhorts sorgen. Bei der Menge der Kinder geht das aber nicht ohne einen größeren methodischen Betrieb.

In beiden Anstalten sollte eine Fühlung mit dem Elternhaus, ähnlich wie bei andern für Kinder bestimmten Anstalten, z. B. Kleinkinderschule, gesucht werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Arbeitsanstalt hat mit der Schwierigkeit des unregelmäßigen Besuches der Kinder zu kämpfen. Diesem Mißstand muß man dadurch begegnen, daß man den Kindern die Arbeit lieb macht, auch durch Verdienstschmälerung oder -entziehung, im Notfall durch Ausschluß. — Auch der Absatz der gefertigten Waren ist oft nicht leicht. — Eine Gefahr besteht darin, daß die Tätigkeit zur fabrikmäßigen Arbeitsdressur und also zur Überanstrengung der Kräfte ausartet. Um das zu verhüten, muß Frohsinn und Gesang gepflegt, die stramme Arbeit einmal durch ein Spiel, eine Marschübung unterbrochen werden. Christlich geleitete Anstalten werden auch einen entsprechenden Tages- und Wochenschluß (etwa Gesang eines Chorals) haben.

Beim Kinderhort ist darauf zu achten, daß die Haltung der leitenden Persönlichkeit nicht zu schulmeisterlich, sondern mehr väterlich und mütterlich sei. Obwohl es ohne methodische Ordnung bei einer solchen Schar von Kindern nicht abgeht, wird doch der den Preis verdienen, der von Methode nicht mehr anwendet als unbedingt nötig. Nicht Zwang und Reglement sei der Charakter des Kinderhorts, sondern geordnete Freiheit und Gemütlichkeit.

Bei den unbezahlten helfenden Kräften ist vielfach nicht die rechte Pflichttreue und Hingabe, oft auch nicht genug Geschick zur Sache vorhanden, sodaß es dann im Kinderhort oft wie im polnischen Reichstag zugeht.

Die Frage, ob Knaben und Mädchen getrennt sein sollen, möchte, ganz kleine Verhältnisse ausgenommen, sowohl um der Kinder als des Personals willen nur mit „ja" zu beantworten sein. Die Verbindung leidet an zu großen Schwierigkeiten.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als Einrichtungen für

Mädchen, welche den Knabenarbeitsanstalten entsprechen, möchten die freiwilligen Industrieschulen (Näh- und Strickschulen), sowie die Kochkurse für Schulmädchen zu erwähnen sein.

Auch die Schulspeisungen gehören hierher. Sie sind zunächst nicht durch armenpflegerische, sondern pädagogische Gedanken hervorgerufen worden. Man erkannte, daß mangelhafter Schuleifer der Kinder in körperlicher Flauheit ihren Grund hatte. Die Einrichtungen sind je nach den Bedürfnissen sehr verschieden und noch jung, also ist ein abschließendes Urteil nicht zu fällen.

Einen gewissen anregenden Einfluß haben in den letzten Jahren auch die Hausfleißbestrebungen des Dänen Klauson von Kaas, sowie die schwedischen Slöjdschulen (Sl. — bildende Handwerksarbeit), (Hauptförderer der Direktor des Slöjdseminars Salomon zu Nääs) geübt. Seit 1887 hat auch Deutschland ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern im Handfertigkeitsunterricht, das in Leipzig unter Leitung des 1898 verstorbenen Dr. Wold. Götze begonnen wurde und noch besteht. Doch greifen diese Bestrebungen über den hier berührten Notstand hinaus. Man verfolgt mit ihnen ein doppeltes Ziel. Man will damit einerseits ein Gegengewicht bieten gegen die einseitige Kopfanstrengung und Geistesausbildung in den höheren Schulen und Schichten der Gesellschaft; andererseits Arbeitsgeschick und Arbeitslust in den Kreisen der Jugend mehren, welche später durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen. Über eine ganze Reihe von Fragen besteht indessen auch bei den Anhängern und Förderern noch vielspaltige Meinung, so z. B. über die Frage, ob mehr nützliche Sachen angefertigt werden sollen oder allein solche, durch welche die Ausbildung von Auge und Hand befördert wird.

Ziel und Segen. Bestrebungen, welche auf nützliche Erfüllung der schulfreien Zeit ausgehen, haben natürlich mit dem Moment der Schulpflichtigkeit ihr Ende erreicht. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie den Knaben vor moralischem Verderben behütet, zur Ausbildung der Arbeitsgeschicklichkeit und -lust beigetragen, zu einem willkommenen Verdienst verholfen und in der Erziehung namentlich auf Mehrung einiger sozialer Tugenden, wie Ordnung und Sparsamkeit, hingewirkt haben. Als ein Zeichen, daß die Resultate auch in Handwerkerkreisen gewürdigt werden, dürfte die Tatsache gelten, daß Meister sich gern ihre Lehrlinge aus der Arbeitsanstalt holen.

Viertes Kapitel: Erziehung und Bewahrung der Jugend.

§ 45. Handarbeitsschule für Mädchen.

Notstand. Die meisten Frauen haben nicht in dem Maß und in der Art wie der Mann zum Gewinn des Unterhalts mitzuwirken, wohl aber in hervorragender Weise zu sorgen für die sparsame Verwendung und für das Zusammenhalten des Erarbeiteten. Von be-

sonderer Bedeutung ist dabei die Kunst des Nähens und Flickens, Strickens und Stopfens. Wenn diese Arbeiten von einer Hausfrau nicht geübt werden, verfallen die Kleider der Familienglieder sehr früh völliger Verwahrlosung, oder es muß viel Arbeitslohn an andere bezahlt werden. Viele Hausfrauen, zumal der arbeitenden Klasse, sind aber in diesen wichtigen Fertigkeiten sehr ungeübt, trotzdem daß der früher oft nur je nach den Umständen erteilte Handarbeitsunterricht neuerdings fast überall als fester Lehrgegenstand in den Volksschulen eingeführt ist. Mit den wenigen Lehrstunden ist die Sache nicht getan. Es gehört recht viel Übung dazu, bis es zur Fertigkeit kommt. Erfahrungsmäßig wird die Gelegenheit dazu in vielen Familien weder in der Schulzeit noch nach der Konfirmation geboten, und es treten mancherlei private und vereinsmäßige Einrichtungen in die Lücke. Aber auch in den höheren Ständen pflegt es nicht besser auszusehen, nur daß hier der Notstand nicht so kraß hervortritt. Man läßt andere arbeiten, was man nicht kann oder mag. Dann freilich ist die Not groß, wenn die Lebensumstände sich ändern und nun zum selbständigen Broterwerb drängen. Wie manche Frau hätte das zum Leben Nötige, wenn sie von weiblichen Handarbeiten etwas Gründliches verstände. Mit der dürftigen Fertigkeit, welche die meisten besitzen, ist freilich nichts anzufangen.

Geschichte. Der Unterricht in weiblichen Handarbeiten hat sich, dem Bedürfnis entsprechend, an vielen Orten gleichzeitig entwickelt. Von vorbildlichen Einzelanstalten ist deshalb um so weniger zu berichten, weil der Unterricht auf unserm Gebiet meist nur im Anschluß an andere Tätigkeiten möglich ist. Es mögen übrigens die Namen von Rosalie Schallenfeld, welche seit 1861 in Norddeutschland, und von Schulmeister Buhl, welcher in Württemberg seit etwa derselben Zeit den Handarbeitsunterricht zum Klassenunterricht machte, womit der wichtigste Fortschritt in der Methode angebahnt war, genannt sein. — Eine Förderung der Arbeitstüchtigkeit mit etwas höheren Anforderungen und damit eine Hilfe für den zweiten oben genannten Notstand beabsichtigte Lette in Berlin mit der Begründung eines Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts 1865, dem sich 1866 der „Viktoriabazar" (nach der damaligen deutschen Kronprinzessin genannt) als Verkaufsanstalt zugesellte. Gerade letzteres Institut mußte aber reichliche Erfahrungen von der Untüchtigkeit der Frauen machen, die allen möglichen Tand, aber nichts Reelles und Brauchbares arbeiten konnten.

Einrichtung und Arbeit. Die Handarbeitsschule, wie wir sie in diesem Zusammenhang meinen, wird besucht entweder von Schulkindern, denen sie eine Nachhilfe bei dem auch sonst Erlernten bietet, oder von Frauen, denen sie einen Ersatz der Versäumnisse der Schulzeit leisten will, oder von nicht mehr schulpflichtigen jungen Mädchen, denen sie Gelegenheit zur Übung, Befestigung, Weiterführung des bereits Gelernten geben möchte; wohl am meisten von letzteren, weshalb wir sie auch an dieser Stelle eingefügt haben. Sie schließt sich an die verschiedensten andern Tätigkeiten zur Hebung des sittlichen

und christlichen Lebens an. Hier ist's eine Gemeindediakonissin, welche die Mädchen um sich sammelt, dort eine Kleinkinderlehrerin; an dem einen Ort wird die Schule von einem Frauenverein geleitet, an einem andern ist sie von einem Stadtmissionar unternommen, der sich weibliche Hilfe dafür zu verschaffen gewußt hat; in dem einen Fall ist sie Teil einer Haushaltungsschule, in dem andern verdankt sie ihre Entstehung einem Nähverein, der für Heidenmission tätig ist, u. s. w.

An äußerem Apparat bedarf es wenig: ein Zimmer mit so viel Tischen und Stühlen, als zur Unterbringung der Schülerinnen nötig sind. Die Näh- und Strickgerätschaften, sowie das zur Arbeit nötige Material werden je nach Lage der Dinge entweder von der Schule geliefert oder von den Schülerinnen mitgebracht.

In betreff der Arbeit in diesen Schulen kämpfen heutzutage zwei Methoden miteinander. Nach der einen wird alles streng schulmäßig gehalten, der Unterricht als Klassenunterricht, mit gleichmäßigem Fortschritt aller Schülerinnen erteilt. Nach der andern läßt man in alter Weise dem einzelnen Kind Anweisung und Korrektur zu teil werden, während die andern, so gut oder schlecht sie können, weiterarbeiten oder feiern oder der Lehrerin zusehen. Bei Schulklassen mit ziemlich gleichmäßigem Stand der Kenntnisse und Fertigkeiten verdient die erste Methode den Vorzug; ob die zweite Weise in den freien Handarbeitsschulen unserer Art, die nur einem Notstand abhelfen wollen, nicht die richtige wäre, schon wegen der völligen Ungleichheit der vorhandenen Fertigkeit, dürfte mindestens zu fragen sein. Bis jetzt wenigstens wird sie weitaus am häufigsten hier angewendet.

Für jenen schulmäßigen Betrieb muß die betreffende Lehrerin nicht nur die Arbeiten selbst verstehen, sondern auch in der Methode des Klassenunterrichts angewiesen sein.

In erster Linie stehen die nötigen Arbeiten: Stricken, Stopfen, Nähen, Flicken, Namenzeichnen. Dann erst sind etwa Häkeln und Anfänge des Stickens zu lehren.

Ist die Handarbeitsschule ein Internat, so kann sie sich höhere Ziele stecken, sowohl was den Umfang als die Gründlichkeit der Ausbildung anlangt, und heißt dann Industrieschule. So wenigstens die Einrichtungen, welche mit dem Diakonissenhause in Neuendettelsau verbunden sind.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Handarbeitsschule darf keine Fabrik werden, die möglichst viel und möglichst gute Ware liefert, sondern sie muß Erziehungsanstalt bleiben. Unnachsichtlich muß man auf das Nützliche halten und nicht, den Wünschen der Kinder oder ihrer unverständigen Angehörigen nachgebend, die edle Zeit auf Spielereien, etwa Straminstickereien (Pantoffel, Hosenträger), verschwenden.

Während der Lernzeit muß das ganze Interesse auf die Arbeit gerichtet sein. Sie verträgt es nicht, daß daneben stets gelesen, erzählt, geschwatzt, gesungen werde. Nicht spielend, sondern mit Fleiß, Sorgfalt und Gründlichkeit soll alles betrieben werden. Dauert die Arbeit stundenlang nacheinander, so sind in Rücksicht auf die Kinderkräfte

auch Pausen zu machen, die der Erholung und dem freien Verkehr der Lehrerinnen mit den Schülerinnen und der letzteren untereinander, dem Singen eines Liedes ꝛc. gewidmet werden können. Geübtere können neben der Arbeit wohl auch singen, vorlesen und erzählen hören. Auch manche Arten von Arbeiten erlauben es eher als andere.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Hier sind zu nennen die sogenannten Haushaltungsschulen, in welchen theoretisch und praktisch alles für die künftige Hausfrau Nötige gelehrt und gelernt wird, also auch die weiblichen Handarbeiten. Diese Haushaltungsschulen sind besonders in Süddeutschland verbreitet. „Maria Rebe" (Frau Pfarrer Michel in Rappoltsweiler im Elsaß) redet einer Verbindung der Handarbeitsstunden mit der Haushaltungskunde das Wort. Dieser Vorschlag bedarf in betreff seiner Durchführbarkeit noch sehr einer vielfachen Erprobung. Als Kochschule ist eine Einrichtung in Cassel (Frl. Förster) vielfach vorbildlich gewesen.

Ziel und Segen. Fertigkeit in den gewöhnlichen Arbeiten, als: Stricken, Stopfen, Nähen, Flicken und Namenzeichnen, ist das Ziel der Schule. Wird der Unterricht im rechten Sinn und Geist erteilt, so kann Freude an der Arbeit, Sinn für Gründlichkeit, Einfachheit, Gediegenheit, häusliches Wesen geweckt und gepflegt werden.

Am besten wird dies geschehen, wenn man lernt, auch die geringste Berufsarbeit als einen Gottesdienst anzusehen, wie Luther sagt: „Eine Magd tut gute Werke, wenn sie im Glauben ihren Beruf ausrichtet und tut, was sie die Frau heißet, wenn sie das Haus kehret, in der Küche spület und kochet ꝛc."

§ 46. Mägde- und Haushaltungsschule.

Notstand. Die Klagen der Herrschaften über die Dienstboten sind so alt, als die Klagen der Dienstboten über die Herrschaften. Man meint oft, es sei „früher" besser gewesen, aber auch schon in der früheren Zeit gab es dieselben Klagen und auch da behauptete man, „in der guten alten Zeit" habe es noch anders ausgesehen. Man schaut so gern auf frühere Tage als auf ein verlorenes Paradies zurück, und doch ist's wichtiger, ein zukünftiges Paradies zu erstreben. Dazu ist aber eine Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit weniger nötig, als vielmehr eine Prüfung der Schäden und Notstände auf ihre Ursachen. Vier Quellen sind's aber, welche bei den Dienstbotennöten — wir reden hier zunächst von den Mägden — in Betracht kommen: 1. Das schlechte Vorbild der Herrschaften. Wenn man recht hat mit dem Vorwurf, daß die Mägde vielfach genußsüchtig, putzsüchtig, verschwenderisch sind, so ist doch sehr die Frage, ob es die Hausfrauen im allgemeinen weniger sind. Man klagt, daß die Mägde pietätlos, frech und ungehorsam sind. Aber macht man ihnen von seiten der Herrschaft denn auch Gehorsam und Anhänglichkeit leicht? Werden sie nicht von vielen wie Maschinen oder Lasttiere behandelt? Und wenn man ihnen einmal etwas Gutes gönnt, spielt oft die größte Torheit mit, wie z. B. beim Geschenk eines Theaterbillets, eines Kleides,

dessen Aufputz weit über den Stand der Dienstboten hinausgeht. 2. Die Verderbtheit des natürlichen Menschenherzens. Nach der Regel: wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert, stellen wir die ersten und ernstesten Anforderungen an die Herrschaften. Freilich ohne jede einzelne Hausfrau für die Eigenschaften der einzelnen Magd verantwortlich machen zu wollen. Wird doch auch den guten Herrschaften das rechte Verhältnis zu den Dienstboten oft sehr erschwert. Vergelten doch manche der letzteren alle Liebe mit grobem Undank oder fordern die Ausübung des Grundsatzes förmlich heraus, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre. 3. Die mangelhafte Unterweisung der jungen Mädchen, wobei Unerzogenheit im allgemeinen und Untüchtigkeit in den notwendigsten Arbeiten so leicht die Folge ist. Jeder Knabe macht in seinem Handwerk eine Lehrzeit durch, das Mädchen aber soll das Meiste von selbst lernen. Das ist zu viel verlangt. Je weniger nun Hausfrauen Lust und Geschick haben zum Anlehren der Mädchen, desto mehr müssen Anstalten in die Lücke treten. 4. Der Zeitgeist, welcher das Dienen mit seinem persönlichen Anschluß an das Haus, die Unterordnung unter die Herrschaft überhaupt nicht für menschenwürdig hält. Man will nur stundenweise Lohnarbeiterin sein mit der Freiheit, in den Abendstunden dem Vergnügen — das nur zu oft in Sünde und Leid endet — nachzugehen. Das ist's, weshalb die weibliche Jugend den Fabriken zuströmt mit dem Resultat, daß die Mädchen bei Gründung eines eigenen Hausstandes ganz untüchtig sind, ihn zu führen. Der Gipfel des Leichtsinnes aber ist der, daß selbst wenn der Fabrikherr Haushaltungskurse, die nichts kosten und während deren der Fabriklohn weiter gezahlt wird, einrichtet, die Mädchen diese Kurse nur widerwillig besuchen.

Hier zeigt sich im Arbeiterstand das Spiegelbild eines Teils der Anschauungen und Kämpfe auf dem Gebiet der Frauenfrage überhaupt: die häusliche Arbeit soll der Frau nicht mehr würdig sein. Hierdurch sowie durch andere tatsächliche Hindernisse ist es dahin gekommen, daß, wirklich in vielen Fällen die Ausbildung in weiblich-wirtschaftlicher Tüchtigkeit auf dem Boden des Hauses bei Hoch und Niedrig nicht mehr möglich oder sehr erschwert ist. Da greifen denn die Haushaltungsschulen, die sich als Externate oder Internate allen jungen Mädchen öffnen, ein. Für eine breite Schicht der Bevölkerung können aber die Mägdeschulen als Haushaltungsschulen mit dienen und werden bereits tatsächlich so benutzt.

Geschichte. Der Erneuerer der Diakonissensache, Fliedner, hat auch auf diesem Gebiet die erste nachhaltige Anregung gegeben. Schon früher gab es in Berlin und Hamburg kleine Anfänge von Mägdeschulen, die indessen nirgends Nachfolge fanden. Seitdem aber Fliedner mit seiner im Jahre 1854 gegründeten Mägdeherberge Marthashof in Berlin auch eine Stätte zur Ausbildung junger Dienstmädchen verbunden hatte, machte die Sache rasche Fortschritte. Heute gibt es solche Anstalten in fast allen großen Städten Deutschlands, vielfach von Diakonissen geleitet: so in Hamburg, Magdeburg, Stuttgart, Altona u. s. w.

Einrichtung und Arbeit. Von entscheidender Bedeutung für die Mägde- und Haushaltungsschule ist die Verbindung derselben mit andern Anstalten, welche die für die Mädchen und ihre Ausbildung durchaus nötige Arbeitsgelegenheit darbieten. Früher hat man hier und da aus Marthastiften die angehenden Dienstmädchen außerhalb der Anstalt Morgenstellen versehen lassen. Allein der Hin- und Heimweg bot viele Versuchungen, die Anleitung in den betreffenden Hausständen war auch oft sehr mangelhaft. Die Anstalt selbst muß Arbeit bieten, an der man das Arbeiten lernen kann. Das ist aber nur möglich durch Verbindung mit andern Anstalten, z. B. mit einer Krippe und Warteschule, wo die Kinderpflege erlernt werden kann, oder mit einem Diakonissenmutterhause, das bei seiner Wäsche, in der Küche, in seiner Nähstube, in seinem Hospiz, in seinem Siechenhause &c. reichliche und mannigfaltige Gelegenheit zu allen Hausarbeiten bietet. Letzteres ist z. B. in Altona der Fall, wobei natürlich die Krankenpflege streng ausgeschlossen ist.

Es dürfen nur bereits konfirmierte Mädchen von gutem Ruf aufgenommen werden. Man lasse die Marthaschule keine Rettungsanstalt werden. Es muß ein Stück Standesehre sein und bleiben, in solchem Haus erzogen worden zu sein.

Mit den praktischen Arbeiten gehen einige Lehrstunden auch über andere Gegenstände, z. B. Singen, Hand in Hand, in welchen das in der Schule Gelernte geübt, befestigt und erweitert, in betreff des religiösen Lehrstoffs aber namentlich eine Vertiefung angestrebt wird.

Auf die Unterbringung in Dienst muß sich die Anstalt ihren Einfluß wahren, damit das Mädchen nicht im Unverstand eine Stelle annimmt, in welcher schnell niedergerissen wird, was langsam aufgebaut worden ist.

Ob in den Kreis des zu Lernenden das Kochen aufgenommen werden kann, hängt von der Dauer des Aufenthaltes ab und von der Möglichkeit, die äußeren Einrichtungen dafür zu treffen.

Die Räume und das Gerät sind, wenngleich einfach, doch in mustergültigem Zustand zu erhalten, um den Mädchen für ihre spätere Arbeit als Vorbilder dienen zu können.

Vorbild ist die beste Anleitung. Die ein solches Haus leitende Diakonissin oder sonstige Persönlichkeit muß sowohl in ihrer gesamten Haltung, wie in der Ausführung der Arbeiten den jungen Mädchen als Muster hingestellt werden können. Ein mütterlicher Geist muß sie erfüllen, daß sie mit der rechten Liebe und dem rechten Ernst ihr Haus regiere und die jungen Seelen zu Christo und in ihm zur rechten Erfüllung ihres irdischen Berufs führe. Strenge Ordnung wie unbefangene Fröhlichkeit und Frische reimen sich sehr wohl zusammen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Der Name Marthastiftung, den viele solche Anstalten tragen, welche ebensowohl Mägde- wie Haushaltungsschulen sind, weist auf die erstrebte Arbeitstüchtigkeit, aber auch auf die Gefahren einer einseitigen Bevorzugung der Arbeit hin. Im Haus muß für die Maria neben der Martha immer Raum, ja ein Ehrenplatz sein.

Unter den Arbeiten dürfen nicht die der Anstalt am meisten einbringenden, sondern nur die den Mädchen am meisten nötigen, die ihnen am meisten Ausbildung und Übung gewährenden, bevorzugt werden.

Wie die Aufnahme sittlich verkommener, so ist auch die Aufnahme gar zu schwacher Kinder abzulehnen. Letztere sind oft halb invalide und können nichts Rechtes lernen. Das gereicht dann dem Ruf der Anstalt zum Nachteil, und diese Mädchen haben auch von dem Aufenthalt nicht den Nutzen, den ihnen gerade eine Marthaschule bieten soll.

Bei der Vereinigung der Mägdeschule mit der -herberge unter einem Dach muß durch Aufsicht und die lokalen Einrichtungen einem schädlichen Einfluß der Bewohner der letzteren auf die der ersteren tunlichst vorgebeugt werden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Handarbeitsschule, die Mägdeherberge, der Jungfrauenverein (Sonntagsverein), die Fabrikarbeiterinnenherberge (vergl. die betreffenden Paragraphen).

Ziel und Segen. Ziel ist die Erlernung aller wichtigen häuslichen Arbeiten entweder incl. oder excl. das Kochen; damit Hand in Hand gehend christliche Erziehung. Es ist eine wichtige Sache, Gehilfinnen von Hausfrauen, die später meist einmal selbständige Hausfrauen, wenn auch in kleinen Verhältnissen, werden, zu erziehen. Wie sehr können gute Dienstboten zum Glück eines Hauswesens beitragen, und welcher Segen ist eine arbeitstüchtige christliche Frau und Mutter für ihre eigene Familie. — All dieser Segen kann im Marthahaus auch denen zu teil werden, welche nicht dienen wollen oder können und doch eine gründliche wirtschaftliche Ausbildung erstreben.

§ 47. Mägdeherberge.

Notstand. Die Mägdeschulen wollen der vernachlässigten Erziehung der Mädchen aufhelfen, die Mägdeherbergen wollen der sittlichen Bewahrung dienen. Denn die Gefahren für alleinstehende und unberatene Mädchen sind groß. Sie kommen vom Lande in die Stadt. Schon auf der Ankunftsstation am Bahnhof erhebt sich die Frage nach einer Unterkunft für die erste Nacht, die paar ersten Tage. Gefällige Wegweiser bieten sich an — nur daß sie die armen Mädchen so oft an gefährliche Orte weisen, zu Vermietebureaus, wo man nur den eignen Vorteil sucht, in Herbergen, wo man sie plündert, wenn's nicht gleich schon in die Höhlen des Lasters geht. — In ähnlich hilfloser, wenn auch wegen Ortsbekanntschaft vielleicht nicht ganz so schlimmer Lage befinden sich die Mädchen nicht selten beim Stellenwechsel, zumal bei einem solchen, der nicht mit den gewöhnlichen Ziehterminen zusammenfällt.

Geschichte. Die erste Mägdeherberge ist zu Paris im Jahre 1847 gegründet worden. Die Kunde von ihrem segensreichen Wirken, sowie ein Einblick in das Sittenverderben, welchem die aus den Provinzen nach Berlin kommenden unerfahrenen Mädchen anheimfielen,

ließ den Pastor Fliedner eine ähnliche Anstalt im Jahre 1854 zu Berlin gründen, Marthashof, die sehr unscheinbar begann, sich bis heute gewaltig erweitert (über 120 Betten) und in großem Segen gewirkt hat. Es ist eine Mägdeschule, eine Kleinkinder- und eine Mädchenschule damit verbunden. Für viele ähnliche Anstalten ist sie Anregung und Vorbild geworden.

Einrichtung und Arbeit. Ihrem Zweck nach soll die Mägdeherberge zeitweiliger Aufenthaltsort der Dienstmädchen sein und ihnen Gelegenheit zur Vermietung bieten. Sie nimmt nur unbescholtene Mädchen auf, soweit sie als solche aus ihren Papieren zu erkennen sind, wobei indessen offenbar wird, wie wenig oft solche Papiere heutzutage wert sind.

In allen Anstalten wird ein Kostgeld gezahlt, wohl auch von den Mädchen während der Zeit ihres Aufenthalts Arbeit zum Besten des Hauses — gewöhnlich Hilfe in der Küche und Waschküche — verlangt, wonach denn schon der Satz des Kostgeldes niedriger bemessen ist.

Indem die Herbergen auch als Vermiet-Comptoire dienen, können sie natürlich nicht für Wohlgeraten des vermittelten Dienstverhältnisses garantieren. Allein es wird schon Unglück genug verhütet, wenn Persönlichkeiten, welche kein Geldinteresse und ebenso das Wohl der Herrschaften wie der Dienstboten im Auge haben, die Vermittlung betreiben. Dabei ist das doch schon eine heilsame Zucht, daß anerkannt schlechten Herrschaften und Dienstmädchen dieser Vermittlungsdienst nicht geleistet wird.

Durch Annoncen und Plakate auf den Bahnhöfen ꝛc. der Umgegend muß man auf die Herberge aufmerksam machen. Folgen die Mädchen diesen Einladungen, so sind sie freundlich aufzunehmen und in ihrer Unerfahrenheit treulich zu beraten. Zeigt sich Verschmitztheit, unwahres Wesen oder Unbotmäßigkeit, so muß man ihnen die Wohltat einer ernsten Warnung und festen Leitung zu teil werden lassen. In äußeren Dingen muß man ihnen den Aufenthalt so gut und heimatlich wie möglich zu gestalten suchen. An Aufsicht in den Schlaf-, Wohn- und Arbeitsräumen darf es nicht fehlen. Es kommt ja eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft dorthin, deren meiste Mitglieder man nicht kennt. Der Geist eines in christliche Ordnung gefaßten Hauswesens muß überall zu spüren sein. Etwa mögliche und nötige Auskunft über Herrschaften und Dienstboten muß in strengster Wahrhaftigkeit, mit Einsicht und Takt erteilt werden. Dem Dienstbotenklatsch über die Herrschaften ist tunlichst entgegenzuwirken.

Schwierigkeiten und Gefahren. Wenn es an Arbeit und Aufsicht mangelt, erhalten bösartige oder leichtsinnige Mädchen die Oberhand, und die Herberge wird zu einer Verderbens- statt einer Bewahrungsstätte. Widerspenstige oder den andern zur Versuchung gereichende Elemente müssen ausgeschlossen werden. Die Anstalt darf nicht zum Vorasyl für ein Magdalenium werden.

Bei den heutigen Dienstbotenverhältnissen ist das Niveau der Herbergsbewohnerinnen im ganzen gesunken. Das erschwert die Arbeit bedeutend, aber macht sie nicht weniger nötig.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. oben bei der Mägdeschule.

Ziel und Segen. In welchem Grad die Mägdeherbergen der Bewahrung vor dem Verderben dienen können, hat die Statistik gelehrt. Man hat früher in Berlin jahrelang die Orte aus der näheren und entfernteren Umgegend zusammengestellt, aus welchen die Gäste in der Mägdeherberge und aus welchen die Kranken auf der Charité, die durch Sünden wider das sechste Gebot dorthin gekommen sind, herstammen. Und man hat gefunden, daß die hier und dort Befindlichen ihrer Zahl nach im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen. Sind oft aus einem Ort viele in der Charité, dann aus demselben wenige in der Mägdeherberge oder umgekehrt: viele in der Mägdeherberge, dann wenige in der Charité. Das wird natürlich mit der Gesamthaltung der Bevölkerung in den betr. Orten zusammenhängen. Aber die Herberge tut doch auch ihr Teil dazu.

§ 48. Fabrikarbeiterinnenherberge.

Notstand. Selbst wenn Fabrikmädchen bei ihren Eltern wohnen, hat ihr Stand eigentümliche Gefahren: der Geldverdienst und die dadurch bedingte Selbständigkeit, der Weg zur Fabrik und nach Haus am Morgen und Abend, der Mangel an Übung in den gewöhnlichen Arbeiten des weiblichen Berufs (Kochen, Nähen 2c.). Diese Gefahren vermehren sich sehr wesentlich, wenn die Arbeiterinnen am fremden Ort allein stehen. Die Arbeiterfamilie, bei der sie sich meist in Kost und Logis geben, hat keine Autorität über sie, selbst wenn sie dieselbe geltend machen wollte und in gutem Sinn geltend zu machen entschlossen wäre, die Mädchen sind sich also selbst überlassen. Ihr Heim ist meist höchst ungemütlich, eine bloße Schlafstelle, das Wohnen in den betreffenden Familien bringt sie oft in ungeeigneten oder unsittlichen Verkehr mit Männern, die Langeweile am Abend und Sonntag ist drückend, die Verführung der Tanzsäle und Wirtshäuser lockt. Die meist mechanische Fabrikarbeit läßt das Gemüt leer, das dann mit doppelter Gier nach Freude und Genuß verlangt; oft ist auch die leibliche Pflege schlecht genug. Kurz, sie sind allen Gefahren der Heimatlosigkeit ausgesetzt und erliegen ihnen nur zu oft.

Geschichte. Ähnlich wie für die Dienstboten hat man auch für die Fabrikarbeiterinnen durch Darbietung einer Heimat gesorgt. So in Stuttgart 1867, in Eisenach, in Basel. Namentlich hat sich aber hierin der treffliche christliche Fabrikant Karl Mez in Freiburg (Baden) hervorgetan. Auch katholische Anstalten von großer Bedeutung gibt es z. B. in München-Gladbach.

Einrichtung und Arbeit. Während die Herberge für Dienstboten immer nur ein vorübergehender Aufenthalt ist, wird sie für die Fabrikarbeiterin zur Heimat, ein Ersatz des Elternhauses. Danach müssen auch hier die Einrichtungen ganz andre sein als dort. Man kann unterscheiden: geschlossene Anstalten, welche nur Arbeiterinnen einer Fabrik aufnehmen, in ihrem Zuschnitt nach den Verhältnissen

derselben (z. B. in betreff der Zeiteinteilung) eingerichtet sind und im ganzen eine straffere Zucht und tiefergehenden erziehlichen Einfluß ausüben können; und offene Anstalten, welche Arbeiterinnen aus verschiedenen Fabriken aufnehmen, also der persönlichen Autorität des Fabrikherrn als oberster Leitung entbehren und deshalb mehr nur bewahrend und weniger erziehlich wirken, wenn auch letzteres nicht ganz ausgeschlossen ist.

Entweder Hauseltern oder eine Hausmutter (Diakonissin) mit den nötigen Hilfskräften verwalten das Ganze. — Die meisten derartigen Anstalten sind größern Umfangs, oft für Hunderte eingerichtet: große Schlafsäle, durch halbhohe Holzzwischenwände etwas wohnlicher in kleinere Räume geteilt, ein Eß- und Wohnsaal, die nötigen Wirtschafts- und Baderäume, Lehrzimmer ꝛc. umfassend. — Aufgenommen wird jede Fabrikarbeiterin, welche Arbeit hat, unbescholten ist, sich der Hausordnung unterwirft und das Kostgeld zahlt (das in der Hauptsache immer die wirklichen Kosten decken sollte). — Frühstück und Abendbrot wird im Haus eingenommen, meist auch das Mittagessen, zuweilen ist Teilnahme an letzterem ins Belieben gestellt. — Zu bestimmter Zeit morgens wird das Haus geöffnet, abends geschlossen. Außer den Bewohnerinnen dürfen keine andern Personen sich darin aufhalten. — Eine Volksbibliothek mit geeigneten Schriften bietet Lesestoff. — Handarbeitsstunden und etwa eingerichtete Koch- und Bügelkurse geben Gelegenheit zur Ausbildung in den betreffenden Fertigkeiten. — Singstunden bereichern das Gemeinschaftsleben. (In katholischen Anstalten wird meist der Sonntag zu jenen Lernkursen benutzt.)

Die Gesamtverwaltung eines so großen Hauswesens stellt an die leitende Persönlichkeit große Anforderungen, zumal wenn man bedenkt, daß es sich dabei nicht nur um eine gute Geschäftsführung, sondern um eine christlich-sittliche Einwirkung auf Persönlichkeiten handelt, welche ziemlich selbständig im Leben dastehen. Neben der leitenden Persönlichkeit ist der Gesamtgeist des Hauses von entscheidender Bedeutung. Was hier fehlt, läßt sich durch kein Reglement ersetzen. Hausandacht, Tischgebet, sowie etwa Sonntagnachmittag oder -abend eine besondere Erbauungsstunde prägen den christlichen Charakter des Hauses aus und geben dem geistlichen Bedürfnis Nahrung. Sehr vielen tut man schon dadurch wohl, daß man für sie da ist, daß man Wünsche, Klagen, Nöte anhört, daß man sich mit Liebe, Rat, Trost um das Ergehen der einzelnen kümmert.

Sehr wichtig ist das Heranziehen der Mädchen sowohl zur Mithilfe bei der Hausarbeit, als bei der Aufrechthaltung der Ordnung. Dies wird jedoch in geschlossenen Anstalten wesentlich leichter sein, als in offenen.

Krankenpflege gehört nicht zu den Pflichten der Arbeiterinnenherberge. Erkrankte müssen in Hospitäler übergeführt werden.

Vermittlung von Sparkasseneinlagen ist sehr erwünscht. Ein Fabrikmädchen, das Freude am Sparen gewinnt, ist vor vielen Gefahren geschützt.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es ist oft schwierig, die Mitte zu halten zwischen unnötigen Beschränkungen, welche dem Haus leicht den Charakter eines Gefängnisses geben, und einer zu lockeren Disziplin, wobei alles aus Rand und Band geht.

Auch das ist nicht leicht, gegen alle gerecht zu sein, und doch eine dreißigjährige Person anders zu behandeln wie ein fünfzehnjähriges Kind. — Unbotmäßige Bewohnerinnen sind nach geschehener fruchtloser Verwarnung unnachsichtig zu entlassen, ehe sie andre in ihr Wesen mit hineingezogen haben.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den oben bei der Mägdeschule erwähnten ist etwa noch der Feierabendverein (eine besondere für die Fabrikarbeiterinnen berechnete Art des Jungfrauenvereins) und die Verbindung der Arbeiterinnenherberge mit einer Volksküche (wie in Stuttgart) zu nennen.

In einer ähnlichen Notlage wie viele Fabrikarbeiterinnen befinden sich auch Mädchen und Frauen gebildeter Stände, welche ohne Familienanhalt ihrem Erwerb nachgehen müssen: so Ladnerinnen, Lehrerinnen, Bonnen erster Klasse, erwachsene Schülerinnen verschiedener Berufszweige, Stützen rc. Für sie hat man von seiten des deutschen Zweiges (seit 1884) des „Internationalen Vereins der Freundinnen junger Mädchen", der seinen Sitz in Berlin hat (Frl. A. u. H. Vollmar) in verschiedenen großen Städten Deutschlands Heimaten oder Heimathäuser eingerichtet, welche Wohnung, Beköstigung rc. gegen billiges Entgelt und Anhalt und Anregung von mancherlei Art bieten. Hospize für Durchreisende gleicher Art sind damit verbunden.

Ziel und Segen. Manche „geschlossene" Anstalten verlangen eine mehrjährige Anwesenheit ihrer Insassen nebst Verpflichtung für diese Zeit. Hier können auch bestimmte Ziele der Ausbildung sowohl für den Fabrikbetrieb als die allgemeine Tüchtigkeit im weiblichen Beruf ins Auge gefaßt und leichter durchgeführt werden, als in den „offenen" Anstalten mit ihrer zum Teil rasch wechselnden Bewohnerschaft. Aber auch letztere haben an der Bewahrung vor schlechten Einflüssen eine sehr wichtige und dankenswerte Aufgabe. — Sie werden dieselbe in dem Grad lösen, in welchem es ihnen gelingt, den Mädchen die Heimat zu ersetzen.

§ 49. Sonntagsverein (Jungfrauenverein).

Notstand. Der Sonntag ist ein Segenstag, wenn er recht gebraucht wird, aber in dem Leben vieler wird er zu einem Tag der Versuchung und Sünde und somit zu einem Tag des Fluches; weil sie ihn mit rechtem Inhalt nicht zu erfüllen wissen, wird er geradezu eine Seelengefahr. So für einsame, ohne rechten Anhalt dastehende Dienstmädchen, die im Besitz eines freien Sonntagnachmittags sind. Schon das Bedürfnis der Aussprache, des persönlichen Anschlusses treibt zu verderblicher Geselligkeit, wenn keine gesunde und förderliche Gemeinschaft geboten wird. — Ähnliche Gemeinschaftsbedürfnisse liegen auch in anderen Ständen, nicht nur bei Dienstmädchen vor, so bei manchen

Bauern- und Bürgertöchtern in Stadt und Land, bei Ladnerinnen, Lehrerinnen 2c. namentlich in der Großstadt.

Geschichte. In größerem Maßstab hat das hier vorliegende Bedürfnis erst seit dem Bestehen der Mägdeherbergen 2c. Befriedigung gesucht und gefunden. In diesen Anstalten waren Sonntags eine ganze Anzahl unbeschäftigter Mädchen beieinander; ihnen gesellten sich solche zu, welche früher die Mägdeschule oder Mägdeherberge bewohnt hatten und mit ihrem freien Sonntag nichts Rechtes zu machen wußten. So entstanden meist in Verbindung damit die Sonntagsvereine, welche an manchen Orten z. B. in Berlin und Hamburg eine große Ausdehnung erlangt haben.

Anderwärts ist das Interesse für die Mission oder geistlichen Gesang (wie im Ravensbergischen) ein wichtiges Bindemittel der Vereine.

Eine Anregung hat in der Neuzeit die Arbeit an der weiblichen Jugend, namentlich des dienenden Standes, von zwei Seiten erfahren. Der Verein der Freundinnen junger Mädchen (1877 in Genf begründet) hat die sog. Bahnhofsmission eingerichtet. Sie gliedert sich in die vorausgehende, mitgehende und nachgehende Fürsorge. Die vorausgehende sucht durch die Presse auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche dem auswärts Arbeit und Verdienst suchenden Mädchen drohen von seiten der Agenten, Vermieter, geschweige von „Mädchenhändlern"; man verteilt durch Behörden (Meldebureau), Pastoren, Diakonissen 2c. Flugblätter, welche eingehend praktischen Rat geben, wie sich das Mädchen verhalten soll; man versieht die Bahnhöfe und Eisenbahnwagen mit betr. Plakaten. Die mitgehende Fürsorge sendet Stadtmissionarinnen, Diakonissen, freiwillige Helferinnen, mit Abzeichen zur Kenntlichmachung, an die ankommenden Bahnzüge, um die Mädchen zu empfangen und zu beraten, sonderlich wenn sie von einer auswärtigen „Freundin" vorher angemeldet sind. Die nachgehende Fürsorge sucht mit den Dienstboten Fühlung zu behalten und sie religiös-sittlich und kirchlich zu beeinflussen. — Eine gewisse Zusammenfassung der Bestrebungen für weibliche Jugendpflege und eine rührige Agitation für sie verdankt man Pfarrer Burckhardt in Berlin und dem von ihm gegründeten Vorstände-Verband der evangelischen Jungfrauenvereine Deutschlands seit 1892.

Einrichtung und Arbeit. Es bedarf dazu eines sehr geringen Apparates aber viel persönlicher Hingabe. Denn es ist wirklich ein Opfer, regelmäßig seinen Sonntagnachmittag für diese Sache hinzugeben. Sehr wünschenswert ist's, außer dem Zimmer einen Garten benutzen zu können. Gespräch, Erzählen, Vorlesen, Singen, Teilnahme an einer Mahlzeit (etwa der Nachmittagskaffee), ein Spaziergang, ein gemeinsamer Kirchgang, die gemeinsame Abendandacht, eine biblische Besprechung — das wird der eiserne Bestand der gut und segensreich ausgefüllten Zeit im Verein sein. Frischer Sinn und ein „anschlägiger Kopf" sind für die Leiterin notwendige Gaben. Hilfskräfte sind dabei sehr erwünscht, damit nicht eine Person jahraus jahrein die Kosten der Unterhaltung zu tragen habe.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptgefahr ist die Lange-

weile, die zweite, welche ihr gleich ist, der Klatsch. — Eine große Schwierigkeit ist die am Sonntag gebotene Untätigkeit (wenigstens in den Gegenden, wo dieselbe streng durchgeführt wird), da sich Mädchen und Frauen so leicht ungemütlich fühlen, wenn sie nichts in der Hand haben. Deshalb hat man vielfach die Zusammenkünfte der Jungfrauenvereine auf einen Wochenabend verlegt, den Herrschaften zum Ärger, welche nun ihre Dienstboten außer am freien Sonntag auch noch an einem Alltag entbehren sollen, und den Mädchen nicht zum Nutzen, welche ja nun keine rechte Ausfüllung des Sonntagnachmittags haben.

Ziel und Segen. Ein Gott wohlgefällig zugebrachter Sonntag schließt immer einen reichen Gottessegen in sich.

§ 50. Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein.

Notstand. Früher wohnten die Lehrlinge bei den Meistern, und wenn es mit der Versorgung dabei oft nicht gut oder nicht so gut, als man wünschen mochte, aussah, so gehörten sie doch in gewissem Sinn zur Familie des Meisters, wenn auch nicht selten als ziemlich unterdrückte Mitglieder, und mehr oder weniger war für ihr leibliches und geistliches Wohl gesorgt. Neuerdings aber wollen oder können die Meister, namentlich in den großen Städten, die Lehrlinge vielfach nicht mehr beherbergen. So kommt's denn vor, daß sie in einem Haus in der Lehre sind, in einem andern ihre Schlafstelle haben, in einem dritten (Kosthaus) essen, in einem vierten (einer Kneipe) sich am Abend und namentlich am Sonntag aufhalten oder auf der Straße umherlungern — eine Lebensweise, bei der sie zu Grunde gehen müssen.

Geschichte. Leider geschieht im ganzen noch recht wenig für die christlich-sittliche Hebung und Bewahrung der Lehrlinge von seiten der Inneren Mission. Von zwei Ansatzpunkten aus ist dies bisher versucht worden. Zunächst von seiten solcher Anstalten, welche Kinder erziehen. Sie mußten es bedauern, daß sie nach der Konfirmation so manche Knaben, die bisher sich leidlich oder gar erfreulich entwickelt hatten, schutzlos in die versuchungsreiche Welt hinauszuschicken gezwungen waren. Ihnen lag der Wunsch nahe, dieselben auch während der Lehrzeit in ihrer Hut zu behalten. So kam's im Rauhen Haus und in den Wernerschen Anstalten in Reutlingen und anderwärts zu mancherlei Einrichtungen für Lehrlinge. — Sodann mußten sich die Freunde der Jünglingsvereine und der Herbergen zur Heimat fragen: in welchen Verhältnissen haben sich die jungen Leute vor der Gesellenreise, vor dem 18. Jahre bewegt? Gehen hier nicht viele verloren, ehe sie dem Jünglingsverein angehören, die Herberge besuchen können? In manche Vereine derart hat man deshalb auch jüngere Mitglieder aufgenommen. Besser aber ist's, namentlich in größeren Städten, sie in besonderen Abteilungen zu sammeln, besondere Vereine und eigne Häuser für sie zu gründen, wie man es in Stuttgart, Leipzig und sonst getan hat.

Einrichtung und Arbeit. Ins „Lehrlingsdaheim“ (Leipzig) oder „Jugendvereinshaus“ (Stuttgart, wo indessen das Haus noch weit mehr als nur die Lehrlingssache umfaßt) werden Handwerkslehrlinge, junge Fabrikarbeiter, Laufburschen und ähnliche junge Leute etwa im Alter von 14—18 Jahren aufgenommen, jedoch nur unbescholtene, gut beleumundete.

Die Anstalt muß ihnen gewähren, was sie ohne dieselbe entbehren würden. Zunächst eine gute Schlafstelle, große Säle oder mittelgroße Zimmer, welche alle auf einen gemeinsamen Vorraum zum Waschen münden, wodurch die Aufsicht, die durchaus notwendig, ermöglicht resp. erleichtert wird. — Sodann Speise zu den gewöhnlichen Mahlzeiten, damit sie nicht in Wirtshäusern zu essen brauchen. — Endlich einen familienartigen Anhalt, wie er ihnen in den Hauseltern und namentlich auch durch Sorge für die richtige Verwendung des Feierabends und des Sonntags geboten werden kann. Für diesen Teil der Aufgabe sorgt ein wohlgeleiteter Lehrlingsverein, woran auch außer der Anstalt wohnende Lehrlinge teilnehmen können. Die Hauseltern müssen mit den Handwerkerverhältnissen bekannt sein und ein Herz für die Jugend haben.

Einzig in ihrer Art steht die Stuttgarter Einrichtung da, daß nämlich seit 1863 ein eigner Jugendgeistlicher bestellt ist, der sich sämtlicher oder doch der meisten die Jugend angehenden Vereine oder Anstalten annimmt. Nicht zuletzt gehört dahin auch das Lehrlingsdaheim und der Lehrlingsverein. An dem Geistlichen hat diese Sache einen persönlichen Mittelpunkt, wie am Lehrlingsdaheim resp. Jugendvereinshaus einen lokalen.

Was bietet nun der Lehrlingsverein seinen Mitgliedern? Fortbildung durch Unterricht im Singen, Zeichnen, deutscher Sprache, Rechnen, Realien, mancherlei Vorträge. Sodann Unterhaltung durch Erzählen, Vorlesen, Spiel, Gesang, Aufenthalt im Hausgarten. Eine Bibliothek mit für dies Alter geeigneter Lektüre.

Am Sonntag findet entweder wie in Stuttgart ein besonderer Hausgottesdienst, oder wie in Leipzig ein gemeinsamer Kirchgang statt. Jeder Tag wird mit Andacht begonnen und geschlossen.

Als Ausweis über den richtig verbrachten Abend oder Sonntagnachmittag erhalten die auswärtigen Vereinsmitglieder Karten, welche sie Eltern oder Lehrherren beim Nachhausekommen vorzeigen müssen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Das Lehrlingsdaheim darf nicht dadurch zum Rettungshaus werden, daß man verdorbene Knaben darin aufnimmt. Zucht und Ordnung muß aufrecht erhalten und doch nicht in schulmeisterlicher Weise der Frohsinn gedämpft werden. Das Wichtigste ist die Pflege eines guten Gemeingeistes sowie Unterstützung von seiten der Eltern und Lehrherren. Manche derselben sind freilich so nachlässig, daß sie bei der Nachhausekunft nicht einmal die Karten abfordern. Der Verein muß durch eine Autoritätsperson geleitet werden. Das Rauchen ist unbedingt zu verbieten.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. alle Einrichtungen dieses Kapitels.

In Stuttgart hat man, was doch wohl nur in den eigentümlichen württembergischen Verhältnissen möglich ist, außer dem Lehrlingsverein auch noch einen anderen Verein für Knaben desselben Alters, aber höherer Bildung (Kaufmannslehrlinge, Schüler höherer Schulen ꝛc.) gegründet, der auch im Jugendvereinshaus seine Versammlungen hält.

Es wird von besonderer Bedeutung sein, die Fortbildungsschulen, freiwillige oder obligatorische, allgemein bildende oder berufliche, mit oder ohne offiziellem Religionsunterricht für die konfirmierte Jugend recht auszunutzen. Für den Religionsunterricht hat namentlich Pastor Siedel in Sachsen Treffliches geleistet.

Ziel und Segen. Mit dem Austritt aus der Lehre hat diese Art der Fürsorge, wie sie Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein gewähren, ihr Ende gefunden. Ihr segensvolles Ziel hat sie erreicht, wenn es gelungen ist, dem Knaben ein gutes Elternhaus annähernd zu ersetzen.

§ 51. Herberge zur Heimat.

Notstand. Über die Gefährlichkeit der meisten Herbergen gewöhnlicher Art für Leib und Seele der in ihr verkehrenden reisenden Handwerker sind alle der Verhältnisse Kundigen nicht im geringsten in Zweifel. Der Schnaps, gottlose Reden, Liederlichkeit aller Art herrschten da, namentlich ehe noch durch die Errichtung der Herbergen zur Heimat jenen Lasterhöhlen eine wirksame Konkurrenz bereitet worden war. Den Besuchern jener Herbergen ist das dort herrschende Unwesen bekannt, vieles davon ist auch öffentlich, in Zeitungen und Schriften, mitgeteilt worden. Trotz dieser offenkundigen verderblichen Zustände mußten früher alle reisenden Handwerker in denselben einkehren, und sie müssen es heute noch an manchen Orten. Zucht, Sitte, Gottesfurcht sind dadurch aufs höchste bedroht, bei vielen ausgetilgt worden. Denn gewöhnlich spielen die Frechen und Schlimmen dort die erste Rolle, von dem Wirt dazu angestiftet oder doch nicht gehemmt, weil bei liederlichem Leben seiner Gäste der größte Vorteil ihm zufließt.

Geschichte. Die ersten Ansätze zur Besserung gingen von den Jünglingsvereinen aus. Dieselben suchten für ihre Mitglieder hier und da ein Unterkommen herzustellen, wodurch dieselben vor dem moralischen Schmutz der gewöhnlichen Herbergen sicher gestellt waren. Doch waren das nur ganz geringe Anfänge, den Namen „Pilgerstübchen" tragend. In der größten derartigen Einrichtung, in Berlin, logierten im ersten Jahre (1854) nur 54, im zweiten Jahre schon 110 Gäste. Kleinheit des Anfangs wie rasch wachsendes Bedürfnis ist aus diesen Zahlen ersichtlich.

Für alle Handwerksgenossen, nicht nur für die Glieder der Jünglingsvereine, wurden die Anstalten von Wichtigkeit, deren erste der Professor der Rechte Clemens Perthes (1809—67) in Bonn im Jahre 1854 unter dem höchst passenden und glücklich gewählten Namen „Herberge zur Heimat" schuf, indem er zugleich in einer

besonderen Schrift auf Not und Hilfe in der Sache hinwies. Mit seinen Gedanken und mit seiner Tat traf er den Nagel auf den Kopf.

Unter den Einflüssen der neueren Gesetzgebung (Freizügigkeit), des Arbeitsmarktes, der Verdrängung des Handwerks durch die Industrie ꝛc. sind die Handwerksburschen alten Schlages fast ausgestorben, der Beschäftigung suchende Arbeiter, der „auf der Walze" befindliche Reisende ist an ihre Stelle getreten. Danach hat sich auch der Charakter der Herberge zur Heimat geändert. Hiermit hat man als mit einer Tatsache zu rechnen. Der „Zug ins Große" macht sich auch auf diesem Gebiet günstig und ungünstig bemerklich. Es gibt jetzt im Deutschen Reich über 450 Herbergen mit über 18000 Betten. Ein Deutscher Herbergsverein, dessen Vorsitzender Pastor v. Bodelschwingh in Bielefeld ist, hat sich aus den provinziellen Herbergsverbänden 1886 gebildet. Eine eigne Fachzeitschrift „Der Wanderer" vertritt die betr. Interessen. Wichtig ist auch die Einführung eines allen „echten" Herbergen zur Heimat eignenden gleichen Schildes.

Einrichtung und Arbeit. Vor Gründung einer Herberge ist erst die Bedürfnisfrage am betreffenden Ort zu erledigen. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß jede Stadt von über 10000 Einwohnern eine solche nötig hat. Liegt eine Stadt an einer vielbegangenen Heerstraße, so ist dies der Fall bei auch viel kleinerem Umfang. Über die Anzahl der Durchreisenden oder in anderen Herbergen des Orts Übernachtenden sind meist durch die Polizei die nötigen Angaben zu erlangen.

Die Gründung einer Herberge wird am besten von einem kleineren, in sich selbst einigen, in fester christlicher Überzeugung stehenden Kreise unternommen, der sich als Sammelkomitee konstituiert und unter Darlegung der Absichten von weiteren Kreisen Gaben erbittet. Im einzelnen muß natürlich die Sache je nach den Verhältnissen verschieden angefaßt werden. Nur hüte man sich, große Versammlungen zu berufen, ehe ein fester Kern von solchen gebildet ist, die zur gesunden und christlichen Ausführung des Planes entschlossen sind. Zur Aufsicht über die bereits im Gang befindliche Herberge, namentlich zum Verkehr mit dem Hausvater wählt das Komitee ein kundiges, tätiges Mitglied als Vertrauensmann. An denselben hat sich auch der Hausvater in allen vorkommenden Fällen zu wenden und zu halten.

Die Mittel zur Begründung werden durch Geschenke einzelner, Kollekten in Stadt und Land, verzinsliche und unverzinsliche Darlehen, namentlich auch durch gering verzinsliche Anteilscheine aufgebracht, von welchen alljährlich einige zurückgezahlt werden. Ein Gründungskapital ist nötig, auch wenn die Herberge später im Betrieb sich selbst erhält. Ein sorgfältiger Finanzplan muß aufgestellt und seine Durchführung mit allem Eifer erstrebt werden.

Für das Lokal ist's von größter, ja entscheidender Bedeutung, ob dasselbe nur als Herberge oder auch noch für andere Zwecke dienen soll. Wenn ein „Hospiz" damit verbunden werden soll, so müssen einige besser ausgestattete Zimmer für Reisende mit höheren Ansprüchen vorhanden sein. — Sollen die christlichen Vereine der Stadt oder

auch nur einer derselben das Haus als Versammlungslokal benutzen, so muß für die dem Zweck entsprechenden besonderen Säle und Zimmer gesorgt sein. Wenn es sich bei diesen beiden Zweiganstalten (Hospiz und Versammlungssaal) um größere Einrichtungen handelt, wird Hospiz und Vereinshaus am besten von der Herberge getrennt und miteinander zu einem besonderen Ganzen verbunden. In sehr vielen Verhältnissen wird sich freilich die Verbindung der Jünglingsvereinslokalitäten mit den Herbergen empfehlen, weil ein solcher Verein auf die Herbergsgäste nur von gutem Einfluß sein kann, während er selbst von den Passanten der Herberge bei genügend getrennten Räumen nichts zu befürchten hat. Sehr häufig ist mit der Herberge ein Kost- und Logierhaus für am Ort wohnende Gesellen und Arbeiter verbunden. In diesem Fall muß dem Hausvater die Auswahl unter den Logis Begehrenden frei stehen, sodaß er nur die geordneten und besseren Elemente als ständige Mitbewohner des Hauses erhält. Darbietung eines Kosttisches für Auswärts-Wohnende ist, wenn möglich, gleichfalls empfehlenswert. Diese Einrichtung ist für die äußere Existenz der Herberge oft sehr wichtig, verlangt aber zu ihrer Durchführung eine besonders tüchtige Hausfrau, weil die regelmäßigen Gäste, wenn ihnen nichts Rechtes geboten wird, bald wegbleiben.

Von Wichtigkeit ist die Lage des Hauses. Am besten wählt man eine Nebenstraße im Verkehrsmittelpunkt. Die erste Anlage muß die Möglichkeit späterer Erweiterungen bieten. Im allgemeinen ist ein Neubau einem alten Hause vorzuziehen. Jenen kann man ganz nach den Bedürfnissen einrichten. Ein altes Haus pflegt billiger zu sein und wird manchmal auch durch seine Lage besonders empfohlen. Ein Haus zu mieten muß widerraten werden. Das Mietsverhältnis pflegt viel Verdruß zu bereiten; und später hält's meist viel schwerer, zu einem eignen Haus zu kommen, als am Anfang, wo ein gewisser Eifer in der Bevölkerung sich regt.

An Räumen muß die Herberge außer der Hausvaterwohnung eine Gaststube und beim Hinausgehen über die kleinsten Verhältnisse auch eine Eßstube haben; die nötigen Schlafzimmer, nicht zu große Säle, so daß höchstens 8—10 Betten in einem Zimmer stehen. Außerdem Küche und Waschküche rc. und ein Zimmer zum sicheren Aufbewahren der Felleisen und sonstigen Reisegepäcks. Wenn Unreine überhaupt aufgenommen werden: ein Zimmer mit einer Pritsche und ein Reinigungsraum. Im ganzen sollte eine Herberge nicht mehr als 50 Betten umfassen. Bei wesentlichem Mehrbedarf wäre eine zweite an demselben Ort zu gründen. Sonst wird der Betrieb gar zu bunt und der einzelne Gast bekommt nicht sein Recht.

Der Herbergsvater muß ein ganzer Christ, tüchtig in seinem Beruf, eine frische Persönlichkeit sein; im Besitz einer Frau, welche ihm eine wirkliche Gehilfin in seinem besonderen Beruf zu sein imstande ist. Die meisten tüchtigen Herbergsväter sind aus Brüderanstalten entnommen, doch findet man auch einige Handwerksmeister, die sich sehr gut in den Beruf eingelebt haben. — Der Herbergsvater muß als Beamter des Vorstands mit festem Gehalt angestellt sein,

nicht die Wirtschaft auf eigene Rechnung oder mit Anteil am Gewinn betreiben. Sein Antrieb soll nicht Profit, sondern Treue sein. Der eigene Vorteil muß schon durch die ganze Einrichtung von den Gedanken des Hausvaters ausgeschlossen sein. — Als Nebenerwerb eines sonst in seinem Handwerk tätigen Meisters kann die Herberge nur in den kleinsten Verhältnissen (etwa bis zu acht Betten) bestehen. Freilich, wenn der Vorstand die ganze Wirtschaft auf seine Rechnung betreiben läßt, muß er sich mehr um dieselbe kümmern, genau die Rechnung 2c. kontrollieren. Aber das ist gerade das Richtige. Unter solcher lebendiger Teilnahme gedeiht die Herberge.

Die Hausordnung, deren Hauptbestimmungen im Gastzimmer angeschlagen sein sollten, muß pünktlich inne gehalten werden. Es darf nie Branntwein geschenkt, seine Einschmuggelung muß unmöglich gemacht werden. Ebensowenig ist Kartenspiel zu dulden. Kein Betrunkener darf aufgenommen werden, Unreine nur dann, wenn die nötigen Vorrichtungen vorhanden sind. Man halte streng auf Bezahlung. Zum Erlaß derselben in besonders großen Notfällen kann ein Vorstandsmitglied (nicht der Hausvater) ermächtigt sein. — Die Einführung von Wertmarken, die von den Ortsbewohnern an reisende Handwerksburschen verschenkt werden und nur in der Herberge Gültigkeit haben, hat sich im allgemeinen nicht bewährt. Man begehrt sie nicht oft und die Beschenkten machen dann zuweilen Rechte in der Herberge geltend, die sich mit der Ordnung nicht vertragen.

Gute Zeitungen sollen in der Herberge aufliegen. Ebenso muß Gelegenheit zur Arbeitsvermittlung gegeben sein (etwa Tafeln an der Wand mit den betreffenden Nachweisungen).

Die wirklich echten Herbergen zur Heimat sind auf dem früher vom Centralausschuß für Innere Mission in Berlin, jetzt vom deutschen Herbergsverein aufgestellten Herbergszettel verzeichnet.

Vorstand und Hauseltern müssen vor allem den Zweck der Herberge im Auge behalten: sie soll ein gutes christliches Gasthaus sein, vornehmlich für den Handwerker- und Arbeiterstand. Sie ist keine Bekehrungsanstalt. Was an geistlichem Einfluß möglich ist, darf nur soweit wie in jedem christlichen Haus sich geltend machen: vor allem dadurch, daß man es den Reisenden so gut gibt und so behaglich macht, wie für billiges Geld möglich ist. Wehe, wenn man die christliche Herberge nur an der Hausinschrift merkt, nicht aber auch an der vollen Schüssel, dem reinlichen Bett! — Sodann dadurch, daß der Hausvater sich um Wohl und Wehe seiner Gäste mit Teilnahme kümmert, ihnen persönlich nahekommt, sich mit ihnen unterhält, sie berät. Das ist in großen Herbergen sehr schwer durchzuführen, muß aber erstrebt werden. Der Herbergsvater sollte nicht mit Arbeit zu sehr überlastet sein, um diesen Anforderungen genügen zu können. — Endlich durch Bewahrung vor dem Laster vermöge der christlichen Hausordnung, welche jede ernste Versuchung fernhält, und durch Anregung zu christlicher Förderung mittelst der Morgen- und Abendandacht und des Tischgebets. Zur Andacht wird niemand gezwungen, alle aber dazu eingeladen. Sie verläuft ganz einfach: Lied, Schriftabschnitt, Gebet.

Über die Herbergsgäste, sowie Ausgaben und Einnahmen ist ganz genau Buch zu führen. Es gibt besondere Formulare praktisch bewährter derartiger Geschäftsbücher.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Überflutung der Herberge mit schlechten Elementen bildet eine ernstliche Gefahr für die besseren, welche von jenen verführt werden können, und eine große Schwierigkeit für die Aufrechterhaltung der christlichen Ordnung von seiten des Hausvaters. Auch macht es der Herberge bei der Außenwelt einen schlechten Namen, wenn die Polizei allzuoft unter ihren Gästen die von ihr Verfolgten findet. Indessen ins Herz kann man den Leuten nicht sehen. Solange sie sich äußerlich ordentlich halten, muß man sie dulden; freilich muß der Hausvater, wo obige Gefahr besteht, unregelmäßigem Betragen um so ernster begegnen, und wenn Warnung nicht hilft, zur Ausweisung schreiten.

Nicht selten bereiten auch die Kost- und Logiergäste allerlei Ungelegenheiten. Sie fühlen sich je länger desto mehr in der Herberge zu Hause, lassen sich gehen, mißachten die Hausordnung &c. So muß es dem Hausvater frei stehen, nur solche für längere Zeit aufzunehmen, zu deren Betragen er Zutrauen hat.

Der Mangel an tüchtigem und geeignetem Hilfspersonal ist bei einer größeren Herberge eine bedeutende Schwierigkeit. Schon die rechten Dienstboten zu bekommen und zu halten hält schwer; nun gar einen Stellvertreter des Hausvaters für Behinderungsfälle resp. ihm zur Hilfe. Da können fast allein die Brüderanstalten helfen, was ihnen indessen bei dem Mangel an tüchtigen Kräften auch schwer genug wird.

Die Konkurrenz mit andern Herbergen, namentlich wenn sie etwa gar den Namen „zur Heimat" tragen, ist auch eine unerquickliche Sache. Man darf sich indessen nicht dazu verführen lassen, durch Lauheit in Handhabung der christlichen Ordnung es jenen Herbergen gleichtun zu wollen. Man muß es ihnen dagegen zuvortun in Tüchtigkeit der Leistungen, Güte und Billigkeit von Kost und Logis.

Die größte Gefahr für den Hausvater besteht in der Sucht, Geld zu verdienen, um seinen Vorstand mit großen Überschüssen zu erfreuen. Häufig wird von den Vorständen viel zu sehr auf diesen Punkt hingearbeitet und namentlich die Tüchtigkeit eines Hausvaters mit diesem Maßstab gemessen. Dieser Sinn bringt das ganze Haus aus dem rechten Kurs.

Das bewegte Leben einer Herberge, zumal einer größeren, hat seine geistlichen und körperlichen Gefahren. Selten können die Hauseltern miteinander zur Kirche gehen. Tagaus, tagein geht's spät zu Bett, früh heraus (dazu Tabaksqualm &c.). Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, alle Jahre einmal auszuspannen, wenn's auch nur für 8—14 Tage ist. Die Hausväter verstehen sich schwer dazu, um solchen Urlaub zu bitten, und die Vorstände versetzen sich oft viel zu wenig in die Lage derselben, um ihn anzubieten — bis es zu spät ist.

Das Familienleben der Herbergseltern, namentlich die Kindererziehung, sonderlich in größeren Herbergen, hat mit denselben Schwierig-

keiten zu kämpfen, wie in allen Gasthäusern. Dieser Mangel hängt wesentlich mit dem an tüchtigen Hilfskräften eng zusammen. Auch von der Wohnung hängt gerade dabei viel ab.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Das Kost- und Logierhaus, das Hospiz, das Vereinshaus, das Lehrlingsdaheim haben wir schon erwähnt. Dazu kommen noch die ganz familienhaft nur für 12—16 junge Leute eingerichteten kleinen Gesellenheime des Ostdeutschen Jünglingsbundes in Berlin, ähnliche in Hannover, Chemnitz, Dresden. Über den Jünglingsverein vergl. unten.

Die katholischen Gesellenherbergen verdanken ihre Entstehung dem katholischen Geistlichen Kolping, der selbst früher Handwerker war. Die erste derartige Anstalt gründete er 1853 in Köln.

Ziel und Segen. Der Zweck der Herberge ist: durch Darbietung eines christlich geordneten Gasthauslebens die zum Wandern gezwungenen jungen Handwerker und anderen Arbeiter vor der Sünde und Verführung zu bewahren; das, was Elternhaus, Kirche und Schule in ihnen gepflanzt, vor Zerstörung zu schützen. Gereicht die hier gebotene christliche Anregung dem Glaubensleben irgend eines Gastes zur Förderung, so ist das als ein willkommener Segen zu begrüßen. Für die Hebung des ganzen Handwerker- und Arbeiterstandes namentlich durch Bewahrung der demselben angehörigen Jugend haben die Herbergen zur Heimat bereits eine große Bedeutung erlangt.

§ 52. Jünglingsverein.

Notstand. Man hat den Jüngling dem gärenden Most verglichen, aus welchem köstlicher Wein werden kann, aber nur bei richtiger Behandlung wirklich wird. Das Jünglingsalter ist die Bildungszeit des Mannes. Es arbeiten im Jüngling die frischen Kräfte Leibes und der Seele; was aus dem Gären und Treiben wird, wer kann es sagen? Es wirken die mannigfachen Einflüsse der Außenwelt auf den Jüngling ein und wollen seiner leicht erregbaren, noch bildsamen Seele ihr Gepräge aufdrücken. Wie wichtig ist's da, daß die rechten Einflüsse die Oberhand gewinnen. Mit Recht redet man von der Begeisterung, dem hohen Streben der Jugend. Aber daneben stehen auch die Sünden der Jugend: Fleischeslust, Hochmut (falsches Ehrgefühl), Genußsucht. Welche Gefahren bietet doch die heutige Welt dem Jüngling, vornehmlich auch im Handwerker- und Arbeiterstand! Der Nachlaß in der strengen Zucht des Elternhauses, wie sie früher Sitte war, die volle Freiheit des Tuns und Lassens in den Stunden außerhalb der Arbeitszeit, die Möglichkeit, von Ort zu Ort zu wandern und sich niederzulassen, wo es ihm gefällt (in schlechten Zeiten allerdings weniger), die öffentlichen Vergnügungen mit ihrem Reiz und ihrer Lockung, die schlechten oder leichtsinnigen Kameraden in Werkstatt, Fabrik, Herberge und auf der Wanderschaft, die Giftlehren der mit Gott und der Welt zerfallenen Sozialdemokratie u. s. w. Die Kraft solcher Gefahren verringern oder brechen, vor dem Verderben bewahren, die Jugend für den Herrn gewinnen — sonderlich die des Handwerker-,

Arbeiter-, event. auch Bauernstandes — ist die Aufgabe des Jünglingsvereins.

Geschichte. Als Vorboten der Jünglingsvereine im heutigen Sinn kann man einige speziell der Erbauung gewidmete Vereine junger Leute nennen. So einen „Verein lediger Brüder" in Basel seit 1768 unter Pfarrer Meyenrock, der nach kurzer Unterbrechung 1825 unter dem Namen Jünglingsverein eine Neubelebung erfuhr. Ihm gehörte u. a. auch der bekannte Anstaltengründer Spittler an. Den Übergang von der alten zu der neuen Form dieser Vereine stellt derjenige des Pastors Düring in Elberfeld dar. Dieser eifrige Pastor, Missionsfreund und Arbeiter in der Traktat- und Jünglingssache sammelte seit Anfang der zwanziger Jahre junge Leute zu erbaulichen Versammlungen um sich, bis im Jahre 1838 ein eigentlicher Jünglingsverein begründet wurde, nachdem schon 1833 auf Baseler Anregung hin Pastor Mallet in Bremen einen solchen ins Leben gerufen hatte. Auch Professor Raumer hatte schon 1835 in Erlangen einen Versuch zur Vereinsgründung gemacht, gegen den die Regierung jedoch einschritt. Wir sehen, der Gedanke an vereinsmäßige Fürsorge für die Jugend lag in jenen Jahren gleichsam in der Luft und suchte an verschiedenen Stellen zur Wirklichkeit zu werden. Einen festen Halt und Zusammenschluß fanden die einzelnen Vereine zuerst durch den seit 1847 erscheinenden Jünglingsboten und den 1848 begründeten Rheinisch-westfälischen Jünglingsbund — beide das Werk des eifrigen Pastors Dürselen in Ronsdorf. Nun entstand ein Verein und ein Bund nach dem andern; hier und da trat zeitweilig Rückgang ein, namentlich im Osten Deutschlands; im ganzen aber besteht ein wachsendes, vielfach erfreuliches Vereinsleben, wenn auch noch unendlich viel zu tun übrig bleibt. Die wichtigsten größeren Jünglingsbündnisse sind: der rheinisch-westfälische; der ostdeutsche; der norddeutsche; der sächsische; der süddeutsche; der elsaß-lothringische; der südostdeutsche oder schlesische; der thüringische. Seit 1896 haben sich dieselben zu einer Gesamtvertretung der deutschen evangelischen Jünglingsvereine, damals unter Superintendent Carl Krummacher (1830—1899) in Elberfeld, der sehr große Verdienste um die Entwicklung der Sache hat, zusammengeschlossen. — Die evangelischen Arbeiter- und Handwerkervereine in Bayern haben eine etwas andere Art; das Erbauliche fehlt nicht, tritt aber mehr zurück als bei den bisher erwähnten Jünglingsvereinen. Auch sie stehen miteinander in Verbindung.

Die Jünglingsvereinssache hat in Deutschland ihren Ursprung genommen (abgesehen von jenem alten Baseler Verein), ist aber nicht nur mit Erfolg in andere Länder verpflanzt, wo sie zum Teil eine gewisse Umbildung je nach den Verhältnissen erfahren hat, sondern hat in mehreren derselben eine außerordentliche Bedeutung erlangt.

Holland hat zuerst einen Soldatenbund gehabt. Derselbe ist besonders nötig und möglich geworden durch die eigentümlichen dortigen Militärverhältnisse: es besteht dort immer noch ein Söldnerheer, nicht Volksheer, dem alle spezielle Militärseelsorge fehlt. Ein General ist der Präses des Soldatenbundes. Alle dortigen Jünglingsvereine stehen

im Gegensatz gegen die sog. „Modernen" (Kirchlich-freigeistigen) auf Seite der gläubigen Richtung.

Ebenso ist's in der Schweiz. Dort hat ein † Maler Kölliker große Verdienste um die Jünglingssache. Eine Eigentümlichkeit ist, daß sich dort so viele ältere Männer in den Vereinen befinden, was nicht gerade zur Erhöhung der Frische beiträgt. In Genf ist der Sitz des internationalen Komitees für die Jünglingssache, seit 1878 bestehend. Generalagenten sind Fermaud und Phildius. Ob diese Einrichtung gut, d. h. von wesentlichem Nutzen ist, wird mehrfach bezweifelt.

In Frankreich dagegen sind die eigentlichen Mitglieder lauter junge Leute, und zwar sehr viele aus gebildetem Stand. Sie teilen sich in wirkliche und besuchende Mitglieder. An erstere werden in betreff ihres christlichen Ernstes und ihrer Glaubensreife wesentlich strengere Anforderungen gestellt als in Deutschland, wo man alle aufnimmt, welche den Statuten gemäß leben wollen. Auch wird dort weit mehr die Missionsaufgabe der Mitglieder gegenüber den Ungläubigen betont und betätigt. Auch unter den Soldaten wird hier gearbeitet.

In England hat die Jünglingssache eine reiche Entfaltung gewonnen. Auch hier hat man, wie in Frankreich, zweierlei Mitglieder: einen inneren Kern von „Bekehrten" und einen weiteren Kreis von solchen, die sich zunächst nur mehr äußerlich zum Verein halten. Sehr viele junge Kaufleute, überhaupt mehr Gebildete als in Deutschland, gehören dazu. Die größeren Vereine haben berufsmäßige, besoldete Generalsekretäre und eigene, zum Teil glänzende Häuser; so besitzt der Verein in London u. a. Exeter Hall (welche zwei Säle hat, einen zu 3500, einen andern zu 400 Plätzen). Moody und Sankey haben vor einigen Jahren eifrig in den Jünglingsvereinen und für sie gewirkt. Die Mission an den draußen Stehenden wird von den Vereinen eifrig betrieben: nicht selten in der den Engländern eigenen stürmischen Weise. Im ganzen verwendet das einzelne Mitglied mehr Zeit, Eifer und Interesse auf die Vereinsbestrebungen, als dies in Deutschland gebräuchlich ist. Alle Vereinstätigkeiten sind hoch entwickelt mit Ausnahme der Musik. Eigentümlich sind neben den Abendversammlungen auch mehrfache bei Festen stattfindende Zusammenkünfte zum Frühstück (morgens 6 Uhr).

In Amerika hat die Vereinssache wohl die weiteste Ausbreitung und größte Bedeutung gewonnen. Neben den Sonntagsschulen schätzt man die Jünglingsvereine als den wichtigsten Zweig der Inneren Mission. Ihr großer Einfluß wird auch von den Gegnern anerkannt. Diese Blüte ist sehr rasch eingetreten, wie alles in Amerika entweder schnell oder gar nicht zu gehen pflegt. Erst seit 1850 ist die Jünglingssache dorthin verpflanzt. Im Krieg von 1861—1864 ist durch diese Vereine sehr viel für die Seelsorge im Heer und die Pflege der Verwundeten geschehen. Das Vereinsleben bewegt sich in denselben Bahnen und Formen wie in England. Die größeren Vereine und Vereinsgruppen haben eigne besoldete Agenten. Bemerkenswert ist, daß die Leitung

der deutschen Vereine auch in Amerika meist in den Händen der Pastoren, die der englischen dagegen in Laienhänden ist.

Einrichtung und Arbeit. Wir beschränken uns im nachfolgenden auf Angabe der in Deutschland gewöhnlichen Einrichtungen.

An der Spitze steht als Vorstand ein Geistlicher oder Laie, der nicht aus der Wahl der Mitglieder hervorgeht, wenigstens nicht alljährlich immer neu gewählt wird, sondern ein Mann, der als Gründer des Vereins oder wegen seiner amtlichen Stellung und seiner persönlichen Begabung ausdrücklich von den Mitgliedern als Leiter anerkannt wird. Ihm zur Seite stehen vom Vereine aus dessen Mitte erwählte Vorsteher, welche einzelne Zweige des Vereinslebens, z. B. die Bibliothek, die Kasse, verwalten, und zugleich für die Gesamtheit wichtige Dinge mitberaten und mitbeschließen. Der Vorsteher hat eine verantwortungsvolle Aufgabe, welche zugleich große Hingabe verlangt. Mindestens 1—2 Abende die Woche muß er dem Verein widmen und, wenn er persönlich nicht mehr tun kann, für die übrigen Abende gute Helfer und Stellvertreter sich zu verschaffen wissen.

Als Mitglieder werden alle aufgenommen, welche den Statuten gemäß ein christlich-sittliches Leben zu führen versprechen und den Monatsbeitrag von 25—50 Pfg. zahlen. Es sind Leute aus allen Lebensstellungen willkommen. Tatsächlich sind die Mitglieder meist Gesellen, Arbeiter, Landleute. Bei der Aufnahme werden an das christliche Leben und Glauben des einzelnen keine hohen Ansprüche gemacht. Man hofft, daß der Verein auch solchen zum Segen werden könne, welche noch schwankend und unreif sind. Aber freilich muß jeder Verein einen Kern fester, klarer, entschieden christlicher Mitglieder haben, wenn er nicht veräußerlichen und zum Unsegen werden soll. Das gewöhnliche Alter ist vom 18. Jahre an aufwärts. Viele Vereine nehmen auch jüngere Mitglieder auf, weil zur Einrichtung eines besondern Lehrlings- oder Jugendvereins sowohl die Geldmittel resp. das Lokal, wie auch die persönlichen leitenden Kräfte fehlen, und man die eben Konfirmierten doch nicht sich selbst überlassen will.

Die einzelnen Vereine schließen sich zu Kreisvereinen, diese wieder nach Ländern oder Provinzen zu Bündnissen zusammen (vergl. oben). Ein Bundeskomitee steht an der Spitze jedes einzelnen Bundes. Jährlich findet ein Bundesfest statt. Ein Preßorgan dient den Vereinszwecken; ebenso unter dem Bundespräses ein (berufsmäßiger) Bundesagent.

Als Vereinslokal ist nur ein solches empfehlenswert, in welchem die Mitglieder ganz zu Hause sind, also nicht die Studierstube eines Pastors, auch nicht eine Katechisier- oder Schulstube, sondern ein eigner, vom Verein gemieteter Saal (etwa in der Herberge zur Heimat) oder ein ihm zu eigen gehöriges Lokal. In dem Hauptsaal, der bei größeren Vereinen noch allerlei Nebenräume hat, stehen kleine Tische von Stühlen umgeben (besser als eine lange Tafel mit Bänken). Die Wände sind geschmückt mit christlichen und patriotischen Bildern. Ein Schrank mit der Vereinsbibliothek befindet sich gleichfalls dort. — Zu den Vereinseinrichtungen gehört vielerorten auch eine Sparkasse und eine Unter-

stützungs- resp. Darlehnskasse für kranke oder augenblicklich in Not befindliche Mitglieder.

Der Verein hat drei Hauptzwecke: religiös-sittliche Förderung, gesellige Erholung und Unterhaltung, berufliche Ausbildung.

Der religiös-sittlichen Förderung der Mitglieder dienen die Einrichtungen, welche die Vertiefung und Befestigung in christlicher Erkenntnis bezwecken: die Bibelstunden, welche meist der Vorsteher oder ein Geistlicher hält, in denen ein Schriftabschnitt ausgelegt und ans Herz gelegt wird; die Bibelbesprechungen, welche etwa nach kurzer von dem Leiter gegebener Einleitung Gelegenheit zur Meinungsäußerung, zum Fragen, zur Mitteilung von Erfahrungen, zum Gespräch über religiöse Gegenstände bieten; der geistliche Teil der Vereinsfeste; die Abendandacht, mit welcher jeder Vereinsabend geschlossen wird. — Der religiös-sittlichen Förderung dienen sodann auch die Einrichtungen, welche eine Betätigung der christlichen Gesinnung in der Arbeit für das Reich Gottes ermöglichen und verlangen. Dahin gehört u. a. die Beteiligung als Helfer an einer Sonntagsschule, bei der Schriftenverbreitung, Predigten- und Zeitschriftenverteilung; die Fürsorge für die einwandernde männliche Jugend durch Aufsuchen der Zuziehenden (in Berlin seit 1897); der Besuch von Kranken, sonderlich Vereins- resp. Standesgenossen; das Werben für den Verein; die Sorge für diejenigen Vereinsmitglieder, welche zeitweilig beim Militär dienen (wozu besondere Militärlisten ausgegeben werden; in Metz, Diedenhofen, Köln, Koblenz sind auch Soldatenheime eröffnet, in Münsingen (Württemberg) ein alkoholfreies Soldatenheim); Arbeit unter den Kellnern und Bäckern. Manche Vereine beteiligen sich eifrig an derartigen Arbeiten, und für nicht wenige Mitglieder ist das schon eine Vorstufe des Eintritts in den Dienst der Inneren oder Äußeren Mission gewesen. (Im Baseler Verein betrug z. B. die Zahl solcher Mitglieder nach einem Durchschnitt von 50 Jahren gerade den zehnten Teil. Ähnliches wird von Frankfurt a. Main berichtet.)

Der geselligen Erholung und Unterhaltung dient der Verkehr der Mitglieder an den Vereinsabenden vor und nach den Vorträgen, Bibelstunden ꝛc., die Ausflüge (wobei, wenn am Sonntag, jedenfalls Kirchenbesuch möglich zu machen ist, daheim oder unterwegs), die musikalischen Übungen in Gesang und Posaunenblasen, Spiele (Karten sind verboten!), die Lektüre der ausliegenden Blätter und Zeitungen, die Benutzung der Bibliothek, die Vorträge, welche neben der Belehrung auch Unterhaltung bieten, die Feste (Familienabende), an denen auch Angehörige und Befreundete eingeführt werden dürfen; musikalische Abende und Deklamationen (keine theatralischen Aufführungen, außer etwa religiös-volkstümlicher Art), Gesanges- und Posaunenfeste, Jahresfeste (Kreisfest, Bundesfest), Weihnacht und Silvester, sowie die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder. Da hierbei fast immer die Unterhaltung und Festfreude auf ernstem geistlichem Grunde ruht, so dienen auch diese zunächst der Unterhaltung gewidmeten Stunden mehr oder weniger zugleich der religiös-sittlichen Förderung.

Der beruflichen Aus- und Fortbildung dienen sonderlich, außer dem schon im bisherigen liegenden Anlaß zum Fortschritt in allgemeiner Bildung, Unterrichtsstunden etwa im Deutschen, Rechnen, Zeichnen, einfacher Buchführung ꝛc. Im allgemeinen ist dies die im Vereinsleben am schwächsten entwickelte Seite.

Auch die genossenschaftliche Fürsorge ist in manchen größeren Vereinen gut organisiert, so zahlte eine betr. Berliner Kasse in 5 Jahren ca. 60000 Mk. an Kranken- und Sterbekassengeldern aus, eine Elberfelder in 6 Jahren 90000 Mk.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die größte Schwierigkeit liegt in der Gewinnung der zur Leitung willigen und tüchtigen Persönlichkeit. Aber auch einzelnes ist nicht leicht, z. B. die rechte Zuchtübung an und unter den Mitgliedern, daß es ein „Füßewaschen und nicht ein Kopfwaschen" sei. Auch die rechte Weise, den Unterricht zu erteilen, ist nicht leicht zu finden und festzuhalten. Die Teilnehmer sind meist von der strammen Tagesarbeit müde, haben die Interessen erwachsener Menschen und doch oft nur Schulkenntnisse wie Kinder. Da bedarf der Lehrer besonderer Frische und Begabung, sich gerade in diese eigentümlichen Verhältnisse zu finden. — Schwierig ist es auch, die rechte Mitte innezuhalten zwischen einem einseitig pietistischen Wesen, das vor allem eine Scheu hat, was nicht rein geistlich ist und nicht in der Bibel steht, und zwischen einem allzu weltförmigen Wesen, wobei man sich das Wort zur Regel nimmt: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend!" aber der Fortsetzung vergißt: „Doch wisse, daß dich Gott wird für dies alles vor Gericht fordern." (Pred. Sal. 11,9.) — Ein heilsames Belebungsmittel und ein Schutz vor den Gefahren des bloß beschaulichen Wesens und der Versumpfung in Langeweile wird eine für das Jugendalter passende christliche Tätigkeit der Vereinsglieder sein. — Allzuviel alte Mitglieder dürfen dem Verein nicht angehören, sonst fühlen sich die jüngeren beengt und bleiben weg. Es ist ja schön, wenn die früheren Mitglieder auch nach ihrer Verheiratung dem Verein ihr Interesse bewahren. Das sollen sie aber anders beweisen als dadurch, daß sie die Jugend vertreiben. Sie mögen, wenn's viele sind, einen Männerverein gründen. Einige Männer unter den Mitgliedern zu haben, ist dagegen für den Verein ein guter Halt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Eine Hilfe der religiösen Einwirkung könnten sein die sog. Endeavor-Vereine (Jugendvereine für entschiedenes Christentum), welche 1881 durch Pastor Clark in Nordamerika begründet wurden und auch in Deutschland Eingang gefunden haben. Sie sind lediglich religiöse Vereine mit parochialem Anschluß („für Christus und die Kirche"). Ihre Mitglieder verpflichten sich durch regelmäßige vierwöchentliche Wiederholung des Endeavorgelübdes zu regelmäßigem Gebet, täglichem Bibellesen, regelmäßigem Kirchenbesuch und aktiver Teilnahme an den Gebetsversammlungen. In den Vereinen ist die Jugend beider Geschlechter vereinigt. Aber die englisch-gesetzliche Art läßt diese Bestrebungen für uns wenig geeignet erscheinen. — Außer den übrigen Veranstaltungen, welche das ganze Kapitel aufzählt, sind als eine ähnliche Einrichtung die katholischen

Gesellenvereine zu nennen. Die ersten Anfänge derselben wurden 1846 in Elberfeld gemacht. Im folgenden Jahre wurde der Geistliche Kolping, der oben schon als Begründer der Gesellenherberge genannt wurde, zum Präses erwählt. Durch ihn haben diese Vereine einen großen Aufschwung genommen. Im ganzen herrscht in ihnen, wie dies aus ihrer römisch-katholischen Grundlage erklärlich, ein mehr weltförmiger Ton; Tanz und theatralische Aufführungen kommen nicht selten bei den Vereinsfesten vor. Doch haben auch in einem solchen Verein die Gesellen wohl meist einen besseren Halt, als wenn sie ganz sich selbst überlassen wären. Ein evangelischer Christ kann sich indessen ohne vielfache Verleugnungen seines Glaubens daran nicht beteiligen.

Ziel und Segen. Bewahrung der Jugend des so wichtigen Handwerkerstandes unter den Versuchungen des Lebens in der Fremde, Gelegenheit zur Betätigung christlicher Freundschaft und Gemeinschaft in einem Lebensalter, das wie kein anderes Gemeinschaft begehrt und nötig hat, Förderung des religiös-sittlichen Lebens, Befriedigung des Geselligkeits- und Erholungsbedürfnisses, Anregung zu beruflicher Weiterbildung, das sind die Ziele des Jünglingsvereins und sein Segen um so größer, je mehr er diese Ziele erreicht.

§ 53. Verein junger Kaufleute.

Notstand. Der religiös-sittliche Notstand unter der Jugend des Kaufmannsstandes ist wohl noch größer als in den Handwerkerkreisen. Reichlicherer Verdienst, oft Wohlhabenheit oder Reichtum vom Elternhause her, eine in vielen Fällen nur äußerlich aufgeklebte Bildung, die mehr im Rock sitzt als im Herzen, und mehr im Mund als im Kopf, bereiten den jungen, alleinstehenden, außerhalb der Geschäftsstunden ganz sich selbst überlassenen Leuten große Versuchungen und Gefahren. Denn auch hier ist wie im Handwerk das Wohnen der jungen Leute beim Prinzipal und die Zugehörigkeit derselben zur Familie in den letzten Jahrzehnten allmählich fast ganz aufgegeben. Zudem hält es, wie die geringe Zahl der Vereine und Vereinsmitglieder beweist, sehr schwer, mit dem Evangelium in diesen Kreisen Eingang zu finden.

Geschichte. Der erste christliche Verein junger Kaufleute entstand zu Hamburg 1848, hatte jedoch nur etwa zwei Jahre Bestand. Er gewann einen Neuanfang im Jahre 1855 und existierte mit dem Namen „Jonathan“ unter vielen Schwankungen, zuweilen nur kümmerlich fortlebend, bis er 1885 in den Verein „Excelsior“ überging. In demselben Jahre 1855 entstanden auch die Vereine zu Bremen, Elberfeld, Barmen. Der zu Elberfeld brachte es zeitweilig bis auf 66, der zu Barmen bis auf 75 Mitglieder. Es gibt solcher Vereine im ganzen 10—12, die im Jahre 1860 einen Bund stifteten (jeweilig von einem Verein als Vorort geleitet), seit 1862 ein zweimal im Jahre erscheinendes Korrespondenzblatt und eine jährliche Konferenz, seit 1873 auch ein eignes Liederbuch haben.

Einrichtung und Arbeit. Die Berechtigung zur Bildung be-

sonderer kaufmännischer Vereine neben den Jünglingsvereinen, welche meist aus Handwerkern, Arbeitern und Landleuten bestehen, ist für jeden, der die Verhältnisse kennt, sonnenklar. Mit Recht sagt der rührigste Vertreter der Jünglingssache, Superintendent Krummacher in Elberfeld: „Die Gründung der kaufmännischen Vereine auf Hochmut zurückzuführen ist Unverstand." Bildungsgang, Stand, Bedürfnisse sind hier andere als dort; so erheischen die jungen Leute dieses Standes auch im Vereinswesen eine besondere Berücksichtigung.

An der Spitze steht ein aus dem Verein gewählter Präses nebst einigen Vorstandsmitgliedern.

Die Mitglieder sind hauptsächlich Kaufleute, ohne daß man doch Genossen anderer Stände, wenn von gleicher Bildung, ausschließt. Hier und da unterscheidet man eigentliche und Ehrenmitglieder, ebenso unterstützende und korrespondierende (letztere sind verzogen und stehen nur noch in Briefwechsel mit dem Verein). Vor der Aufnahme hat jedes Mitglied seine länger oder kürzer dauernde Probezeit zu erfüllen. Dann wird über seine Aufnahme abgestimmt. Handelt ein Mitglied gröblich wider die Statuten oder zeigt es eine des Vereins unwürdige Gesinnung, so wird dasselbe ausgeschlossen.

Das Versammlungslokal muß, den höheren Ansprüchen, sowie den weit höheren Mitgliederbeiträgen gemäß, auch eleganter ausgestattet sein als das des Jünglingsvereins (etwa Klavier, Billard besitzen).

Der Zweck der kaufmännischen Vereine ist, ganz wie bei den Jünglingsvereinen, ein dreifacher: sittlich-religiöse Förderung, Geselligkeit, Fortbildung.

Der sittlich-religiösen Förderung dient u. a. der Bibelabend, am besten eine Bibelbesprechstunde unter Leitung eines Geistlichen. An solchen Orten, wo man um besonderer Verhältnisse, etwa um der geringen Mitgliederzahl oder der nicht für zwei Vereine ausreichenden geistlichen Kräfte willen eine gewisse Gemeinsamkeit mit dem Jünglingsvereine sucht, hat sich die Vereinigung am ehesten an den Bibelabenden, seien sie nun gewöhnliche Bibelstunden oder Bibelbesprechungen, durchführen lassen. Um die Vereinsmitglieder recht zur Mittätigkeit heranzuziehen, ist's am besten, wenn wenigstens die befähigteren derselben die Einleitung übernehmen, der Geistliche dagegen nur die Leitung hat und etwa nur am Schluß eine Zusammenfassung gibt.

Der Geselligkeit dienen die freien Vereinsabende, an welchen ein ungezwungener Verkehr beim Glase Bier, Gesang und Billardspiel 2c. die Zeit füllt, sowie Vereinsfeste aller Art.

Der Fortbildung dienen namentlich die Vortragsabende, an denen die Mitglieder selbstgearbeitete Vorträge halten. Die Notwendigkeit, sich zu diesem Zweck geistiger Tätigkeit, der Lektüre manches gediegenen Buches widmen und mit stilistischer Sorgfalt (ohne die Schablone des kaufmännischen Briefstils) arbeiten zu müssen, wirkt als ein heilsames Gegengewicht gegen die einseitige Geschäftstätigkeit. Zeitweilig haben auch englische und französische Abende oder Debattierabende geblüht.

In betreff aller übrigen Weisen und Wege, wie sich religiöse Förderung, Geselligkeit und Fortbildung betätigen können, sei ausdrücklich auf die ähnlichen Einrichtungen der Jünglingsvereine verwiesen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Ein Blick auf die Geschichte der kaufmännischen Vereine lehrt, daß dieselben im ganzen noch zu keiner rechten Blüte gekommen sind. Man sieht da ein ziemlich unsicheres Umhertasten, Probieren, ein Auf und Nieder. Zu rechter Kraftentfaltung, zu sicheren Erfahrungen über die rechte Weise des Vereinslebens ist es bei alledem noch nicht gekommen. Bei der geringen Mitgliederzahl ist der starke Wechsel der Persönlichkeiten doppelt gefährlich. Die Kaufmannswelt hat sich als ein außerordentlich schwer zu bebauendes Arbeitsfeld erwiesen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den übrigen Bestrebungen dieses ganzen Kapitels ist ein weltliches und ein neueres christliches Seitenstück zu den kaufmännischen Vereinen namhaft zu machen.

Wohl in allen größeren Handelsstädten Deutschlands gibt es allgemeine kaufmännische Vereine, zu welchen der größte Teil der jungen Leute dieses Standes gehört. Sie sind religiös völlig gleichgültig, wenn nicht geradezu ein unkirchlicher oder unchristlicher Ton in ihnen herrscht. Ihren Mitgliedern bieten sie indessen oft große Vorteile durch ausgiebige Stellenvermittlung, sowie geistige Anregung durch Veranstaltung von Vorträgen, welche nicht selten von hervorragenden Gelehrten gehalten werden. In Fortbildungskursen wird gleichfalls hier und da Tüchtiges geleistet. Auch soziale Hilfe wird den Standesgenossen geboten und eine Agitation zur Besserung der betr. Gesetze betrieben. Dies alles ist möglich durch die bei großer Mitgliederzahl vorhandenen reichlichen Mittel.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat man die Begründung von christlichen Vereinen junger Männer auch in Deutschland angeregt. Sie haben 1844 durch George Williams in England ursprünglich als Verein zur Beförderung des Christentums unter den jungen Kaufleuten ihren Anfang genommen. Der Deutschamerikaner v. Schlümbach hat den ersten derartigen Verein 1884 in Berlin begründet. Jetzt bestehen deren in etwa 15 deutschen Städten. Man will nach englisch-amerikanischem Muster Jünglingsvereine mit erweiterter Missionstätigkeit und verstärkter Rührigkeit haben. Die gewünschte Verschmelzung der verschiedenen Bildungsstufen wird auf deutschem Boden in größerem Maßstab wohl kaum gelingen. Indessen wäre eine Neubelebung der kaufmännischen Vereine durch diese Anregung und nach diesem Vorbild, wenn man nicht gar zu blind englische Muster nachahmt, wohl möglich. Gut ist in beiden Vereinen die Heranziehung möglichst vieler Mitglieder zur Arbeit fürs Reich Gottes und den Verein, wenn man nur die richtigen, für das jugendliche Alter passenden Arbeiten auswählt. Sehr wichtig ist auch die Anstellung besonderer besoldeter nichttheologischer Vereinsarbeiter. Die Arbeit hält sich nicht an die Grenzen der Parochien noch die der Konfessionskirchen. Es muß immer ein Laie an der Spitze stehen, kein Pastor. Man unterscheidet zwei Arten von Mitgliedern, die aktiven

(tätigen), welche vom Vorstand gewählt werden, sich dauernd an der Vereinsarbeit beteiligen und durch Wort und Wandel Jesum Christum als Herrn und Gott bekennen, und die eingeschriebenen, welche die Darbietungen des Vereins für Fortbildung und Unterhaltung in seinen großen Vereinslokalen gern benutzen, ohne sich an der Missionsaufgabe des Vereins zu beteiligen. Auch in Deutschland hat man unter großen Aufwendungen Häuser errichtet, welche als Bauwerke unter den Innere Missions-Anstalten mit in erster Linie stehen. Die Mitarbeit vieler kann sich in den Arbeitskommissionen vollziehen: Bibliotheks-, Einladungs-, Empfangs-, Finanz-, Jugendabteilungs-, Knabenabteilungs-, Krankenbesuchs-, Missions-, Musik-, Radfahrer-, Schriftenverteilungs-, Sonntagsschul-, Stellenvermittlungs-, Turn-, Unterhaltungs-, weiße Kreuz-, Wohnungs-Nachweisungs-Kommission. In Berlin ist vom Anfang an Forstmeister von Rotkirch Vorsitzender gewesen. In der Gesamtvertretung der deutschen Jünglingsvereine haben sie einen eigenen Vertreter.

Ziel und Segen. Vergl. Jünglingsvereine.

Fünftes Kapitel: Bewahrung der Gefährdeten.

§ 54. Pflege der evangelischen Diaspora in Deutschland.

Notstand. Das Wort Diaspora (= Zerstreuung) bezeichnet hier in Anlehnung an einzelne Worte der Schrift (Joh. 7, 35; Jak. 1, 1; 1. Petri 1, 1 im Grundtext) die unter Andersgläubigen, namentlich Römisch-Katholischen, lebenden Evangelischen. Der Notstand dieser traurigen Lage wird am tiefsten durch das bildliche Wort bezeichnet: daß vereinzelte Kohlen leicht und bald verlöschen. Will man sie davor bewahren, so muß man sie wieder zusammenscharren und gehörig anblasen. Dann können sie in dunkler und kalter Umgebung ein Herd des Lichts und der Wärme werden. Lebensführungen besonderer Art ausgenommen ist anzunehmen, daß in einem Manne oder einer Familie, welche sich um des äußeren Fortkommens willen oder aus noch viel geringeren Gründen in einer rein katholischen Gegend niederlassen, kein lebhaftes und klares Bewußtsein davon vorhanden ist, was sie an ihrer evangelischen Kirche haben. Nun kommen die Schwierigkeiten, welche der Kirchenbesuch nach auswärts macht, der mangelnde Religionsunterricht für die Kinder, die Versuchungen zur Verleugnung des Glaubens, welche Geschäft und Geselligkeit bieten, um es sehr begreiflich erscheinen zu lassen, daß das etwa noch vorhandene Leben erlischt oder doch bis zum Gefrierpunkt herabsinkt. Sind noch verwandtschaftliche Beziehungen zu Gliedern der katholischen Kirche vorhanden, besteht gar eine gemischte Ehe, so geht nur allzuoft auch in den Fällen, wo die Kirche ihren Zerstreuten nachgeht, doch die Familie wenigstens in den künftigen Generationen dem evangelischen Glauben verloren. Der

Mangel an kirchlichem Ehrgefühl, die Laxheit unserer kirchlichen Ordnungen helfen da oft vollenden, was die Lauheit der Glieder begonnen. — Aber auch wenn man die kirchliche Versorgung treu wahrnehmen will, tun sich tausend Nöte auf: es fehlt den kleinen Gemeinden an dem materiellen Segen der Vergangenheit, wie er sich anderwärts in Kirchengebäuden, Pfarr- und Schulhäusern sowie Stiftungskapitalien darstellt. Die Mitglieder sollen die laufenden Kosten bestreiten und noch dazu für Errichtung der Gebäude ꝛc. sorgen. Das geht oft weit über die Kräfte der Einzelgemeinden, sodaß die Hilfe der Gleichgesinnten angerufen werden muß.

Geschichte. Das ausgebreitete Vereinswirken der Neuzeit auf diesem Gebiete hatte an Männern wie Joh. Tob. Kießling aus Nürnberg, J. Schaitberger ꝛc. einzelne Vorläufer.

Lebhaft und nachdrücklich wurde indessen die Not erst durch den Gustav Adolf-Verein bekämpft. Derselbe ist im Jahre 1832, am 6. November, dem 200jährigen Todestage des Schwedenkönigs, dem er seinen Namen verdankt, begründet worden, mit Sitz in Leipzig. Doch hatte der Verein in den ersten Jahren, als er noch allein unter seines Mitbegründers, Superintendent Großmann, Leitung stand, wenig Kraft und Ausbreitung gewonnen. Das geschah erst, als durch einen Aufruf im Jahre 1841 der nachmalige Prälat Zimmermann in Darmstadt viele Herzen dem Verein gewann. Indessen wurde es verhängnisvoll und wäre beinahe für den Bestand der Sache verderblich geworden, daß sehr viele Mitglieder nur im Gegensatz zu Rom sich verstanden, aber nicht auf dem rechten Glaubensweg einig waren. Die Geister platzten aufeinander, als man für die Berliner Hauptversammlung 1846 von Königsberg aus den freigemeindlichen Prediger Rupp als Deputierten gesandt hatte. Mit schwacher Majorität und auch nur aus formellen Gründen wurde Rupp als Deputierter abgelehnt. Aber tatsächlich hatte damit der Verein doch seinen Schwerpunkt mehr nach rechts hin verlegt. Heute herrscht in den einzelnen Abteilungen des Vereins im ganzen die Richtung der betreffenden Landeskirchen. Der Gesamtverein steht nach Aussage seines langjährigen früheren Präsidenten, Professor Fricke in Leipzig, „auf Grund seiner Statuten innerhalb der Kirche oberhalb der Parteien", umfaßt die betreffenden Nöte sowohl der Lutherischen als auch Reformierten und Unierten und beschränkt sich in seiner Hilfe auf das äußerliche Gebiet, hauptsächlich dasjenige der Bauten. Für diese Zwecke hat er in den ersten 50 Jahren seines Bestehens über 17 Millionen Mark verwendet. Die Einnahme der letzten Jahre betrug jedesmal wesentlich mehr als 2 Millionen Mark.

Die Hauptwirksamkeit entfaltet der Gustav Adolf-Verein im deutschen Sprachgebiet.

Eine Ergänzung der Wirksamkeit des Gustav Adolf-Vereins, wobei es freilich teilweise nicht ohne gegnerische Stellung abgeht, bietet der Lutherische Gotteskasten, erst jüngeren Datums (1853 gegründet) und von vergleichsweise viel geringerer Ausbreitung, aber mit besonderer Rührigkeit arbeitend. Derselbe übt durch seine konfessionelle Tendenz

ein heilsames Gegengewicht gegen die oft allzugroße Weitherzigkeit des Gustav Adolf-Vereins, unterstützt nicht nur Glaubensgenossen, welche unter Katholiken, sondern auch die, welche unter Reformierten zerstreut wohnen, und hat sein Absehen nicht nur auf Errichtung von Gebäuden, sondern auch auf Erziehung, Gewinnung, Anstellung solcher Persönlichkeiten als Geistliche und Lehrer an den betreffenden Orten gerichtet, welche lebendig im Glauben der Kirche stehen. Sein Wirkungsfeld ist sowohl Deutschland wie das Ausland.

Vereine mit ähnlichen Zwecken in andern Ländern sind z. B. der Protestantisch-kirchliche Hilfsverein in der Schweiz seit 1842, mit Sitz in Basel, angeregt durch Pfarrer Le Grand, die Unterstützungskasse in Rußland seit 1859, mit Sitz in St. Petersburg.

Eine katholische Nachahmung dieser Bestrebungen ist der Bonifaciusverein seit 1849, mit Sitz in Fulda.

Einrichtung und Arbeit. Gewöhnlich geht die Bemühung für Gemeindebildung und geistliche Versorgung in der Diaspora entweder von der zunächst beteiligten Pfarrstelle oder von einzelnen lebendigen Gemeindegliedern der betreffenden Orte aus. Irgend einem Gemeindekörper gehören bei geordneten Zuständen alle, auch die ganz versprengt wohnenden Glieder der Diaspora offiziell an, wenn auch die Betätigung dieser Zugehörigkeit gleich Null ist. Mehren sich nun die Gemeindeglieder an einem von der Mutterkirche entfernten Orte, verheißt diese größere Anzahl dauernden Bestand, macht deren Versorgung dem Pfarramt mehr Arbeit, als es bewältigen kann, finden sich unter den Gemeindegliedern regsame, opferfreudige Leute, so wird die Abzweigung einer neuen von der Muttergemeinde versucht und durchgeführt.

Dabei ist in erster Linie die Opferfreudigkeit der Gemeinde in Anspruch zu nehmen, sowohl als Mittel zur Hebung wie als Kennzeichen des Standes des kirchlichen Lebens: wofür man opfert, das hat man lieb und gewinnt es immer lieber. Allein selten bringt es die Einzelgemeinde weiter als bis zum Unterhalt von Pastor und Lehrer, gemieteten Lokalen und etwa dem Anfang eines Kirchbaufonds. Hier nun setzt die Vereinshilfe ein und ermöglicht durch ihre Gaben die Ausführung der Bauten und trägt dadurch wesentlich zur Festigung der Gemeindeverhältnisse bei.

Schwierigkeiten und Gefahren. An und für sich brauchten bedeutende Schwierigkeiten und Gefahren mit der Hilfe für die Glaubensbrüder nicht verbunden zu sein. Man vergleiche die Art und Weise, wie man in der alten Kirche den bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe kam, namentlich die in vieler Beziehung vorbildliche Kollekte für die numidischen Gemeinden in Karthago unter Cyprian (253). Allein tatsächlich haben sich doch mancherlei Schäden dem Werk angehängt, gegen die es im wohlverstandenen Interesse der Sache auf der Hut zu sein gilt.

Leicht machen sich in den Vereinen Persönlichkeiten geltend, welche nur vom Gegensatz gegen Rom leben, denen aber der feste evangelische Glaubensgrund fehlt, die deshalb fremden Gemeinden Kirchen bauen helfen, von der eigenen zu Haus aber keinen Gebrauch

machen. Solche Leute prägen auch manchen Vereinsfesten einen viel zu weltlichen Stempel auf. Bei ihrer Mitgliedschaft kann es kaum wunder nehmen, daß auch Gemeinden oder Anstalten unterstützt werden, in denen offenkundig der Unglaube regiert, welche also unsere Kirche Rom gegenüber auf die denkbar schlechteste Weise vertreten.

Den Diasporagemeinden ist anzuraten, daß sie nicht, auf die Hilfe der Vereine bauend, es bei sich an Anstrengungen fehlen lassen. Auch läßt die sparsame Verwendung der geschenkten Summen zuweilen etwas zu wünschen übrig. Wenn auch bei den Bauten die Repräsentation der evangelischen Kirche der römischen gegenüber gewahrt werden muß, so darf doch nicht vergessen werden, daß unter den Gaben die Witwengroschen sind. Endlich darf der Tag, welcher den Höhepunkt der Erwartung und der Freude bezeichnet, der Einweihungstag der Kirche, nicht der Anfang der Erschlaffung und des abwärts gehenden kirchlichen Lebens werden. So leicht beruhigt man sich bei dem äußeren Erfolg, statt nun auf der Grundlage desselben das innerkirchliche Leben recht reich und lebendig zu gestalten. Dasselbe hätte sich auch wie in andern evangelischen Gemeinden durch Interesse für Äußere und Innere Mission, namentlich in Hilfe und Beistand, welche man Glaubensgenossen gewährt, deren Lage eine noch schwierigere ist als die eigene, zu betätigen. Nur lebendige Gemeinden stellen unsere Kirche recht dar in gegnerischer Umgebung, nur solche wirken als ein Salz in ihr.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer dem Inhalt sämtlicher Paragraphen dieses Kapitels sind namentlich zu erwähnen: die Konfirmandenanstalten. Ganz versprengt wohnende Familien können ihre Kinder im Armutsfalle nur dann einige Monate regelmäßig am Konfirmandenunterricht teilnehmen lassen, wenn durch Anstalten am Pfarrort für ihre Verpflegung und Beaufsichtigung gesorgt ist. Es gibt deren in fast allen Teilen der Diaspora. Sie werden namentlich von den Frauenvereinen der Gustav Adolf-Stiftung versorgt. Eine besondere Art derselben sind die sog. „Fliegenden Konfirmandenanstalten", welche durch Generalsuperintendent Hesekiel in Posen eingeführt worden sind. Irgend ein dazu veranlaßter Pastor sammelt für bestimmte Zeit die zerstreuten Kinder eines weiten Gebiets zum Unterricht. Das dazu nötige ein für allemal vorhandene Mobiliar (namentlich Betten) wird ihm solange überlassen. Die Mittel werden freiwillig aufgebracht.

Ziel und Segen. Für eine jede Kirche ist es eine Ehren- und Gewissenspflicht, ihre zerstreuten Glaubensgenossen zu pflegen nach den Worten: „Tut wohl an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen" (Gal. 6, 10). „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will" (Off. 3, 2). In diesen Schriftworten ist zugleich der Segen angedeutet, welcher aus solchem Tun fließt. Wenn man die materiellen Bedingungen für die Predigt des göttlichen Wortes beschafft, so ist das mittelbar auch eine Glaubensstärkung für solche, deren geistliches Leben zu erlöschen droht, wenn sie es als solche aufnehmen wollen.

§ 55. Pflege der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland.

Notstand. Der bei den evangelischen Deutschen, welche im Ausland zerstreut wohnen, vorhandene Notstand berührt sich vielfach mit dem im vorigen Paragraphen dargestellten, bietet aber doch so viel eigentümliche Seiten und hat namentlich meist so ganz andersartige Hilfe gefunden, daß ihm eine besondere Betrachtung gewidmet werden muß.

Bei dem evangelischen Deutschen im Ausland ist meistens Glaube und Volkstum bedroht, namentlich bei der nachwachsenden Generation. Der Deutsche hat die Gabe, sich in die Weise des fremden Volkes zu versetzen. Bei schwachen Charakteren wird das zur Nachäfferei. Die Errichtung einer evangelischen Kirche, in welcher das Wort Gottes in der Muttersprache verkündigt wird, ist ein kirchlicher und nationaler Halt. Das Volkstümliche dient aber auch hier dem Geistlichen. Denn wenn auch ein Deutscher seine Konfession im fremden Lande fände, er verliert, wenn er sich der fremdsprachlichen Kirche anschließt, seine edelsten kirchlichen Schätze: Katechismus, Bibel, Lieder, Liturgie in der deutschen Sprache Luthers, was er alles, oder doch das meiste davon, in den deutschen Landeskirchen gehabt hat. Auch wird die fremde Sprache ihm nie so ins Herz reden wie der Mutterlaut.

Wenn es aber auch zu einer deutschen Gemeindebildung im fremden Lande kommt, so treten meist neue Nöte auf. Bei der finanziellen Selbständigkeit dieser Gemeinden und der Zerrissenheit des kirchlichen Wesens in Deutschland ist Anschluß an eine heimatliche Kirche keineswegs selbstverständlich. Wenn sich nun nicht, wie in Amerika, auf fremdem Gebiet eigene größere Kirchenkörper bilden, so mangelt diesen einzelnen Gemeinden so sehr der Halt, daß oft Bekenntnis, Pastor, ja Existenz der Gemeinde von den jeweiligen Majoritäten abhängig ist, Tatsachen, deren Konsequenzen nur zu sehr in die Praxis eingreifen.

Fast noch schwieriger als die Einrichtung einer deutschen Gemeinde pflegt die einer deutschen Schule zu sein, wenigstens wenn sie allen Bevölkerungsklassen dienen soll. Der Kinder von gleicher Bildungsstufe pflegen zu wenige vorhanden zu sein, als daß man aus ihnen Klassen zusammensetzen könnte; die Existenz der Schule erheischt oft Aufnahme solcher aus anderem Lager u. s. w., sodaß es Schulen deutscher evangelischer Gemeinden gibt, in denen das Evangelium und das Deutschtum eine sehr untergeordnete Rolle spielt, oder andere, in welchen den berechtigten Ansprüchen an wissenschaftliche Bildung keineswegs genügt wird. Mit allen diesen Notständen gehen manche schätzenswerte Kräfte unserer Kirche und unserem Volk verloren, und beide kommen nicht zu einer rechten Darstellung ihrer Eigenart unter fremdem Volkstum und damit auch nicht zu einer heilsamen Wirkung auf dasselbe.

Es ist völlig unmöglich, hier einen Überblick der weitverzweigten ausländischen Diaspora mit der Vielartigkeit und Buntfarbigkeit ihrer Verhältnisse zu geben. Wir müssen uns auf eine Aufzählung der wichtigsten Arbeitskräfte beschränken, welche in der Heimat für unsere Glaubens- und Volksgenossen in der Fremde tätig sind.

Die eigens für die Unterstützung der Diaspora gebildeten Vereine,

der Gustav Adolf-Verein und der Lutherische Gotteskasten, sind auch hier in erster Linie zu nennen.

Von Anstalten der Äußeren Mission haben sich Barmen, Basel, Berlin I und III und Hermannsburg besonders verdient gemacht, indem sie sich auch der deutsch-evangelischen Diaspora annahmen, in den Ländern, in welchen sie Heidenmission trieben.

Von Anstalten der Inneren Mission sind die Predigerseminare in Neuendettelsau (Bayern), in Breklum und Kropp (Schleswig), das Rauhe Haus (Hamburg), das Johannisstift (Berlin), Krischona bei Basel und die Diakonenanstalt Duisburg zu nennen, welche Prediger für die auswärtige Diaspora ausbildeten, das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth, welches namentlich auch in den Orient seine Schwestern sandte.

Für Jerusalem, Amerika, namentlich Südamerika, sorgen der Jerusalemsverein und die lange von D. Fabri geleitete Evangelische Gesellschaft für die Protestanten in Amerika (sog. Langenberger Gesellschaft).

Eine besondere Bedeutung hat die 1882 gebildete Diaspora-Konferenz, meist aus früheren Pfarrern der außerdeutschen Diaspora bestehend, durch ihre Zusammenkünfte, Protokolle, Jahrbücher und die von Hofprediger Schubart in Ballenstedt redigierte Zeitschrift „Diasporabote" gewonnen. In diesem Verein ist eine reiche Sachkenntnis der betreffenden Verhältnisse vertreten.

Unter den Kirchenregierungen haben die meisten (18) die Diaspora durch Kollekten unterstützt. Engeren oder loseren Anschluß haben den zerstreuten Gemeinden bis jetzt nur folgende gewährt: der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin, das Landeskonsistorium in Hannover, die Kirchenregierung in Weimar. — Die Eisenacher Kirchenkonferenz hat eine besondere Kommission für diese Bestrebungen gebildet.

Einrichtung und Arbeit. Im allgemeinen gestaltet sich die Arbeit in der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland ähnlich derjenigen im Inland. Nur in zwei Punkten besteht ein größerer Unterschied.

Es kommt hier auf die Pflege des Volkstums an und zwar im wohlverstandenen kirchlichen, sittlich-religiösen Interesse der Gemeindeglieder. Das zeigt sich namentlich in betreff der Muttersprache, deren häuslicher und kirchlicher Gebrauch, besonders auch unter Mitwirkung der Schule, erstrebt werden muß. Zwar hat sich bisher, als wenigstens auf die Dauer unmöglich herausgestellt, den schließlichen Übergang der deutschen Einwanderer — wenn sie nicht in starken Massen zusammenwohnen — in die fremde Nationalität zu verhindern. Während Engländer und Franzosen lange in Deutschland ihre Eigenart bewahren, bringt das der Deutsche in fremdem Land nicht fertig. Aber durch sorgsame Pflege kann doch erreicht werden, daß sich der Übergang nicht so verderblich rasch, sondern erst in der zweiten, in der Fremde geborenen, Generation vollzieht. Ein Beispiel wird die Sache klar machen. Man denke sich eine deutsche, jüngere Handwerkerfamilie, welche nach Paris auswandert. Die Eltern lernen bald das zum Geschäft nötige Französisch. „Französisch" im vollen Umfang lernen sie nie, schon deshalb

nicht, weil sie nie dazu kommen, ihr gesamtes, in Schule und Kirche daheim gewonnenes geistiges Material in das entsprechende französische Element umzuwandeln. Im besten Fall wird die Geschäftssprache ein leidliches Französisch, die Sprache des Herzens, Gemüts, des Hauses, der Kirche bleibt deutsch. Die jüngeren Kinder lernen ebenso gut französisch wie deutsch. Läßt man sie ersteres vorzugsweise sprechen, so befestigt sich kirchlich und sozial eine immer größer werdende Kluft zwischen Eltern und Kindern, die sich u. a. besten Falls in getrenntem Kirchenbesuch, meist aber in Unterlassung desselben von seiten der Kinder äußert. Die Enkel der in Frankreich eingewanderten Deutschen werden immer Franzosen. Diese haben aber dann mit ihren Eltern die völlige Kenntnis der Landessprache gemein.

Was den Anschluß dieser Gemeinden an heimatliche Landeskirchen anlangt, so ist ein solcher in größerem Maßstab bisher nur bei der preußischen Landeskirche gesucht und von ihr gewährt worden, und zwar in der doppelten Weise, daß die Gemeinden als solche (und zwar entweder in allen Beziehungen oder nur zur Erlangung von Geistlichen) oder lediglich die Pastoren sich dem Evangelischen Oberkirchenrat unterstellt haben.

Schwierigkeiten und Gefahren. Vergl. vorigen Paragraph.

Ziel und Segen. Vergl. vorigen Paragraph, nur daß hier noch die nationalen zu den kirchlichen Interessen hinzukommen.

§ 56. Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung.

Notstand. Es kommen hier vier sehr verschiedene Bevölkerungsklassen resp. Berufsarten in Betracht, welche alle das Gemeinsame haben, daß sie in regelmäßiger Wiederholung für längere Zeit der Heimat entbehren und auf ihren Wegen und Arbeitsplätzen in der Fremde mancherlei Gefährdungen ausgesetzt sind.

Unter Hollandsgängern versteht man die Tausende von Torfgräbern, Grasmähern, Zieglern und Stuckarbeitern, welche aus dem nordwestlichen Deutschland schon seit über 200 Jahren nach den Niederlanden wandern. Bei der harten Arbeit, in fremder Umgebung, losgelöst von dem Halt der Familie, unterliegen sie leiblichen, geistlichen und sittlichen Gefahren der Krankheit, allgemeiner Verlotterung, Trunksucht &c. Die Rückwirkung auf die heimischen Gemeinden ist auch keine heilsame.

Unter Aust- oder Erntegängern („Schnittern") versteht man die Scharen von Landarbeitern, welche namentlich im östlichen Deutschland auf den größeren Gütern die Sommerarbeiten, besonders das Einernten besorgen. Männer und Weiber, Burschen, Mädchen und Kinder ziehen aus. Hoher Lohn und harte Arbeit, ein dem Schlafen oder Trinken gewidmeter Sonntag, größte sittliche Verlotterung bei dem Zusammenarbeiten und der mangelhaften Wohn- und Schlafgelegenheit, monatelange Schulversäumnisse der Kinder bilden die Hauptanstöße dieses Lebens. In den letzten Jahren haben sich die

Verhältnisse insofern verschoben, als an Stelle der deutschen Arbeiter, die nicht mehr ausreichen, fremde, namentlich Polen, getreten sind.

Größere Massen von Eisenbahn-, Chaussee- und Kanalarbeitern treten überall da auf, wo Neuanlagen dieser Verkehrswege hergestellt werden. Diese Scharen pflegen sich aus den untersten Schichten der Bevölkerung zusammenzusetzen, und viele Verkommene aus andern Berufsarten finden sich unter ihnen. Es gehört eben zu dieser Arbeit nicht irgendwelche Berufserlernung, sondern nur Kraft und ein klein wenig Übung mit Spaten und Karre. Schmutz, Trunk, Fleischessünden, gänzliche Entfremdung von der Kirche, schreckliche Verwahrlosung der Kinder sind dort an der Tagesordnung. Besonders gefährlich sind die Budiker, denen aller Verdienst zugetragen wird. Auch hier haben sich jüngst vielfach Ausländer, namentlich Italiener, eingebürgert.

Alle schiffbaren Flüsse unseres Vaterlandes haben und ernähren eine große Anzahl Flußschiffer, deren Gewerbe zwar nicht von so schlimmem Einfluß auf seine Träger ist, wie die vorhin genannten, aber doch auch mancherlei Gefahren in sich schließt. Die, welche mit ihrer Familie den ganzen Sommer Kahn fahren, sind die besten. Sie führen ein arbeitsames und ziemlich abgeschlossenes Familienleben. Dagegen steht's mit den ohne Familie fahrenden und mit den jungen Leuten meist schlimm.

Hilfe. Die Hilfe für die Hollandsgänger hat der Pfarrer in Ladbergen, spätere Konsistorialrat Lenhartz in Minden (1810—1871) angeregt und jahrelang zum guten Teil geleistet und organisiert. Jetzt hat die Leitung der schon von Anfang an mitarbeitende Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin. Die Kirchenregierungen der Länder und Landesteile, aus denen die Hollandsgänger stammen, wirken gleichfalls mit. Pastoren der Heimatgemeinden besuchen nach einem sorgsam festgestellten Reiseplan die Kirchgenossen, predigen ihnen, verbreiten Schriften 2c. Auch der äußeren Verhältnisse der Leute hat man sich angenommen, z. B. mit Rat und Hilfe ausbeuterischen Arbeitgebern gegenüber. Seit 1862 besteht in der Torfgegend ein besonderes Krankenhaus für die betreffenden Arbeiter.

Die Hilfe für die Auftgänger ist außer durch die Gesetzgebung fast nur durch die Gutsherren zu ermöglichen. Sie müssen solche Wohnungen herstellen, wie sie zur Wahrung der Gesundheit und Sittlichkeit nötig sind. Die Sitte des Zusammenarbeitens von Unverheirateten beider Geschlechter muß durchbrochen, als Aufseher müssen tüchtige, auf Zucht und Sitte haltende Männer angestellt, der Sonntag darf den Arbeitern nicht verkümmert werden. Die Obrigkeit muß den Schulbesuch der Kinder erzwingen. Liegen diese Vorbedingungen vor, dann wird sich auch der Pastor der alten und der neuen Heimat nicht vergeblich um die Leute kümmern. Die Innere Mission kann nichts anderes tun, als diese Notstände aufdecken und gegen sie Zeugnis ablegen.

Den Eisenbahn-, Chaussee- und Kanalarbeitern ist man schon frühzeitig mit geistlicher und materieller Hilfe nachgegangen: durch Reisepredigt (Geistliche und Laienhelfer) und durch Einrichtung sogenannter Menagen. So zog schon 1850 Kandidat Thämel aus,

um den Arbeitern an der preußischen Ostbahn zu predigen, und ist dem Beruf schon nach einjährigem Wirken zum Opfer gefallen. Seine schwache Gesundheit hielt das anstrengende Leben nicht aus. Nach ihm haben in ähnlicher Weise hier und sonstwo mehrere andere gewirkt. Für die Einrichtung von Menagen ist das Vorgehen der württembergischen Regierung 1865 als vorbildlich zu bezeichnen. Die Menagenhäuser sind leicht gebaut (für Abbruch und Wiederaufbau), enthalten Wirtschafts- und Schlafräume für ca. 100 Betten, die durch Bretterwände voneinander geschieden sind. Die Arbeiter erhalten volle, ausreichende Beköstigung gegen einen entsprechenden Abzug vom Lohne. Getränke werden nur bis zu einem gewissen Maß gereicht. Geborgt wird gar nicht. Die Teilnahme an der Menage ist in den freien Willen gestellt. Abends 10 Uhr wird das Haus geschlossen. An der Spitze steht ein Agent (früherer Unteroffizier) mit nur männlichem Personal. — Ähnliche Einrichtungen sind auch beim Bau des Nordostseekanals mit gutem Erfolg getroffen worden. Menagen, ähnlich den beschriebenen, Seelsorge durch die anwohnenden Pastoren, Versorgung mit Blättern, Schriften ꝛc. von seiten des schleswig-holsteinischen Vereins für Innere Mission. Bei guter Einrichtung und richtiger Handhabung dürften gewiß anderwärts dieselben guten Erfolge zu erzielen sein wie hier.

Den Flußschiffern kann die Kirche bei der Frühjahrsausfahrt einen besonderen Abschiedsgottesdienst gewähren. An den Anlegehäfen, wie z. B. in Berlin, haben sie die Einrichtung von Schiffsgottesdiensten mit Dank angenommen und benutzt. Sehr wichtig wäre es, in diesen Häfen ihnen ähnliche Verkehrsstätten zu errichten, wie die Herbergen zur Heimat für die Handwerkerjugend. Die Angelegenheit der Schuldispensation bedürfte einer sachkundigen Regulierung.

§ 57. Seemannsmission.

Notstand. So gefahrvoll das Meer für den Seemann ist, das Land ist noch viel gefahrvoller für ihn. Denn jenes bedroht hauptsächlich sein leibliches Leben, dieses seine Seele. Auch der Aufenthalt auf der See entzieht den Offizier und Matrosen den heilsamsten Einwirkungen, dem kirchlichen und dem Familienleben, und stellt ihn unter den Einfluß einer zum Teil wenig günstigen Umgebung, roher Kameraden ꝛc. Aber statt nun bei seinem kurzen Landaufenthalt sich für die wirklichen Entbehrungen des Seelebens durch erlaubte Freuden und edle Erquickungen zu entschädigen, verfallen die meisten Seeleute einem wüsten Sinnentaumel, maßloser Schwelgerei. Die schlechten Kneipen, in denen sie alsbald ihr Standquartier aufschlagen, sind ihr Verderben. Gewissenlose ausbeuterische „Heuerbaase“ (Vermieter), durch deren Hände die gesamte Arbeitsvermittlung für Seeleute geht und welche meist mit den Wirten gemeinsame Sache machen, verstricken auch solche in dies liederliche Treiben, welche den Versuch machen, sich davon fern zu halten. Bis zu welchen tollen Ausschreitungen es dabei kommt, mögen zwei zufällig bekannt gewordene Beispiele aus

Liverpool andeuten: ein Matrose, dem nach langer Fahrt 700 Mark ausgezahlt wurden, hatte am zweiten Tage nichts mehr davon, ein anderer hatte 1600 Mark in drei Tagen verjubelt.

Geschichte. Der Beginn der Seemannsmission geht bis zum Anfang unseres Jahrhunderts zurück. Die ersten Namen, welche uns dabei begegnen, sind die der englischen Seeoffiziere Charles George Smith (später Pastor) und Sir James Gambier (Admiral). Sie wirkten unter viel Anfechtungen und nicht ohne Segen unter ihren Berufsgenossen. Einige Jahre später (1814) entstanden Gebetsversammlungen auf der Themse. Bei Tag gab eine Flagge, am Abend eine Laterne auf dem Schiff, das diese Versammlungen beherbergte, das Merkzeichen für die Besucher. Nun ging die Sache rasch vorwärts. Smith setzte seine ganze Kraft ein und hat eigentlich schon fast alle Mittel und Methoden entdeckt und angewandt, womit die Seemannsmission jetzt arbeitet. Es entstanden nach und nach drei größere und mehrere kleinere Seemannsmissionsgesellschaften in England und eine in Amerika, die in fast allen wichtigen Häfen für englische Seeleute sorgten.

Zur Fürsorge für die norwegischen Seeleute kam es 1864 durch Pastor Storjohann. Von dort aus verpflanzte sich die Sache nach Schweden 1869. Die Norweger haben in fremden Häfen jetzt etwa zehn Stationen, die Schweden sieben. 1874 fing Finnland an zu arbeiten. Im Jahre 1867 begann D. Kalkar in Dänemark seine Bemühungen für die Seeleute. Rasch wurde auch hier die Sache populär. Die nordische Seemannsmission, im allgemeinen getragen von kirchlicher Vereinstätigkeit, z. T. lebhaft unterstützt vom Staat, ist ausgezeichnet durch christlichen Missionsernst, Popularität, tüchtige Berufsarbeiter, tüchtige Fachliteratur, Heranziehung der Kapitäne.

Der Anfang sowohl der Seemanns- als der Auswanderermission ist in Deutschland die Hafenmission. Später sonderten sich die verschiedenen Arbeiten. Schon Wichern wies 1848 auf die Not der Seeleute hin, und kleine Versuche der Hilfe wurden gemacht. Die erste Organisation schuf der Pastor Harms an der deutsch-evangelischen Gemeinde in Sunderland. Der Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin sagte ihm Hilfe zu. 1884 entstand das deutsche Komitee für Großbritannien und versah schnell eine Reihe von Häfen der Ostküste England-Schottlands mit Stationen. — Um die gleiche Zeit verbanden sich die lutherischen Vereine für Innere Mission zu dem gemeinsamen Werk der Seemannsmission. Der Ev. Verein in Hannover mit Abt Uhlhorn als Präsident und Vereinsgeistlicher Petri als Schriftführer übernahm die Führung. Man stellte sich zu der Harmsschen Arbeit auf den Standpunkt des „Schiedlich-friedlich“. Pastor Julius Jungclaussen wurde als der erste deutsche Seemannspastor im Hauptamt nach Cardiff gesendet. Dann trat Pastor Öhlkers — jetzt Pastor am Stephansstift vor Hannover — an seine Stelle, und Jungclaussen verlegte seinen Arbeitsplatz nach Hamburg und hat hier bis 1901 grundlegend gearbeitet. Denn in dem größten Hafen Deutschlands mußte man sich ansiedeln, wenn die Sache sich einbürgern sollte. Trotz

eifriger Arbeit und Einzelerfolge, auch einer gewissen Ausbreitung (Kapstadt, Altona, Bremerhaven) ist die Wirksamkeit sehr schwer, so daß auch sein Nachfolger Pastor Reimers noch nicht über die Anfänge hinaus ist. — 1895 bildete sich in Berlin eine neue Organisation: das Komitee für deutsch-evangelische Seemannsmission. Der Zentralausschuß für Innere Mission und der Ev. Oberkirchenrat wirken in ihm zusammen. Es stehen ihm schöne Geldmittel zur Verfügung, und er unterstützt damit hauptsächlich bereits bestehende Arbeiten an vielen Orten. — Alles in allem besteht irgend etwas von deutscher Seemannsmission bereits in 50 Häfen der Erde.

Einrichtung und Arbeit. Die deutsche Seemannsmission muß außer der Verwertung der eignen Erfahrungen sich zunächst bemühen, von den anderwärts getroffenen Einrichtungen Kenntnis zu nehmen und sie unter Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse auf unsern Boden zu verpflanzen.

Dazu gehört zunächst eine Erweckung des tätigen Interesses der Rheder, daß dieselben nicht nach altem Schlendrian das Mieten der Schiffsmannschaft in den Händen beliebiger Heuerbaase lassen, sondern nur solchen Persönlichkeiten unter denselben ihre Aufträge geben, welche nicht mit den ausbeuterischen Wirten und Schlafbaasen gemeinsame Sache machen, welche nicht den Matrosen erst dann Stellen verschaffen, wenn sie all das Ihrige verschwendet und verjubelt haben. Eine Vereinigung der größeren Rheder eines Hafens hätte es in der Hand, diese fest geschlossene Kette der Wirte und ihres Anhangs zu durchbrechen. Diese Möglichkeit ist schon mehrfach zur Tat geworden; so seit 1897 in der Heuerstelle des Vereins Hamburger Rheder. Ebenso haben die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd in Bremerhaven ihre eigenen Heuerbureaus.

Erst wenn diese Vorbedingung erfüllt ist, können Seemannsheime, Schifferstuben, Logishäuser, Kaffeeschenken ꝛc. ihren heilsamen Einfluß in vollem Maß entfalten. Die erste Sorge eines Seemanns in betreff seines irdischen Fortkommens ist die Erlangung von gutbezahlter Arbeit. Wenn er diese nur oder fast nur durch jene oben geschilderten Heuerbaase erlangen kann, ist's da ein Wunder, wenn er in den von jenen begünstigten Lokalen möglichst viel verkehrt? Auch die besseren Elemente unter den Seeleuten sind durch diese Einrichtung gezwungen, mit den Wölfen zu heulen. Ohnedem würden Seemannshäuser, Kaffeeschenken u. s. w. bei den Seefahrern ganz gewiß denselben Anklang finden, wie die Herbergen zur Heimat in den Handwerkerkreisen. Bis zu diesem Punkte müßte man überall bei wohlverstandenem Geschäftsinteresse und gutem Willen zur Hebung des Standes sowie der Rechtlichkeit und Sittlichkeit kommen.

Darüber hinaus geht die Sorge für das geistliche Wohl der Seeleute, wie es durch Schiffsbesuche, Gottesdienste, Hospital- resp. Gefängnisseelsorge, und mancherlei Missionsarbeit betätigt werden kann von seiten eines Seemannspastors, dem ein oder mehrere berufsmäßige Laienhelfer als Kolporteure ꝛc. zur Seite stehen. Das Lokal für die Gottesdienste kann entweder eine eigens dafür errichtete oder

gemietete Kirche, ein Saal im Seemannshaus oder ein „Bethelschiff“ nach englischem oder skandinavischem Muster sein. Ein solches „Bethelschiff“ ist ein schwimmendes Vereinshaus mit allen sonst zu einem solchen gehörenden Räumen (Kapelle, Lesezimmer rc.). Zu den Gottesdiensten, deren Zeit vielfach auf den Abend gelegt werden muß, sind die Seeleute einzuladen: auf den Schiffen, im Seemannshaus und wo sich sonst Türen auftun. Bibel-, Schriften- und Traktatverbreitung muß damit Hand in Hand gehen. Ein besonderer Segen ist es, wenn Kapitäne veranlaßt werden können, am Sonntag auf See Schiffsgottesdienste (Lesen, Beten, Singen) einzurichten.

Schwierigkeiten und Gefahren. Weil es sich hierbei nicht um seßhafte Leute, sondern nur um vorübergehend anwesende handelt, darf bei der geistlichen Einwirkung keine Zeit auf Vorbereitungen und Anbahnungen verschwendet, sondern der Moment muß zu einem Anfassen der einzelnen Persönlichkeit benutzt werden. Bei der Eigenart des deutschen Charakters hat das sowohl für die Missionare, als auch für die Seeleute, welchen die Arbeit gilt, besondere Schwierigkeit. Glieder anderer Völker, z. B. Engländer, üben und dulden diese Weise leichter. Und doch ist auf diesem Arbeitsfeld eine andere vielfach nicht möglich.

Eine weitere Schwierigkeit bereitet es, daß zu einer ausgiebigen Wirksamkeit die Zustimmung und das Wohlwollen mehrerer Klassen der Beteiligten gehört: der Rheder, Kapitäne, Offiziere, Heuerbaase, Matrosen. Der einzelne, ja selbst die einzelne Klasse der Beteiligten kann allein nur wenig tun.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wurde 1865 zu Kiel gegründet. Sie besitzt über 100 Stationen an Nord- und Ostsee und hat schon etwa 2500 Menschen aus Seenot gerettet. Sie hat ihren Sitz in Bremen.

Außer den Herbergen zur Heimat rc., der Fürsorge für die Flußschiffer rc. ist hier namentlich hinzuweisen auf die Fürsorge für die Hafenarbeiter, wie sie namentlich durch eine mit Arbeitsnachweis verbundene Kaffeeschenke zu erstreben ist.

Auch an die Heere von Kellnern, Droschkenkutschern, Pferdebahnbediensteten rc., als an solche, welchen ihr Beruf zum Hindernis der persönlichen und familienhaften Pflege des kirchlichen Lebens wird, muß hier gedacht werden. Durch Abhaltung besonderer Gottesdienste zu gelegener Zeit, sowie namentlich durch Schriftenverbreitung (Predigten, Blätter, Traktate) und strengere Sonntagsgesetze kann man allein hoffen, der Verwahrlosung und Verwilderung beizukommen.

Ziel und Segen. Einzelne aus den Tausenden von Seeleuten den Gefahren, welche mit dem bisherigen Betrieb des Berufs verbunden waren, zu entziehen, resp. sie zum Kampf mit denselben innerlich auszurüsten, sowie die Einrichtungen im ganzen so zu treffen, daß die Gefahren für das sittlich-religiöse Leben sich mindern und nicht geradezu zu Nötigungen werden, und durch beides eine Hebung des ganzen Standes der Seeleute hervorzubringen, ist das Ziel aller dieser Bestrebungen.

§ 58. Auswanderermission.

Notstand. Die Auswanderung selbst ist keineswegs immer als Notstand zu bezeichnen. Nur ihr Übermaß verdient diesen Namen. Allerdings verbinden sich im einzelnen mit der Auswanderung leicht Notstände, wie sie selbst recht oft Notstände zur Ursache hat. Als Ursachen der Auswanderung (meist nach Amerika) sind tatsächlich, namentlich in unserm Volk, wirksam: der deutsche Wandertrieb, politische, kirchliche, soziale Mißstände oder doch Unzufriedenheit mit den betreffenden Verhältnissen, die persönliche Lage oder die der Familie, vorausgegangene, in guter Situation befindliche Verwandte und Bekannte, der Wunsch, sich weiter auszubilden und in der Welt umzusehen, Glücksrittertum, gescheiterte Existenz im Vaterland, Furcht vor dem Militärdienst, die Habgier der Agenten, die Sucht nach Reichtum, zuzeiten ein förmliches Auswanderungsfieber, das aus dem Zusammenwirken vieler dieser Ursachen entsteht. — Notstände, welche sich mit der Auswanderung verbinden, sind: Betrogenwerden von den dabei wirksamen Vermittlern, Enttäuschungen bei der Ankunft im fremden Land, unvorhergesehene Ereignisse, wie Krankheit oder Unfälle, die in gewohnten Verhältnissen eher ertragen werden können, als in fremder Umgebung u. s. w. Vielen, welche bei der Aufsicht und dem Halt der heimischen Verhältnisse sich vielleicht gut geführt hätten und nach und nach in christliche Selbständigkeit hineingewachsen wären, wird die amerikanische Freiheit zum Deckel der Bosheit und zum Fallstrick. Andere freilich erwachen auch aus dem Schlaf des hergebrachten Wesens, wenn sie sich auf sich selbst gestellt sehen, und entscheiden sich gut, wenn sie sich überhaupt entscheiden müssen.

Geschichte. Es kann hier keine Geschichte der Auswanderung gegeben werden. Das wäre ein gut Teil der neueren Welt- resp. Kulturgeschichte. Die Zahlen der Auswanderung steigen und fallen je nach den heimischen und überseeischen Verhältnissen. 1881 war mit 220 Tausend Auswanderern aus Deutschland ein Höhepunkt erreicht; jetzt beträgt die Zahl etwa den zehnten Teil.

Wenn wir von der Fürsorge für die Ausgewanderten hier absehen (von denen bei der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland die Rede war), so sind die Einrichtungen für die deutschen Auswanderer (d. h. die in der Auswanderung begriffen sind) bald aufgezählt: in Deutschland neben der staatlichen Auswandererbehörde (gesetzliche Neuregelung 1897) die privaten Bestrebungen: das evangelisch-lutherische Komitee für Auswanderermission in Hamburg (Auswandererpastor Müller); in Bremen hat man sich an Pastor Cuntz zu wenden; auch in Stettin, sowie in einigen außerdeutschen Häfen ist ähnliche Fürsorge getroffen.

Im Jahr 1897 hat sich in Bremen ein evangelischer Hauptverein für deutsche Auswanderer gebildet, der in Fühlung mit der Kolonialschule in Witzenhausen a. d. Werra steht (Direktor Fabarius).

In Amerika bestehen in allen wichtigeren Hafenplätzen „Deutsche Gesellschaften“. In New-York die bedeutendste, und wohl auch die

älteste, seit 1784 (Adresse: Broadway 13). Seit 1847 hat hier auch der Staat für Zwischendeckspassagiere eine Einwandererkommission in dem Landungsplatz Castle-Garden mit betreffenden Befugnissen und Aufgaben eingesetzt. Vor allem ist wichtig das deutsche Emigrantenhaus (State-Street 12 früher 26, Pastor Berkemeier) und das lutherische Pilgerhaus (State-Street 8, Pastor Keyl).

Einrichtung und Arbeit. An drei Orten muß für die Auswanderer etwas geschehen.

Zunächst am Heimatsort vom dortigen Pastor. Abmahnen von der Auswanderung wird nur in ganz vereinzelten Fällen etwas helfen. Meist wird der Pastor erst davon hören, wenn die Sache schon zu weit gediehen ist. Aber Beratung dürfte oft gut aufgenommen werden (sich nur an vertrauenswürdige Agenten zu wenden, direktes Billet, Abfahrt aus deutschen Häfen, Darbietung eines gedruckten Ratgebers). Namentlich aber ist wichtig die Mitgabe eines kirchlichen Reisepasses oder Empfehlungsbriefes auf Grund der vorhandenen kirchlichen Adreßbücher (wenn man nicht selbst Bescheid weiß, wolle man sich nur an den Auswandererpastor des betr. Hafens wenden). Durch dieses Schreiben werden die Auswanderer gleich am Orte ihrer Bestimmung in kirchlichen Zusammenhang versetzt und zur Hilfe und Beratung empfohlen. Wandert eine erhebliche Anzahl aus, so ist in ländlichen Verhältnissen wohl auch eine kirchliche Abschiedsfeier empfehlenswert, wenn nur einzelne, dann Einschließung ins Kirchengebet.

Sodann am Ort des Abfahrtshafens durch den Auswandererpastor und den Auswanderermissionar. Es kann sich für dieselben nicht um Geldunterstützung für arme Auswanderer handeln. Das hieße Unmögliches und Unrichtiges verlangen. Aber Rat und Hilfe auch in äußeren Angelegenheiten (Geldwechsel, Einkäufe, Gepäckbesorgung) wird von der Mission gern gewährt und vielfach geleistet; es wird nur gewünscht, daß man die Auswanderer dringend auf sie hinweist. Der geistliche Dienst, welchen die Mission leistet, besteht in Gottesdiensten, welche am Abend vor dem Abgang jedes großen Schiffes gehalten und wozu die Auswanderer in den Herbergen durch Plakate und mündliche Aufforderung eingeladen werden. Hier (in Hamburg in einer besondern evangelischen Kapelle der Auswandererhallen auf der Veddel) wird ihnen das Wort Gottes gepredigt, denen, die es begehren, das heilige Abendmahl gereicht, Bibeln, Gebetbücher, Traktate 2c. zum Kauf angeboten. Um die Ratlosen in New-York gleich in zuverlässige Hände zu bringen, werden ihnen die Adressen der Emigrantenhäuser und der Pastoren Berkemeier und Keyl eingehändigt, falls es noch nicht in der Heimat geschehen.

Endlich am Ort des Landungshafens. Die Deutsche Gesellschaft (in New-York) hat ein Arbeitsnachweisungsbureau, eine Sparbank. Im Zusammenhang damit besteht ein Rechtsschutzverein. Im Erkrankungsfall steht Hospitalpflege zur Verfügung. Namentlich aber bieten die Emigrantenhäuser solide Unterkunft und gute geistliche und weltliche Beratung durch ihre Pastoren.

Die früher hier und da geübte Praxis, den Auswanderern einen

Reiseprediger aufs Schiff mitzugeben, hat sich nicht bewährt. Der Nutzen der Einrichtung stand zu den Kosten und Schwierigkeiten in keinem Verhältnis. Bei der neuerdings fast ausschließlich geschehenden so raschen Dampfschiffbeförderung ist etwas Derartiges auch nicht nötig.

Schwierigkeiten und Gefahren. Bei der Fürsorge im Heimatsort ist alles fernzuhalten, wodurch den Auswanderern ein Gefühl ihrer Wichtigkeit beigebracht und die Auswanderung selbst mit einer Art Nimbus umkleidet werden könnte.

Für die Auswanderermission in den Hafenorten bieten die außerordentlich bunten und schroffen kirchlichen Verhältnisse der neuen Welt Schwierigkeiten, die mit Takt und Ruhe gelöst sein wollen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die katholische Kirche nimmt sich ihrer Angehörigen durch den St. Raphaelsverein an. Generalsekretär ist Cahensky in Limburg a. d. Lahn. Außerdem vergl. die übrigen Paragraphen dieses Kapitels.

Ziel und Segen. Es ist eine kirchliche Gewissens- und Ehrenpflicht, einerseits den einzelnen bei der Mutterkirche und ihrem Segen zu erhalten, andererseits die im fernen Lande bestehende Kirche gleichen Glaubens durch Zuweisung von zahlreichen und treuen Gliedern zu stärken. Namentlich die Kirchengeschichte Amerikas ist ein Zeuge dafür, wie bedeutsam die heimische Hilfe wirkt.

Sechstes Kapitel: **Rettung der Verlorenen.**

§ 59. Rettungshaus.

Notstand. Meist bezeichnet man die Zöglinge eines Rettungshauses als sittlich verwahrlost. Häufig mag diese Bezeichnung zutreffend sein. Es sind Kinder solcher Eltern, welche ohne Begabung, ja oft selbst ohne den Willen sind zur rechten Erziehung ihrer Kinder, oder zu weich und nachlässig, um der aufkeimenden Sünde zu wehren, oder zu jäh, hart und unverständig, um ihr mit Weisheit vorzubeugen oder in Geduld die Heilung zu versuchen. Manchmal leben die Eltern in Verhältnissen, die jede Erziehung unmöglich machen oder doch so erschweren, daß ein Gotteswunder dazu gehört, wenn das Kind nicht verkommen soll. Entweder läßt ihr Beruf ihnen durchaus keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, oder sie sind so schlecht, dieselben zu Genossen und Mithelfern ihrer Sünde zu machen (Arbeit außer dem Hause von Vater und Mutter, Hausierhandel, Bettelei, Diebstahl ꝛc.). In allen solchen Fällen hat in der Tat eine mehr oder weniger ausgesprochene Verwahrlosung stattgefunden, deren Resultat schließlich die Notwendigkeit der Verbringung ins Rettungshaus ist. — Aber es nehmen auch nicht wenige Kinder diesen Weg, an denen mit größter Sorgfalt und Mühe alles Erdenkliche versucht ist, denen von Jugend an nichts zum leiblichen und geistlichen Gedeihen gefehlt hat, und die doch gründlich miß-

raten. Oft ist's nur eins aus einem ganzen Kreis von Geschwistern: da wird's offenbar, wie kein Mensch wider seinen Willen auf guten Weg gebracht und auf ihm erhalten werden kann, und man kann Blicke tun in das Geheimnis der Selbständigkeit einer jeden Persönlichkeit, wenn es ihr möglich ist, wider alle Gnadenzüge die Entscheidung für die Sünde zu treffen. In den gewöhnlichen Schulen kann solch ein Kind sich nicht halten; man versucht es vielleicht mit Privatpensionen; das Übel wird immer ärger; es kommen oft geradezu unglaubliche Dinge schon bei Kindern vor.

Früher wurden meist solche Kinder ins Rettungshaus gebracht, welche mit dem Strafgesetz und der Polizei noch nicht in Berührung gekommen waren. Das wurde seit dem preußischen Zwangserziehungsgesetz vom 13. März 1878 anders. Es bestimmte, daß Kinder vom 6.—12. Lebensjahre, welche eine strafbare Handlung begehen, von Obrigkeitswegen in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, auf die Persönlichkeit der Eltern oder sonstiger Erzieher des Kindes und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich sei (andre Staaten haben ähnliche Gesetze gegeben). Hiernach konnten also auch Kinder durch richterliches Urteil ins Rettungshaus kommen, wenn sie eine strafbare Handlung begangen hatten. Dies Gesetz zeigte sich aber den wirklichen Lebensverhältnissen gegenüber als durchaus nicht ausreichend. Bei manchem verdorbenen oder sehr gefährdeten Kind mußte man fast den Wunsch hegen: wenn es doch eine vor dem Gesetz strafbare Handlung beginge, damit es der Segnungen des Zwangserziehungsgesetzes teilhaftig werden könnte. Das wurde wiederum anders mit dem preußischen Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900. Dessen Kern ist dies, daß es nun nicht mehr einer straffälligen Handlung des Kindes bedarf, um der Fürsorgeerziehung überwiesen zu werden, sondern es muß nur das Vorhandensein solcher Verhältnisse, in denen der Minderjährige unter 18 Jahren sich befindet, nachgewiesen werden, daß die Verwahrlosung als sicher bevorstehend erscheint. Nach unten ist keine Altersgrenze gezogen. Die Erziehung erfolgt in Familien oder Anstalten. Der Antrag von seiten der Gemeindevorstände resp. des Landrats hat beim Vormundschaftsgericht zu geschehen. Die Kosten tragen zum allergrößten Teil die Provinzen, welche wiederum die Staatskasse unterstützt. — Das Gesetz ist noch zu neu, als daß über seine Anwendung und Wirkung schon in allen Stücken Klarheit herrschte.

Aus welchem Grund und Anlaß aber auch ein Kind in die Anstalt kommen mag, das Gemeinsame aller ist dies, daß sie durch eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Verderbtheit ihrer nächstverpflichteten Umgebung solche Schwierigkeiten in der Erziehung bereiten, daß diese denselben nicht gewachsen ist. Meist wird vor dem achten bis zehnten Jahre die Aufnahme ins Rettungshaus nicht nachgesucht; nach dem vierzehnten sollte sie nicht mehr gewährt werden. Jedenfalls müssen für Ältere besondere Anstalten oder doch besondere Abteilungen eingerichtet

werden. Innerhalb dieser Altersgrenzen kann jedes Kind aufgenommen werden, mit Ausnahme solcher Mädchen, welche geschlechtlich gefallen sind. Erfahrungsgemäß gereichen solche ihrer Umgebung, die in diesem Punkt noch nicht verderbt ist, zu großem Schaden.

Geschichte. Wir beschränken uns auf das deutsche Sprachgebiet und heben auch hier nur die Anstalten hervor, welche durch ihre hervorragend begabten Gründer und Leiter zu besonderen Segensquellen ihrer Umgebung und zu Ausgangspunkten für die Ausbreitung der Rettungshaussache in ihrem Kreis geworden sind. Wir haben dabei nur von Anstalten und Persönlichkeiten aus früheren Zeiten zu reden. Denn in den letzten Jahrzehnten ist in der Gründung von Rettungshäusern durch die christliche Liebe — abgesehen von Staatsanstalten oder von Erweiterung einiger evangelischer Anstalten mit Staatshilfe — fast gänzlicher Stillstand eingetreten. Teils ist das Bedürfnis, was die Zahl der Anstalten anlangt, befriedigt, teils wendet man sich mit mehr Interesse neu in Angriff genommenen Zweigen der Inneren Mission (Idiotenpflege, Arbeiterkolonien, Krüppelheime 2c.) zu, teils bevorzugt man die Unterbringung der Kinder in Familien durch die Erziehungsvereine, teils baut der Staat resp. die Provinz Anstalten für die Zwangs- resp. Fürsorgeerziehungskinder. So ist die Rettungshaussache längst nicht mehr, was sie früher war: eins der bedeutendsten, wenn nicht das allerwichtigste Arbeitsfeld der Inneren Mission, dem besonders die bestgesinnten christlichen Kreise eine sorgsame Pflege und eifrige Liebe zu teil werden ließen.

Das Rettungshaus zu Stanz in der Schweiz ist 1798 von J. H. Pestalozzi begründet, nachdem sich derselbe schon früher (auf dem Neuhof im Kanton Aargau seit 1775) der verwahrlosten Jugend in mancherlei Weise angenommen. Als Anstalt angesehen wurde es höchst mangelhaft verwaltet, in religiöser Beziehung regierte ein verschwommener und unklarer Geist. Aber die Liebesfülle des Leiters ersetzte manchen sonstigen Mangel. Doch liegt der Hauptwert dieser Anstalt nicht in den unmittelbaren Erziehungserfolgen, sondern in der Anregung, welche sie andern zu ähnlichem Werk gab.

Das Rettungshaus zu Beuggen, an der Südgrenze von Baden, 1820 von Christ. H. Zeller begründet, hauptsächlich auf das Interesse von Freunden in der Schweiz sich stützend, erfüllte die erziehlichen Anregungen Pestalozzis mit ernst christlichem Geist. Mit der Kinderanstalt war eine „Armenschullehreranstalt" verbunden, deren Zöglinge nicht nur bei Erziehung und Unterricht der Kinder in der Anstalt helfen, sondern, später an Schulen armer Gemeinden und christlicher Anstalten wirkend, selbstverleugnende Liebe und den Geist des Glaubens betätigen sollten. Diese Anstalt ist gemäß den veränderten Zeitverhältnissen in ein Lehrerseminar verwandelt worden, das in entschieden evangelischem Geist von dem Enkel des Begründers Eugen Zeller geleitet wird.

Eine württembergische Nachbildung der Beuggener Anstalt ist die zu Lichtenstern bei Weinsberg von dem Bruder des eben Genannten, dem Königl. preußischen Schulrat C. A. Zeller, einem eifrigen Ver-

ehrer Pestalozzis, im Jahre 1836 begründete Armenschullehrerbildungs- und Kinderrettungsanstalt, welche hauptsächlich durch den bald darauf hier als Inspektor eintretenden kraftvollen und geistig bedeutenden L. Völter, einen Schwiegersohn Chr. H. Zellers, von großem und heilsamem Einfluß in Süddeutschland geworden ist. Auch diese Anstalt ist jetzt wie die ähnliche in Tempelhof in ein Lehrerseminar verwandelt worden. Der Geist ist derselbe geblieben.

Den deutschen Freiheitskriegen (1813), d. h. den Folgen, welche dieselben durch Verwaisung und Verwahrlosung vieler Kinder mit sich führten, verdanken zwei Anstalten ihre Entstehung: der Lutherhof in Weimar und die Anstalten des Grafen v. d. Recke zu Düsselthal (Overdyk und Zoppenbrück). Der Lutherhof ist von Johannes Falk aus Danzig, armer Leute Kind, damals Legationsrat in Weimar, Dichter des Liedes „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" begründet worden. Er vergalt damit die Fürsorge, welche er einst als armer Knabe durch Beihilfe zum Studium erhalten, und nahm fremde Kinder ins Haus und ans Herz, anstatt der eigenen, welche Gott ihm genommen. Nach Falks Tode ging die Anstalt ein, wurde später aber in kleinem Maßstab wieder erneuert. — Die Anstalt v. d. Reckes wurde 1819 zu Overdyk eröffnet, bald in das frühere Trappistenkloster zu Düsselthal verlegt. Später kam Zoppenbrück hinzu: das Ganze eine Verbindung von Rettungsanstalt und Lehrerseminar, ähnlich wie Beuggen und Lichtenstern. Im Jahre 1847 zog sich der Graf von der Leitung auf sein Gut Craschnitz in Schlesien zurück, wo er später eine Idiotenanstalt und eine Diakonissenanstalt gründete.

Von der größten Bedeutung für die Entwicklung der Rettungshaussache ist das 1833 von Wichern begündete Rauhe Haus bei Hamburg geworden. Es hat seinen Namen wahrscheinlich von seiner Lage im Rauhwerk = im Buschwerk. Besonders wichtig war: die Gruppierung der Kinder in Familien; die Gründung der Brüderanstalt, wodurch die Leiter und Gehilfen für die einzelnen Anstaltsfamilien gewonnen wurden; die Errichtung des Pensionates für Kinder, welchen ein höherer Unterricht geboten werden mußte; die Beziehung der Anstalt zu den Reichsgottesarbeiten, welche man unter dem Namen „Innere Mission" zusammenfaßt, und für welche in den Brüdern praktische Hilfsarbeiter ausgebildet wurden. Unter dem Nachfolger, dem Sohn D. Johannes Wichern, erfuhren alle Zweige eine entsprechende Ausgestaltung, namentlich wurde die Fürsorge für die Lehrlinge hinzugefügt, die Mädchenanstalt aus praktischen Gründen aus dem Gebiete der Anstalt herausverlegt, das Pensionat erweitert.

Fast alle Brüderanstalten sind mit Rettungshäusern verbunden. Im ganzen gibt's jetzt über 400 Rettungshäuser mit über 14000 Plätzen in Deutschland.

Einrichtung und Arbeit. Das Rettungshaus hat im Unterschied von dem Waisenhaus, der Bewahranstalt, der Strafanstalt seine Eigenart festzuhalten, die aus ihrem Zweck erwächst: Rettung mißratener Kinder aus dem Verderben.

Das Wichtigste für die Erreichung dieses Zwecks sind die an der

Spitze des Hauswesens stehenden Persönlichkeiten, die Hauseltern, der Bruder, die Diakonissin 2c. Unter den für Hausregierung und Kindererziehung selbstverständlichen Gaben und Eigenschaften, die sie besitzen müssen, seien nur genannt: eine evangelische Geistesrichtung (im Unterschied von der gesetzlichen) und die Gabe, auf andre Menschen bei familienhaftem Zusammenleben bestimmend einzuwirken (also nicht etwa wie ein bloßer Redner, der durch seinen Vortrag alle Herzen bezaubert, beim näheren Verkehr aber abstoßend und ohnmächtig sich erweist).

Das zweite ist die Hauseinrichtung. Wie dieselbe sein sollte, ist wohl bekannt; aber praktische Rücksichten (Mangel an Persönlichkeiten, Raum, Geld) legen immer wieder die Versuchung nahe, zu probieren, wieviel man von der besten Einrichtung aufgeben könne, ohne doch den Zweck gröblich zu gefährden. Man kann dabei zwei Arten von Anstalten unterscheiden: die kleine Anstalt unter einem Hauselternpaar und mit den nötigen Hilfskräften (30, höchstens 40 Kinder); die große Anstalt, an deren Spitze auch ein Hauselternpaar steht, die sich aber aus einer Anzahl kleiner, ziemlich selbständiger Anstalten zusammensetzt. Bei beiden ist die Familieneinrichtung durchgeführt. Die erstere Weise finden wir in sehr vielen deutschen Rettungsanstalten, die zweite vorzüglich in den mit Brüderanstalten verbundenen. Eine vorbildliche und sorgsame Ausbildung hat die Familieneinrichtung im Rauhen Hause gefunden, wo in ganz getrennten kleinen Häusern je 12—15 Knaben mit einem Familienbruder, der die spezielle Leitung hat, und einigen andern Brüdern zusammenwohnen. In diesen Familien sind nicht gleichartige Schulklassen oder Arbeitsabteilungen zusammengestellt, sondern ganz verschiedene Kinder bilden Eine Familie, jüngere und ältere, begabte und unbegabte, starke und schwache, doch so zusammengeordnet, daß sie einander dienlich und förderlich sind. Wo nicht für jede Familie Einzelhäuser vorhanden oder herstellig zu machen sind, muß man in einem größeren Haus diese Gliederung in Familien einrichten. Denn nur so ist die spezielle erziehliche Beeinflussung, wie sie der Rettungszweck gebieterisch heischt, ohne Tyrannei und Dressur möglich zu machen. Eine kasernenartige Gemeinsamkeit, wobei in großen Häusern Hunderte von Kindern durcheinander schwärmen, ist durchaus vom Übel. Die Teilung in kleine Familien darf indessen keine spröde Abgeschlossenheit sein. Dafür sorgt schon die gemeinsame Oberleitung, die Gemeinsamkeit der Arbeit, des Unterrichts, des Gottesdienstes, wodurch alle aus den verschiedenen Familien zusammengebracht und zu neuen Gruppen auf Stunden vereinigt werden. Daneben geht ja auch ein freier Verkehr her.

Die Frage, ob Knaben und Mädchen in einer Anstalt zu erziehen seien, wird verschieden beantwortet. Jedoch wird sie um so mehr mit „Nein" zu beantworten sein, je mehr wirklich der Rettung (nicht bloß der Erziehung) bedürftige Kinder in der Anstalt vorhanden sind. Bei lauter wirklich mißratenen, verdorbenen Kindern wird die Gemeinsamkeit große, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Die Frage, ob lauter mißratene oder auch gutartige Kinder (z. B. Waisen) aufzunehmen seien, wird gleichfalls verschieden beantwortet. Man macht einerseits geltend, daß die Erziehung von

lauter verderbten Kindern unüberwindliche Schwierigkeiten mache; man hält dagegen, daß die Erziehung in einem Rettungshaus den Kindern einen Makel anhefte, und daß doch auch die Gefahr der Ansteckung nicht gering sei. Tatsächlich ist die Zahl der wirklich verwahrlosten in den Anstalten wohl in Norddeutschland größer, in Süddeutschland dienen die Rettungsanstalten vielfach mit als Waisenhäuser.

Die Frage, ob die Anstalt in der Stadt oder auf dem Lande liegen solle, wird wohl meist sehr stark von nicht gerade in der Sache liegenden Erwägungen beeinflußt (persönliche und Lokalrücksichten spielen dabei eine große Rolle). Als die glücklichste Lösung muß die bezeichnet werden, welche die Vorzüge des Landlebens für die Kinder mit den Vorteilen der Stadt für die materielle und geistige Förderung der Anstalt verbindet: also mäßige, einhalb- bis einstündige Entfernung von der Stadt.

Die Frage nach dem geeigneten Personal läßt sich nur entscheiden mit Rücksicht auf Größe und Einrichtung der Anstalt. Wo Hauseltern eingesetzt sind, wählt man am besten einen verheirateten Bruder oder Lehrer; in der Knabenfamilie, wenn sie einem größeren Ganzen eingefügt ist, einen Bruder, im Mädchenrettungshaus (auch dem selbständigen) eine Diakonissin.

Im Äußeren muß die Anstalt alles fernhalten, was ihr das Ansehen einer Straf- oder Korrektionsanstalt geben könnte (hohe Mauern, vergitterte Fenster 2c.).

Endlich die Hausordnung. Sie ist nicht, wie manche meinen, das große Universalheilmittel für die Gebrechen und Sünden der Kinder, wenigstens garnicht, insofern sie als ein geschriebenes oder gedrucktes Gesetzbuch existiert. „Die Hauseltern sind die lebendige Hausordnung" (Wichern). Doch muß es ja für einen großen Haushalt so gut wie für einen kleinen bestimmte Regeln geben, nach denen sich alle zu richten haben. Und bei einem großen, rasch wechselnden Personalstand kann es auch nützlich, ja notwendig sein, diese Regeln und Ordnungen aufzuschreiben, oder zu drucken. Doch kann eine gute Hausordnung immer nur Beschreibung des vorhandenen Lebens sein, nicht ein von außen dem Hause aufgezwungenes Gesetz.

An der Spitze steht ein Vorstand. Derselbe hat die Oberleitung des Ganzen, namentlich die Entscheidung über die Aufnahme von Kindern, Anstellung der Leitung des Hauses, Bestimmung über alle Geldsachen, wichtige Veränderungen in der Hauseinrichtung und Hausordnung. Vom Eingriff in die Erziehung ist er jedoch ausgeschlossen, damit der Leitung voll und ganz das hausväterliche und hausmütterliche Ansehen gewahrt bleibe. Das schließt nicht aus, daß sich in besonders schwierigen Fällen der Hausvater Rat erbittet, namentlich von einzelnen Vorstandsmitgliedern.

Rettungshausverbände und Hausväterkonferenzen sind in einzelnen Teilen Deutschlands eingerichtet, sowohl zur Stärkung der betr. Persönlichkeiten in ihrem schweren Beruf, als zur Belehrung und Verständigung über die mancherlei Fragen der Erziehung und Organisation, welche noch der Lösung harren.

Wer ermißt, was gewöhnlich alles schon mit einem Kind aufgestellt ist, ehe man es ins Rettungshaus bringt, mit welchen falschen Meinungen und Vorurteilen sowohl Eltern als Kinder erfüllt, und wie wichtig, ja wie entscheidend oft erste Eindrücke sind, der weiß die Bedeutung des Aufnahmetages zu würdigen. Neben den Äußerlichkeiten ist namentlich zu betonen: die Versicherung gegenüber dem Kind, daß nun beim Eintritt in diesen neuen Lebensabschnitt alles Frühere vergeben sein; es solle aber auch gehalten sein, den andern Kindern gegenüber von allen früheren Verirrungen zu schweigen.

Als die auf den Zögling wirkenden Erziehungseinflüsse sind zu nennen: der persönliche Einfluß des Hausvaters (und seiner männlichen resp. weiblichen Hilfskräfte), der durch Vorleben des Evangeliums vor allen Dingen sich betätigen muß. Der undefinierbare, doch sehr wohl spürbare Hausgeist, der in Hausandacht, Tischgebet, kirchlichem Leben in Wohlordnung, Zucht, guter Sitte, ungeheuchelter Frömmigkeit, Respekt, Dienstfertigkeit ꝛc. sich ausprägt und erweist. Der Unterricht, der im Haus selbst erteilt werden muß (nicht Besuch einer andern Schule), ein sehr wichtiges Erziehungsmittel. Derselbe umfaßt die Gegenstände der gewöhnlichen Elementarschule, wirkt anregend auf alle Seelenkräfte, erfüllt den Geist mit würdigeren Interessen als den auf schlechte Streiche gerichteten, nimmt den Charakter in Zucht, erprobt und stählt die Kraft, vermittelt die fürs Leben nötigen Kenntnisse. Die Arbeit in Haus, Garten (eignes Blumenbeet), Feld, wobei soviel wie möglich von den Kindern getan werden muß, damit sie geschickt und anstellig, zu Fleiß und Arbeit gewöhnt ins Leben treten. Eigentliche Fabrikarbeit, als zu wenig bildend und leicht Überanstrengung herbeiführend, ist zu vermeiden. Ob aber nicht für manche Anstalten, deren Grundbesitz ihnen nicht viel zu tun gibt (ein großer Schade), namentlich auch im Winter einige Zweige von Hausindustrie zu betreiben nützlich wäre, ist zu erwägen (Spartopf auch für etwaigen Arbeitsverdienst). Die Erholungen durch Spiel, Ferien (die nur in der Anstalt zu verbringen sind, aber Freude durch Abwechslung in der Beschäftigung bieten), Feier des Geburtstages, der verschiedenen Festtage, namentlich auch der kirchlichen, bei welchen sich leibliche Ruhe und Erquickung mit religiösen Eindrücken verbindet, Pflege des Gesanges, in welchem Schule und Leben sich begegnen und die Kunst ins Alltagstreiben hereinragt. Die körperliche Pflege (außer Krankheitsfällen) durch entsprechende Nahrung und Kleidung, die einfach, aber nicht armselig sein müssen, um so wichtiger, als an manches Kindes Verkommenheit auch die leibliche Verwahrlosung einen starken Anteil hat (Bettnässer). Die Aufsicht, welche aber nie den Charakter der Spionage, der List an sich tragen darf, sondern vielmehr als gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten des Aufsehers mit den Kindern sich darstellen muß. Die Strafen dürfen keine andern als in der Familie sein, nicht absonderliche, künstlich ausgedachte oder zuchthausmäßige.

In dieser Weise muß das ganze Anstaltsleben den günstigen Eindruck, welchen die Aufnahme dem Zögling gemacht hat, bewähren.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Schwierigkeiten, welche das Werk der Erziehung solcher Kinder bietet, sind selbstverständlich. Nur Gott kann sie besiegen, aber wir dürfen ihm dabei helfen durch Ausführung seines Willens. Das Wie ist im obigen angedeutet.

Schwierigkeiten besonderer Art bereitet namentlich bei lokaler Nähe der Verkehr der Kinder mit ihren Angehörigen. Denselben ganz abschneiden, wäre verkehrt. Man muß die Kinder lehren, diesen Verkehr zu pflegen, ohne Schaden zu leiden — denn später sind sie ja doch diesen Einflüssen preisgegeben. Besuche der Eltern in der Anstalt, des Kindes im Elternhaus, unter Aufsicht und Begleitung oder als Zeichen des Vertrauens und zur Probe auch einmal allein, sind verschiedene Möglichkeiten, unter denen das Richtige nach dem besonderen Fall erwählt werden muß.

Gehilfen sind sehr schwer für die Arbeit zu gewinnen. Es müssen erziehlich begabte und keiner Arbeit sich scheuende Menschen sein. Junge Lehrer pflegen sich meist für zu gut zu halten, um auch bei der Arbeit mittätig die Aufsicht zu führen. Hier ist aber niemand zu brauchen, der meint, mit Schulstunden und Bücherweisheit sei alles abgemacht. Die wirkliche Liebe zu den Seelen der Kinder leitet dabei auf den rechten Weg. Brüderanstalten und Diakonissenhäuser sind wohl am ehesten imstande, taugliches Personal zu liefern.

Eine schwere Frage ist auch die: Darf man ein gänzlich unbotmäßiges Kind wegschicken? Antwort: Nein. Nur wenn es sich um die ernstliche Gefährdung der Existenz der Anstalt, oder um nach Lage der Verhältnisse nicht zu hindernden bösen Einfluß auf andere Kinder (6. Gebot) handelt, dann kann Wegschicken Pflicht sein und auch dem Kind Segen bringen. Zunächst handelt es sich dabei um Verbringung in eine andere Rettungsanstalt. Manchmal wirkt der Lokal- und Personalwechsel sehr günstig.

Eine große Gefahr bei der Erziehung solcher Kinder ist das „Anpredigen", viele christliche Worte machen. Man spreche wenig, handle ganz konsequent, voll Liebe — das wirkt mehr. Die vielen Worte betäuben nur. Man hüte sich vor Argwohn und Verbitterung bei schlimmen, vor falschem Optimismus und leichtherzigen Hoffnungen bei lieblichen Erfahrungen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Waisenhaus, Bewahranstalt (ähnlich wie Waisenhaus, nur daß dort der Grund der Nötigung, die Kinder zu bewahren, Elternlosigkeit ist, bei der Bewahranstalt irgend welche andere Ursachen), Erziehungsverein (staatliche oder private Korrektionsanstalt, z. B. St. Martin bei Boppard).

Das „Pensionat" ist als eine Rettungsanstalt für Kinder aus besseren Verhältnissen zu bezeichnen. Ein solches besteht z. B. im Rauhen Haus unter dem Namen „Paulinum". Die allgemeinen Grundsätze sind dieselben wie in dem gewöhnlichen Rettungshaus. Nur daß der Unterricht die Ziele höherer Schulen erstrebt. Die Schwierigkeiten der Erziehung wachsen in dem Grad, als die Verhältnisse verwickelter sind, aus denen diese Kinder herkommen, und als die Ziele schwerer zu erreichen sind, zu welchen sie kommen müssen, wenn ihnen in ihrem

späteren Leben der Stempel der Verkommenheit nicht aufgeprägt bleiben soll.

Ein großer Notstand, zumal bei den jetzigen Verhältnissen des Lehrlingswesens, war es, daß es für bereits konfirmierte mißratene Knaben aus dem Volk bis vor kurzem keine eigenen Anstalten gab, in denen man bei Landarbeit und Beschäftigung in Handwerken ihre Besserung versuchte. Neuerdings hat man in näherem oder fernerem Anschluß an Rettungshäuser und Diakonenanstalten oder auch ganz selbständig diesem Bedürfnis Rechnung getragen, z. B. im Rauhen Haus (Hamburg), Marschallhof bei Neuhof (Straßburg), Stefansstift (Hannover), Warsow (Pommern), Meldienen (Ostpr.), Gemünd (Eifel).

Ziel und Segen. Das äußere und innere Ziel ist erreicht mit der Konfirmation. Selbstverständlich kann dieselbe nicht wie unter gewöhnlichen Verhältnissen an den Alterstermin von 14 Jahren gebunden sein. Allerdings darf die Konfirmation auch kaum über das 16., höchstens 17. Jahr hinausgeschoben werden. Ist mit diesem Alter das Kind nicht reif für die Konfirmation, dann kann doch das Rettungshaus, dessen ganze Verfassung für Kinder berechnet ist, nicht länger sein Aufenthalt sein. (Vergl. oben.)

Dem Konfirmierten muß die Berufswahl freistehen. Doch wird man ihn eventuell dahin zu beeinflussen suchen, daß er einen möglichst soliden, ihn nicht in starke Versuchung führenden Beruf erwählt. Bei der Wahl des Lehrherrn hat die Anstalt mitzureden und wird ihren Zögling einer verderblichen Umgebung nicht überlassen. Auch für die Folgezeit sucht man mit dem früheren Zögling in Verbindung zu bleiben und jede Gelegenheit dazu auszunützen. — Bei den Mädchen gelingt es meist leichter, den Konfirmationstermin hinauszuschieben oder sie nach der Konfirmation noch ein oder zwei Jahre in der Anstalt zu behalten, weil sie in fortgesetzter Anleitung zu weiblichen Arbeiten bleiben und nicht wie die Knaben nur um so später in die Berufslehre treten.

Das innerste und höchste Ziel ist die Ablenkung des Kindes vom Sündenweg, sonderlich von dem Weg der Sünden, die dasselbe ins Rettungshaus gebracht haben, und der Beginn eines christlich-frommen oder doch wenigstens rechtschaffenen Jugendlebens.

§ 60. Magdalenium (Kampf gegen Prostitution).

Notstand. Es kommen hier hauptsächlich diejenigen Gefallenen in Betracht, welche aus der Unzucht ein Gewerbe machen, d. h. die, welche auf der untersten Stufe des abschüssigen Sündenweges angekommen sind. Unreine Gedanken und leichtfertige Reden, Gelegenheit zur Fleischessünde, wie sie vielfach die öffentlichen Tanzlokale bieten, fleischliche Vergehungen sind die direkten Vorstufen zu diesem Abgrund. Auch das leichtsinnige oder lebensunkundige Mädchen, das sich unbesonnen in die Großstadt wagt, sein Glück zu machen, und ohne anderweitigen Anhalt schlechten Händen anheimfällt; die aus dem

Gefängnis Entlassene, die nun nicht weiß, wo sie hin soll, der sich jedes anständige Haus verschließt, während die Türen zum Laster sich angelweit auftun; die alleinwohnende Fabrikarbeiterin oder Näherin, die um einen Hungerlohn von morgens bis abends arbeiten muß und sich durch Sünden etwas dazu verdienen will; das verwahrloste oder mißratene Mädchen, das dem Elternhause entläuft oder wohl gar von Vater oder Mutter zur Sünde angehalten wird — sie alle und viele andere enden nur gar zu schnell und leicht in diesem Sumpf. Das hier vorhandene Gift ist unserem Volke schädlicher und kostet weit mehr Opfer als Pest und Cholera. Hier ist der eigentliche Quellort des Christushasses und der Gottesfeindschaft, sowie der Auflehnung gegen alle irdische Autorität. In allen blutigen Revolutionen haben die Weiber dieser Klasse und die mit ihnen verbündeten Männer Hauptrollen gespielt. — Den Leib verheert die Unzucht, aber nicht minder die Seele und ihre Kräfte (1. Petri 2, 11). Die alten heidnischen Deutschen hatten den Ruhm der Keuschheit — und heute werden allein in der Hauptstadt des Deutschen Reiches die Dirnen auf 50000 veranschlagt! Dazu kommen noch die Scharen in allen großen und kleinen Städten.

Geschichte. Es hat nur zwei Zeiten gegeben, in welchen die schon unter den Völkern eingerissene Unzucht nachdrücklich und im großen zurückgedämmt worden ist: die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche und die Reformationszeit, ein deutliches Zeichen, daß nur das im Völkerleben mächtig werdende Evangelium gegen diesen Greuel etwas vermag.

In der Neuzeit haben um die Führung dieses Kampfes zwei Männer große Verdienste: Pastor Fliedner, welcher im Jahre 1833 im Anschluß an seine praktische Arbeit im Gefängniswesen das erste Asyl in seinem Gartenhäuschen zu Kaiserswerth eröffnete, später ein eigenes Haus dafür baute, diese Tätigkeit auch an andere Orte verpflanzte und namentlich durch Erneuerung der weiblichen Diakonie Arbeiterinnen für diese schwerste Tätigkeit der Inneren Mission beschaffte. Jetzt gibt's mehr als 20 Asyle in Deutschland, etwa in der Hälfte derselben arbeiten Diakonissen.

Im Kampf gegen die Unsittlichkeit hat namentlich durch das öffentliche Zeugnis von dessen Notwendigkeit der Holländer Pastor Heldring weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus mit Erfolg gewirkt. Er hat zu Steenbek 1848 ein Asyl gegründet, das vielen andern zum Muster gedient, und hat sonderlich im Anschluß an Ezechiel 34 in zahlreichen Vorträgen allerorten den Schlachtruf im heiligen Rettungskrieg erschallen lassen.

In Deutschland haben der verstorbene Superintendent Bastian (1821—81) in Bernburg, Pfarrer G. Schlosser (1826—90) in Frankfurt a. M. und Generalsuperintendent Baur (1828—1897) in Koblenz große Verdienste in der Magdalenensache.

Einrichtung und Arbeit. Ein Magdalenenasyl muß in einer Stadt resp. deren nächster Nähe liegen oder Zweig eines größeren Anstaltenganzen sein, weil nur dann für ausreichende und regelmäßige Arbeit einer beträchtlichen Anzahl von Zöglingen gesorgt werden kann.

Die in fast allen Magdalenenasylen hauptsächlich betriebene Arbeit ist das Waschen. Es ist eine Arbeit, welche auch ungeübte Kräfte zu verwenden gestattet (ohne daß sie etwas Wesentliches verderben können), welche eine hinreichende körperliche Bemühung fordert und wobei eingehende Aufsicht möglich ist. Die Lage des Asyls muß also derart sein, daß diese Arbeit genügend vorhanden und seine Einrichtung derart (Waschküche, Plättstube, Trockenraum ꝛc.), daß sie beschickt werden kann. Daneben wird die gewöhnliche Hausarbeit, event. etwas Land- und Gartenarbeit getan, einige Zöglinge werden auch mit Nähen oder sonstigen gerade für sie passenden Arbeiten beschäftigt. Besondere Einrichtungen sind dazu nicht nötig, wie überhaupt die ganze Anstalt wie ein einfaches Wohnhaus eingerichtet sein muß, wenn sie nur 10—15 Zöglinge hat. Nur eine Einrichtung eigentümlicher Art verlangen wenigstens die meisten Sachkenner: in einem gemeinsamen Schlafsaal muß jede Bewohnerin ein völlig abgeteiltes Schlafkämmerchen haben. In dem zwischen beiden Zellenreihen hinlaufenden Mittelgang schläft die Aufseherin. So ist in der einzig unbeaufsichtigten Zeit wenigstens eine üble Beeinflussung des einen Zöglings durch den andern unmöglich. Umfaßt die Anstalt mehr Zöglinge, so ist das Gebäude so zu gliedern, daß ein familienartiges Zusammenwohnen je einer kleineren Anzahl mit einer Aufseherin resp. Diakonissin möglich ist. Namentlich bedürfen die neuerdings immer zahlreicher werdenden Jugendlichen Trennung von den Erfahrenen in besonderer Anstalt oder durch besondere Abteilung. Ebenso sollten die Neuangekommenen einige Wochen zur Vorprobe getrennt von den übrigen gehalten werden, damit nicht gar zu frische Eindrücke aus der Außenwelt oder der Mangel an Disziplin bei den Neuen den schon länger im Asyl Weilenden gefährlich werden. Ein gleiches wäre ratsam für manche, die nach Herkunft und Lebensgang nicht zum Zusammenleben und -arbeiten mit der übrigen Zahl vernünftigerweise genötigt werden können.

Der Aufenthalt in der Anstalt wird durchschnittlich zwei Jahre dauern müssen.

Unentgeltlichkeit der Aufnahme sollte, wenn nicht in allen Fällen Regel, so doch möglich sein, weil oft Eile not tut und bei solcher Anstalt füglich nicht um des Geldmangels willen die Aufnahme verweigert werden kann. Da die Aufnahme nur nach dem freien Willen der Betreffenden erfolgt, muß auch oft das Eisen geschmiedet werden, solange es noch warm ist. Zur Herstellung von Freiplätzen, zur Unterbringung von Magdalenen in der Anstalt, sowie zur Hilfeleistung bei der späteren Besorgung von Stellen ꝛc. sollten Magdalenenhilfsvereine in allen Städten gebildet werden.

Ob Rückfällige wieder aufgenommen werden sollen, ist eine noch unentschiedene Frage unter den auf diesem Arbeitsfeld Erfahrenen. Ebenso, ob eine besondere Anstaltskleidung erziehlich wirke oder nicht.

An der Spitze der Anstalt muß außer einem Komitee, welches das Äußerliche leitet, ein Pastor von besonderer seelsorgerlicher Tüchtigkeit stehen, der durch Gottesdienste resp. Bibelstunden, religiösen Unterricht und Einzelgespräch auf die Zöglinge geistlich einzuwirken imstande

ist. Bei kleineren Anstalten genügt es, daß ein Geistlicher die Stelle im Nebenamt verwaltet.

Als **Hausmutter** lebt und wirkt in der Anstalt eine weibliche Kraft (Diakonissin), welche zu diesem schwersten Werk der Inneren Mission besondere Geistes- und Charaktergabe besitzen muß, nämlich evangelische Grundrichtung und die Fähigkeit, auf ihre nächste Umgebung dauernd und bestimmend einzuwirken, eine glaubens- und liebeskräftige Persönlichkeit. Ihr müssen je nach der Zahl der Zöglinge genügende Hilfskräfte untergeordnet sein.

Die **Arbeit** ist eine dreifache: die Gewinnung der Zöglinge für die Anstalt, die Tätigkeit an ihnen in der Anstalt, die Fürsorge nach der Entlassung außerhalb der Anstalt.

Die Gewinnung der Zöglinge für die Anstalt. Wer erwägt, wie in den Häusern des Lasters, sowie in den Gefängnissen und Syphilisstationen der Krankenhäuser die Feindschaft gegen die Magdalenenasyle gepflegt wird, und mit welchen inneren und äußeren Banden solch ein verkommenes Mädchen an ihr Lasterleben gefesselt ist, der kann würdigen, was für ein großer Schritt schon das Kommen ins Asyl, die Bitte um Aufnahme ist. Auf Erreichung dieses Zieles sind die ernsten Bemühungen der Anstalt resp. ihrer Leitung gerichtet. Dazu gibt's verschiedene Mittel: man hält wie in England sog. Mitternachtsversammlungen, in denen man zum Asyl einladet; man schreibt betreffende Artikel und Aufrufe in die Zeitungen; Gefängnisgeistliche fordern Züchtlinge zum Eintritt auf; dasselbe tun die Diakonissen, welche auf den Syphilisabteilungen der Krankenhäuser die Pflege haben; Gemeindeschwestern, Pastoren, Stadtmissionare senden Reuige, mit welchen sie durch ihr Amt in Berührung gekommen: manche, zumal wenn sie sich in äußerer Not befinden, klopfen auch selbst an die Tür des Asyls, Aufnahme erbittend, oder unglückliche Eltern tun die Bitte für ihr verlorenes Kind.

Die Arbeit im Asyl besteht nach dem oben schon beiläufig Genannten in religiöser Einwirkung des Pastors sowie der Hausmutter (Gottesdienst, Bibelstunde, Religionsunterricht, Hausandacht, Einzelgespräch), in Aufrechthaltung einer sorgfältig bedachten, täglichen Lebensordnung, in tüchtiger, anstrengender, doch wohlbemessener körperlicher Arbeit, in Nachhilfestunden für die Fälle, wo die elementarsten Schulkenntnisse fehlen, in körperlicher Pflege der meist gesundheitlich sehr Zerrütteten, namentlich auch in Stärkung des Bewußtseins der Selbstverantwortlichkeit und Freiwilligkeit. Indessen darf die Freiheit des Kommens, Bleibens, Wiedergehens nicht verwechselt werden mit Willkür des Tuns und Lassens in der Anstalt.

Ganz ähnlich wie bei den Rettungshäusern ist durch das **Fürsorge-Erziehungsgesetz** (vergl. oben) eine neue Strömung in diese Arbeit gekommen. Die durch den Staat in die betr. Anstalten gebrachten minderjährigen Mädchen werden vielleicht, wenn deren Zahl stark anschwillt, aus den Magdalenenasylen etwas anderes machen, indem das früher sehr hoch gewertete Prinzip der Freiwilligkeit des Kommens und Bleibens hier nicht einmal mehr dem Namen nach besteht.

Die Fürsorge für die Entlassenen besteht in sorgsamer Auswahl einer Dienstherrschaft, in Beratung bei jedem Wechsel, sowie bei allen sonstigen wichtigen Dingen, in Gelegenheit zum Verkehr in der Anstalt resp. mit deren Leitung, in steter Bereitschaft mit Rat und Tat zu helfen, wo es not tut (Vermittlung von Spareinlagen, Beratung bei Anschaffungen ꝛc.).

Schwierigkeiten und Gefahren. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß man in allem bis ins kleine den Grundcharakter der Anstalt festhält, und sich nicht durch momentane Verlegenheiten zu grundsätzlich falschen Maßregeln oder Einrichtungen verleiten läßt, z. B. würde man durch Schloß und Riegel vielleicht in diesem und jenem Einzelfall das Weglaufen verhindern, aber den ganzen Geist der Anstalt verderben.

Eine zweite Schwierigkeit ist die, daß man sich durch den außerordentlich wechselvollen und unter den entgegengesetzten Formen auftretenden Seelenzustand der Zöglinge nicht täuschen lasse. So ist z. B. der Trotz als ein Ausbruch der im Herzen gehegten Sünde sofort erkennbar, die tränenvolle, nervöse Zerknirschung dagegen hat den Anschein eines geistlichen Erfolges, ist aber tatsächlich oft nichts anderes als die gleichfalls durch die Sünde zuwege gebrachte Haltlosigkeit der Seele und Zerrüttung des leiblichen Lebens, im Grund dasselbe wie jener, nur in anderer Form erscheinend u. s. w.

Endlich eine dritte Schwierigkeit ist dies, daß man unter dem Ekel vor der Sünde, den zahlreichen Mißerfolgen, dem aufreibenden Kampf gegen das Laster Liebe, „Glauben und Geduld der Heiligen" nicht verliere.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Magdalenen-Hilfsvereine, die katholischen Klöster „zum guten Hirten", deren Mutterhaus zu Angers bei Nancy.

Unter den Anstalten mit verschiedenen Namen (Vorasyl, Zufluchtsstätte, Durchgangshaus) und Abstufungen des letztlich gleichen Zwecks, der Rettung der irgendwie gefallenen Frauen, nehmen neuerdings die Frauenheime eine hervorragende Stelle ein; das erste Frauenheim war das 1882 von Pastor Heinersdorff in Elberfeld begründete (50 Plätze), das bekannteste, welches wohl auch als das typische gelten kann, ist das von Pastor Isermeyer in Himmelsthür bei Hildesheim (150 Plätze) eingerichtete. Seitdem ist schon hin und her eine ganze Anzahl solcher Anstalten begründet worden, wozu namentlich Isermeyer viel Anregung gegeben hat. Dieser hatte durch seine Tätigkeit am Irrenhaus und am Gefängnis eine für solche Arbeit einzigartige Vorschule gehabt. Die unzähligen haltlosen, durch Sünde oder Geistesschwäche herabgekommenen und minderwertigen Existenzen, unfähig, den Kampf mit dem Leben zu führen, lagen ihm auf der Seele; natürlich sind unter ihnen auch viele im engeren Sinn Gefallene. Die Bodelschwinghsche Arbeiterkolonie hatte auf dem Gebiet der Männerwelt wohltätig gewirkt. Da gab Isermeyer den Heimatlosen, in allerlei Sünden und Schwachheit verstrickten, auf der Landstraße verkommenden Frauen ein Heim: alt und jung, jeder Unbildungs- und Bildungsstufe. Große Weitschaft bei der

Aufnahme, große Freiheit in der Gesamthaltung der Anstalt ist der Grundcharakter des Frauenheims, die Nachtzellen der Magdalenenanstalten werden z. B. direkt abgelehnt. Im übrigen ist der äußere Betrieb dem der Magdalenien ziemlich ähnlich.

Das Versorgungshaus des Fräulein Lungstras in Bonn bietet seit 1873 Müttern, die mit ihren Kindern eben aus der Entbindungsanstalt kommen, Hilfe, damit nicht der erste Fall auch der erste Schritt zum Abgrund werde. Auch anderwärts, in Dresden, in Eppendorf-Hamburg, Berlin, Freiburg i. B., Marburg, hat man ähnliche Anstalten gegründet, etwa 12 in Deutschland.

Rettungsanstalten für solche, welche schon zu alt fürs gewöhnliche Kinderrettungshaus und zu jung fürs Magdalenium sind z. B. Elim bei Mörs, Emilienstift in Eppendorf. Siloah bei Pankow, Kreis Nieder-Schönhausen, Tochteranstalt des Berliner Magdalenenstifts, ist für gefallene oder sittlich schwer gefährdete Schulkinder bestimmt.

Alle Vereine und Anstalten, welche der Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend (eventuell auch der männlichen Jugend) dienen.

Die Versuche, auf die Männerwelt einzuwirken, wie sie in der Berliner Stadtmission, in besonderer Weise auch in Kopenhagen, Dublin und in Holland gemacht worden sind.

Speziell zur Beratung der weiblichen Jugend gestiftete Vereine: Verein von Freundinnen junger Mädchen in Genf, der auch in Deutschland sein Werk tut.

Von großer Bedeutung ist der Kampf gegen die Prostitution (die gewerbsmäßige Unzucht), wie er neuerdings von England aus durch Frau Josephine Butler angeregt worden ist und auf dem Festland durch Professor Aimé Humbert in Neuchâtel besonders eifrig gefördert wird (Kontinentaler Bund). Dieser Kampf hat sich als Ziel gesetzt die Abschaffung der Prostitution als gesetzlicher oder geduldeter Einrichtung. Im allgemeinen sind diese Bestrebungen zu billigen, wenn man auch in betreff mancher Einzelheiten (gänzliche formelle Gleichbehandlung des männlichen und weiblichen Geschlechts, Auftreten von Frauen in den Debatten 2c.) namentlich vom christlichen Standpunkt aus Bedenken haben muß. — Auch in Deutschland haben sich neuerdings eine Anzahl Sittlichkeitsvereine gebildet, die sich zu einer gemeinsamen Aktion sowie einer Wanderkonferenz zusammengeschlossen haben.

Um diesen Kampf zu verstehen, ist es nötig zu wissen, daß der Staat sich in dreifach verschiedener Weise zur Prostitution stellt: entweder er läßt sie ganz frei gewähren (so England mit Ausnahme einiger Häfen und Garnisonstädte), oder er reglementiert, organisiert und kontrolliert das Laster in den Bordellen (so in Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark), oder er duldet es (so in Deutschland, wo gesetzlich Kuppelei und gewerbsmäßige Unzucht verboten sind, weil sie aber damit noch nicht aus der Welt geschafft seien, so sucht man durch Polizeimaßregeln wenigstens die gröbsten Auswüchse abzuschneiden), doch bieten auch in letzterem Fall Gesetz und Praxis schreckliche Lücken, welche von der Sünde nur allzuschlau benutzt werden. Wie gegen

andre Sünden und Laster, welche das Gemeinwohl untergraben, müßte direkt auch vom Staat gegen die Sünde wider das sechste Gebot gekämpft werden.

Ziel und Segen. Das Ziel der Magdalenenanstalt ist die Rettung der einzelnen aus ihrem Sündenverderben, welches nur durch eine wirkliche Herzensbekehrung zum Herrn als gesichert gelten kann. Das Ziel der Anti-Prostitutionsbewegung ist die Minderung resp. Ausrottung des Lasters, soweit der Staat und die Gesellschaft dabei irgendwie in Frage kommen. — Als ein vorläufiger Segen aller dieser Bestrebungen ist es schon anzusehen, wenn nur das Gewissen weiterer Kreise aufgerüttelt und wenigstens nach den Zielen gerungen wird, welche die urchristliche und reformatorische Zeit mit verhältnismäßig gutem Erfolge erstrebten.

§ 61. Trinkerasyl (Kampf gegen Alkohol).

Notstand. Der in fast allen Ländern in betreff des übermäßigen Trinkens vorhandene Notstand ist für jeden ersichtlich. Im allgemeinen frönen die germanischen Völker dem Laster der Trunksucht mehr als die romanischen. Am verderblichsten, ja geradezu mörderisch wirkt der Schnaps auf Völker der heißen Zone. Wein und Bier enthalten im Verhältnis viel weniger Alkohol als der Branntwein. Letzterer, zumal wegen seiner Billigkeit das weitverbreitete Getränk der Armen, wirkt auf die Dauer immer schädlich. Der Schnaps als Volksgetränk untergräbt Gesundheit, Wohlstand, soziale Ordnung, Sittlichkeit, Religiosität. Die bemerkbarsten üblen Einflüsse werden in der Steigerung des Selbstmords, Irrsinns, der Verbrechen offenbar. — Wenn dem zunehmenden Schnapstrinken nicht gewehrt wird, so geht es mit dem Volkswohl unaufhaltsam bergab. (In Masuren sagt man: „Wir trinken Schnaps, weil wir arm sind, und werden immer ärmer, weil wir ihn trinken.")

Dem Notstand, sofern er auf einzelnen lastet, will das Trinkerasyl als Heilstätte entgegenarbeiten.

Geschichte. Bedeutung und Aufgabe des Trinkerasyls ist nur im Blick auf die gesamte Bewegung zur Bekämpfung der Trunksucht zu verstehen.

In Nordamerika bestehen seit 1813, in England seit 1831 Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht. Gegen Ende der dreißiger Jahre verpflanzte sich diese Bewegung nach Deutschland auf Anregung Friedrich Wilhelms III., der einen Hauptvertreter der Mäßigkeitssache in den Vereinigten Staaten, Rob. Baird, nach Berlin kommen, dessen Geschichte der Mäßigkeitsbewegung übersetzen, in zahlreichen Exemplaren verteilen und durch die geistlichen und weltlichen Regierungsorgane zur Bildung von Vereinen gegen Trunksucht auffordern ließ. Auch der damalige Kronprinz, spätere König Johann von Sachsen, beschritt ähnliche Wege. Die Sache wurde in Deutschland populär. Die evangelischen und katholischen Geistlichen wandten sich ihr zu. Männer wie Baron von Seld, die Pastoren Böttcher in Hannover, Liebetrut in Wittbrietzen bei Berlin, der katholische Kaplan Seling in

Osnabrück u. a. waren eifrig und mit Erfolg auf diesem Gebiet tätig. So gingen z. B. 1845 in Oberschlesien 84 Brennereien ein und 206 wurden außer Betrieb gesetzt. In Hannover ging innerhalb 10 Jahren der Ertrag der Branntweinsteuer auf die Hälfte herab. Zu Anfang bekannte man sich in dieser ersten Mäßigkeitsbewegung Deutschlands zu ziemlich weitherzigen Grundsätzen. — In den Stürmen des Jahres 1848 ging auch diese heilsame Sache unter. Von der Zeit an fristeten die wenigen übriggebliebenen Vereine ein kümmerliches Dasein. Tausende waren ihrem Gelübde untreu geworden. Mit dem Zusammenschmelzen der Mitgliederzahl kam man auf immer schroffere, absonderliche, ganz unhaltbare Gedanken. Männer wie Huber und Wichern wiesen auf die rechten evangelischen Grundsätze und das allein Erfolg versprechende praktische Vorgehen hin, konnten aber nicht durchdringen.

In den siebziger Jahren haben wieder weitere Kreise diesem Feind des Volkswohls ihre Beachtung zugewandt und einen Feldzug gegen denselben eröffnet. So der Schweizer Mäßigkeitsverein (unter dem Zeichen des blauen Kreuzes) seit 1877, der auch in Deutschland eine weitverzweigte Organisation geschaffen hat. Er empfiehlt Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken, jedoch nicht, weil auch ein mäßiger Genuß jedes alkoholhaltigen Getränkes Sünde sei, sondern um der Liebe willen (ein gutes Beispiel könne man nicht durch Versprechen, sondern nur durch Vorleben geben). Dieser Verein, an dessen Spitze Pastor Rochat in Genf und Pastor Bovet in Bern stehen, hat entschieden christliche, evangelische Grundsätze, kann sich deshalb nachdrücklich und mit Erfolg der Einwirkung auf die einzelnen Trinker und der Pflege der Geretteten annehmen, verpflichtet nur durch Unterschrift, nicht durch Gelübde am Altar (Eid), will neben der Anwendung von religiösen, die Gesinnung beeinflussenden Hauptmitteln auch vorbeugende Maßregeln begünstigen: gute Gesetze, Kaffeeschenken ꝛc. Er gibt einen trefflichen Kalender des blauen Kreuzes heraus. — Sodann der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, 1883 begründet. In ihm wirken sehr verschiedene religiöse und politische Richtungen zusammen zur sozialen Reform. Deshalb kann nicht sowohl die Einzelperson des Trinkers, seine Rettung und Pflege, welche immer nur durch das Evangelium möglich ist, das Augenmerk dieses Vereins sein, sondern vielmehr die Besserung der Gesamtzustände durch Vorbeugen, Bewahren, Einwirken auf die Gesetzgebung, die öffentliche Meinung u. s. w. Er verlangt von seinen Mitgliedern nicht völlige Enthaltsamkeit, sondern Mäßigkeit. Wesentlich durch seine Agitation ist es dahingekommen, daß seit 1900 Trinker entmündigt und in einem Asyl auch gegen ihren Willen untergebracht werden können.

Die alten Enthaltsamkeitsvereine aus der Zeit vor 1848 sind fast verschwunden.

Im Jahr 1851 entstand in Amerika der Orden der Guttempler und wirkt in den geheimnisvollen Formen der Loge. Über Dänemark hat er 1883 auch den Weg nach Deutschland gefunden. Er ist international und interkonfessionell, will letztlich alle alkoholischen Getränke auf Erden abschaffen. Er zählt im ganzen 700000 Mitglieder und

wirkt nicht ohne Fanatismus, huldigt einer gewissen allgemeinen Religiosität, nimmt sich einzelner Trinker mit Erfolg an.

Einrichtung und Arbeit. Innerhalb der gesamten Bestrebungen gegen die Trunksucht hat das Trinkerasyl seine ganz bestimmte Stelle. Es soll sein: eine Heil- und Rettungsanstalt der dem Trunk in so hohem Grade Verfallenen, daß sie sich durch eigne Zucht in ihrem gewöhnlichen Lebenskreis nicht mehr dem Laster entreißen können.

Es gibt solcher Asyle gegenwärtig in Deutschland: a) selbständige Trinkerasyle der Inneren Mission: z. B. Lintorf in Rheinpreußen, Nieder-Leipe, Kreis Jauer, in Schlesien, Rickling in Holstein, Klein-Drenzig bei Guben, Stenz im Königreich Sachsen. b) Trinkerasyle in Verbindung mit Arbeiterkolonien: Friedrichshütte und Wilhelmshütte bei Bielefeld, Karlshof in Ostpreußen, Arbeiterkolonie Seyda in der Provinz Sachsen, Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf in Düring, Kreis Geestemünde. c) Ein einziges Asyl für Trinkerinnen in Bonn, Weberstraße 67 und 69, welches Frl. Lungstras getrennt von ihrem Versorgungshaus unterhält. Auch die Frauenheime nehmen Trinkerinnen auf.

Die Einrichtungen eines solchen Asyls müssen den heimischen Verhältnissen der zu Rettenden tunlichst entsprechen, ohne deren Nachteile aufzuweisen. So muß namentlich schon durch die Lage des Asyls der Verführung von außen vorgebeugt werden. Von entscheidender Bedeutung ist es, ob das Asyl verschiedenen Ständen und Verpflegungsklassen dienen, oder nur Pfleglinge der arbeitenden resp. der höheren Stände beherbergen soll.

Wirkliche und dauernde Besserung ist nur von einer gründlichen Herzensbekehrung zu erwarten, deshalb allein durch den Einfluß des Evangeliums zu erreichen. Gottesdienste, Hausandacht, seelsorgerliches Gespräch, der Gesamtgeist des Hauses — was alles sich jedoch ohne Zudringlichkeit und methodistischen Eifer als einfache christliche Lebensordnung geltend machen muß — sind die Mittel zu dieser Umkehr. Ihnen muß helfend die rechte Körperpflege zur Seite gehen: selbstverständlich Enthaltung von Alkohol, und zwar alsbald und völlig, nicht allmähliche Entziehung. Der geschwächte Körper muß durch entsprechende Nahrung widerstandsfähig gegen die Reizungen zum Rückfall gemacht werden. — Der sittlichen Schlaffheit muß Arbeitsgewöhnung entgegenwirken. Ermüdende, jedoch nicht übermäßig anstrengende und dadurch gerade nach Reizmitteln begierig machende Arbeit in frischer Luft ist die am meisten dem Zweck entsprechende. Selbstverständlich ist dabei auf Körperkraft und bisherige Beschäftigung jede tunliche Rücksicht zu nehmen.

Ein Aufenthalt von mindestens 1—2 Jahren ist erforderlich. Bietet der frühere Beruf besondere Versuchungen zum Trunk, so muß nachher ein anderer ergriffen werden, wenn nicht alles vergeblich gewesen sein soll.

Rein medizinische Mittel, Kuren und Heilverfahren, welche ohne Erfassung des Willens wirksam wären, gibt es nicht; zu warnen ist vor allen sog. Geheimmitteln, welche alle nur den Geldbeutel der Quacksalber füllen, aber dem Leidenden nicht helfen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Dem Durchdringen der Mäßigkeitsbewegung haben mancherlei falsche Grundsätze und eine dementsprechende Praxis in den Vereinen großes Hemmnis bereitet: z. B. man wollte (so namentlich Prof. Kranichfeld in Berlin) einen wesentlichen Unterschied machen zwischen der berauschenden Kraft des Weines und des Schnapses. Doch lehrt die Chemie, daß beides Alkohol ist — nur freilich dem Wein in größerer Reinheit und geringerem Maß beigemischt als dem gewöhnlichen Branntwein. Man hat in ganz überspannter Weise den Alkohol im Schnaps als ein Erzeugnis des Teufels hingestellt. Man hat den Kampf gegen den Branntwein mit dem Kampf gegen den Tabak, ja sogar gegen die Kuhpockenimpfung vermischt. — In der Verwerfung des Weines ist man in fanatischer Tollheit soweit gegangen, daß man hie und da in Amerika sogar die Austeilung des Weines beim heiligen Abendmahl bei einer Strafe mit Gefängnis bis zu zwei Jahren gesetzlich verboten hat.

Auch die Praxis der Gelübde gibt zu großen Bedenken Anlaß. Zwar ist nichts gegen Gelübde als solche zu sagen, wenn sie nichts Weiteres sein wollen als Anwendungen des Tauf- und Konfirmationsgelübdes auf bestimmte Lebensgebiete (wie z. B. die Amtsgelübde), aber tatsächlich fehlt es nicht an Stimmen aus den Enthaltsamkeitsvereinen, welche für die Gelobenden einen Stand höherer Sittlichkeit in Anspruch nehmen, als ob sie allein vollen Ernst machten mit den Geboten Gottes (etwas Ähnliches wie die Befolgung der römischen „evangelischen Ratschläge"). Andererseits sollte doch auch der Umstand zur höchsten Vorsicht mahnen, daß das Gelübde von Tausenden und Zehntausenden gebrochen worden ist (Frage, ob dieselben damit nicht eidbrüchig geworden sind, weil Gelübde vor dem Altar in einer dem Eid ähnlichen Form).

Neuerdings pflegt man von solchen Ausschreitungen meist in gesundere Bahnen einzulenken.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Asyle haben Wert für die Rettung einzelner und als Tatzeugnisse gegen das Laster und seine öffentliche Duldung. — Aber man darf über ihnen der aufs Ganze zur Besserung wirkenden Mittel nicht vergessen. Denn während man durch Asyle einzelne rettet, gehen durch Schuld der öffentlichen Zustände Tausende verloren.

Man muß also eine Einwirkung auf die Gesetzgebung erstreben, damit die Schankfreiheit beschränkt, das Angebot geistiger Getränke erschwert, öffentliche Trunkenheit bestraft, Herstellung unreiner Alkohole verboten werde, vielleicht auch Trunkenheit nicht mehr als Strafmilderungsgrund gültig sei. Manches, wie z. B. die Entmündigung von Gewohnheitstrinkern ist bereits erreicht.

Auch in Zukunft muß durch die Mäßigkeitsvereine resp. Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke auf die öffentliche Meinung durch Wort und Presse eingewirkt werden. Man zeige, daß Schnaps weder Nahrungs-, noch Heil-, noch Stärkungs-, noch Erquickungs-, sondern ein bloßes Reizmittel ist.

Alles was den Schnapsverbrauch mindert, den Reiz zum Wirts-

hausbesuch verringert, ist als Bundesgenosse willkommen zu heißen: Verbesserung der Körperpflege, der Wohnung, Nahrung, Kleidung, Erweckung von Fleiß und Sparsamkeit. — Als trefflicher praktischer Ersatz des Wirtshauses sind die Kaffeeschenken zu bezeichnen. Auch die Herbergen zur Heimat, welche alle keinen Branntwein verzapfen, haben hier eine wichtige Aufgabe.

Ähnlich wie die Erziehungsvereine den Rettungshäusern, so treten den Trinkerasylen als Heilanstalten die Enthaltsamkeitsvereine (als Trinker-Heilvereine) ergänzend zur Seite. In der Art der Schweizer Vereine des blauen Kreuzes haben sie wohl die gesundeste Gestalt und Wirksamkeit.

Ein sehr interessanter Versuch zur Verdrängung des Schnapses ist das sog. Gothenburger Ausschanksystem. Schweden galt ehedem als das dem Trunk ergebenste Land der Welt und zählt jetzt unter den nordischen Ländern zu den nüchternen. Ein Verein von Volksfreunden kaufte zuerst in Gothenburg einen Schnapsladen nach dem andern, ließ die Schenken durch beaufsichtigte Beamte verwalten, welche von allen Speisen und Getränken mit Ausnahme des Schnapses lohnenden Gewinn hatten. Die Polizeistunden wurden streng gehalten, keiner durfte sich hier berauschen. Der Erfolg war ein überraschender. Das System breitete sich mit kleinen Abänderungen nach Norwegen, Finnland aus. In Norwegen, wo durch Volksabstimmung in einer Stadt der Branntweinverkauf gänzlich abgeschafft werden kann, kommen jetzt nur 3—4 Liter im Jahre auf den Kopf.

In der katholischen Kirche bestanden Mäßigkeitsbruderschaften, deren Wiederbelebung neuerdings versucht wird. In Irland war Pater Mathew ums Jahr 1840 mit besonderem Erfolg in dieser Arbeit wirksam.

Der Schnapsleidenschaft ist die Opiumsucht verwandt. Auch sie kann nur in besonderen Heilanstalten geheilt werden. Sie ist namentlich für alle mit der Krankenpflege betrauten Personen gefährlich wegen der leichten Gelegenheit, dem Laster zu frönen.

Ziel und Segen. Rettung der einzelnen durch Bekehrung von der Sünde zum lebendigen Gott und Besserung der öffentlichen Zustände durch Erschwerung des Lasters, Vorbeugung desselben und Darbietung unschuldiger Ersatzmittel des Alkohols.

§ 62. Arbeiterkolonie und Verpflegungsstation.

Notstand. Man hat die in den siebziger Jahren in Deutschland arbeitslos sich umhertreibenden Menschen auf 200 000 geschätzt, in ihrer Gesamtheit eine wahre Landplage, wie sie in ähnlicher, ja vielleicht noch peinlicherer Weise in früheren Jahrhunderten (vor der Reformation) unser Vaterland bedroht hat. Diese große Zahl ist gemischt aus Leuten aller Stände, und im einzelnen haben die verschiedensten Ursachen den Betreffenden auf die Landstraße gebracht. Religiös-sittliche Verwilderung, Freiheitsgewährung der modernen Zeit an solche, welche ihr Lebtag einen Vormund nötig hätten, die Auflösung sozialer Verbände, ohne

daß an ihre Stelle ein Ersatz getreten war — das mögen die Hauptgründe der Verlotterung für die meisten sein. Es lassen sich unter ihnen zwei große, wesentlich verschiedene Klassen unterscheiden: die Hilflosen und die Liederlichen (Arbeitslustigen und Arbeitsscheuen). Im einzelnen Fall die Art des Betreffenden zu erkennen, den Faulen und Schlechten empfindlich zu strafen (für manchen derselben wäre Prügelstrafe sehr heilsam), dem Rat- und Hilflosen, aber Fleißigen wieder zu einer geordneten Existenz zu verhelfen, ist die für das ganze Übel bestehende doppelte Aufgabe, deren erster Teil der Obrigkeit, deren zweiter der christlichen Liebe anheimfällt.

Geschichte. Eine gewisse Art von Arbeiterkolonien richtete 1818 der holländische Arbeitsminister Jan van den Bosch in seinem Vaterlande ein, die jedoch, nicht auf christlicher Grundlage erbaut, bald in rein staatliche Korrektionsanstalten umgewandelt wurden.

Die Arbeiterkolonien der Neuzeit sind aus der herzlichen Barmherzigkeit und der erfinderischen Liebe des Pastors v. Bodelschwingh in Bielefeld hervorgegangen, welcher seit Jahren in seiner Epileptischen-Kolonie arme Wanderer speisen ließ, dabei tiefe Einblicke in deren Elend gewann und erkannte, daß Arbeitsgewährung die größte Wohltat und die Handhabe zur Rettung der Verlorenen und zur Bewahrung der Gefährdeten unter jenen Wanderern sein könne. Er begründete die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld 1882 (jetzt mit 236 Plätzen). Hiermit schien in der Hauptsache die Lösung der schwierigen Frage nach Beseitigung des überall als sehr drückend empfundenen Notstandes gegeben. Rasch verbreitete sich unter den eifrigen Bemühungen des Pastors v. Bodelschwingh, unter der Gunst der öffentlichen Meinung, der Behörden und einer Anzahl von Fachkonferenzen die Sache der Arbeiterkolonien. Es existieren jetzt in Deutschland 29 Arbeiterkolonien mit gegen 4000 Plätzen. Auch in außerdeutschen Ländern hat man die Einrichtung nachgeahmt.

Einrichtung und Arbeit. Die Arbeiterkolonien sind Anstalten der christlichen Liebe, die meisten evangelisch (dann event. mit tunlichster anderweiter geistlicher Versorgung der Katholiken), einige katholisch, von der Regierung resp. den Provinzialbehörden zum Teil namhaft unterstützt, jedoch diesen gegenüber frei in allen den Charakter und die innere Haltung der Anstalten berührenden Fragen. Niemand hat ein Recht, aufgenommen zu werden, niemand wird zum Eintritt gezwungen, niemand wird durch den Eintritt mit einem Makel behaftet. — Die Arbeiterkolonien haben den Zweck, arbeitslosen aber arbeitslustigen Männern durch Darbietung von Arbeit wieder zu den Anfängen einer ehrlichen Existenz zu helfen, durch christliche Einwirkung sie aus der Verlotterung resp. den Gefahren des bisher geübten Umherstreifens zu retten. Zugleich bieten sie ein Mittel, den bloß unglücklichen von dem liederlichen Wanderer zu scheiden und zu unterscheiden. Dem in längerer Arbeit Bewährten verhilft man tunlichst zu einem seinen Fähigkeiten entsprechenden anderweiten Fortkommen.

In allen Kolonien wird land- resp. forstwirtschaftliche Arbeit betrieben und zwar möglichst solche, welche, wie dies namentlich bei

größeren Meliorationsarbeiten der Fall, auch im Winter einer größeren Anzahl von Kräften zu tun gibt; außerdem werden die Kolonisten in den bei solchem Betrieb sich von selbst ergebenden Haus-, Bureau- und Handwerksarbeiten beschäftigt.

Der Unterhalt der Kolonien wird bestritten durch Subventionen, freiwillige Liebesgaben (beide namentlich auch bei der Anlage und ersten Einrichtung der Kolonie) und die Arbeit der Kolonisten.

Verwaltet wird sie durch einen Vorstand, der für das Detail einen geschäftsführenden Ausschuß bildet, in dem ein geistliches, mit der Seelsorge und der Oberleitung des erziehlichen Teils der Aufgabe betrautes Mitglied, sowie ein zweites, dem die ökonomische Obsorge zumeist zu übertragen ist, von besonderer Wichtigkeit sind. — Die Beamten der Kolonie bestehen aus dem Hausvater resp. Inspektor und dessen Gehilfen, beide vielfach den Brüderanstalten entnommen.

Die Aufnahme wird jedem arbeitsfähigen Mann ohne Unterschied der Konfession gewährt, unter Bevorzugung der Landesteile, welche zum Unterhalt der Kolonie beitragen. Der Aufzunehmende hat schriftlich anzuerkennen, daß er keine Ansprüche auf Aufnahme und Bleiben habe, daß er jederzeit entlassen werden könne, daß er den Preis seiner Kleidung abverdienen müsse — kurz, die ganze Macht ruht in den Händen der Verwaltung, deren Zufriedenheit sich der Kolonist durch sein Verhalten erwerben muß. Durch die Hausordnung, deren Strafmittel nur Entziehung kleiner Vergünstigungen, z. B. des Tabakrauchens, deren einzige ernstliche Strafe Entlassung ist, wird Schnaps, Widersetzlichkeit, Faulheit ausgeschlossen, Wohlordnung, Zucht, christliche Sonntagsfeier ꝛc. aufrecht erhalten. — Die Kleidung der Kolonisten ist nicht uniform, um jede Erinnerung an Strafanstalten fern zu halten. — Zur Strafe Entlassene sollen in einer andern Kolonie nur in Übereinstimmung mit der ersten wieder aufgenommen werden.

Sämtliche bestehende Kolonien haben einen Verband zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten geschlossen. Denn hier ist Einheitlichkeit des Handelns von besonderer Wichtigkeit. Literarisch wirkt eine Zeitschrift, früher „Die Arbeiterkolonie", jetzt „Der Wanderer" genannt, seit 1884.

Die Arbeit an den Kolonisten wird getan von dem Hausgeistlichen, welcher dem Vorstand angehört, Predigt und Seelsorge, Oberleitung der erziehlichen Einwirkungen, sowohl durch das Personal als durch die getroffenen Einrichtungen, sowie mancherlei mehr die persönliche Seite der Geschäftsführung berührende Pflichten übernimmt.

An den Hausvater müssen vor allem zwei Forderungen gestellt werden: daß er in erster Linie eine zur erziehlichen Beeinflussung erwachsener Männer geeignete christliche Persönlichkeit sei (ein kräftiger, fester, besonnener Mann) und sodann, daß er die von den Kolonisten zu tuende Arbeit, sowie die gesamte ökonomische Führung eines solchen Anwesens praktisch und aus dem Grunde verstehe. Ist eines dieser beiden Erfordernisse nicht genügend vorhanden, so ist der segensreiche Fortgang der Kolonie bedroht. Ersatz für Lücken auf der einen oder andern Seite der Aufgabe durch andere Persönlichkeiten ist immer nur ein Notbehelf.

Die Gehilfen sollen als der verlängerte Arm und zugleich als Auge, Mund, Fuß ꝛc. des Hausvaters tätig sein. Den einen derselben wird seine Gabe und bisherige Lebensführung mehr auf dies, den andern auf jenes Gebiet weisen; je mehr er von allen nötigen Eigenschaften, Fertigkeiten und Kenntnissen in sich vereinigt, desto brauchbarer ist er. Die Gehilfen haben auf dem Feld und in den Werkstätten mit- und vorzuarbeiten, Bureauarbeit zu tun, den Hausvater event. bei der Andacht zu vertreten, die Anstaltsbibliothek zu verwalten, vorzulesen, den Gesang und event. Elementarunterricht zu leiten, die Kleiderkammer, Krankenstube, Küche zu beaufsichtigen, event. zu besorgen.

Hilfskräfte für äußerliche Tätigkeiten sind aus den Kolonisten zu gewinnen. Es kommt auf sorgfältigste Auswahl und richtige Verwendung der Gaben und Kräfte dabei an. Nicht mehr Verantwortung auflegen, als der Betreffende tragen kann!

In den am Werktag knappen, am Sonntag reichlichen Freizeiten haben die Gehilfen Gelegenheit, den einzelnen gemütlich und unbefangen nahe zu kommen. Je mehr auch dazu die Gelegenheit benutzt und die Zeit ausgekauft werden muß, desto sorgsamer muß bei der anspannenden Tätigkeit durch Arbeitswechsel und Ablösungen für Erholung, geistige und leibliche Erquickung der Gehilfen gesorgt werden.

Als Regel gilt, daß die Kolonisten, sonderlich größere Gruppen derselben, nie ohne Aufsicht sein dürfen, und dies auch während der Nachtzeit und der Freizeiten.

Schwierigkeiten und Gefahren. In betreff der einzelnen Kolonisten hat man sich ebensowohl vor vertrauensseligem Optimismus als vor dem landläufigen polizeilichen Pessimismus zu hüten. Gesunde Augen zur Erkenntnis der Wirklichkeit sind da nötig. Kenntnis des Volkslebens und der Verhältnisse der Wanderbevölkerung tun besonders gute Dienste.

Für die einzelne Kolonie ist besonders darauf zu halten, daß der erziehliche Zweck des Ganzen der erste und beherrschende bleibe und nicht die ökonomische Leistung der Maßstab für die Tüchtigkeit der Anstalt werde. Freilich bleibt es auch wahr, daß um arbeitsentwöhnten Menschen wieder zur bürgerlichen Existenz zu verhelfen, die stramme, gründliche Arbeit mit in der ersten Reihe der anzuwendenden Mittel steht, ja wohl das Haupthilfs- und Erziehungsmittel zu diesem Zweck ist.

Die Arbeiterkolonien haben zeitweilig in großer Gunst gestanden bei Behörden, in der öffentlichen Meinung ꝛc. Im Urteil über sie hat nicht immer Nüchternheit gewaltet; man tat, als wäre mit ihnen das Allheilmittel gegen die Armut oder doch den Wanderbettel gefunden. Man vergaß dabei, daß viele Wanderer sich gar nicht helfen lassen wollen, und daß sie sowohl mit List immer wieder dem Gesetz entschlüpfen als auch der Liebe spotten. Sodann hat man vergessen, daß es steter Treue, Energie, Vernunft und Liebe Tausender von Menschen bedarf, um das ganze Netz von Anstalten für die Wanderer in Stand und Gang zu erhalten. Bei solch weiter Verzweigung des Apparates ist das aber nicht zu erreichen. Dazu kommt noch, daß die Gesetzgebung stets willig bleiben

muß, die fortwährend neu sich erhebenden Fragen zu lösen, und die staatlichen Körperschaften bereit sein müssen, immer wieder zu helfen. Diese Voraussetzungen treffen aber nicht zu, wie die Erfahrung gelehrt hat. So mußte ein Rückschlag kommen. Auch nach demselben sind die Arbeiterkolonien und die Verpflegungsstationen wichtige und nützliche Anstalten und werden es auch bei vielfach veränderten Verhältnissen bleiben. Aber es ist gut, daß die hochgesteigerten Anschauungen mancher einer nüchternen Betrachtung gewichen sind.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Asyle für Obdachlose, wie sie in einigen Großstädten Deutschlands bestehen, gewähren heimatlos Umherirrenden wenigstens für einige Nächte Schutz und Unterkunft, aber keine Arbeit, und also weder Anstoß zum Herauskommen aus dem Elend noch Prüfungsmittel, ob die Betreffenden wirklich sich aufraffen wollen.

Die Anti-Bettelvereine verhindern, daß ihre Mitglieder beliebig an den Türen Almosen austeilen. Bei dieser Verteilung steht sich der geriebene und freche Vagabund immer weit besser, als der noch ungeübte und relativ unverdorbene Neuling. Die verhältnismäßig bescheidenen Gaben der Vereine werden an einer bestimmten Stelle, entweder in Geld oder Speisung, gespendet. — Doch ist die Organisation dieser Vereine nicht einheitlich durchgeführt, auf dem Lande fehlen sie fast ganz. Auch sind sie wohl mehr dazu eingerichtet, um die Geber vor der Belästigung durch die Bettelplage zu schützen, als um dem Elend der Bettler abzuhelfen. So ist ihre Wirksamkeit eine sehr mangelhafte.

Besser sind die 1880 vom damaligen Oberamtmann, jetzigen Präsidenten Huzel in Württemberg vielfach eingeführten Naturalverpflegungsstationen (Nachtquartier, Speisung). Aber auch hier fehlte die Forderung der Arbeitsleistung für die empfangene Gabe, konnte wenigstens nicht durchgeführt werden. Die Notwendigkeit und Zahl der Stationen steigt und fällt natürlich je nach dem Arbeitsmarkt sowie der allgemeinen Situation.

Die Naturalverpflegungsstationen nach Bodelschwinghs Angaben leisten, wenn in Treue verwaltet, das hier überhaupt Mögliche. Sie bieten Nachtquartier und Speisung, verlangen aber dagegen eine entsprechende Arbeitsleistung (Holzstall, Steinklopfen, irgend welche Arbeit, die indes stets reellen Nutzen haben muß). Wo Arbeit schwer zu beschaffen war, hat sich zuweilen schnell und reichlich solche gefunden, wenn der betreffende Arbeitgeber keinen Lohn dafür zu zahlen brauchte, oder wenn dem Stationshalter für Ermittelung passender Beschäftigung eine kleine Geldprämie bewilligt wurde. Ferner muß mit der Station eine Nachweisungsstelle für dauernde Arbeit verbunden sein. Solche Stationen werden am besten von den Kommunen eingerichtet. Das ganze Netz derselben dient dazu, eine große Zahl von Arbeitslosen in Arbeitsscheue und Arbeitswillige zu scheiden, letztere für kürzere oder längere Zeit mit Arbeit zu versehen. Für solche, welche durch diese Hilfe allein noch nicht wieder auf einen grünen Zweig kommen können, sind sie Etappen zur Arbeiterkolonie.

Die Verschmelzung der Verpflegungsstationen mit Her-

bergen zur Heimat ist eine Sache von fraglichem Wert. In der Großstadt geht es nicht. Jedenfalls bewähren sich die Verpflegungsstationen in anderweiten Wirtschaften, schon wegen der Versuchung zum Schnapstrinken, nicht. Es müssen meist besondere Veranstaltungen getroffen werden. An kleineren Orten kann eine Verbindung beider Anstalten stattfinden.

Sodann ist es fraglich, ob freiwillige Arbeitsscheine und Arbeitsbücher bei den Gästen der Stationen eingeführt, und von den Stationshaltern resp. Herbergsvätern unterschrieben und untersiegelt, wirklich den Erfolg haben, die bessere Sorte der Arbeiter im Unterschied von den schlechteren kenntlich zu machen. Man sagt, die schlechtesten hätten immer die besten Papiere, weil sie resp. ihre Freunde sich am besten auf die Fälschungen verstehen.

Ziel und Segen. Beseitigung resp. Verringerung der Bettelplage ist der augenfälligste Effekt dieser Veranstaltungen. Das Wertvolle dieser Wirkung besteht aber darin, daß durch die Kur nicht neue Krankheiten erzeugt, daß nicht der Teufel durch Beelzebub vertrieben wird, sondern daß man einen wirklichen Weg zur gründlichen Heilung des Schadens beschritten hat: Entlarvung der Schlechten, Liederlichen, Arbeitsscheuen, Darbietung von Gelegenheit zu einem neuen Anfang, sowohl im Herzensgrund als im äußeren Leben, für die besseren Elemente; und das alles auferbaut auf der Grundlage christlicher Barmherzigkeit.

§ 63. Gefangenen- und Entlassenenpflege.

Notstand. In den Gefängnissen kommt die unterste Hefe der verderbten Menschheit zusammen, beide Geschlechter, alle Alter, alle Arten von Verbrechen sind da vertreten — welche Summe von Elend! Der Zweck des Aufenthalts im Gefängnis ist Strafe und Besserung. Tatsächlich waren und sind die Gefängnisse vielfach Hochschulen des Lasters. Alle Versuche und Veranstaltungen im Gefängniswesen haben den Zweck, diesen großen Mißstand auszuschließen und jene beiden Zwecke zu erreichen. Früher, d. h. bis vor 100, ja bis vor 50 Jahren, waren es reine Strafanstalten, etwaige Besserung wurde nur durch die Tatsache der Strafe bezweckt, seitdem sucht man die Strafe absichtlich immer mehr so zu gestalten, daß sie der Besserung dient. Doch ist sehr darauf zu achten, daß sie dabei nicht unversehens den Charakter der Strafe verliert.

Der hier vorliegende Notstand teilt sich in einen solchen der Gefängnisse und der Gefangenen. Zu dem ersteren gehören unvollkommene äußere Einrichtungen, Mängel der Verwaltung, das Fehlen von Unterricht und Gottesdienst rc. Den zweiten bildet die Summe der Sünde, des Elends, welche in den Persönlichkeiten der Gefangenen vorliegt. — Auf beiderlei Notstand hat die Innere Mission ihr Augenmerk gerichtet und tatsächlich schon große, wenn auch im Vergleich zur Not viel zu geringe Erfolge gehabt.

Geschichte. Die gesamte Besserung des modernen Gefängniswesens verdankt privater, christlicher Anregung ihr Dasein. Erst durch

sie ist der Staat auf seine Pflicht aufmerksam und zu ihrer Erfüllung angeregt worden.

Von Persönlichkeiten sind dabei zu nennen: der englische Richter John Howard (1726—1790), der in England und in ganz Europa durch persönliche Kenntnisnahme den Zustand der Gefängnisse erforschte, als ein Herold zur Besserung der Verhältnisse aufrief und in der Krim am Gefängnisfieber starb. — Ein ähnliches Wirken entfaltete die englische Quäkerin Elisabeth Fry (1780—1845), welche die Gefängnisse Englands und ganz Europas bereiste und namentlich andere, deren Lebensstellung ihnen eine direkte Einwirkung auf das Gefängniswesen gestattete, anregte. — So vor allen auch den Pastor Th. Fliedner, welcher sich in Deutschland zuerst nachdrücklich und mit Erfolg der Sache annahm durch persönliche, jahrelange, hingebungsvolle, rein private seelsorgerliche Tätigkeit im Gefängnis zu Düsseldorf (wohin er von Kaiserswerth alle 14 Tage ging), durch Begründung der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft und durch Errichtung eines Magdalenenasyls für entlassene weibliche Sträflinge und Gefallene. — Gleichfalls mit durch Elisabeth Fry wurde Wichern angeregt, der in seiner Brüderanstalt Männer erzog, welche u. a. auch als Aufseher in den Gefängnissen dienen sollten, und der namentlich durch seine Berufung ins Ministerium 1857 einen amtlichen Einfluß auf die Gestaltung des Gefängniswesens erhielt.

Von gekrönten Häuptern, welche dieser Sache ein besonderes Interesse zuwandten, sind zu nennen: König Oskar I. von Schweden (Sohn des Generals Bernadotte, geb. 1799, † 1859), der schon als Kronprinz 1841 ein diesbezügliches wissenschaftliches Werk schrieb, und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dessen persönlichen Wünschen namentlich die Einführung der Einzelhaft in Preußen (Moabit) entsprach.

Von Vereinen sind für uns die wichtigsten: die 1776 gegründete „Philadelphische Gesellschaft zur Hilfe für die unglücklichen Gefangenen", deren Wahlspruch Matth. 25 war. Sie machte sich zur Aufgabe, Gefangene zu besuchen, die Ursachen der Verbrechen zu erforschen, um dadurch auf deren Verhütung einwirken zu können und den Einfluß klarzustellen, welchen die Behandlung der Gefangenen auf ihre Besserung ausübe. Durch ihre Erfahrungen kam sie zur Empfehlung der Einzelhaft, die auch endlich, zuerst in Pennsylvanien, durchgesetzt wurde. — In Deutschland ist die 1826 von Fliedner begründete, noch heute in Blüte stehende Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft die Anregerin der wesentlichsten Fortschritte geworden. An ihren Arbeiten und Beratungen nahmen ebensowohl Mitglieder der betreffenden Behörden als Freunde der Sache teil.

Einrichtung und Arbeit. Um bestimmen zu können, wie die Innere Mission ihre Tätigkeit in den Gefängnissen einzurichten hat, ist die Gewinnung eines Einblicks in das Gefängniswesen selbst nötig.

Im deutschen Strafgesetzbuch wird unterschieden zwischen:

Verbrechen (welches bestraft wird mit Tod oder mit Zuchthaus, 1 bis 15 Jahre lang oder lebenslänglich, stets mit Zwangsarbeit);

Vergehen (welches bestraft wird entweder mit Gefängnis, 1 Tag

bis 5 Jahre, event. mit angemessener Beschäftigung; oder mit Festung, 1 Tag bis 15 Jahre oder lebenslang, unter Beaufsichtigung der Lebensweise und Beschäftigung);

Übertretung (welche bestraft wird mit Haft von 1 Tag bis 6 Wochen, einfache Freiheitsentziehung).

Diese Bestimmungen erleiden für Landstreicher &c. und jugendliche Personen einige Abänderungen.

Das gesamte Gefängniswesen steht in den deutschen Ländern unter den betreffenden Ministerien des Innern oder der Justiz.

Die Zuchthäuser und Gefängnisse, auf die es uns hier vor allem ankommt, haben als obersten Beamten je einen Direktor (Jurist oder gewesenen Militär); für Predigt und Seelsorge ist ein Geistlicher, event. für den Unterricht ein Lehrer angestellt; für den Kleindienst Inspektoren, Oberaufseher und Aufseher.

Sehr wichtig für den Besserungszweck ist die leider noch zu wenig durchgeführte Einzelhaft (musterhaft in Bruchsal, Nürnberg, Moabit, Plötzensee, Hannover). Sie bestand ganz zu Anfang nach dem System der pennsylvanischen Einsamkeitshaft in völliger Abgeschlossenheit des Gefangenen, die weder durch Arbeit, noch durch Unterricht, noch durch Besuche unterbrochen wurde. Diese Weise erwies sich als unrichtig und existiert nirgends mehr. Die deutsche Einzelhaft trennt den Gefangenen stets (in Zelle, Kirche, Schule, Spazierhof — durch Zwischenwände zwischen den Sitzen oder durch Bedeckung des Angesichts mit einer Maske —) von seinen Mitgefangenen, aber sie gibt ihm Arbeit (auch Lektüre) und verhältnismäßig zahlreiche Besuche des Gefängnispersonals; von Zeit zu Zeit auch seiner nächsten Angehörigen. Diese Einzelhaft bewahrt den einen vor der sittlichen Ansteckung durch den andern, gibt ihm Gelegenheit zur Sammlung und Einkehr und verhütet spätere unwillkommene Bekanntschaften derer, welche in einem Gefängnis gesessen haben. In den meisten, namentlich großen deutschen Gefängnissen, besteht das kombinierte System; ein Teil der Gefangenen hat Kollektiv-, ein anderer Einzelhaft. Man isoliert dann gewöhnlich die besten und schlechtesten.

Die wichtigsten Einwirkungen, welche nach alledem die Innere Mission auf das Gefängniswesen ausüben konnte und kann, bestehen in vier Stücken:

In Beeinflussung der Gefängniseinrichtungen, Empfehlung der Einzelhaft, Dringen auf deren konsequente Durchführung und zweckentsprechende Gestaltung, kurz Behandlung der Sache in Wort und Schrift zur allseitigen Förderung.

In Hinwirkung auf Anstellung von Geistlichen und Lehrern, resp. in Mitwirkung und Beihilfe dazu. In diesen beiden Richtungen ist namentlich durch die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft viel geschehen. Auch die Gewährung von Hilfsmitteln zur Seelsorge, namentlich durch Stiftung von geeigneten Bibliotheken, Darbietung von Erbauungsblättern für die Gefangenen, gehört hierher.

In Erziehung und Darbietung eines geeigneten Aufsichtspersonals. Gewöhnlich werden ausgediente Militärs dazu

verwendet. Sie sind in vieler Beziehung sehr brauchbar, weil an Ordnung, Gehorsam 2c. gewöhnt. Allein betreffs der christlichen Gesinnung, der pädagogischen Befähigung und Lust und Liebe sieht's meist sehr traurig aus. So stellte man denn namentlich durch Wicherns Einfluß hier und da, namentlich in Moabit, Brüder an. Sie waren als Aufseher ganz und gar staatliche Beamte und nur der Leitung ihrer Vorgesetzten unterstellt. — Man hat an einigen wenigen Stellen, z. B. in Mecklenburg, auch Diakonissen in den Weibergefängnissen verwendet. Aber alles in allem genommen sind noch nicht hundert Leute der Inneren Mission in solchen Stellungen tätig gewesen. Die früher gehegten Hoffnungen auf zahlreichere Anstellung haben sich nicht verwirklicht. Neuerdings hat der Centralausschuß für Innere Mission die Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen in die Wege geleitet, wozu sich die Behörden freundlich gestellt haben.

In Erwirkung der Erlaubnis, daß auch Mitglieder von Gefängnisvereinen, Diakonen, Diakonissen regelmäßig die Gefangenen besuchen und namentlich einen Einfluß für die Zeit nach der Entlassung zu gewinnen suchen. Selbstverständlich müssen alle in dieser Weise tätigen Personen durch Charakter und Vereinsangehörigkeit dem Staat sichere Garantien bieten, daß sie ihren Zutritt ins Gefängnis in keiner Weise mißbrauchen.

In der Hauptsache ist die Tätigkeit der Geistlichen, Lehrer und Aufseher an den Gefängnissen durch staatliche Instruktionen geregelt. Die Innere Mission kann hier keinen anderen Einfluß als einen solchen auf die Gesinnung, die Treue, den Missionsgeist, den Ernst, mit welchem das Ziel erstrebt wird, haben.

Einen viel freieren Spielraum als bei den Gefangenen hat die christliche Liebestätigkeit bei den Entlassenen. Sie wird von besonderen organisierten Vereinen, namentlich unter Beihilfe der Geistlichen, versucht.

Die Pflege der Entlassenen gestaltet sich folgendermaßen.

Auf dem Gefangenen lastet die Strafe der Gegenwart, das peinigende Bewußtsein der Vergangenheit, die Hoffnungslosigkeit der Zukunft. Die Gefängnisseelsorge ist wesentlich dazu da, um die beiden ersten Momente für den Gefangenen heilsam werden zu lassen. Indessen wird der Blick in die Zukunft, je nach dem er ausfällt, dabei von wesentlichem Einfluß sein. Auf die Gestaltung der Zukunft aber wird nichts so sehr einwirken, als die Familienverhältnisse, welche der Entlassene zu Hause vorfindet, und die Möglichkeit eines ehrlichen Broterwerbes.

Deshalb gilt's vor allem, die Familie in Pflege zu nehmen, schon während der Angehörige seine Strafzeit verbüßt. Äußeres Elend, sittliche Verkommenheit, Trauer oder Wut über den Fall des Angehörigen, Gefahren des Alleinstehens 2c. bieten da die Anknüpfungspunkte. Oft wird auch durch die Beratung oder Führung der Korrespondenz zwischen der Familie und dem Gefangenen ein günstiger Einfluß zu gewinnen sein.

Der Entlassene selbst aber muß je nach seiner inneren oder äußeren Stellung beeinflußt werden. Für die meisten wird es haupt-

sächlich nötig sein: sie in ihrer Familie in die rechte Stellung zu bringen, ihnen Arbeit zu verschaffen, ihr durch Gefängnisarbeit etwa Erspartes zu verwalten, sie zu beraten, zu trösten, zu warnen, Fürsprache einzulegen, wo ihnen Härte oder ungerechtes Mißtrauen begegnet u. s. w. Zeigen sich für Existenz und Fortkommen an einem Ort Schwierigkeiten, so gibt die Organisation der Vereine die Möglichkeit, dem Betreffenden an anderem Ort eine Stätte zu bereiten.

Zur ersten Zuflucht nach der Entlassung dienen für Männer besondere Asyle oder Arbeitsstätten, für Frauen gewähren oft die Magdalenien oder besondere Anstalten, namentlich die „Frauenheime", den passenden Übergang ins gewöhnliche Leben, da ihnen hier Gelegenheit zur Arbeitserlernung und Bewährung geboten wird.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptschwierigkeit besteht natürlich in der Sündhaftigkeit, Verdorbenheit und Herzenshärtigkeit derer, die aus der Verlorenheit dem Herrn gewonnen werden sollen.

Eine zweite in der Massenhaftigkeit des Verderbens, in der riesengroßen Zahl der Verlorenen (wenn man bedenkt, welche Hilfe oft ein einziger Mensch bedarf).

Eine dritte in der ehernen Gesetzlichkeit der staatlichen Einrichtungen, welche, an sich durchaus nötig, der Wirksamkeit des Evangeliums nur kümmerlichen Einfluß gewähren kann, mehr noch in der unchristlichen Richtung und Strömung, welche unter den Beamten aller Art vielfach herrscht.

Eine vierte in dem Unverstand, der Lieblosigkeit und Faulheit derjenigen, welche eigentlich zur Rettung die Hand reichen sollten. Die Geschichte aller Vereine für Entlassenenpflege bestätigt es, wieviel durch die Lauigkeit, den Pharisäismus der Mitglieder versäumt wird, die von jedem Mißerfolge sich abschrecken lassen, müde werden rc. Die Vereine sind schwer am Leben und bei Kraft zu erhalten.

Eine fünfte in dem Mißtrauen und der Abneigung der Arbeitsgenossen, unter die sie versetzt werden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alles, was zur Erziehung und Bewahrung des heranwachsenden Geschlechts, zur Bewahrung aller Gefährdeten und zur Rettung der Verlorenen dient, hat bei günstigem Erfolg einen Einfluß auf die Verminderung der Verbrechen. Besonders großen und direkten Einfluß hierauf haben namentlich alle Bestrebungen gegen den Branntwein, gegen die Prostitution und gegen das Vagabundenwesen.

Ziel und Segen. Verminderung der Zahl der Verbrecher, namentlich der rückfälligen, und Rettung sowie namentlich Rehabilitierung der einzelnen für Beruf und Familie ist das Ziel der Gefangenen- und Entlassenenpflege.

Siebentes Kapitel:

Pflege der Gebrechlichen und Kranken.

§ 64. Taubstummenanstalt.

Notstand. Die Taubstummheit hat nicht, wie Laien oft meinen, ihren Grund in irgend einem Fehler der Sprachorgane (etwa einer angewachsenen Zunge ꝛc.), sondern vielmehr in einem Fehler der Gehörorgane. Weil die Betreffenden taub geboren oder in frühester Kindheit taub geworden sind, können sie nicht sprechen; denn Reden lernt man durchs Hören. Die meisten Taubstummen sind taub geboren; andere werden infolge der gewöhnlichen Kinderkrankheiten (Masern, Scharlach ꝛc.) taub. Da diese und andere Ursachen der Taubheit mit mangelnder körperlicher Pflege in gesunden und kranken Tagen zusammenhängen, so erklärt sich die Tatsache, daß Taubstummheit viel häufiger in armen, als in wohlhabenden Familien vorkommt. Auch aus Ehen blutsverwandter Personen gehen häufig taubstumme Kinder hervor; merkwürdigerweise nicht aus Ehen taubstummer Personen, während bloße Schwerhörigkeit sich leicht vererbt. — Heilung der Taubheit, welche nicht in äußeren Ursachen, sondern wirklicher Krankheit der Organe ihren Grund hat, ist der medizinischen Wissenschaft noch nicht gelungen; höchstens hat letztere die Schwerhörigkeit zu mildern vermocht. — Da das Wort der Träger des Geistes und das Verkehrsmittel der Menschen untereinander ist, so ist klar, wie sein Mangel den Taubstummen, wenn man sich seiner nicht besonders annimmt, jeder höheren geistigen Ausbildung beraubt und ihm das Einnehmen und Ausfüllen eines Platzes unter seinen Mitmenschen unmöglich macht.

Es gibt in Deutschland etwa 40000 Taubstumme. Mit der im ganzen doch etwas fortschreitenden Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse nimmt die Zahl der Taubstummen langsam ab.

Geschichte. Die beiden wichtigsten Männer für die Geschichte der Taubstummenbildung sind Abbé de l'Epée und Samuel Heinicke.

Charles Michel de l'Epée (1712—1788) lebte in Paris, war Geistlicher, widmete sich aber ganz der Erziehung der Taubstummen, und nachdem er sich schon seit 1765 mit der Taubstummensache beschäftigt hatte, gründete er 1770 eine Anstalt. Er erfand eine künstliche Gebärden- und Zeichensprache, welche die Lautsprache der Vollsinnigen ersetzen sollte. Er war ein Mann voll Eifer und Hingebung für das Wohl seiner Pflegebefohlenen.

Im Unterschied von ihm legte Samuel Heinicke (1729—1790), erst Lehrer in Eppendorf bei Hamburg, dann Vorsteher der Taubstummenanstalt in Leipzig, das Hauptgewicht auf Erlernung und Gebrauch der Lautsprache, weil sie die einfachste Form für die Gedanken, sowie auch das wirksamste Verständigungsmittel mit Vollsinnigen sei. Er fing 1754 oder 1755 an, der Taubstummen sich anzunehmen, 1778 eröffnete er eine Anstalt.

Während indessen de l'Epée durch offene Darlegung seines Verfahrens alle Welt für sich und seine Methode gewann und auch wirklich große Erfolge erzielte, wollte Heinicke seine Methode nur gegen eine hohe Kaufsumme mitteilen. Dies war natürlich der Verbreitung seiner Anschauungen sehr hinderlich, so daß die französische Methode in der ganzen Welt, mit Ausnahme Deutschlands, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die meisten Anhänger hatte. Seitdem vollzog sich ein Umschwung soweit, daß jetzt selbst in Frankreich die Lautsprechmethode Heinickes geübt wird.

Von besonderem Einfluß war dabei der Inspektor der Taubstummenanstalt in Weißenfels, Namens Hill, und derjenige der Taubstummenanstalt in Riehen bei Basel, Namens Arnold. Während ersterer neben seinem praktischen Wirken durch treffliche Schriften für die Sache eintrat, zeichneten den letzteren unübertroffene Erfolge in der Lautsprache und christlicher Sinn vor andern aus.

Die Taubstummenlehrer haben sich in Deutschland und auch international zu einer Konferenz zusammengeschlossen. Der erste deutsche Taubstummenlehrer-Kongreß wurde 1884 in Berlin gehalten. Der erste internationale hat 1878 in Paris stattgefunden.

Einrichtung und Arbeit. Die gesamte Fürsorge für den Taubstummen hat den Zweck, denselben der Ausnahmestellung, in welche er durch sein Leiden gekommen ist, zu entnehmen. Man sorgt für seine geistige Ausbildung und leitet ihn an, sein bürgerliches Fortkommen zu finden.

Die Familie kann dazu in den meisten Fällen nur vorbereiten und die Grundlagen legen: sie kann namentlich die körperliche Entwicklung des Kindes fördern und günstig beeinflussen. Das geistige Leben des taubstummen Kindes empfängt in den ersten 6—7 Jahren hauptsächlich die Nahrung, welche sich durch den Gesichtssinn vermittelt. Zum Verkehr resp. zur Verständigung, fast nur über die äußeren Angelegenheiten des Lebens, dient ihm die bald von seiner Umgebung verstandene natürliche Gebärdensprache.

Die gewöhnliche Volksschule kann, wie die Verhältnisse liegen, meistens nichts für das taubstumme Kind tun. Man hegte in den zwanziger und dreißiger Jahren die Hoffnung, den Unterricht der Volksschule so einrichten zu können, daß auch Taubstumme bis zu einem gewissen Grad dort ihre Ausbildung empfangen könnten. Es zeigte sich indessen, daß dies unausführbar war; man hätte die vielen hörenden Kinder um der wenigen Taubstummen willen dabei vernachlässigen müssen.

Die Taubstummenanstalt wird der Regel nach die eigentliche Ausbildung leisten müssen. Die Aufnahme sollte hier mit dem 7. Jahre erfolgen, der Aufenthalt mindestens bis zum 14. oder 15. Jahre dauern. Die in einigen Staaten durchgeführte Schulpflichtigkeit der Taubstummen muß in deren Interesse allgemein erstrebt werden. Die Eltern müssen angehalten werden, entweder in der betreffenden Landes-Taubstummenanstalt oder durch Privatunterricht oder in einer andern anerkannten Anstalt ihrem Kinde die mögliche Ausbildung zu gewähren. Weichliche Liebe, deren

Früchte für Eltern und Kind später sehr bitter werden, läßt sich hier oft die größte Vernachlässigung zu schulden kommen. Die Taubstummenanstalt kann Internat oder Externat sein oder eine aus beiden gemischte Einrichtung haben. Jede dieser Weisen hat ihre Vorzüge und Schattenseiten. Je nach den Umständen wählt man die eine oder die andere. Jeder geistig und körperlich im übrigen normale Taubstumme kann in der Anstalt soweit gefördert werden, daß er schreiben, lesen, rechnen kann, zu Gott beten und ihn fürchten lernt und überhaupt diejenige geistige Reife gewinnt, um ein nützliches, braves und frommes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Nach der Schulzeit muß der Knabe in die Lehre, das Mädchen, wenn es nicht im eigenen Hausstand Verwendung findet, in Dienst gebracht werden, wo sich die Anleitung zu bürgerlicher Brauchbarkeit ganz in der gewöhnlichen Weise vollzieht.

Wer das wahre Wohl eines Taubstummen befördern will, der sorge dafür, daß er diesen Lebensgang nimmt und nicht durch Vernachlässigung oder Verwöhnung von seiten der Eltern Schaden hat.

Der wichtigste Teil des Taubstummenunterrichts ist der sprachliche, weil mit der Sprache allein das ausreichende Mittel zu allem nötigen Unterricht gegeben ist. Da dieser letztere in denselben Fächern und wesentlich in derselben Weise wie in der Volksschule erteilt wird, so begnügen wir uns mit einer Darstellung des Sprachunterrichts. — Das Kind kommt zur Schule mit der natürlichen Gebärdensprache, welche als erstes Verständigungsmittel zwischen Lehrer und Schüler dienen muß. Von Anfang hat es der Unterricht jedoch auf Erzielung der Lautsprache abgesehen, im gleichen Schritt mit deren Erlernung muß die Gebärdensprache zurücktreten und später ganz unterlassen werden.

Um das taubstumme Kind die einzelnen Buchstaben sprechen zu lehren, muß der Lehrer selbst genau wissen, wie dieselben zustande kommen. Dies geschieht aber durch den Luftstrom der Atmungswerkzeuge und durch bestimmte Stellungen und Bewegungen der Sprachwerkzeuge (Kehle, Zunge, Kiefer, Gaumen, Lippen, Nasenhöhle). Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, nimmt der Lehrer den Taubstummen vor sich, spricht einen Laut aus, macht ihn auf die dabei eintretende Lage der Zunge, die Stellung der Lippen und Zähne aufmerksam und läßt ihn die bei den einzelnen Lauten hervorgerufene Luftströmung fühlen, indem er die Hand des Schülers an seinen Kehlkopf, an seine Brust oder vor seinen Mund hält. — Nun läßt er den Schüler die gezeigte Mundstellung nachahmen, einen Ton aus der Brust herausstoßen, der sich dann in den richtig stehenden oder tätigen Sprechorganen zu dem gewollten Buchstaben gestaltet. Oft kostet das viele, vergebliche Versuche und lange Zeit; es kann Monate dauern, ehe das Kind einen oder den andern schwierigen Buchstaben aussprechen lernt. — Nach der Entlockung der einzelnen Laute folgt die Verbindung zu Silben und Worten. — Und damit geht Hand in Hand die Gewöhnung, von dem Munde des Lehrers die Worte abzulesen. Gutgeschulte und begabte Taubstumme bringen es auf diese Weise im Sprechen und Vommundablesen zu einer erstaunlichen Fertigkeit.

Mit der Sprache hat der Taubstumme die Türe zu allem Wissenswerten gewonnen. Doch bleibt natürlich die nicht durch das Gehör vermittelte Sprache stets etwas Schwieriges und relativ Unvollkommenes, so daß es begreiflich ist, daß der Unterricht eines Taubstummen in anderen Gegenständen, namentlich bei weniger Begabten oder gar geistig Beschränkten um so weniger Frucht zeigt, je geistiger, abstrakter (und nicht durch sinnliche Anschauung unterstützt) der Inhalt der Lehrgegenstände ist (so ist Katechismusunterricht wesentlich schwerer als biblische Geschichte).

Schwierigkeiten und Gefahren. Es ist darauf zu halten, daß die gesamte Erziehung des Taubstummen die Kluft ausfülle, welche zwischen ihm und dem Vollsinnigen besteht, nicht sie erweitere; durch alle Methoden und Einrichtungen muß man seine Selbständigkeit, nicht seine Abhängigkeit erstreben (wenn letztere vielleicht auch für den ersten Augenblick dem Taubstummen oder seiner Umgebung bequemer wäre). Das konsequente Festhalten dieses Ziels ist schwer und verlangt oft große Energie.

Eine Gefahr besteht darin, daß durch eigene Trägheit, ungeeignete Umgebung ꝛc. dem Taubstummen später der geistige Besitz verloren geht, welchen er sich während der Schulzeit mühsam angeeignet hat. Erweckung und Wacherhalten der Strebsamkeit und Versetzung in eine zweckdienliche Umgebung sind dabei die einzig wirksamen Gegenmittel.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Tunlichster Anschluß an die Anstalt, worin der Taubstumme seine Ausbildung genossen hat, ist für diesen von großem Wert.

Zwei Mittel sind dazu namentlich vorhanden: die Gottesdienste für Taubstumme mit Predigt und Abendmahl, welche hier und da eingerichtet sind. Wenn dieselben indessen in einer Großstadt für Hunderte von Taubstummen stattfinden (Berlin), so wird damit leicht mehr geschadet wie genützt. Der Gottesdienst wird für viele nur Vorwand, die Freuden der Residenz zu genießen, und an das Geistliche hängen sich zahlreiche Mißstände sittlicher Art an. Durch den Anschluß dieser Gottesdienste an die heimische Bildungsanstalt in kleineren Orten würde den meisten bedenklichen Auswüchsen vorgebeugt werden.

Sodann sind Vereine für das sittliche und materielle Wohl der aus den Anstalten bereits Entlassenen von großer Bedeutung, namentlich wenn dadurch die Anstaltsleitung Anlaß und Mittel erhält, sich der Verlassenen, Unbeholfenen, Gefährdeten unter den früheren Zöglingen wirksam anzunehmen. Auch Legate und von der Regierung zur Verfügung gestellte Fonds können diesem Zweck dienen.

Als verwandte Bestrebungen möchten auch die Versuche zur Heilung der mancherlei Sprachgebrechen (Stottern, Stammeln ꝛc.) zu nennen sein. Das Stottern — häufiger beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht, namentlich nach dem Schulalter — ist eine krampfhafte Sprechstörung, auf der Vorstellung beruhend, daß man nicht normal sprechen kann. Das Vertrauen zu seinem Sprechvermögen muß dem Kind

durch sachkundige Übung wiedergegeben werden. Auf Anregung A. Gutzmanns in Berlin sind in den Schulen viele Stotternheilkurse eingerichtet worden. Dieser, wie R. Denhardt in Eisenach, sind die bekanntesten Autoritäten auf dem Gebiet der Sprachgebrechen. — Stammeln bezeichnet ein Sprachgebrechen in Bezug auf einzelne Buchstaben. Die Heilung geschieht auf ähnlichem Weg wie bei dem Stottern.

Ziel und Segen. Da die den Taubstummen von den übrigen Menschen trennende Schranke — die Gehörlosigkeit — nicht aufgehoben, geheilt werden kann, so muß man suchen, für seinen Geist Verkehrswege an dieser Schranke vorbei zu eröffnen, wie sie durch die Artikulationsmethode und das Ablesen vom Munde gegeben sind. Dies das erste und nächste Ziel der Erziehung. Im übrigen bleibt auch für den Taubstummen das Ziel der Erziehung dasselbe, wie für jeden andern: Tüchtigwerden für das Leben in dieser und jener Welt.

§ 65. Blindenanstalt.

Notstand. Der Notstand der Blinden erweckt durch die äußerlich hervortretende Hilflosigkeit und Abhängigkeit die Teilnahme aller. So sagt man ja auch im Sprichwort: ein blinder Mann, ein armer Mann. Als Erblindungsursachen sind zu nennen: Augenentzündung der Neugeborenen, die Folgen der gewöhnlichen Kinderkrankheiten, Skropheln, ägyptische Augenkrankheit, äußere Verletzungen, Überanstrengung, der grüne, der graue Staar ꝛc. Fast die Hälfte aller Erblindungen wäre heilbar, wenn zeitig die rechte Hilfe angewendet würde. Dies gilt namentlich bei Augenentzündung der Neugeborenen und ägyptischer Augenkrankheit, welche den stärksten Prozentsatz der Erblindungen verursachen. Eine starke Verminderung haben die Erblindungen seit Einführung der Schutzpockenimpfung erfahren.

Auch Blindheit ist in den weitaus meisten Fällen ein Leiden der Armut, da hier am meisten die Vernachlässigung und die Anwendung törichter Heilmittel, wodurch die Gefahr erst ihren verderblichen Charakter bekommt, zu Hause sind.

Es gibt in Deutschland etwa 40000 Blinde. Mit der fortschreitenden Kultur und Besserung der Gesundheitspflege im allgemeinen vermindert sich auch die Zahl der Erblindungen.

Geschichte. Die ersten, welche anstaltliche Pflege und Fürsorge den Blinden zugewendet haben, waren Valentin Hauy und J. W. Klein.

Valentin Hauy in Paris (1756—1822) wurde durch Blinde, die in lächerlichem Aufzug Musik machten, ebensowohl auf die Hilfsbedürftigkeit als auf die Bildungsfähigkeit der Blinden aufmerksam gemacht und in seiner Ansicht in betreff der letzteren wesentlich bestärkt durch eine in Paris auftretende Wiener blinde Musikvirtuosin Theresia von Paradis. Seine Versuche des Blindenunterrichts fanden viel Beifall. Hauy regte in Berlin die Gründung einer Anstalt an und lebte selbst eine Reihe von Jahren hindurch seinem Beruf in St. Petersburg unter großen Schwierigkeiten. Er war ein Erfinder und Bahnbrecher, aber kein Organisator und Leiter.

Johann Wilhelm Klein in Wien (1765—1848) versuchte ohne nähere Kenntnis der Bestrebungen Haüys den Unterricht eines blinden Knaben, ließ ihn von seiten der Behörden prüfen und erlangte dadurch das tätige Interesse weiterer Kreise für die Sache. Klein war ein praktischer Mann, steckte der Schulbildung bescheidene Ziele und hatte sein Hauptabsehen auf Arbeit und Fortkommen der Blinden im Leben gerichtet. Er verfaßte mehrere für alle Folgezeit in diesem Fach wichtige geschichtliche und pädagogisch-methodische Schriften. Der Blindenbildungsanstalt fügte er eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt hinzu.

Von Haüy wurde Professor Zeune in Berlin angeregt, der zuerst mit königlicher Unterstützung, dann aber unter dem Druck der Napoleonischen Zeit mit Einsetzung seines eigenen Vermögens eine kleine Blindenanstalt unterhielt, deren Zöglinge wie Glieder seiner eigenen Familie waren. Unter ihnen war der bedeutendste Johann Knie, selbst blind, später langjähriger Oberlehrer der Schlesischen Blindenanstalt in Breslau, ein regsamer und anregender Mann und ein lebendiges Zeugnis dafür, welche Stufe der Bildung von dem Blinden erreicht werden kann.

Durch einen andern, jedoch sehenden Schüler Zeunes, Namens Flemming, wurde die Dresdener Anstalt begründet. Dessen Schwiegersohn, der spätere Direktor Georgi, wurde von weitgreifendem und nachhaltigem Einfluß auf das Blindenwesen, namentlich auch durch Organisation der Fürsorge für entlassene Blinde.

In Deutschland sind die meisten Blindenanstalten jetzt Staats- oder Provinzialanstalten geworden, während sie anderwärts noch zu den Arbeitsfeldern der freien christlichen Liebestätigkeit gehören. Es besteht ein Kongreß der Blindenlehrer. (Organ: Der Blindenfreund).

Einrichtung und Arbeit. Die Aufgabe der Blindenbildung besteht darin, für das mangelnde Gesicht Ersatzmittel zu finden in der Übung und Schärfung der übrigen Sinne und geistigen Kräfte, um den Blinden aus der Abhängigkeit zur Selbständigkeit, namentlich auch in betreff des bürgerlichen Fortkommens, zu bringen.

An dieser Aufgabe kann die Familie beim Blinden weit mehr mithelfen als beim Taubstummen. Weil ihm das wichtigste Verkehrsmittel mit seiner Umgebung, Gehör und damit Sprache geblieben ist, steht seine Seele fast allen erziehlichen Einwirkungen offen, welche das Haus zu leisten imstande ist. Der körperlichen Unbeholfenheit muß dabei freilich eine verständige Sorgfalt zugewandt werden. Nicht daß man alles für das Kind tut, ihm in allem hilft, ihm jede Arbeit und Mühe abnimmt, ist das Richtige, sondern daß man es geduldig alles lehrt, was es zum selbständigen Leben braucht; Ordnung, Orientieren in Haus und Umgebung, Übung der Hände, Schärfung der Sinne, des Verstandes, des Gedächtnisses sind dabei besonders wichtig.

Vom schulpflichtigen Alter an bis etwa zum 10. Jahre kann ein blindes Kind mit Nutzen die gewöhnliche Ortsschule besuchen, zumal wenn ihm der Lehrer ein klein wenig persönliche Sorgfalt zuwendet. Allen Belehrungen, welche mit dem Ohr, dem Gefühl der Hand, dem

Verstand und Gedächtnis gefaßt werden können, wird sich das Kind leicht zuwenden. Für das übrige bleibt noch Zeit, wenn es später eine Anstalt besucht.

Wenn die Familien- und Schulverhältnisse indessen nicht derart sind, daß das Kind Segen von ihnen haben kann, ist seine Verbringung in eine sogenannte Blindenvorschule baldtunlichst vorzunehmen. Denn körperliche und geistige, sittliche und religiöse Vernachlässigung während der ersten 10 Lebensjahre werden, wenn je, doch nur sehr schwer und mit viel Mühe im späteren Leben ausgeglichen.

Die Blindenanstalt hat den doppelten Zweck: die Ausbildung in den gewöhnlichen Schulfächern und in einem Lebensberuf zu gewähren. So muß der Aufenthalt in ihr bis weit über das Konfirmationsalter, etwa bis zum 18. Jahre, ausgedehnt werden. Ein Gesetz über Schulpflichtigkeit in ähnlicher Fassung, wie es oben bei den Taubstummen gewünscht wurde, wäre auch für die Blinden ein großer Segen.

Die Anstalt kann nur Internat sein wegen der doch immer nur beschränkten Bewegungsfähigkeit des Blinden. Aus ähnlichen Gründen kann dieser auch seine Handwerkslehrzeit nur in der Anstalt, nicht wie der Taubstumme bei beliebigen Meistern, durchmachen.

Am meisten Eigentümliches bietet beim Schulunterricht des Blinden das Lesen und Schreiben. Das Lesen geschieht so, daß mit den Fingerspitzen erhaben gedruckte resp. eingestochene Buchstaben gefühlt werden. Das Schreiben geschieht entweder durch Eindrücken von Stacheltypen in Papier oder durch Schreiben mit Hilfe besonders konstruierter Lineale (von Hebold oder Gouldberg). Früher war vielfach fürs Schreiben und Lesen die lateinische Uncialschrift im Gebrauch; neuerdings verwendet man fürs Lesen und den Verkehr der Blinden untereinander vorzugsweise die sog. Braillesche Punktschrift (Punkte, in verschiedener Stellung zueinander, bezeichnen die Buchstaben). — In der lateinischen Uncialschrift ist u. a. bereits die ganze Bibel für Blinde gedruckt. Lehrmittel und Lehrstoff in der Brailleschen Punktschrift herzustellen, ist man in den letzten Jahren eifrig bemüht gewesen.

Für Musik zeigen die meisten Blinden wegen ihres fein ausgebildeten Gehörs Gabe und Neigung. Gesang ist deshalb eifrig zu pflegen. Die Fähigkeit, tragbare Instrumente zu spielen, ist indessen für nicht wenige schon ein sittlicher Verderb geworden, indem oft nichts als Bettelei oder Bierfiedelei damit betrieben wird und werden kann.

Schon mit dem Schulunterricht geht die Arbeitsausbildung, die nach der Konfirmation nachdrücklich betrieben wird, Hand in Hand. Es empfiehlt sich, daß jeder einzelne mehrere, ja möglichst viele Handwerke lerne: Seilerei, Korbflechterei, Stuhlflechterei, Strohflechterei, Schuhmacherei, Bürstenbinden 2c. Die weiblichen Blinden können außer Stroh- und Stuhlflechterei auch Stricken und Spinnen, grobe Klöppelarbeit lernen. Einzelnen gelingt noch dies und jenes, z. B. Nähen. Mancher Musikalische kann sich mit Klavierstimmen, etwa auch Musikstunden ernähren, einige Talentvolle können auch in einer größeren Blindenanstalt neben sehenden Lehrern zum Unterricht ihrer Leidens-

genossen verwendet werden. Unter den Musikalischen wären nicht wenige im stande, einen Organistenposten auszufüllen. Doch hat sich leider in Deutschland gerade für die letztere Möglichkeit noch wenig Verständnis gezeigt. — Im allgemeinen ist es den weiblichen Blinden schwerer als den männlichen, sich im Leben selbständig fortzubringen. Der Kreis ihres Könnens ist kleiner, und es ist ihnen auch durch Sitte und Sittlichkeit ein so freier Verkehr mit dem Publikum (Arbeit-Erfragen und -Austragen) nicht ermöglicht wie den Männern. — Alle diese Tatsachen wollen bei der Bestimmung des künftigen Berufs und bei der Wahl der Beschäftigungen während der Lehrzeit im Auge behalten sein.

Der sittlich-religiösen Einwirkung bringt der Blinde dieselbe Herzensstellung entgegen wie der Sehende.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es bestehen hier dieselben, wie beim Taubstummen. Es möchte noch hinzuzufügen sein, daß man sich hüten muß, vor den Ohren des Blinden Äußerungen über sein Leiden zu machen. Wirkliches Mitleid kann man ihm durch die Tat zeigen. Häufige Worte des Bedauerns aber wirken sehr ungünstig auf seine Erziehung: er kommt sich interessant vor, erlaubt sich auf Rechnung seines Gebrechens mancherlei Ungehorsam, wird unzufrieden mit seinem Geschick 2c.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Man hat für Blinde, welche aus der Erziehungsanstalt entlassen sind, Asyle gegründet, um ihnen das Leben zu erleichtern und sie vor Abwegen zu bewahren (Beschäftigungs- und Versorgungsanstalten). Nach den gemachten Erfahrungen bestehen jedoch wichtige Bedenken, diesen Weg der Blindenfürsorge weiter zu verfolgen. Der natürliche Freiheitstrieb des erwachsenen Menschen steht den in einem solchen Asyl nötigen Beschränkungen direkt entgegen. Nur für Blinde in besonderen Notlagen, wenn also zur Blindheit etwa noch ein anderes Gebrechen hinzutritt, oder für manche weibliche Blinde, die sich überhaupt fürs Leben unter andern Menschen unbehilflicher oder in solcher Lage gefährdeter zeigen, sind solche Asyle eine nützliche und berechtigte Einrichtung. Dagegen möchten Kosthäuser mit freier und selbständiger Bewegung der Insassen, natürlich bei Trennung der Geschlechter, zu empfehlen sein.

Sehr segensreich wirkt das von Georgi eingeführte und nach dem Dresdener Vorbild in manche andere Anstalt übergegangene Versorgungssystem: möglichst häufiger Besuch der entlassenen Blinden durch die Direktion, Beratung, Warnung und Mahnung in schwierigen oder versuchungsvollen Lagen, materielle Hilfe in Bedrängnis (Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, Arbeitslosigkeit) durch Geld oder Arbeitsanerbietung oder Abnahme von Arbeiten zum Verkauf, Lieferung der Materialien zum Engrospreis. — Selbstverständlich nehmen nur die Blinden an den Vorteilen dieser Einrichtung teil, welche sich derselben sittlich würdig zeigen. — Besondere Stiftungen oder staatliche Fonds gewähren der Direktion die Geldmittel.

Ziel und Segen. Befreiung des Blinden aus der ihm durch sein Leiden auferlegten Vereinsamung und Abhängigkeit durch Schärfung

und Übung der ihm noch gebliebenen Sinne, Gewährung einer geistigen und beruflichen Ausbildung ist der Zweck, den die Blindenfürsorge im besonderen verfolgt.

§ 66. Idioten- und Epileptischenanstalt.

Notstand. Man bezeichnet mit dem Namen Idiotie alle Arten und Formen der meist angeborenen geistigen Schwäche; mit dem Namen Schwachsinn die geringen, mit dem Namen Blödsinn die höheren Grade des Übels; Kretinismus nennt man die mit körperlicher Mißgestalt verbundene Form der Krankheit. — Idiotie tritt unter sehr verschiedenen Gestalten auf (Großköpfe, Kleinköpfe, Stumpfsinn, Ruhelosigkeit ꝛc.) und in sehr verschiedenen Graden, von einer nur leisen, geistigen Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit bis zum bloßen Vegetieren. Der Wissenschaft ist es bis jetzt weder gelungen, eine allgemein angenommene Begriffsbestimmung aufzustellen, noch auch gewisse Ursachen als notwendig zur Idiotie führend zu erkennen. Es pflegen meist eine Reihe von Umständen dazu zusammenzuwirken. Trunkfälligkeit, Geisteskrankheit, zu naher Verwandtschaftsgrad, körperliche Schwächlichkeit der Eltern, Epilepsie, Kinderkrämpfe, Kopfverletzungen, Kinderkrankheiten der Betroffenen selbst gelten als besonders häufige Ursachen. Durch medizinische Mittel ist noch nie ein Idiot geheilt worden, wenn auch eine richtige, etwa vom Arzt geregelte Körperpflege manches zur körperlichen und geistigen Frische des Kindes beitragen und also die erziehliche Einwirkung vorbereiten und unterstützen kann. — Es gibt in Deutschland etwa 57000 Idioten.

Mit der Idiotie sind sehr häufig noch andere Leiden verbunden, Blindheit, Taubheit, Stummheit, namentlich auch Epilepsie (Fallsucht). Nicht selten auch führt Epilepsie zur Idiotie. Besonders beklagenswerte Folgen der Epilepsie sind außer der häufig vorkommenden Verminderung der Geisteskräfte das Ausgestoßensein von der menschlichen Gesellschaft und deshalb Arbeitslosigkeit. Die Anstalt muß den Epileptischen eine Heimat und Beschäftigung bieten.

Geschichte. Während die Taubstummen- und Blindenfürsorge in Deutschland wenigstens meist aus der Hand der privaten Liebestätigkeit in die des Staates übergegangen ist — anderwärts allerdings noch nicht — wird die Idiotenpflege auch hier noch fast ausschließlich von der Barmherzigkeit der freien Vereine und Anstalten getragen, und zwar zum großen Teil von ganz bestimmt und bewußt christlichen Kreisen.

Die größten Verdienste um diese Sache haben folgende Männer: Der Schweizer Arzt Dr. Guggenbühl, durch dürftige Zeichen von Bildungsfähigkeit bei Idioten angeregt, begründete bald nach 1836 eine Anstalt für sie auf dem Abendberg bei Interlaken. Sie wurde ein förmlicher Wallfahrtsort für viele, die sich für das neue Unternehmen interessierten. Guggenbühl posaunte mit vollen Backen die Anfangserfolge bei seinen Zöglingen in die Welt. Große Summen flossen ihm zu, und man schenkte ihm großes Vertrauen. Aber die weitere Entwicklung entsprach keineswegs den Erwartungen. Statt

Lob erntete Guggenbühl nun Mißtrauen und Anfeindungen. Er mußte seine Anstalt aufgeben. Doch bleibt ihm das Verdienst einer wirksamen Anregung, die sich namentlich auf England und Deutschland erstreckte. (Etwa gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm, wirkte Séguin in Paris, dessen Hauptverdienst die Betonung der Erziehung im Gegensatz zu medizinischen Heilversuchen ist).

In Deutschland wurden die Anstalten in Hubertusburg (sächsische Staatsanstalt), Mariaberg und Stetten (beide in Württemberg), sowie in Ecksberg (katholischer Pfarrer Probst) und in Neuendettelsau (lutherischer Pfarrer Löhe) (beide in Bayern) Vororte der weiteren Entwicklung. Doch erhielt dieselbe erst durch Pastor Jul. Disselhoffs (an der Kaiserswerther Diakonissenanstalt) Schrift (1857) einen solchen Anstoß, daß die Fürsorge für die Idioten in ganz Deutschland allgemein und fast in jedem Lande und jeder Provinz ein betreffendes Institut gegründet wurde. Jetzt gibt es in Deutschland zahlreiche Anstalten, deren viele den Vereinen für Innere Mission ihre Entstehung verdanken.

In den meisten Idiotenanstalten werden auch Epileptische verpflegt. Ihre gesonderte Unterbringung hat zuerst Pfarrer Bost in Laforce (Frankreich) durchgeführt. Eine ganze Kolonie von Epileptischen hat Pastor v. Bodelschwingh bei Bielefeld in großartigem Maßstabe errichtet. Andere Anstalten, z. B. Tabor bei Stettin, sind nachgefolgt.

In vielen dieser Anstalten ist Diakonen- und Diakonissenpflege eingeführt.

Es besteht eine Konferenz für Idioten-Heilpflege seit 1874 (Organ: Zeitschrift).

Einrichtung und Arbeit. Erziehung und Pflege sowohl eines idiotischen als eines epileptischen Kindes pflegt über die Kräfte der meisten Familien weit hinauszugehen. Auch ist für das Kind selbst der Aufenthalt in einer guten Anstalt wohltätiger.

Eine Idiotenanstalt bedarf im wesentlichen einer dreifachen Gliederung: sie muß Pflegeanstalt sein für die Tiefstehenden, Erziehungs- resp. Unterrichtsanstalt für die noch Bildungsfähigen, Beschäftigungsanstalt für die meisten der aus der Schule Entlassenen. Die Einrichtungen werden dem Wohnhaus, dem Krankenhaus, der Schule, der Werkstätte entnommen. Gesetzlicher Schulzwang wäre ein Schutzmittel für die Kinder gegen Unverstand und falsche Weichheit der Eltern (vergl. oben bei Taubstummen und Blinden).

Die Trennung der Epileptischen von den Idioten hat weniger in sachlichen Erwägungen ihren Grund als darin, daß man einem gewissen Widerwillen der Angehörigen gegen Unterbringung von Epileptischen in Idiotenanstalten Rechnung trägt.

Sowohl Idioten- als Epileptischen-Anstalten bedürfen eines größeren Umfangs und einer zahlreicheren Zöglingschaft, wenn passende Abteilungen formiert und dem vielgestaltigen Elend Rechnung getragen werden soll. Kleine Anstalten müssen fast soviel Abteilungen machen, wie Zöglinge vorhanden sind, was die Kosten sehr steigert.

Die Leitung von beiderlei Anstalten muß in pädagogisch bewährten

Händen liegen. Die medizinische Seite der Aufgabe kann nur den Rang einer Hilfsleistung in Anspruch nehmen, auch bei den Epileptikern. Das bei ihnen verwendete Mittel Bromkali hat sich zwar hier und da als Heilmittel, vielfach als lindernd, aber doch nicht in dem Grade durchgreifend bewährt, wie man es zuerst hoffte.

Die körperliche Pflege der Zöglinge beansprucht eine weit größere Achtsamkeit, als man bei gesunden oder auch blinden und taubstummen Kindern anzuwenden hat. Körperliche Verstimmungen und Hemmungen wirken sofort auch ungünstig auf die geistige Fassungskraft ein, die schon so gering ist. Deshalb muß die Lebensweise vom Arzt im einzelnen und ganzen geregelt und die Innehaltung der betreffenden Vorschriften von der Anstaltsleitung resp. dem Personal eifrig erstrebt werden. — Zur körperlichen Pflege gehört auch Übung der körperlichen Verrichtungen, des Gehens, Anziehens, Essens, Betätigung aller Sinne ꝛc. Die hierbei angewendete Treue und Sorgfalt kommt dem Unterricht sehr zu gute.

Der Schulunterricht kann kaum zu einfach, zu elementar sein. Tausend Kenntnisse, die sich das gesunde Kind von selbst aneignet, müssen dem Idioten methodisch und mit größter Geduld beigebracht werden, z. B. Kenntnis der Farben, Formen (was ein Dreieck, Viereck ꝛc. ist), die einfachsten Zahlbegriffe; sehr häufig bedarf die Sprache, sowohl in der Laut- als Wort- und namentlich in der Satzbildung, ernsthafter und lange fortgesetzter Nachhilfe.

Drei Lehrgrundsätze müssen, wenn irgendwo, so hier die eingehendste Beachtung finden: Anschauung ist Anfang und Grundlage alles Unterrichts; der Fortschritt von einem Gegenstande zum andern muß lückenlos sein; durch stete Repetition und Einübung muß der Lehrstoff befestigt werden.

In der Idiotenschule werden alle Lehrfächer der Volksschule in ganz einfacher Weise und mit niedrigen Lehrzielen getrieben. Rechnen pflegt für die meisten das schwierigste Fach zu sein; die Gegenstände, welche Gemüt und Gedächtnis in Anspruch nehmen, pflegen meist fruchtbareren Boden zu finden als die, welche sich bloß an den Verstand wenden.

Die erziehliche Seite der Aufgabe muß besonders durch Behandlung eines jeden Kindes nach seiner Eigenart geleistet werden. Stärkung des schwachen, Leitung des verkehrten, Feststellung des allzuschwankenden Willens erfordert viel Einsicht und Geduld von seiten des Erziehers. Für die religiös-sittliche Einwirkung ist namentlich die anschauliche und gemütswarme Behandlung der biblischen Geschichte von großem Wert. — Auch in der Idiotenerziehung geht es nicht ohne Strafen ab; freilich verlangt deren Anwendung reife Einsicht und sicheren Takt.

Ein wichtiges Erziehungsmittel ist auch die Arbeit. Auch hier muß genaueste Anpassung an die Fähigkeiten der einzelnen, sowie ein Fortschritt vom Leichten zum Schwereren stattfinden. Beschäftigungen, wie sie das Haus (für die Mädchen), Garten und Feld (für die Knaben) mit sich bringt, sind das Nächstliegende. Die Anstelligen können schließlich

bis zur Mitarbeit in bestimmten Handwerken fortschreiten. Die selbständige Ausübung eines solchen erreicht wohl keiner. Übrigens entsprechen Lernfähigkeit und Arbeitsfähigkeit nicht immer einander. Manchmal bleibt Arbeit das einzige Bildungsmittel für einen, an welchem alle Schulkünste scheitern.

Unterricht und Erziehung der Epileptischen hat gleichfalls auf die Krankheit die größte Rücksicht zu nehmen. Ruhe des Gemüts, Gottvertrauen, Ergebung in seinen Willen, nützliche Beschäftigung und dadurch Abziehung der Gedanken von den persönlichen Leidenszuständen pflegen auch dem körperlichen Befinden nur heilsam zu sein.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptgefahr in der Arbeit an diesen Unglücklichen besteht in der seelenlosen, rein mechanischen und handwerksmäßigen Pflichterfüllung und in dem Verlust der Frische. Derjenige wird nicht in diese Gefahr fallen oder doch nicht in ihr zu Grunde gehen, welcher sich von Gott eine rechte Liebe zu den Pflegebefohlenen schenken läßt. Namentlich im Unterricht wird das stete Traktieren der allerelementarsten Gegenstände leicht langweilig für den, welcher mehr Interesse am Lehrstoff als am Schüler hat. Da das persönliche Interesse vor dem sachlichen beim weiblichen Geschlecht vorzuwiegen pflegt, so sind im allgemeinen weibliche Kräfte besonders geeignet für diese Arbeit. Bei allen Maßnahmen hat man sich stets gegenwärtig zu halten, daß man es mit Kranken, namentlich geistig nicht Normalen, unter dem Druck gewisser Leidenseinflüsse Stehenden, zu tun hat.

Sehr wichtig ist es auch, daß man sich davor hütet, bei den Angehörigen irgendwelche falsche Hoffnungen in Bezug auf das Erziehungsresultat zu erwecken und zu nähren. Wenn auch mit Schonung, so doch mit aller Klarheit ist der Satz aufrecht zu erhalten, daß ein wirklich idiotisches Kind nie ganz wie ein anderes wird, auch wenn es dem normalen Zustand bei leidlichen Gaben durch sorgsame Erziehung stark angenähert werden kann.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Um schwachbefähigte resp. schwachsinnige Kinder nicht sämtlich in Anstalten (Internaten) unterbringen zu müssen, hat man in großen Städten für sie einzelne Klassen oder Schulen mit besonderem Lehrplan und Beaufsichtigung in der Freizeit eingerichtet. Je nach dem Geschick, der Einrichtung und der Treue in der Ausführung der betreffenden Maßregeln werden hier mehr oder weniger günstige Resultate erzielt. Die gemachten Erfahrungen sind noch zu neu und zu wenig zahlreich, um ein allgemeines Urteil darüber begründet erscheinen zu lassen.

Ziel und Segen. Ziel und Segen der Idioten resp. Epileptischen-Fürsorge gestaltet sich nach den verschiedenen Graden und Stufen des Gebrechens verschieden. Für das noch nicht gar zu tief gewurzelte Leiden der Epilepsie ist Heilung möglich. Für einen großen Teil der Epileptiker und Idioten ist bei richtiger Behandlung Besserung oder doch Aufhalten der Verschlimmerung möglich. Allen kann durch die Anstalt eine Heimat geschaffen werden, in der sie sich relativ wohl fühlen, wo aus ihren geringeren oder größeren Fähigkeiten das Mög-

liche gemacht wird, und wo sie sich nach dem Grade ihrer Begabung nützlich erweisen. Auch den am tiefsten Stehenden ist treue Pflege und Wartung eine Wohltat.

Für die Resultate des Unterrichts mag es als Maßstab gelten, daß eine ganze Anzahl Idioten soweit in christlicher Erkenntnis und sittlicher Reife gebracht werden, daß man sie bei bescheidenen Ansprüchen mit gutem Gewissen konfirmieren und zum Abendmahl zulassen kann.

§ 67. Krüppelheim.

Notstand. Das hier vorhandene Elend ist ein äußerst vielgestaltiges. So zahlreich die Glieder und Teile des menschlichen Körpers, welche Mißbildungen erleiden oder selbst ganz fehlen können, ohne dadurch das Leben direkt zu gefährden, so mannigfaltig prägt sich auch das Elend der Verkrüppelten aus. Der eine leidet an Verkrümmung des Rückens, der andere an Lähmung der Arme oder Beine, einem dritten fehlen diese Glieder ganz oder einzelne Teile derselben &c. Das Gemeinsame aller dieser Erscheinungen ist dies, daß es sich um Gestaltungs- oder Stellungsfehler des Knochengerüstes handelt. Je nach Umständen wird damit die Fähigkeit der Fortbewegung, die Freiheit des Handelns gehindert, oder es werden doch dem Verkehr mit andern Menschen zahlreiche und schmerzliche Hindernisse in den Weg gelegt. Dadurch ist sowohl die Ausbildung als auch die Gewinnung des Lebensunterhalts wie der erlaubte Lebensgenuß erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Man denke sich ein auffallend mißgestaltetes Kind in einer öffentlichen Schule! Welchen Leiden wird es ausgesetzt sein durch den Mutwillen und den Unverstand mancher Mitschüler! Oder die Zeit der Berufserlernung beginnt; aber die körperlichen Gebrechen verhindern die Umsetzung des Willens in die Tat. Nun sind zwei Gefahren vorhanden. Der Leidende findet sich entweder nicht zurecht auf dem besonderen Prüfungsweg, den ihn Gott führt; in diesem Fall tritt Verbitterung gegen Gott und Unfreundlichkeit gegen die Umgebung ein. Der Ärmste glaubt überall überflüssig zu sein, seinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Oder der Leidende findet sich nur allzugut mit seinen Gebrechen ab, d. h., er oder andere machen's zum Gegenstand der Spekulation; Eltern und Erziehern gegenüber wird für alle Unarten hinter diesem Schild Deckung gesucht, dem Mitleid werden allerlei Begünstigungen abgepreßt. Wie mancher kommt auf diesem Weg zum gewerbsmäßigen Bettel, ja zur Nutzbarmachung seines Elends in der Jahrmarktsbude.

Geschichte. Die Krüppelheime gehören zu den jüngsten Veranstaltungen der barmherzigen Liebe. Die Wohltätigkeit früherer Jahrhunderte begnügte sich bei diesem wie bei andern Leiden damit, den davon Betroffenen den Lebensunterhalt zu reichen. Erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, auch hier bis zum äußersten Heilung oder doch Linderung zu versuchen, den Rest von Kraft und Geschicklichkeit aber, welcher auch dem Unheilbaren verblieb, durch Erfindung von

mancherlei Hilfsmitteln und Übung in deren Gebrauch auszunutzen. Den ganz Hilflosen gewährte man Unterhalt und Pflege.

In Dänemark hat Pastor Knudsen — früher Missionar in Ostindien — im Jahr 1872 einen Verein zu gunsten gelähmter und verkrüppelter Kinder begründet. Mit unermüdlichem Eifer und treuer Sorgfalt hat sich derselbe seiner Aufgabe gewidmet, bis jetzt schon über 10000 Leidenden gedient und namentlich auch die Anregung zu Anstalten in Schweden gegeben, welche den gleichen Zweck verfolgen. In Stockholm gibt es zwei, in Göteborg und Helsingborg je eine Anstalt. Ebenso je eine Anstalt in Norwegen (Christiania) und Finnland (Helsingfors). Frankreich zählt drei Anstalten: eine von barmherzigen Brüdern (1858), die andere von barmherzigen Schwestern (1853) in Paris geleitet, die dritte befindet sich in Laforce (Dordogne) und ist eine Abteilung der umfangreichen und sehr mannigfaltiges Elend umfassenden Liebesanstalten des reformierten Pfarrers Bost (seit 1845 resp. 1850 und 1858). In England sind besonders drei Londoner Anstalten von Wichtigkeit. In der Schweiz hat Fräulein Mathilde Escher in Zürich 1864 eine Kapelle als Mittelpunkt freier Wortverkündigung gestiftet, in deren Parterreräumen 10—12 schwache, meist verkrüppelte Kinder erzogen werden. Deutschland ist im Vergleich mit seiner sonstigen reichen Entfaltung der Liebestätigkeit auf diesem Gebiet lange Zeit lässig gewesen. Süddeutschland ist in der Krüppelfürsorge selbständig vorangegangen, zuerst Bayern. Jahrzehnte lang war die einzige Anstalt die 1832 in München von Joh. Nepomuk Edler von Kurz begründete, später sehr erweiterte, für Knaben und Mädchen eingerichtete und zur Staatsanstalt erhobene „Königliche Zentralanstalt für Erziehung und Bildung krüppelhafter Kinder". Sie umfaßt 80 Zöglinge. Dann Württemberg, das in Stuttgart seit 1845 eine orthopädische Anstalt und seit 1867 einen Verein für Beschaffung künstlicher Glieder hat, in Ludwigsburg als Teile der Wernerschen Anstalten ein Maria-Marthastift und ein Wilhelmsstift für Mädchen und Knaben besitzt, in den Samariterhäusern zu Schloß Stammheim und Reichenberg sich der erwachsenen Krüppel annimmt und in der Gustav Werner-Stiftung in Reutlingen auch etwa 36 Krüppel in Kartonnage-Arbeit beschäftigt. — Merkwürdigerweise haben aber alle diese Anstalten in Norddeutschland keine Nachfolge gefunden. Hier hat für die Ausbreitung der Sache Pastor Hoppe am Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam am meisten getan. Er hat sich die Anregung dazu (1886) in Kopenhagen geholt und neben dem Diakonissenhaus mit seinem Krankenhaus und seiner Klein-Kinderschule nun bereits drei große Häuser mit 150 Plätzen für die Krüppel erbaut, das Ganze eine wohlgegliederte Anstalt für Erziehung, Beschäftigung und Pflege. Von hier aus ging nun der Anstoß, die Hilfe und Beratung in der Sache auf ganz Preußen aus. Jetzt hat bereits fast jede preußische Provinz ein Krüppelheim. Das größte ist die Anstalt in Cracau bei Magdeburg (Superintendent Pfeiffer); manche sind noch klein und bedürfen noch sehr des inneren und äußeren Ausbaues.

Hier hat also die Barmherzigkeit im ganzen noch ein weites Feld der Betätigung.

Einrichtung und Arbeit. In manchen, jedoch nur verhältnismäßig wenigen, jedenfalls nur den leichteren Fällen kann eine lediglich vereinsmäßige Hilfe für Verkrüppelte ausreichend eintreten. Wenn es z. B. gilt, einem Kranken ein künstliches Glied zu verschaffen, so genügt es, wenn der Verein die ärztliche Hilfe eines Spezialisten zu Rat zieht, die meist recht beträchtlichen Kosten beim Bandagisten bestreitet 2c. Auch wo lediglich durch Lässigkeit oder falsche Weichlichkeit der Eltern der Schulbesuch oder die Erlernung eines Handwerks versäumt ist, kann durch Mahnung, Nachweisung eines Meisters, pekuniäre Hilfe von seiten eines Vereins manches erreicht werden.

In schwierigeren Fällen ist jedoch Behandlung in einer Anstalt nötig, sei es, daß die Kranken ganz in derselben untergebracht sind, oder bei den Eltern wohnend nur die meisten Tagesstunden hier verbringen.

Die zu lösende Aufgabe teilt sich dreifach. Arzt und Bandagist richten ihr Augenmerk auf die Hebung des Allgemeinbefindens, die richtige Körperpflege, die Heilung des Gebrechens durch orthopädische Mittel, gymnastische Übungen, oder auf die Erleichterung des Leidens durch Ersatzglieder, Bandagen, Übung in deren Gebrauch. — Schon bei den gymnastischen Übungen und Ähnlichem werden Lehrer resp. Lehrerin, Hausvater resp. Hausmutter helfend und unterweisend mit eingreifen. Ihnen liegt bei Kindern auch der Schulunterricht sowie die Erziehung ob, wobei namentlich darauf zu achten ist, daß das gesamte Leben in Übereinstimmung mit dem heilpädagogischen Hauptzweck steht. So muß bei den Unterrichtsstunden darauf gesehen werden, daß auch bei begabten und eifrigen Kindern der Geist nicht auf Kosten des schwachen Körpers angestrengt werde; daß Verbitterung, Schlauheit, Eigenwille nicht aus dem gebrechlichen Zustand Nahrung saugen 2c. Der Handwerksmeister resp. die Arbeitslehrerin unterweisen in den Fertigkeiten, welche zum Erwerb des täglichen Brotes nötig sind. Hier hat nun besonders Geduld und erfinderische Liebe sich zu bewähren. Die den vorhandenen Kräften entsprechende Arbeit muß ausgesucht, sorgsam vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten, Ersatzmittel, Hilfsinstrumente für die schwachen oder fehlenden Glieder ausgedacht und angefertigt, dem so leicht ermattenden Eifer Mut gemacht, und so endlich ein Erfolg errungen werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Noch weniger als sonst kann das Erziehungswerk nach herkömmlichen Regeln auf mechanische Weise getan werden. Allen einzelnen so verschiedenen Formen des Elends muß das Verfahren angepaßt werden. Da gilt's nachdenken, sich auf das Wesentliche beschränken und es mit tunlichst einfachen Mitteln erreichen.

Eine Gefahr möchte in der Versuchung zu Paradeleistungen liegen. Je stärker das hier vorliegende Elend zu dem Gemüt der etwaigen Besucher der Anstalt spricht, und je kritikloser das Publikum in solcher Stimmung zu sein pflegt, desto leichter können vor dem

Unkundigen allerlei Kunstleistungen produziert werden, die in den Augen der Wissenden wenig Wert haben. Gute Durchschnittsleistungen der ganzen Anstalt sind weit mehr wert, als einige Glanzstücke bei Vernachlässigung der Mehrzahl der Zöglinge.

Ziel und Segen. Leid geheilt oder gelindert, ein Gemüt vor Verbitterung bewahrt, eine schwache Arbeitskraft gehoben, unheilbares Gebrechen in Gottes Kraft tragen gelehrt zu haben — in diesen und ähnlichen Erfolgen spricht sich der Segen der Fürsorge für die Verkrüppelten aus.

§ 68. Kinder-Sol- und -Seebad, Ferienkolonie.

Notstand. Die große Zahl von Kindern, welche an Skrofulose und verwandten Krankheiten leiden, dazu die vielen schlecht genährten, bleichsüchtigen, schwächlichen, wie sie ebensowohl die Großstadt mit ihrer verdorbenen Luft, Keller- und Dachwohnung als auch das Dorf mit seiner womöglich noch verkehrteren Ernährung und noch unsinnigeren Behandlung krankhafter Zustände erzeugt und großzieht, fordert die Menschen- und Christenliebe zum Eingreifen auf. Man beugt damit vielfach dauerndem Siechtum vor oder erleichtert doch den kleinen Duldern die Last ihres Lebens.

Geschichte. Der schon seit Jahrzehnten mit Anstaltspflege kranker Kinder vertraute fromme Arzt in Ludwigsburg Dr. August Hermann Werner richtete 1861 in Jaxtfeld die Heilanstalt Bethesda ein, die noch heute in Segen besteht. Doch blieb dieselbe Jahre lang ohne Nachfolge. Dagegen wurde die 1868 begründete Kinderheilanstalt in Rothenfelde bei Osnabrück für viele ein Vorbild. Seitdem wurden in rascher Folge in vielen deutschen Solbädern Kinderstationen eingerichtet und meist von Diakonissen versorgt. Zu den Solbädern kommen die Luftkurorte und die Seebäder hinzu. Namentlich in letzteren entfaltet neuerdings der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten eine rege Tätigkeit. So hat derselbe zu Norderney, Wyk auf Föhr, Groß-Müritz und Zoppot große Seehospize für Hunderte von Kindern errichtet.

Im Jahre 1876 gab Pfarrer Bion in der Schweiz den Anstoß zur Errichtung der Ferienkolonien. Vom Land nach Zürich versetzt, fiel ihm das schwächliche Aussehen der Stadtkinder auf. Ein Ferienaufenthalt auf dem Lande sollte den Mängeln der städtischen körperlichen Erziehung nachhelfen. Er wagte den Versuch, hatte Erfolg und seitdem eine fast überreiche Nachfolge.

Einrichtung und Arbeit. Die Kinder-Sol- und Seebadeanstalten verhalten sich zu den Ferienkolonien, neuerdings auch Sommerpflegen genannt, wie etwa Rettungsanstalten zu Erziehungsvereinen. Hier wie dort teilt man die schwereren und leichteren Fälle zwischen beiden: die schwereren gehören in die Anstalt, die leichteren der familienartigen freieren Verpflegung. Ist ein Kind krank, so hat es Bäder nötig, ist es nur erholungsbedürftig, so genügt der Aufenthalt unter gedeihlicheren Lebensbedingungen.

Für ein Kinder-Sol- oder -Seebad ist ein Haus nötig mit Raum für 40—60 gleichzeitig unterzubringende Kinder nebst ihren Pflegerinnen (Wohn- und Schlaf-, Eß-, Spiel-, Wirtschafts- und wo möglich Baderäume im Hause). Die Umgebung des Hauses muß den Aufenthalt im Freien gestatten.

Die Anordnungen in betreff der Bäder, der Diät, des ganzen Heilverfahrens ruhen in der Hand des Arztes; die Pflege und sonstige Arbeit wird vielfach von Diakonissen besorgt. Dauer einer Kurperiode meist 4—6 Wochen. Bei eingewurzeltem Leiden müssen mehrere Kurperioden aneinandergereiht werden, oder das Kind muß im nächsten Jahre wiederkommen.

Die Ferienkolonie oder Sommerpflege kann entweder die Kinder in Zahl von etwa 30 an einem Ort vereinigen oder in kleinen Gruppen resp. einzeln in Familien unterbringen, jedenfalls jedoch unter Inspektion eines Lehrers resp. einer Lehrerin.

Die Arbeit in der Badeanstalt ist in der Hauptsache ganz dieselbe wie in einem Kinderhospital oder einem Kindersiechenhaus. Nur daß bei der leichteren Erkrankung der meisten kleinen Gäste, sowie bei der Möglichkeit, welche der Badeort mit seinen Umgebungen gewährt, mehr als das in dem städtischen oder gar großstädtischen Kinderhospital möglich ist, Spaziergänge und Verweilen im Freien an der Tagesordnung sind. — Die regelmäßig alle 4 oder 6 Wochen der Hauptzahl nach sich erneuernden Kinderscharen geben dem Ganzen etwas Frisches, Bewegtes. Einige Tage zwischen den Kurperioden sind frei zu halten für gründliche Reinigung der Räume, Betten 2c.

Auch Lehrer resp. Lehrerinnen, welche die Ferienkolonien leiten, haben an ihren 30 gesunden, doch erholungsbedürftigen Kindern eine schöne Aufgabe zu erfüllen. Regelmäßige Tageseinteilung, Wechsel von freier Bewegung und gemeinsamen Unternehmungen, treue Aufsicht und spezielle Fürsorge verhindern, daß aus der goldenen Freiheit Zügellosigkeit werde. Dem Lehrer aber erwachsen aus dieser mehr väterlichen Stellung Aufgaben, deren Lösung man nicht alle am Studiertisch lernen kann. Kenntnis der Natur, des Dorflebens, praktisches Geschick sind hier notwendige Stücke der Befähigung.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es muß eine sorgsame Auswahl der Kinder getroffen werden, damit bei dem großen Andrang wirklich nur solche die Vergünstigung erhalten, denen es not tut. Überhaupt muß von allen Beteiligten darauf gehalten werden, daß die Sache als eine Wohltat und nicht als ein Recht aufgefaßt werde. Sonst wird der begehrliche Sinn geweckt und anspruchsvolles Wesen genährt, statt Dankbarkeit und Genügsamkeit.

In betreff der Seebadeanstalten erweckt der Großbetrieb, den man begonnen, gewisse Fragen und Bedenken. Man baut Riesenhäuser für Hunderte von Kindern. Das mag für den Arzt angenehm sein, der ein großes Material zu Studien beisammen hat. Das mag ökonomisch manche Vorteile mit sich bringen. Aber wird es gelingen, auf die Dauer das richtige, fachlich und pädagogisch tüchtige, nicht nur

dilettantenhafte oder dienstmagdartige Pflegepersonal zu beschaffen? Und doch ist die Beschaffenheit des Personals eine große Hauptsache.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alle Anstalten der Heilpädagogik sowie der Krankenpflege, namentlich das Kinderhospital und Kindersiechenhaus.

Ziel und Segen. Rechtzeitiges Eingreifen bei den Anfängen so mancher Leiden, wie namentlich der Skrofeln, kann manchem einzelnen Kind für sein ganzes Leben zum Segen werden; nicht minder die christliche Lebensordnung und der ganz von selbst durch den Hausgeist und Umgang mit den Schwestern sich ergebende Einfluß auf das religiöse Leben der Kinder.

Bemerkung. Die Fürsorge für Taubstumme, Blinde, Idioten, Epileptische, Stotterer, Krüppel und Skrofulöse wird unter dem Namen „Heilpädagogik“ zusammengefaßt, weil die Pädagogik oder Erziehungskunst zumeist oder doch mitwirkend zur Heilung resp. Besserung der hierbei vorliegenden Notstände tätig ist.

Manche Wahrnehmungen in betreff der Minderung der Taubstummen, Blinden und Idioten bei gebesserten allgemeinen Gesundheitsverhältnissen in einem Land geben auch zu der Hoffnung Anlaß, daß diese auf Tausende verwendete Sorgfalt ihren Segen für das Ganze des Volkes haben werde, wenngleich dieser Erfolg wohl nie genau berechnet oder auch nur sicher abgeschätzt werden kann.

§ 69. Krankenhaus und Krankenpflege.

Notstand. Neben der Armut gibt's keinen Notstand auf Erden, so alt, so allgemein verbreitet, so tief eingreifend ins Leben wie die Krankheit. — In der vorchristlichen Zeit fiel die Pflege der Kranken allein den Angehörigen resp. den Sklaven anheim. Wer von ihnen nicht gepflegt wurde, mußte sich selbst helfen oder verkam. — Auch in den ersten christlichen Jahrhunderten wurde im ganzen der Notstand der Krankheit nur als ein den einzelnen und seine Familie betreffender angesehen. Zeiten der Seuche oder des Krieges ließen nur vorübergehend die betreffenden Nöte als allgemeine erscheinen. — Seitdem jedoch das Christentum die herrschende Weltmacht geworden, mußte es auch die Verantwortung für die Notstände im großen resp. ihre Heilung übernehmen. Das führte zur Gründung von Hospitälern, in denen alle Arten von Kranken Aufnahme fanden. Sie bestehen bis heute, wo man nicht begreift, wie man ohne sie hat auskommen können. In diesen Hospitälern sammelt sich die vielgestaltige Not. Sie sind zugleich aber auch die Hauptschlachtfelder ihrer Bekämpfung, sowie die Hochschulen, in denen man sie bekämpfen lernt.

Wie für den einzelnen so für ganze Völker ist die Krankheit ein Erziehungsmittel. Sie so bekämpfen, daß zugleich dieser göttliche Erziehungszweck nicht nur nicht geschädigt, sondern erreicht wird, ist die christliche hier zu lösende Aufgabe.

Geschichte. Die technischen Einzelheiten der Krankenpflege stehen durchaus in Abhängigkeit von dem medizinischen Heilverfahren, ändern

sich also wie dieses mannigfach im Lauf der Zeit. — Wir haben es hier nur mit denjenigen Tatsachen zu tun, welche die Art der Pflege im großen und ganzen umgestalteten und auf deren religiös-sittliche Haltung von Einfluß waren.

In der altchristlichen Zeit war die Kirche als solche wie die Zuflucht aller Bedrängten, so auch die Pflegerin der Kranken. Große Bischöfe und Kirchenlehrer richteten Spitäler ein. Besonders berühmt war die nach ihrem Gründer genannte Krankenhauskolonie Basilius des Gr., welche er um 369 vor Cäsarea in Kappadozien errichtete. Sie zählte, in Straßen geordnet, viele Häuser nach Art gewöhnlicher Wohnungen gebaut, nahm Kranke und Elende aller Art, nebst den Ärzten, Pflegern und den zum ökonomischen Betrieb nötigen Leuten in sich auf. Diese Anstalten waren Vorbilder nicht nur für den nächsten Kreis, sondern für die ganze christliche Welt. — Die Pflege in diesen Krankenhäusern hatten kirchliche Beamte, namentlich die sogenannten Parabolanen (Todesverächter) und viele Freiwillige, nicht selten auch solche von vornehmstem Stand (Fabiola).

Im Mittelalter ruhte die öffentliche Pflege der Kranken in den Händen der mehr oder weniger ordensartig eingerichteten Genossenschaften. Namentlich wichtig wurden hierfür die Kreuzzüge mit den Ritterorden: Johanniter, Deutschorden. Daneben aber waren auch viele eigentliche Mönche und Nonnen, ferner Körperschaften, wie die Elisabethinerinnen (Schwestern nach der dritten Regel des heiligen Franziskus, nach der heiligen Elisabeth so genannt) und mancherlei männliche und weibliche Bruder- und Schwesterschaften tätig (deren Mitglieder nach geistlichen Regeln in bürgerlichem Beruf lebten). Auch die Begharden und Beghinen, sowie die Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens verdienen hier Erwähnung. — Danach ist es selbstverständlich, daß das Kloster und das klosterähnliche, später mehr palastartige Hospital der Ort war, an dem die Krankenpflege geübt wurde.

Von der Reformation an kam in den evangelischen Ländern die Krankenpflege durchgehends in weltliche Hände. Sie wurde ein Beruf, der wie ein andrer seinem Mann mehr oder weniger Vorteil brachte. Von den städtischen Behörden angestellte Spitalmeister bekamen das Regiment. Die Kranken standen sich je länger desto schlechter dabei. — Auch als mit Beginn des vorigen Jahrhunderts allmählich, zuerst in den größten Städten, viel für die Verbesserung der Krankenhäuser nach Bauart und Einrichtungen getan wurde (Pavillon-, Korridor-, schließlich Baracken-System) und auch seit die Medizin, sonderlich in der Chirurgie, großartige Fortschritte machte, blieb das Los der Kranken unter den Händen des schlechten, zum Teil geradezu verkommenen Wartepersonals oft ein sehr trauriges. — Ein Umschwung zum Bessern trat erst mit Begründung der weiblichen Diakonie (1836) ein, indem teils besonders viele Diakonissen in der Krankenpflege verwendet wurden, teils deren Existenz als eine tatsächliche Kritik der verlodderten Zustände eine Besserung derselben mittelbar bewirkte, soweit solche durch schärfere Aufsicht rc. bewirkt

werden konnte, teils auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf dies Gebiet zog, die sich nun in verschiedenartig eingerichteter Ausbildung des Pflegepersonals überhaupt zeigte (Pflegerinnen des roten Kreuzes, „Samariter"). Nicht wenig trugen auch die Kriege unsres Jahrhunderts zur Offenbarung der Schäden in der Krankenpflege und damit zu ihrer Besserung bei. (Man denke an die evangelischen Johanniter, erneuert 1852 durch Friedrich Wilhelm IV., die katholischen Malthesер, erneuert 1867, die vaterländischen Frauenvereine seit 1866.)

In der nachreformatorischen katholischen Kirche ist eine reiche Ordenswirksamkeit aufgeblüht, die vielfach in der Krankenpflege ihr Arbeitsfeld hat und auch auf evangelischem Gebiet als eine mächtige Eroberungswaffe verwendet wird. Zu nennen sind die barmherzigen Brüder (Johann von Gott in Spanien um 1540) und die barmherzigen Schwestern (Vincenz von Paul um 1600).

Gegenwärtig hält man allgemein, und zwar in übertriebener Weise, bei ernsten Erkrankungen Berufspflegerinnen für nötig, namentlich als Personal in Krankenhäusern. Das Vorbild der katholischen und evangelischen Pflegegenossenschaften hat dabei in den äußerlichsten Äußerlichkeiten so durchgreifend gewirkt, daß man ohne „Schwesterntracht" und „Schwesterntitel" gar nicht mehr auskommen zu können meint. Daraus erwuchs viel Verwirrung und Mißbrauch; dem gegenüber verdienen die Anfänge zu einer gesunden Organisation der Pfleger und Pflegerinnen in Fachgenossenschaften jede Beachtung und Förderung.

Einrichtung und Arbeit. In der Bauart der Krankenhäuser unterscheidet man verschiedene Systeme: Blocksystem (Unterbringung aller zum Krankenhaus gehörigen Räume in einem großen Gebäude, etwa mit Korridor in der Mitte des Hauses), Pavillonsystem (Gliederung des Krankenhauses in eine Anzahl möglichst allseitig freistehender, der Luft zugänglicher kleinerer Häuser, die etwa untereinander in Verbindung stehen), Korridorsystem (derartige Anlage, daß in einem oder mehreren Häusern die möglichst nach Süden liegenden Krankenzimmer durch einen nördlich liegenden Korridor zugänglich sind, der selbst wieder Fenster ins Freie hat, die den Türen der Krankenzimmer so entsprechen, daß bei Öffnung beider energisch ventiliert werden kann), Barackensystem (seit den neueren Kriegen aufgekommen, oft nur leicht gebaut, namentlich mit großen Ventilationseinrichtungen im Dach).

Zur Ventilation macht man zuweilen auch künstliche Anlagen: entweder ein System der Aspiration, wobei die kalte Luft von außen durch Röhren, welche in der Nähe des Ofens ins Zimmer münden, aufgesogen und zugleich erwärmt wird, oder ein System der Pulsion, wobei durch eine Dampfmaschine warme Luft ins Zimmer getrieben wird. Die beste Ventilation ist indessen die durch offene Fenster.

Zur Heizung verwendet man entweder Öfen (eiserne oder Kachelöfen), die, wenn gut konstruiert, zugleich ventilieren, oder zentrale Heizungsanlagen (Erwärmung des Steinfußbodens, Luftheizung, Heiß- oder Warmwasserheizung. Bei letzterer muß die Menge der Röhren ersetzen, was ihnen an Hitze abgeht).

Von besonderen Räumen sind zu nennen: Bureau zur Auf-

nahme der Kranken, Sprechzimmer des Arztes, Operationszimmer, Tee- und Verbandküchen, die Küche und Waschküche, Leichen- und Sektionszimmer. Isolierräume für ansteckende Kranke pflegt man möglichst abgelegen von den sonstigen Verpflegungsräumen, oft in Nebengebäuden, unterzubringen. Die Einteilung der Kranken nach dem Geschlecht, den Krankheitsformen, den Verpflegungsklassen ist selbstverständlich.

Bei großen Krankenhäusern pflegt die Leitung zwischen der ökonomischen Verwaltung und medizinischen Direktion geteilt zu sein, die beide wieder einer oberen Verwaltungsbehörde oder einem Vorstand unterstellt sind. An vielen Hospitälern sind entweder im Haupt- oder Nebenamt Geistliche angestellt, sowie Assistenzärzte, welche letzteren meist im Haus wohnen.

Aus Ersparnisrücksichten sind mit größeren Krankenhäusern Apotheken verbunden. Ein möglichst geräumiger Garten sollte keinem Krankenhause fehlen.

Die Arbeit im Krankenhaus resp. am Krankenbett teilt sich vierfach: die ökonomische Verwaltung, die medizinische Behandlung, die Seelsorge, die Pflege.

Die ökonomische Verwaltung wird nach den Regeln geführt, welche im allgemeinen für Anstalten erprobt sind (Buchführung, Einkäufe größerer Vorräte 2c.), jedoch natürlich in einer durch Herkommen, besondere Verhältnisse mannigfach verschiedenen Weise.

Die medizinische Behandlung liegt in der Hand des Arztes resp. der Ärzte. Bei großen Anstalten pflegen die verschiedenen Abteilungen: die für chirurgische, innere, Augen- und Ohrenkrankheiten 2c. ihre besonderen Abteilungsärzte zu haben. Der Arzt bestimmt sowohl die zur Heilung wie Verpflegung nötigen Maßregeln, als auch die Diät. Seinen Vorschriften ist genauester und treuster Gehorsam zu leisten, da der Arzt vor Gott und Menschen die Verantwortlichkeit für das Geschick der Kranken trägt.

Die Seelsorge besteht in der Einrichtung und Innehaltung einer christlichen Hausordnung mit Morgen- und Abendandacht, sowie Tischgebet, in Abhaltung von Gottesdiensten an Sonn- und Festtagen für das Personal und die Rekonvaleszenten, in Rat, Trost, Mahnung, Darbietung von Beichte und Abendmahl für die solches Bedürfenden und Begehrenden, Ersatz des öffentlichen Gottesdienstes durch kurze Andachten auf den Krankenstuben (nicht in methodistischem Bekehrungseifer, wodurch die Einzelnen vergewaltigt und doch nur Erfolge von sehr zweifelhaftem Wert erreicht werden).

Die Pflege in ihrem weitesten Umfang ist die Ausführung der ärztlichen (resp. der seelsorgerlichen) Anweisungen. Viele verstehen darunter nur die Ausführung der speziell medizinischen Verordnungen: Anwendung von Arznei, Bädern 2c. Reichlich ebenso wichtig ist die Herstellung und Erhaltung der Bedingungen, welche für das Allgemeinbefinden der Kranken von entscheidender Wichtigkeit sind. Dahin gehört das richtige und möglichst bequeme Lager, stets frische, reine Luft, sorgsamste Reinlichkeit an Körper, Zimmer und Gerät, geräuschlose Stille. Unachtsamkeit oder lautes Wesen, sowie namentlich Luft- und Wasser-

scheu machen einen Menschen zur Krankenpflege untauglich, wenn er auch sonst noch so viel guten Willen und Kenntnisse hätte. — Wenn das richtige Pflegepersonal vorhanden ist, kann dasselbe auch den Seelsorger unterstützen durch Abhalten der Andacht und des Tischgebets, gelegentliches, jedoch stets taktvolles und bescheidenes Einwirken auf den Kranken, Vorlesen geeigneter Schriften, Gebet für den Kranken und event. mit ihm. In einzelnen Fällen, wo Teilnahme an irgend welchem religiösen Akt verweigert und verbeten wird, darf dergleichen nicht aufgedrängt werden. Ebenso ist jedes Proselytenmachen zu vermeiden. Keinenfalls aber dürfen die evangelischen Ordnungen der Anstalt, sowie die Überzeugungen der demgemäß sich verhaltenden Insassen durch Andersglaubende oder Nichtsglaubende gehindert, gestört oder verletzt werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Außer den nicht geringen Schwierigkeiten, welche die Pflege der Kranken als solche bereitet, entstehen dergleichen, wenn eine der drei im Krankenhaus gebietenden Mächte: die Verwaltung, der Arzt, der Seelsorger nicht die Grenzen des andern respektiert und durch Übergriffe statt einer gemeinsamen Arbeit zum Wohl der Kranken einen dauernden oder zeitweiligen Krieg aller gegen alle zuwege bringt.

In Krankenhäusern, worin Lohnpfleger und -pflegerinnen tätig sind, ist meist das Trinkgelderunwesen derart im Schwang, daß der arme Kranke, der nichts zu geben hat, vernachlässigt, dem freigebigen aber alles nachgesehen wird. Dies um so mehr, als sehr vielfach das Vorleben dieses Wartepersonals ein keineswegs rühmenswertes zu sein pflegt. — Wenn die Aufsicht dazu noch lässig gehandhabt wird, können in diesen Anstalten zeitweilig greuliche Zustände sittlicher Versumpfung herrschen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Von Krankenhäusern für bestimmte Klassen von Leidenden sind zu nennen:

Das Kinderkrankenhaus, in welchem neben dem medizinischen Heilverfahren auch eine gewisse erziehliche Einwirkung stattzufinden hat, namentlich dann, wenn viele chronisch kranke oder sieche Kinder in demselben verpflegt werden. Besonders in dem letzteren Fall muß an das Pflegepersonal die Anforderung gestellt werden, daß es im stande sei, die weniger kranken, Monate oder gar Jahre lang dort weilenden Kinder zu unterrichten in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen. Um dieser besonderen Anforderung willen ist es praktisch, das Kindersiechenhaus vom Kinderkrankenhaus zu trennen.

Das Siechenhaus, in welchem Chronischkranke oder Altersschwache verpflegt werden, welches seinen Insassen also nicht zu vorübergehendem, sondern dauerndem Aufenthalt, meist bis zu ihrem Lebensende, dient, muß in allen seinen Einrichtungen möglichst so gehalten werden, daß es den Bewohnern heimisch wird. Bei aller guten Ordnung braucht deshalb nicht ein so straffes Regiment wie im Krankenhaus zu herrschen. Namentlich in ländlichen Siechenhäusern kann alles sehr einfach sein, und die Lebensordnung soll tunlichst im Anschluß an Ortssitte und Landesgewohnheit gehandhabt werden.

In den Lungenheilstätten, die jetzt an vielen Orten erstehen, und für welche sich häufig die Kranken- resp. Invaliditätskassen interessieren, sammelt man meist solche Leidende, welche noch Hoffnung auf Genesung bieten. Man hat hier von schönen Erfolgen zu berichten. In andern, namentlich auch in den an berühmten Kurorten belegenen, finden auch viel stärker Erkrankte Aufnahme. Wir denken hierbei an Nicht- oder Minderbemittelte. Den Wohlhabenden erschließen ja schon lange Italien, Madeira, Egypten ihre glänzend ausgestatteten Institute.

Ein besonderes Interesse nimmt auch die Aussätzigenpflege in Anspruch. Der Aussatz, aus der Bibel jedermann bekannt, fand durch die Kreuzzüge eine schreckliche Ausbreitung auch im Abendland. Um das Jahr 1300 gab es in der Christenheit 19000 größere und kleinere Aussätzigenhäuser. Nach der Reformation nahm der Aussatz stark ab und war um 1800 im Abendland fast erloschen. Doch findet er sich noch in den nordischen Ländern (Norwegen, Rußland, in Deutschland im Kreis Memel), dagegen soll es in Indien über hunderttausend Aussätzige geben, ebenso ist die Krankheit auf den Südseeinseln verbreitet. Absperrung ist das einzig wirksame Hindernis der Verbreitung. Gute Pflege, Reinlichkeit, Salbenbehandlung verlangsamen den Verlauf, können aber keine Heilung gewähren. Überall gibt's wohlgeleitete Asyle. Das bekannteste ist das 1867 in Jerusalem begründete, das jetzt unter Leitung und Pflege von Hauseltern und Diakonissen der Brüdergemeinde steht. 1897 hat eine große Konferenz für Lepraforschung und -heilung in Wien stattgefunden.

Mit einem Wort mag auch noch auf die Bädermission hingewiesen werden. Eine jährlich steigende Schar von wirklich oder vorgeblich Leidenden sucht in den Bädern Heilung. Unter der Zahl der Vergnügen Suchenden ist der Schwache und Kranke oft um so mehr der Hilfe, des Trostes bedürftig. Kurhospitäler, jedoch noch lange nicht genug, helfen dem Körper. Ein schweizerischer Verein versieht während der Saison seit 1885 die Schweiz mit Kurpredigern, ein deutscher versorgt Italien, Österreich, Holland, Belgien, sowie das katholische Deutschland. Der Kellner nimmt sich auch hier die Kellnermission an.

Ziel und Segen. Ziel des Aufenthalts im Krankenhaus ist Heilung und Genesung oder doch Besserung, im Siechenhaus tunlichste Erleichterung des bis zum Tode zu tragenden Leidens. Neben der leiblichen Heilung oder doch sorgsamen Pflege hat aber gar mancher in einem Krankenhause auch schon geistlichen Segen empfangen. Jedenfalls will Gott diese Frucht von dem Aufenthalt in solchem Haus gern einernten, und die Einrichtungen und der ganze Geist desselben muß derart sein, das Wachstum dieser Frucht zu erleichtern. Wie mancher hat in einem ganz weltlichen Leben hier zum erstenmal wieder das Wort Christi gehört, und während das Leiden den Herzensacker auflockerte, hat der Same dieses Wortes eindringen können. „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber danach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“ (Ebr. 12, 11.)

§ 70. Irrenhaus.

Notstand. Das hier zu Grunde liegende Leiden ist ein Notstand, ebenso aber auch die selbst heute noch vielfach angewendete unverständige Behandlung desselben, wie die vorurteilsvolle Meinung über dasselbe.

Die unklare Meinung über das Leiden gibt sich schon aus der Fülle der dafür angewendeten Namen zu erkennen: Tollheit, Wahnsinn, Verrücktheit, Geisteskrankheit, Gemütsleiden, Nervenleiden, Verstandesverlust 2c.

Tatsächlich ist der Sitz der Krankheit nirgends anders als im Gehirn und in den Nerven. Also ist weder der Geist krank, noch der Verstand verloren, sondern dasjenige körperliche Organ, welches das unmittelbare Werkzeug des Geistes ist, versagt den Dienst oder übt ihn willkürlich aus. (Ähnliche Zustände liegen vor bei Fieberphantasien oder beim Rausch.)

Die Äußerungen dieser Gehirnkrankheit sind sehr verschiedenartige. Nur einige hervorstechende seien genannt: übermächtige Stimmungen trauriger oder fröhlicher Art ohne genügenden äußeren Anlaß, die bis zu dumpfem Hinbrüten, angstvoller Unruhe oder dem Gefühl höchster Kraft, ja Raserei sich steigern können. Damit verbinden sich dann häufig sog. Sinnestäuschungen (Illusionen, Hallucinationen), eine Art Traumbilder in wachem Zustand, wobei die Organe die Vorstellungen auf eigne Hand vollziehen, ohne die sonst dieselben veranlassenden Gegenstände. Bei stärkeren und länger andauernden Leiden ändert sich auch die Gehirnmasse selbst. Häufig beobachtet man eine periodische Wiederkehr der krankhaften Erscheinungen. Mit alledem wird für den Kranken die Welt eine ganz andere, als sie war und als sie wirklich ist. Er sucht nach Gründen dafür; statt sie in sich zu erkennen, sucht er sie in der Umgebung. Es setzen sich unrichtige, oft die sonderbarsten Gedanken in ihm fest (fixe Ideen).

Als Ursache ist nicht vorzugsweise eignes Verschulden anzunehmen, wenigstens nicht mehr, aber freilich auch nicht weniger als bei andern Krankheiten; namentlich ist es ungerechtfertigt, aus der Art, wie sich die Krankheit äußert, auf die Art und Natur des gesunden Menschen Schlüsse zu ziehen. Dadurch kann man sich schwer an dem Kranken versündigen. Als tatsächliche Ursachen sind anzusehen: ernstere körperliche Leiden irgend welcher Art, die eine Rückwirkung auf Nerven und Gehirn ausüben können, langandauernde geistige resp. Gehirnüberanstrengung oder plötzliche Erschütterung (neben anderem auch religiöse Überreizung, die unverständig behandelt wird), nutzloses, planloses oder lasterhaftes Leben (namentlich Trunksucht und Fleischessünden), endlich Vererbung oder Ehen unter Verwandten.

Geschichte. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Fürsorge für die Irren eine mehr als ungenügende, oft geradezu unsinnige oder grausame Behandlung. Man war zufrieden, wenn man sie untergebracht und unschädlich gemacht hatte. Das geschah in

Kranken-, Siechen- und Armenhäusern aller Art, oft auch in Gefängnissen.

Die erste für Irre eigens eingerichtete Anstalt ist das St. Lukas-Hospital in London 1751.

Die größte Änderung des Heilverfahrens bewirkte der französische Arzt Pinel (1745—1826), der den Kranken im Bicêtre (Zwangsarbeits- und Irrenanstalt in Paris) die Ketten abnahm und unter Spott und Hohn und vielen Schwierigkeiten diese humane Methode beibehielt. — Noch konsequenter führte dieselbe der englische Arzt Conolly Anfang des vorigen Jahrhunderts durch. Seitdem ist diese Weise als sog. No-restraint-System (Heilung ohne Anwendung von Zwang) überall in Geltung gekommen.

Unter den deutschen Irrenärzten der jüngsten Vergangenheit sind namentlich Dr. Zeller in Winnenthal und Dr. Roller in Illenau (Baden) zu nennen, die sowohl durch hervorragende fachliche Begabung wie durch christliche Gesinnung sich auszeichneten.

Diakonissenpflege genießen die Kranken z. B. in der Heilanstalt für evangelische weibliche Gemütskranke in Kaiserswerth. Der Verein für Innere Mission im Rheinland hat in Tannenhof bei Lüttringhausen in der Nähe Elberfelds eine große evangelische Irrenanstalt eingerichtet. — Auch die Bielefelder Anstalten haben sowohl Brüder als Diakonissen in größerer Zahl, daheim und draußen, in die Irrenpflege gestellt.

Einrichtung und Arbeit. Die Einrichtungen des Irrenhauses sind im allgemeinen die des Krankenhauses, mit denjenigen Abänderungen, welche der besondere Zustand dieser Krankenklasse fordert (also Ökonomie, ärztliche Behandlung, seelsorgerliche Arbeit, Einteilung nach Geschlecht, Krankheitsform, Verpflegungsklassen, Trennung der Heilbaren und Unheilbaren rc.).

Die Hauptsache ist: Versetzung des Kranken in solche Umgebung, welche ihm alle Schädlichkeiten fernhält und alle heilsamen Einflüsse zuführt. Diese Versetzung bewirkt nicht selten bald eine sog. „Hospitalbesserung", die deshalb aber noch nicht immer standhält oder wirklich durchgreifend ist.

Von Wichtigkeit ist es, daß sich der Kranke in der Anstalt heimisch fühlt, daß ihm also alles Heilsame, was ihm die eignen Verhältnisse boten, auch hier geboten wird. Von diesem Standpunkt aus sind alle Irrenärzte für die Abhaltung von regelmäßigen Gottesdiensten, auch wenn sie sonst dem göttlichen Wort kühl oder feindlich gegenüberstehen. Gotteshaus, Gottesdienst, ein Pastor gehören nun einmal so sehr zu dem gewohnheitsmäßig bei uns Vorhandenen, daß ihr Fehlen dem Kranken ein Gefühl der Fremde verursachen, ihn glauben lassen könnte, er sei „plötzlich in ein heidnisches Land versetzt". Das muß vermieden werden. Deshalb haben die Gottesdienste auch in unchristlichen Irrenanstalten nach der Meinung der Ärzte ihre Bedeutung. Wir wissen freilich, daß die Kraft des göttlichen Wortes sich weit über dies durch die Gewohnheit ihm eingeräumte Gebiet hinaus geltend macht.

Dagegen verhalten sich die unchristlichen Irrenärzte unbedingt

ablehnend gegen die Ausübung einer eingehenden Seelsorge. Tatsächlich ist ja eine solche sehr schwierig, muß von seiten des Geistlichen mit Einsicht, Vorsicht, Takt, Hand in Hand mit dem Arzt geübt werden. Auch darf das betr. Amt nicht als eine Durchgangsstelle angesehen werden. Wer hier im Segen arbeiten will, muß wachsen durch die Erfahrung der Jahre. — Von besonderer Bedeutung ist die Wirksamkeit der Geistlichen für das Personal. Damit dasselbe in seinem schweren Beruf in Geduld und Treue aushalte, ist die Nährung mit dem Brot des Lebens durchaus nötig. Der Pastor muß „der Pfleger der Pfleger" sein.

Warum befindet sich der Kranke in einer gut geleiteten Anstalt tatsächlich am besten? In den ganz gewohnten Verhältnissen fühlt er sich, der sich selbst so verändert hat, am unglücklichsten, da er nicht mehr seinen Platz ausfüllen kann. Durch falsches Mitleid oder falsche Ansprüche, kurz: unverständige Behandlung geschieht viel, was ihn zurückbringt, statt fördert. Das ganze Heer der Laienvorurteile läßt die Heimat als meist ungeeigneten Aufenthalt erscheinen, da sich dort diese Vorurteile fast ganz ungehemmt geltend machen, dem Kranken schaden, ihn peinigen. Der Kranke bedarf Ruhe, Unterordnung unter unausweichliche Vorschriften, eben Behandlung als Kranker. Je früher deshalb die Versetzung in eine Anstalt, desto besser. Meist zögert man damit zu lange. Von frischen Fällen, d. h. solchen, die noch nicht ein Jahr alt sind, werden wohl zwei Drittel geheilt. — Sehr oft aber wird noch im Moment der Überführung in eine Anstalt schwer an dem Kranken gesündigt: durch falsche Vorspiegelungen, man wolle eine Vergnügungsreise machen ꝛc. Der Betrug rächt sich durch Mißtrauen des Leidenden, durch den Gedanken, man halte ihn widerrechtlich in der Anstalt fest, was für die Heilung höchst schädlich wirkt. Wahrheit, wenn auch in schonender Form, ist hier das einzig Richtige. In schwierigen Fällen steht ja Hilfe durch kundiges Personal bei der Reise zu Gebote.

Was geschieht nun in der Heilanstalt mit den Kranken?

Ein Mittel gegen Geisteskrankheit, wie Chinin gegen das Fieber, gibt es nicht. Vielmehr muß, da Geisteskrankheit meist mit dem Gesamtbefinden zusammenhängt, auf dieses vornehmlich eingewirkt werden. Dazu gehört alles, was das leibliche Leben stärkt und normal erhält: richtige Ernährung, Verdauung, Schlaf ꝛc. Ferner alles, was das geistige Behagen hebt: Ruhe, Ordnung, Beschäftigung, Fernhaltung aufreizender Eindrücke. Wenig Wert legt man dagegen neuerdings auf die direkte Bekämpfung der krankhaften Ideen.

Zu alledem wirkt in erster Linie die Persönlichkeit des Arztes mit, von seiner sachkundigen Einsicht, seinem überlegenen Charakter, seinem ruhigen Willen hängt sehr viel ab. Hand in Hand mit seiner Tätigkeit muß in betr. Fällen die des Seelsorgers gehen. Das Personal hat möglichst genau die Vorschriften des Arztes auszuführen. Nicht ohne Einfluß sind auch die Beziehungen zur Außenwelt: Briefe und Besuche der Verwandten, Freunde, die aber gerade wegen dieses Einflusses völlig unter Kontrolle des Arztes stehen müssen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die meisten und schlimmsten stammen her aus den Vorurteilen der Laien in Bezug auf Irrsinn und Irrenanstalten. Im ganzen und einzelnen richtige Anschauungen zu verbreiten, ist deshalb eine wichtige Aufgabe. So muß z. B. von Irrsinn im einzelnen Fall ganz offen und einfach geredet und ein Krankheitsfall derart nicht wie ein Verbrechen verheimlicht und vertuscht werden; man muß es aussprechen, daß die Kranken in den Anstalten nicht mit Knebel und Peitsche behandelt werden &c. Jahrhunderte haben an der Einbürgerung dieser falschen Meinungen gearbeitet, kein Wunder, daß sie in Jahrzehnten nicht zu beseitigen sind.

Ein schweres Unrecht wird oft durch späte Verbringung in eine Anstalt begangen. Man sagt dann: „So schlimm ist der Kranke noch nicht." Gerade dann ist ja für seine Heilung noch alles zu hoffen, aber auch alles zu tun.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Nicht weit von Antwerpen, mitten in der belgischen Heide, der Kampine, liegen mehrere Städtchen und Dörfer, deren größtes Gheel heißt, im ganzen etwa 12000 Einwohner fassend. Hier besteht eine starke Irrenkolonie. Seit etwa 1000 Jahren haben Irre hier ihre Zuflucht gehabt; zuerst suchte man die Gegend auf wegen einer wundertätigen Heiligen, deren Grab selbst Heilkraft ausübte. Die Kranken fanden Aufnahme in den Häusern der Bewohner, lebten und arbeiteten mit ihnen. In dieser Jahrhunderte dauernden Schule bildete sich eine Art geborenes Wärterpersonal. So gut die frei erwachsene Einrichtung ist, so wenig läßt sie sich beliebig an einen andern Ort verpflanzen. Die Heide fände sich wohl, aber die Bevölkerung!

In Frankreich und England, neuerdings auch in Deutschland, hat man auch lohnende Versuche mit den freieren Verpflegungsformen gemacht: Ackerbaukolonien für Geisteskranke (Fitz-James bei Clermont mit 1000 Patienten) oder Unterbringung derselben in gut empfohlene und kontrollierte Familien. Selbstverständlich kann es sich hierbei nur um gewisse Formen der Krankheit, namentlich die leichteren, handeln.

Mit vielen Irrenhäusern sind auch Hilfsvereine verbunden, der älteste in Nassau 1829 gegründet. Unterbringung der Entlassenen in geeignete Umgebung, Aufklärung des Publikums in betreff der Vorurteile &c. ist ihre Aufgabe.

Ziel und Segen. Vergl. Krankenhaus.

Achtes Kapitel: Kampf gegen soziale Notstände.

§ 71. Stadtmission und Dorfmission.

Notstand. Alle in den früheren Abschnitten dargelegten Notstände haben eine soziale, d. h. eine mit der Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft oder des einzelnen Volkes oder eines speziellen Lebenskreises zusammenhängende Seite. Wenn für diesen und die nächst-

folgenden Paragraphen die Überschrift gewählt ist: Kampf gegen soziale Notstände, so soll das nur sagen, daß bei dem hier Darzustellenden die soziale Seite besonders hervortritt, ja das Ganze beherrscht. Es sei noch hervorgehoben, daß „sozial" hier nicht allein das nationalökonomische oder politische, sondern in dem oben bezeichneten allgemeinen Sinn auch das sittliche und kirchliche Gebiet mit umfaßt.

Im zunächst vorliegenden Fall haben wir es nun mit dem Bild der Not zu tun, welches durch den Rahmen einer Stadt resp. Großstadt umspannt wird. Hat man ein Recht, diese Notstände besonders zu betrachten? Ja, denn die Stadt resp. Großstadt bietet dem Beschauer einen auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängten Inbegriff der allgemeinen Volksnöte dar. Sodann ist die Großstadt von entscheidender Bedeutung für das gesamte Volksleben. So war es immer. Man erwäge, welch ein Stück Weltgeschichte die Großstädte Babylon, Jerusalem, Athen, Rom, Wien, Paris, London, Berlin in sich schließen. In der Neuzeit ist dies in erhöhtem Grade der Fall. Man hat unsere Zeit nicht mit Unrecht das Zeitalter der großen Städte genannt. Die Stadt ist wie das Herz eines Landes; die großen, von ihr ausgehenden Verkehrsstraßen und Eisenbahnen sind wie die Adern, durch welche das hier flutende Leben ins Land hinausgeführt wird. Freilich kann man auch sagen, daß das im Lande vorhandene Leben sich in der Stadt sammelt, jedoch nicht, ohne hier eine eigentümliche Farbe anzunehmen und eine gewisse Umbildung zu erfahren.

Die Großstadt hat viel Gutes in sich; das soll nicht geleugnet und verkleinert werden, wenn wir hier ihre Notstände hervorheben. Man kann dieselben dreifach teilen:

Das äußere Leben betreffend: die Menschenanhäufung mit der Wohnungsnot, den gesundheitsschädlichen Verhältnissen, dem städtischen Nomadentum u. s. w.

Das sittliche Leben betreffend: Mangel an Aufsicht durch die Umgebung, die vielen Versuchungen, namentlich auch zur Augenlust, das Überhandnehmen von Unzucht, Verbrechertum, Selbstmord, Irrsinn u. s. w.

Das kirchliche Leben betreffend: die fast durchgehends im umgekehrten Verhältnis zur Bevölkerungszahl stehende Kirchlichkeit, die Massengemeinden, der Mangel an geistlichen Kräften, schlechter Kirchenbesuch, Unterlassen der Taufe und Trauung, Abnahme der Kommunikantenzahlen und kirchlichen Beerdigungen u. s. w.

Von den Mißständen der Großstadt pflegt die nähere Umgebung stark beeinflußt zu sein.

Während die Stadt einen gleichmacherischen Zug hat, hat auf dem Dorf das Besondere und Eigenartige Kraft und Bestand. Eine Stadt, zumal Großstadt, ist der andern, wenn auch weit davon gelegenen, viel ähnlicher, als selbst Dörfer desselben Landes, wenn sie unter verschiedenen Lebensbedingungen existieren, geschweige nun die Dörfer verschiedener Länder und Völker. Aber diese Eigenheit des Dorflebens ist nicht leicht zu erkennen. Sie will sorgsam studiert sein. Und wie mit den Zuständen im allgemeinen, so ist's mit den Notständen. Sie

haben nicht jene starke sozusagen Familienähnlichkeit, wie sie die verschiedenen Großstädte aufzeigen. Deshalb können auch hier ihre Grundzüge nicht mit wenigen Zeilen angegeben werden.

Geschichte. David Nasmith (1799—1839) gilt als der Bahnbrecher der englischen und damit der Stadtmission überhaupt, deren Begründung nach mancherlei Vorstufen 1826 in Glasgow mit 8 Stadtmissionaren erfolgte. Durch Reisen nach Irland, Schottland, Nordamerika suchte Nasmith der Sache mit Erfolg Freunde zu werben. Bei der ganzen von ihm in Gang gebrachten Arbeit handelte es sich um eine der Mission in Heidenländern ziemlich ähnliche Tätigkeit. Die Stadtmissionare waren Laien, welche mit der Bibel in der Hand Haus für Haus besuchten, mit geistlichem Zuspruch, Ermahnung, Tröstung zum Herrn hinführend. Diese Tätigkeit wurde geübt ohne Anlehnung an eine bestimmte Kirchengemeinschaft.

Eine großartige, in ähnlichen Bahnen fortgehende Wirksamkeit entfaltet die auch auf Nasmith zurück zu führende Stadtmission in London seit 1835. Der bekannte Lord Shaftesbury (1801—1885) stand lange als Patron an ihrer Spitze. Sie steht mit über 400 Missionaren in einer nach den Arbeiten und Bevölkerungsschichten verzweigten Tätigkeit (unter Soldaten, Irländern, Kutschern, Prostituierten, Polizeidienern [!], der verwahrlosten Jugend u. s. w.). In der Dienstanweisung lauten einige Hauptsätze folgendermaßen: „Besuchen Sie die Bewohner des Ihnen angewiesenen Distrikts, um denselben die Kenntnis von der Erlösung durch unsern Herrn Christum mitzuteilen, und um ihnen auf jede Art, die in Ihren Kräften steht, Gutes zu tun. Lesen Sie aus der Schrift vor und lassen Sie beim Vorlesen und Gespräch das Verderben des Menschen, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Notwendigkeit der Bekehrung und eines heiligen Wandels immer die Hauptsache sein. Legen Sie jedem die Pflicht ans Herz, in der Schrift zu forschen und den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen; schärfen Sie den Eltern die Pflicht ein, ihre Kinder rechtschaffen zu erziehen" u. s. w. Die segensreiche Wirksamkeit der Londoner Stadtmission ist allgemein anerkannt.

Eine etwas andere Gestalt hat meist die Stadtmission in Deutschland angenommen. Hier wird zwar auch auf die geistliche Einwirkung, die eigentliche Missionsarbeit, Gewicht gelegt, aber bei der meist vorhandenen Anknüpfung an die Armenpflege nehmen die Werke der Diakonie, soweit sie Männern zugänglich sind, sehr oft einen breiteren Raum in der Wirksamkeit des Stadtmissionars ein. Sodann arbeitet die Stadtmission bei uns fast durchgehends in Anlehnung an eine bestimmte Kirche, sehr oft auch in Verbindung mit deren Organisation.

Wichern ist der Begründer der Stadtmission in Deutschland. Er hat sie am 10. November 1848 in Hamburg, 1858 in Berlin begonnen, hat in Bremen und Breslau direkt zu ihrem Entstehen mitgewirkt und auch sonst vielfach Anregungen dazu gegeben.

Die größte Stadtmission Deutschlands besteht gegenwärtig in Berlin, entsprechend der Bedeutung der Reichshauptstadt, unter Hofprediger a. D. D. Stöcker, der mit mehreren berufsmäßigen theologischen

Inspektoren und einer Reihe von Stadtmissionaren in der Arbeit steht. In dieser Unternehmung sind die von Wichern 1858 und von Generalsuperintendent Brückner 1874 gemachten Anfänge 1877 verschmolzen und weitergeführt. Die Stadtmission Hamburgs (1848), der zweitgrößten Stadt Deutschlands, ist nach ihr die bedeutendste. Sie steht gegenwärtig unter Pastor Mahlings Leitung. Ähnliches, jedoch im einzelnen verschieden Gestaltetes, besteht in Breslau seit 1856, Stuttgart 1868, Dresden 1874, Frankfurt a. M. 1874, Leipzig 1877, Magdeburg 1877, Karlsruhe 1882, München 1888, Königsberg u. s. w. Alle diese Stadtmissionen tun ihre Arbeit in prinzipiellem Anschluß an die betreffenden Landeskirchen. Ganz vereinzelt gibt es auch independentistische Stadtmissionen in Deutschland.

Von einer Geschichte der Dorfmission kann bei der Neuheit der betr. Bestrebungen noch keine Rede sein. Es mögen nur zwei Namen genannt werden von solchen, welche sich mit Erfolg um Dorfmission bemüht haben: Römheld, der bekannte Volksprediger in Hessen und Pfarrer O. Schultz in seiner Rhöngemeinde.

Einrichtung und Arbeit. Man kann einen weiteren und engeren Begriff der Stadtmission unterscheiden. Nach dem ersteren umfaßt sie die gesamte Innere Mission einer Stadt, stellt also ein Kompendium der Inneren Mission auf kleinem Raume dar. Nach dem zweiten ist sie die (eventuell unter geistlicher Inspektion zusammengefaßte) Arbeit der Stadtmissionare.

Gemäß dem in Deutschland stärker als in England sich geltend machenden Zug zu einem umfassenderen Begriff der Stadtmission gehört zu ihr:

Eine verbindende Tätigkeit, wonach die Stadtmission erstrebt, resp. sich dazu hergibt, ein hilfreiches Centrum der einzelnen am Ort gepflegten Liebestätigkeiten zu sein. Es ist wichtig, daß eine Stelle vorhanden sei, wo die Fäden der Hilfe zusammenlaufen, wie sich an derselben Stelle die umfassendste Kenntnis der Not findet. Diese nicht bureaukratische und regimentliche, sondern dienende, wenn natürlich auch nach dem Maß der Tüchtigkeit und Arbeit einflußreiche Centralisation ist wichtig für die Besonnenheit und Umsicht im praktischen Vorgehen. Schon um des betrügerischen Bettels willen sollte eine Stelle existieren, die Personal- und Sachkunde in sich vereinigt. Eine solche Stelle kann die Stadtmission sein. Für eine derartige Wirksamkeit ist der Vereinsgeistliche von entscheidender Bedeutung. In ihm hat die Stadtmission ihren persönlichen Mittelpunkt. Am Vereinshaus hat sie ihr lokales Centrum. Das erste Vereinshaus Deutschlands war das Haus Konkordia in Bremen 1841. Den Namen Vereinshaus hat zuerst das 1853 in Langenberg eingeweihte erhalten. Es bietet ein solches etwa außer der Wohnung des Vereinsgeistlichen einen großen Saal und andere Räume, in denen Versammlungen und Komiteesitzungen der verschiedenen befreundeten Vereine stattfinden, wodurch auch äußerlich schon das Mit- und Füreinander aller dieser Bestrebungen sich zeigt und der Dienst an der einen Sache sich ausprägt. Derartige größere Vereinshäuser gibt es in Berlin, Barmen, Leipzig, Basel u. s. w.

— Diese centrale Stellung innerhalb der Liebestätigkeit einer Stadt wird aber der Stadtmission um so selbstverständlicher und ungesuchter zufallen — und nur als eine von selbst sich ergebende hat sie Wert — je mehr ihr eine zweite, nämlich:

eine weiterführende Tätigkeit gelingt, d. h., je mehr sie sich den schon bestehenden Arbeiten im ganzen und einzelnen nützlich erweist. Hierher gehört die aufrichtige und eifrige Förderung bereits bestehender Anstalten und Vereine, nach dem Grundsatz: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit" (1. Kor. 12, 26). Damit kann sich verbinden: Rat und hilfreiche Tat bei Reorganisationen, und endlich Anregung zur Ausfüllung der Lücken im Netz der Reichsgottesarbeit. Denn gerade bei einer auf das Ganze einer Stadt mit ihren kenntlich abgeschlossenen Grenzen gerichteten Tätigkeit wird der Blick der suchenden und helfenden Liebe am ehesten diese schmerzlichen Lücken erkennen und bestrebt sein müssen, das Fehlende zu ergänzen.

Indessen ist alles Bisherige doch nur eine Hilfswirksamkeit in den Bestrebungen anderer. Sie wäre weder befriedigend, noch segensvoll möglich, wenn nicht die Grundlage von allem wäre:

eine selbständig missionierende Tätigkeit. Damit haben wir das Gebiet des zweiten, oben genannten engeren Begriffs betreten: die Tätigkeit der Stadtmissionare, die eventuell von einem theologischen Inspektor geleitet ist. Nach Bedürfnis, Arbeitsteilung und Begabung gestaltet sich die Arbeit sehr verschieden, kann sehr vieles, ja alles umfassen, was überhaupt Laienhelfern zu tun möglich ist. Es handelt sich dabei z. B. um Gewinnung der einzelnen oder ganzer Klassen für die Kirche resp. für Jesum durchs Wort, entweder in persönlichem, seelsorgerlichem Einzelgespräch, oder in Form der Bibelstunde, der Ansprache, durch Leitung einer Sonntagsschule, durch Kolportage resp. Bibel-, Schriften-, Traktat-, Zeitschriften-Verbreitung, durch Pflege der männlichen Jugend, Arbeit an den Strafentlassenen, Kampf gegen die Prostitution, den Bettel, den Schnaps, Arbeitsvermittelung, Armenpflege u. s. w.

Wenn oben die Besonderheit der Notstände des Dorfes richtig bezeichnet worden ist, so erhellt daraus, daß es viel weniger wie bei der Stadt Generalrezepte gibt, dieser Not abzuhelfen. Doch möchten einige Winke am Platze sein. Zuerst: In vielen Fällen wird es gar keiner besonderen Organisation bedürfen. Wenn der Pastor verständnisvoll, treu und fleißig seine Pflicht tut und sich für besondere Fälle etwa eine und die andere Hilfe zu schaffen weiß, bedarf's in vielen kleinen Gemeinden keiner außerordentlichen Veranstaltungen. Die vorhandene kirchliche Organisation, so wenig sie auch für größere Verhältnisse genügen mag, reicht hier aus. — Und sodann: Man übertrage nicht die städtischen Dinge schablonenhaft auf das Land. Daß hier keine Droschkenkutscher-Mission und kein christlicher Verein für junge Kaufleute nötig tut, ist selbstverständlich. Aber man hört doch manchmal von Maßnahmen, die einem Dorfe aufgedrängt werden sollen, wobei einem starke Zweifel in die Kenntnis gerade der ländlichen Ver-

hältnisse bei dem Unternehmer aufsteigen. Übrigens bleibt auch nach Ausscheiden des speziell Städtischen noch genug übrig, was an sich für ländliche Verhältnisse durchaus angängig und zweckmäßig ist. Ob das einzelne gerade hier und da angebracht ist, kann nur auf Grund von Spezialkunde festgestellt werden. Ich nenne einiges zur Auswahl: die gesamte Schriftenverbreitung (Bibel, Erbauungsbücher, Sonntagsblätter, Traktate, Kalender 2c.), Volksbibliothek, Bibelbesprechung, Gemeinschaftspflege (Familienabende), Kirchengesangverein, Kindergottesdienst, Kampf gegen Alkohol, Sonntagsentheiligung, Kleinkinderschule, Mitarbeit beim Erziehungsverein resp. Waisenpflege und Fürsorgeerziehung, Strick- und Handarbeitsschule, Jugendpflege irgend welcher Art, irgend welche Vorkehrungen für Krankenpflege, Fürsorge für Blinde, Taubstumme, Idioten, Epileptische, Krüppel u. s. w. — Endlich: Man fange klein an und lasse den Fortgang wachstümlich sein. In der Stadt kann es unter Umständen einmal nötig werden, daß man, um in ihrem Lärm und bunten Vielerlei durchzudringen, auch laut und kräftig reden muß (Zeitungsannoncen, große Versammlungen 2c.). Auf dem Dorfe kommt man mit einer stillen, aber nachhaltigen Tat zum Ziele. Das Tun irgendwie hervorragender Leute wird dort sehr aufmerksam beachtet, und wenn einmal das Vertrauen gewonnen ist, hält es vor. Wer z. B. einige Hilfsmittel für die Krankenpflege besitzt und sie verleiht und einen guten Rat dazu gibt, wird nicht über Mangel an Benutzung derselben zu klagen haben.

Schwierigkeiten und Gefahren. Wenn die Stadtmission die Innere Mission innerhalb einer Stadt ist, so bestehen hier ähnliche Schwierigkeiten und Gefahren, wie bei der Inneren Mission überhaupt. Unter denselben möchte in erster Linie das richtige Verhältnis zur Kirche und zum Amte derselben zu nennen sein. Wenn der Pastor an der Spitze eines Vereins oder gar des Kirchenvorstandes eine Stadtmission einrichtet, ergibt sich die Stellung der letzteren zu ersterem ganz von selbst als diejenige eines Hilfsdienstes in Unterordnung und Abhängigkeit. Steht der Pastor aus irgend einem Grunde nicht mit an der Spitze der Sache, ist aber sonst ein treuer Diener des Evangeliums und seiner Kirche, so hat der betreffende Verein und der einzelne Stadtmissionar tunlichst Fühlung mit ihm als einem Träger des Amtes zu unterhalten, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen, auf seine Wünsche die irgend mögliche Rücksicht zu nehmen, kurz aus allen Kräften das Einvernehmen mit ihm aufrecht zu erhalten. Sehr kompliziert und schwierig wird die Sache, wenn die gläubigen Pastoren untereinander über das Mögliche und Nötige in betreff der Arbeit nicht einig sind und die einzelnen vielleicht geradezu entgegengesetzte Wünsche haben. Dann hat der Verein resp. Missionar unter sorgsamster Bewahrung der Pietät eine solche Entscheidung zu treffen, welche nach gewissenhafter Erwägung der Kirche, dem Heile der Seelen, der Sache der Mission am dienlichsten ist. Besteht der traurige, aber freilich nicht unerhörte Fall, daß der Pastor ein den Unglauben verkündender Mietling ist, so ist ein Zusammengehen mit ihm leider nicht möglich.

Stellt sich im Verhältnis der Stadtmission zu Kirche und Amt eine Schwierigkeit in Beziehung auf die Umgebung dar, so fehlt es auch nicht an Schwierigkeiten innerhalb des eigenen Kreises. Es liegt in der Aufgabe der Stadtmission, mit allen Einzelbestrebungen der Liebestätigkeit, welche an demselben Orte tätig sind, eine lebendige Fühlung zu gewinnen, ja in gewissem Maße eine centrale Stellung unter jenen einzunehmen, weil sich die Stadtmission zu jenen Anstalten und Vereinen mit Spezialzwecken der Idee nach wie das Ganze zum Teil verhält. Wie aber, wenn die Idee mit der Wirklichkeit gar nicht stimmt? Wenn die Stadtmission bei all ihrem Absehen aufs Ganze vielleicht tatsächlich eine kümmerliche Pflanze ist, und doch ein Mittelpunkt sein will für anderweitige tüchtige, bewährte, große, unabhängige Arbeiten? Das wäre die verkehrte Welt. Einfluß, centrale Stellung auf unserem Gebiete müssen sich von selbst ergeben, jedenfalls keinem Widerwilligen gegenüber durch äußere und künstliche Mittel geltend gemacht werden. Je tüchtiger, gründlicher, besonnener die Arbeit der Stadtmission auf ihrem eigensten und engsten Gebiete ist, desto leichter wird ihr eine verbindende und weiterführende Tätigkeit von selbst zufallen.

Bei der Landmission ist oft dies ein großes Hindernis, daß der Landmann schwerer als der Städter zu etwas Neuem, Ungewohntem zu veranlassen ist. Oft auch liegt die Schwierigkeit an dem engen Kreise. Wenn auf einem Dorfe bei den 1000 Menschen, welche es gerade bewohnen, kein Interesse für irgend eine Sache zu wecken oder zu pflegen ist, ist's damit zu Ende. Versagt in der Stadt das erste Tausend, so wendet man sich ans zweite, und so weiter bis zum zwanzigsten und dreißigsten. Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, irgend welche Geber und Mittäter zu finden, ist hier sehr viel größer. Übrigens ist die Ablehnung des Landmanns gegenüber so manchem, das ihm angesonnen wird, oft eine sehr begreifliche und wohlangebrachte Regung des Selbsterhaltungstriebs. Was ist ihm schon alles zugemutet worden! Bekämpfen kann er es oft nicht, weil er es nicht versteht. Aber er wehrt sich dann zum Glück oft instinktiv dagegen, seine Burg ist sein lässiges, unbewegliches Wesen. So manchem gegenüber, dem der Städter rettungslos verfällt, ist sein Beharrungsvermögen sein Glück. — Sehen wir zu, daß die Innere Mission ihm nicht im Lichte einer solchen Zumutung erscheint.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als verwandte, ja als eine Art Parallel-Einrichtung der Stadt- und Landmission kann die „Gemeindepflege" mit weiblichen Hilfskräften (vergl. den folgenden Paragraphen) genannt werden. Denn wenngleich die Idee der Stadtmission eine umfassendere ist, hat sich's in Deutschland doch tatsächlich meist so gestaltet, daß in der Stadtmission die Armenpflege den Anknüpfungspunkt bildet und in weit überwiegender Anzahl männliche Helfer in ihr angestellt sind, während die „Gemeindepflege" tatsächlich meist an die Krankenpflege anknüpft und von Diakonissen besorgt wird.

Hilfs-Einrichtung kann jede Anstalt und jeder Verein der Inneren Mission werden.

Ziel und Segen. Je größer der heillose Einfluß ist, den eine

Stadt ausübt, in welcher die antichristlichen und antikirchlichen Strömungen die Macht haben, desto größer ist auch der Segen, der von einer Stadt ausgeht, in der die Kirche und das Evangelium eine nachhaltige Wirksamkeit entfalten; dazu an ihrem Teile mitzuwirken, daß dies geschehe, ist das Ziel der Stadtmission.

§ 72. Gemeindepflege in Stadt und Land.

Notstand. Dem Wortlaute nach könnte „Gemeindepflege" den größten Teil der aufs Wohl einer Gemeinde bezüglichen Tätigkeiten von seiten des Kirchenregiments, des Pastorats, des Diakonats umfassen. Tatsächlich aber wird damit die berufsmäßige Hilfe für die Gemeindenöte bezeichnet, soweit sie von Diakonissen geleistet werden kann. Dahin gehört namentlich Krankheit, sonderlich, wenn zu derselben der Druck der Armut hinzukommt, die Verwahrlosung der Kinder und weiblichen Jugend, deren Umhertreiben auf der Straße, Unkenntnis der weiblichen Arbeiten (Nähen, Stricken, Flicken), Alleinstehen in versuchlicher Umgebung u. s. w. Das alles eröffnet der Diakonissin ein weites Feld der Tätigkeit.

Geschichte. Auch wenn wir Gemeindepflege im heutigen gewöhnlichen Wortverstande nur als Gemeindepflege durch Diakonissen fassen, so weisen die Anfangsspuren der Geschichte bis in die ältesten Zeiten der Kirche hinauf. Die erste Diakonissin, von welcher wir überhaupt wissen, war Gemeindepflegerin: Phöbe in Kenchreä (Röm. 16, 1). Und in der Gemeindepflege der alten Kirche vor und nach Konstantin arbeiteten unter Leitung des Bischofs neben den Diakonen auch Diakonissen. Im Mittelalter verschwand die Gemeindepflege ganz, um in der Reformation wieder zu erwachen. Hier aber konnte sie nicht recht zu Kraft, Bestand und Wirkung gelangen, weil die Persönlichkeiten fehlten, welche sich berufsmäßig damit befaßten. Diese Tätigkeit fordert zu viel Kenntnisse und Übung, zu viel Aufwand an Zeit und Kraft, als daß sie bloß neben einem anderen Berufe getrieben werden könnte. So war denn eine tatsächliche Wiederherstellung der Gemeindepflege in unserem Sinne erst möglich, als Fliedner mit der Aufrichtung des Diakonissenwesens die Persönlichkeiten für diesen Dienst ausbildete und zur Verfügung stellte. Seitdem ist an vielen Orten Diakonissengemeindepflege eingerichtet, meist in Städten, namentlich Großstädten; in Landgemeinden bisher sehr wenig und fast nur da, wo Gutsherrschaften die Sache in die Hand genommen. Nicht nur der Schwesternmangel, sondern namentlich auch die Eigenart der ländlichen Verhältnisse stellt der Einführung der Gemeindediakonie die größten Schwierigkeiten entgegen. Davon sei nur erwähnt, daß in kleinen Gemeinden für eine oder gar zwei Schwestern nicht genug zu tun ist, in größeren Distrikten aber mit weit auseinanderliegenden Dörfern die weiten Wege oft unüberwindlich sind.

Einrichtung und Arbeit. Wie die Gemeindepflege durch Diakonissen an die ersten und besten Zeiten der christlichen Liebestätigkeit

anknüpft, so gilt sie auch heutzutage als die Krone aller weiblichen Diakonie.

Ihr geborener Leiter innerhalb der Einzelgemeinde ist der Pastor. Leider entspricht dieser prinzipiellen Forderung nicht überall die Wirklichkeit. Die verschiedensten Ursachen helfen dazu mit. Nächst ihm möchten weltliche Gemeindebehörden die berufensten Kräfte zur Leitung sein. In Ermangelung allgemeiner Willigkeit und Fähigkeit der kirchlichen und kommunalen Organe treten Vereine resp. deren Vorstände in die Lücke. Namentlich die Frauenvereine nach dem Vorbilde des Sievekingschen, die „Frauenhilfen" des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, sowie manche vaterländische Frauenvereine haben sich durch Anstellung von Gemeindeschwestern Verdienste erworben. Der Vereinsvorsteher resp. die Vorsteherin oder in deren Auftrag ein bestimmtes Mitglied hat die Wünsche und Aufträge des betreffenden Vereins der Schwester zu vermitteln, wie diese wiederum durch dies bevollmächtigte Mitglied ihre Wünsche und Bedürfnisse kundgibt, wenn das nicht durch sie selbst in den Vereinsversammlungen geschieht.

Der Diakonissin muß ein Depot von Gegenständen, welche zur Gemeindepflege nötig sind, sowie eine gewisse Geldsumme zur Verfügung stehen. Die Naturalgegenstände, sowie die Geldmittel, erwachsen aus den Mitgliederbeiträgen, Gaben von Armenfreunden, namentlich auch aus Sammlungen, welche die Schwester entweder für besondere Fälle oder für die Sache im allgemeinen ins Werk setzt. Dabei ergibt sich die Gelegenheit, den Wohlhabenden die Verhältnisse der Armen darzulegen und diesen die Wohltaten jener zu vermitteln. Besonders wertvoll sind die regelmäßigen Essenportionen, Fleisch, Brot, Waren von den Schlachtern, Bäckern, Krämern u. s. w., ebenso Wäsche, Kleidungsstücke, Bettwerk.

Für alle diese und ähnliche Dinge bedarf es eines besonderen Raumes in der Schwesternwohnung. Diese selbst muß einfach, darf aber nicht armselig, ungesund und unzureichend sein. Es muß dem betreffenden Vereine eine Freude sein, die Schwestern anständig und auskömmlich zu halten. Der Regel nach werden an einem Orte nicht weniger als zwei Schwestern angestellt (um eine erquickliche Häuslichkeit zu ermöglichen), wenn auch vielleicht nur eine von ihnen in der eigentlichen Gemeindepflege arbeitet.

Für die ganze Einrichtung ist es von entscheidender Bedeutung, ob die Arbeit sich wie gewöhnlich an die Krankenpflege (namentlich unter der ärmeren Bevölkerung) anschließt, oder ob, wie hier und da, namentlich in Landgemeinden, versucht worden, die Kleinkinderschule ihr Mittelpunkt ist.

Ist ersteres der Fall, so ist die nächste Aufgabe der Diakonissin, Hilfe in der augenblicklichen Not zu bringen durch genaue Ausführung der ärztlichen Verordnungen, durch Herstellung allgemeiner, der Genesung dienender Vorbedingungen: Reinlichkeit, frische Luft, entsprechende Nahrung, tunlichste Beseitigung der den Kranken beunruhigenden Dinge, z. B. des Lärmes der Kinder durch Beschäftigung derselben, Unterbringung bei den Nachbarn. Ist die Hausmutter erkrankt, so wird es

ihr eine große Sorge abnehmen, ihre Familie und ihren Hausstand durch die Schwester versorgt zu wissen. Ist der Hausvater oder ein Kind krank, so wird die Diakonissin neben dem, daß sie selbst zugreift, wo es nötig tut, die Mutter lehren, wie sie es anfangen muß, um dem Kranken ausreichend zu dienen und auch ihre übrige Arbeit nicht zu vernachlässigen. Sie wird hier wie überall freiwillige Hilfen (Verwandte, Nachbarn u. s. w.) zu gewinnen, bezahlte Kräfte anzustellen und zu beaufsichtigen suchen (Frauen für die Nachtwache, fürs Aufwaschen und Scheuern, für Wartung der Kinder &c.). Dies tut die Schwester nicht, um sich selbst zu erleichtern, sondern um andere in die Liebesarbeit einzuführen, um ihre eigene Kraft und Kenntnis gleichsam zu vervielfältigen, nicht an Nebensächliches zu verschwenden, sondern für Hauptsachen recht auszunutzen. Zu alledem bedarf es einer gewissen Gabe der Organisation. Eine Hauptkunst ist dabei, mit wenigem und einfachem recht viel auszurichten. Es ist am Ende nicht allzu schwer, mit viel Geld, gutem Gerät, ausreichendem Personal einen Hausstand gut instand zu setzen oder zu erhalten, aber in einem Arbeiterhaushalte mit mangelhaftesten Utensilien, knappsten Mitteln, ungeschickten Persönlichkeiten im Krankheitsfalle einen leidlichen Zustand wochenlang zu erhalten, das ist nicht leicht. Daß man der Regel nach nur Naturalgaben und nicht Geld verabreicht, ist selbstverständlich. Aber lange nicht immer ist überhaupt Geben am Platze. „Versagen kann oft auch Helfen sein, und Geben ist oft Verderben." Gar häufig ist nur da gründlich zu helfen, wo die Leute sich zugleich erziehen lassen. Ein Großes ist gewonnen, wenn es gelingt, die Quellen der Not zu verstopfen: dem Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen, dem Kranken die Gesundheit zu geben, den Wirtshausgänger im Hause zu halten u. s. w. Man will ja nicht Armut, sondern Arme pflegen.

Ist die Kleinkinderschule der Ausgangspunkt der Gemeindepflege, dann wird die betreffende Schwester, zumal wenn sie allein steht, nicht in der eben geschilderten Weise in den Häusern der Gemeinde tätig sein können. Aber wenn sie den Satz beachtet, daß der Weg zu so manchen Elternherzen durch die Kinder geht, und wenn sie alle zu Gebote stehenden Mittel und Wege benutzt, ihre Zeit und Kraft recht darangibt, so kann sich an die Hauptarbeit auch noch eins oder das andere von weitergehender Tätigkeit: Sonntagsschule, Nähschule, Jungfrauenverein &c. anschließen; und auch derartiges kann man mit Recht als Gemeindepflege bezeichnen.

In allen Fällen hat sich eine geistliche Einwirkung der Diakonissen nur an ihre spezielle Berufstätigkeit der Kranken-, Armen- und Kinderpflege anzuschließen. Sie darf sich nicht in methodistischem Bekehrungseifer, sondern nur mit Takt, Einfachheit, Eingehen in die besonderen Umstände der Personen und Verhältnisse geltend machen. Den größten Einfluß wird die Diakonissin durch ihren gottgefälligen Wandel gewinnen, zu dem das Wort nur als ein begleitendes, deutendes, Zeugnis ablegendes hinzukommt. Je nüchterner, einfältiger die Schwester selbst ist, desto weniger wird sich frommes Geschwätz, krankhafte Geistlichkeit an sie wagen. Jedenfalls wird sie sich nicht

dadurch — so wenig wie durch Klatsch und Liebedienerei — täuschen und in ihrem Urteile einnehmen lassen.

Bei dem Mangel an Diakonissen ist es oft schwer, eine Schwester zur Gemeindepflege zu erhalten. Als teilweisen und vorläufigen Ersatz hat man namentlich für ländliche Verhältnisse geeignete Jungfrauen oder Frauen in einem etwa halbjährigen Kursus durch irgend ein Diakonissenhaus ausbilden lassen. Damit hat man doch wenigstens eine Aushilfe in den dringendsten Krankheitsnöten. Auch durch am Ort wohnende Johanniterinnen kann eine gewisse aushelfende Tätigkeit geübt werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Stellung der Diakonissen zu Kirche und Amt gestaltet sich in der Praxis fast immer ohne alle Schwierigkeiten, schon deshalb, weil von ihnen als von Frauen das Wortamt keine Eingriffe in seine Rechte fürchtet.

Im einzelnen möchte auf folgendes hinzuweisen sein: die Schwester soll nicht die Arbeit unter den Armen als ihre Domäne betrachten, sondern willig und freudig andere Kräfte auf demselben Arbeitsfelde, sofern sie nur dasselbe Ziel erstreben, willkommen heißen und mit ihnen Hand in Hand gehen, z. B. Mitglieder der Damenvereine, Privatwohltäter. Sie darf nicht zum Giftbaum werden, unter dessen Schatten alles andere Leben erstirbt; nicht zum Ruhekissen der Faulheit und Lieblosigkeit, welche spricht: seit die Schwester da ist, brauchen wir uns selbst gar nicht mehr um unsere Kranken und Armen zu kümmern. — Wenn Männer die Leitung der Gemeindepflege haben, kommt's leicht vor, daß sie sich zu wenig um die Einzelheiten bekümmern; daraus erwächst dann eine falsche Selbständigkeit der Diakonissen. Wenn Damen an der Spitze stehen, mischen sie sich leicht in alles und versuchen, die Diakonissin in falsche Unselbständigkeit hineinzuzwängen. — Wenn auch einer Schwester, großen und eingewurzelten Notständen gegenüber, ein heiliger Mut zu wünschen ist, so darf dieselbe doch nicht ohne ernste Überlegung und größte Besonnenheit vorgehen. Sie unternehme nicht Dinge, welche sie nicht hinausführen kann, oder worüber solches, das ihr näher liegt, versäumt wird. Sie belade sich nicht mit Dingen, wozu große oder auf Jahre hinaus zu zahlende Geldmittel nötig sind, z. B. großen Mieteunterstützungen, Aufbringung von Pensionen für Anstaltszöglinge. Überhaupt muß sehr darauf geachtet werden, daß über dem Kollektieren, was in seinem Maß sein Recht hat, die eigentliche Arbeit nicht zu kurz kommt. Für die Mittel sollten in der Hauptsache die Vorstände sorgen. — Zum Selbstmedizinieren, Quacksalbern lasse sich die Schwester nie herbei, obwohl bei nachlässigen Armenärzten die Aufforderung dazu nahe genug liegen mag. — Die Schwester stehe nicht zu Gevatter in den Familien, mit welchen sie amtlich verkehrt. Sie könnte sonst in wenigen Jahren einige Dutzend Patenkinder haben.

Endlich muß man sich hüten, dadurch, daß man den Namen „Gemeindepflege" zwei in ihrer praktischen Ausführung doch ziemlich verschiedenen Tätigkeiten beilegt, falsche Vorstellungen zu erwecken. Auch mit der Arbeit an einer Kleinkinderschule können, wie oben gezeigt,

andere Tätigkeiten verbunden werden, wodurch jene zur Gemeindepflege ausgestaltet wird. Aber die Erfahrung hat wohl überall bewiesen, daß sich Krankenpflege in irgend erheblicherem Maße von einer Warteschulschwester nicht nebenbei mit beschicken läßt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Frauen-Vereine, wie sie durch Amalie Sieveking begründet sind, können wohl als nächstverwandte Einrichtungen bezeichnet werden: ein Kreis von Frauen vereinigt sich unter einer Vorsteherin zu regelmäßigen Besuchen bei Armen und Kranken. Dabei wird eine gewisse Kenntnis der Not gewonnen, und es kann nach manchen Seiten hin, namentlich durch Naturalgaben, Hilfe gespendet werden. Der Tatsachenbefund bei den Besuchen wird kurz in ein der betreffenden Familie gewidmetes Heft eingetragen und dadurch die nach einem bestimmten Turnus später folgende Besucherin über alles früher in derselben Familie Vorgefallene unterrichtet. Durch den Wechsel der Besucherin möchte man einen gewissen Ausgleich schaffen zwischen Strenge und Mildigkeit, Vertrauensseligkeit und Mißtrauen, die sich bei den einzelnen Besucherinnen finden und zuweilen eine unrichtige Behandlung der Familien hervorrufen mögen. Indessen so heilsam ein derartiger Verein wirken mag, wenn er sorgsam und praktisch geleitet wird und nicht zu viele unbrauchbare Mitglieder umfaßt, so versagt doch seine Tätigkeit gerade in den schwierigsten Fällen. Wenn z. B. in einer kinderreichen Familie Scharlach oder Diphtheritis ausbricht, oder wenn der Typhus irgendwo einkehrt 2c., dann sind die Vereinsdamen, welche selbst Familie haben, an den Besuchen in den betreffenden Familien behindert und auch nicht jede der andern wird zu kommen bereit sein. Aber auch wenn letzteres der Fall ist, so ist mit Besuchen noch sehr wenig getan. Da gilt's zugreifen, und nicht nur einmal, sondern täglich mehrmals, Wochen hindurch. Auch wenn sich's um operative Fälle handelt, reicht Dilettanten-Tätigkeit nicht aus u. s. w. Aus diesen Tatsachen und Erwägungen heraus haben denn manche derartige Damenvereine zur Ergänzung ihrer Wirksamkeit Diakonissen angestellt und damit „das fehlende Glied" erhalten. Überhaupt muß gesagt werden, daß Damenvereine zwar ganz brauchbar für eine Reihe von Tätigkeiten sind, die sich um die eigentliche Armen- und Krankenpflege herumlegen, daß aber wohl die Zeit vorüber ist, wo sie, namentlich in Großstädten, in ihrer früheren Selbständigkeit (ohne pastorale Leitung und ohne Diakonissenhilfe) von wesentlichem Nutzen sein können. Die Zeiten der Amalie Sieveking waren andere als die jetzigen, und es sind auch nicht alle betreffenden Vorsteherinnen der Amalie Sieveking ähnlich oder gleich.

Die „Frauenhilfen" des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins arbeiten in ähnlicher Weise wie die Sievekingschen Vereine, eignen sich aber noch besser zur Unterlage für die Gemeindediakonie, weil sie einen ausgesprochen kirchlichen Charakter haben. Die vaterländischen Frauenvereine sind interkonfessionell und eignen sich nur zur Begründung und Erhaltung einer Gemeindepflege, insofern sie dem religiösen und kirchlichen Leben und Wirken der Diakonissen nicht hindernd in den Weg treten.

Zur Hilfseinrichtung für die Gemeindediakonie kann jeder Zweig der Inneren Mission werden, wenn er mit derselben in Beziehung tritt oder doch in gleichem Geist demselben Ziele zustrebt.

Ein besonderes Wort verdient die sog. Privatpflege, d. h. die Übernahme einer Krankenpflege in einer besser situierten Familie, welcher die Schwester dann ihre ganze Zeit und Kraft widmet bis zur Wiederherstellung oder zum Tod des Patienten. Kein Mutterhaus kann den diesbezüglichen Bitten aus einem ganzen Lande entsprechen. So wäre es am besten, wenn die Gemeindepflegen so ausreichend mit Schwestern versorgt wären, daß in wirklich schweren Fällen eine derselben für Privatpflege übrig wäre. Doch wissen die betreffenden Familien sehr oft nicht die rechte Mitte zu finden zwischen Verwöhnung und Überanstrengung der Schwester. Auch sonstige Schwierigkeiten und Gefahren ergeben sich dabei. Als Regel muß gelten, daß die Pflege der Armen nicht hinter die der Reichen zurückgesetzt werden darf. Der Zug aller echten Diakonie geht „dem Elend zu".

Ziel und Segen. Geordnete Hilfe in leiblicher, besonders Krankheits-Not für einen bestimmten Bezirk ist der nächste Zweck der Gemeindediakonie. Bei dem Geist, in dem sie tätig ist, kann sie nicht wirken, ohne auch geistliche Segnungen damit zu verbinden, jedoch müssen diese selbstverständlich nicht aufgedrungen und mit Takt und voller weiblicher Zurückhaltung und Bescheidenheit dargeboten werden. Eine besondere Freude wäre es, wenn mit der Zeit aus der Diakonie (dem Dienst) der Diakonat (das kirchliche Amt des Dienstes) erwüchse. Damit wäre der Kirche mehr als eine Zierde, es wäre ihr ein Mittel ihres wahren Wohlseins, weil ein Mittel des Wohltuns, zurückgegeben, was sie in alten Zeiten hatte und in Segen und Kraft anwendete.

§ 73. Armenpflege.

Notstand. Schon in den beiden vorhergehenden, sowie in vielen der früheren Paragraphen haben wir es mit der Armenpflege zu tun gehabt, aber nur mit einzelnen Seiten derselben, namentlich insofern christliche, berufsmäßige Kräfte, Stadtmissionare (Diakonen) und Diakonissen dabei Verwendung finden. Es erübrigt sonach nur, einen Blick aufs Ganze zu werfen und besonders das Verhältnis der verschiedenen hier wirksamen Faktoren zu einander darzulegen.

Der Notstand der Armut ist ein sehr vielgestaltiger, wie dies auch schon aus dem Bisherigen hervorgeht. Daneben verschärft und multipliziert Armut alle anderen Leiden, zu denen sie hinzukommt. Ihren Grund hat sie sowohl auf dem materiellen als auf dem sittlichen Gebiete. Keine dieser beiden Armutsquellen darf im speziellen Fall von dem, der helfen will, übersehen werden, obwohl man bei Beurteilung der sittlichen Frage Joh. 9, 1—3 im Auge behalten muß.

Geschichte. Es sei hier im allgemeinen auf die Geschichte der Inneren Mission, namentlich der Liebestätigkeit, verwiesen. Nur die Hauptmomente mögen noch einmal angedeutet werden.

Die Armenpflege, dem Heidentum unbekannt, im alten Bund an-

gebahnt, konnte erst im Christentum zur vollen Entfaltung kommen, trat aber auch hier alsbald als eine seiner schönsten Früchte hervor, Und zwar in der doppelten Form der persönlichen (individuellen) und kirchlichen (gemeindlichen) Armenpflege. Damit blieb man in den drei ersten Jahrhunderten in verhältnismäßig gesunden Bahnen und entfaltete eine große und gesegnete Tätigkeit.

In der nachkonstantinischen Zeit wurde der Strom der Wohltätigkeit sehr breit, in der Fülle der Gaben auch großartig ergiebig. Aber die immer mehr sich geltend machende falsche Lehre über Eigentum, Arbeit, Almosen trübte Gesinnung und Geist, aus denen das Tun floß. Die Kirche und die christlichen Persönlichkeiten (einzeln oder vereinigt) waren die Träger der Armenpflege. Der Staat fing erst an, hier und da Hilfsdienste zu tun.

Im Mittelalter geschah außerordentlich viel für die Armen, wenn man auf die einzelnen Stiftungen, Vermächtnisse, Spenden, Hilfstaten sieht. Aber diese Einzelheiten waren nicht zweckmäßig und zielbewußt zusammengefaßt. Das unverständige Geben zog ein Bettlerheer groß. Äußerlich angesehen war alles verkirchlicht, d. h., es hing irgendwie mit der Kirche zusammen und war ihr formell untertan, aber die wirkliche kirchliche Gestaltung der Armenpflege als Gemeindepflege war aufgegeben. Dabei hatte der Geber mehr sein eigenes Wachstum in der Gnade bei Gott als die Rettung des Nächsten aus dem Elende im Auge.

In der Reformationszeit kehrte man wieder zu den gesunden biblischen und altkirchlichen Gedanken und Vorbildern zurück. Doch der Druck der Zeiten, das Interesse für die Lehrkämpfe, die Verquickung mit dem Staat, der Mangel an geeigneten persönlichen Kräften ließ die Armenpflege damals noch zu keiner rechten Blüte kommen. Der Pietismus holte manches früher Versäumte nach.

Unterdessen war aber Staat und bürgerliche Gemeinde zu einem Hauptfaktor der Armenpflege geworden. Schon die Mängel der kirchlichen Armenpflege im Mittelalter zwangen den Staat, im Interesse der Selbsterhaltung ernstlich einzugreifen. Dahin gehören die Ordnungen Karls d. Gr., die späteren Gesetze zur Eindämmung und Regulierung des Bettelwesens, die Versuche der Städte, die Stiftungen, Hospitäler 2c. der Kirche zu entreißen und selbst in Verwaltung zu nehmen. Die Vermischung geistlichen und weltlichen Regiments seit der Reformation half diesen Verstaatlichungsprozeß beschleunigen, und heutzutage sieht sich der Staat (resp. sehen sich die bürgerlichen Gemeinden und ihre Verbände) als den eigentlichen Träger der Armenpflege an, dem Kirche, Vereinswesen, Einzelpersönlichkeiten nur Hilfsdienste leisten.

Der Hauptdienst aber, den diese dem staatlich regulierten Armenwesen geleistet haben, besteht darin, daß durch sie ein neuer Geist in die ganz veräußerlichten, bureaukratischen Formen des Armenwesens einzuziehen angefangen hat. Der Staat konnte sich der tatsächlichen Kritik, welche in all den kirchlichen und Vereins-Bestrebungen der Neuzeit lag, nicht entziehen. Unter dem Einfluß fachlich geschulter Kommunalbeamten und infolge der Anregungen des deutschen Vereins

für Armenpflege und Wohltätigkeit (seit 1880) und ähnlicher Bestrebungen hat man neuerdings in weiteren Kreisen für die hier vorliegenden Aufgaben Verständnis gewonnen und den Weg zur Tat gefunden. (Dr. Münsterberg, früher in Hamburg, jetzt in Berlin ꝛc.)

Der Typus einer nach christlichen Grundsätzen mit überlegener praktischer Begabung sowie überraschendem Erfolg eingerichteten Armenpflege ist diejenige von Chalmers, welche in Deutschland unter dem Namen des Elberfelder Systems seit 1852 (Pastor Feldner, Daniel v. d. Heydt) vielfach Eingang gefunden hat.

Einrichtung und Arbeit. Schwierigkeiten und Gefahren. Wir müssen uns auf das in Deutschland Vorhandene und Mögliche hier beschränken. — Tatsächlich bestehen und wirken auf diesem Gebiet vier Faktoren: die staatliche (bürgerliche, gesetzliche), kirchliche, vereinsmäßige, persönliche (individuelle) Armenpflege.

Die persönliche Armenpflege wäre die allereinfachste und natürlichste Form: wem das Elend begegnet, der tue Herz und Hand auf und helfe ihm ab. Und doch ist die rein persönliche Armenpflege tatsächlich die allerschlechteste Form. Sie wird meist völlig kritiklos und einsichtslos an der Haustür geübt durch Darreichung des Bettelpfennigs (der meist in den Schnapsladen wandert), des Stückes Brot (mit dem meist Schweine fett gemacht werden), des alten Kleidungsstückes (das meist alsbald der Trödler erwirbt). Wer so verfährt, prämiiert die Landstreicherei und zieht Vagabunden groß. Von Erforschung der Bedürfnisse und Verhältnisse der Bettler, von erziehlicher Einwirkung auf dieselben ist dabei keine Rede, und es kann eine solche auch nicht stattfinden. Denn dazu fehlt tatsächlich fast allen Gebern die Zeit und Kraft. Aber wenn auch jemand sich die Mühe machen könnte und wollte, welche damit verbunden ist, so würde ein solcher auch nach Beseitigung der gänzlich abzuweisenden Fälle vor einem solchen Gewirre von Not und Verderben stehen, daß er sich alsbald an der Grenze der Möglichkeit sähe, wirksamen Beistand zu leisten. Es muß ein mächtigerer Arm, eine weiter reichende Organisation sich dieser Dinge annehmen.

Die staatliche (bürgerliche, gesetzliche) Armenpflege ist das gerade Gegenteil der persönlichen: dort alles Zufall, hier alles Gesetz; dort eine Wirksamkeit aus Einzelkraft allein, hier aus dem großen Ganzen; dort sehr enge Grenzen der Möglichkeit zu helfen, hier gewaltige Mittel. Allerdings hat ja der Staat schon aus Selbsterhaltungstrieb Ursache, sich des Elends seiner Glieder anzunehmen, und in der Tat geschieht außerordentlich viel, wenn man nur nach den Summen sieht, welche verwendet, und nach der Schar von Beamten und Maßregeln, welche dabei in Wirksamkeit gesetzt werden. Doch auch hier ergeben sich in der Wirklichkeit große Mißstände. An die staatliche Armenpflege hat jeder in großer Not Befindliche ein Recht. Wird ihm nicht das Nötige zu teil, so kann er den Beschwerdeweg bei den höheren Verwaltungsinstanzen betreten. Mit diesem Recht und der auf seiten des Staates, der Provinz, der Gemeinde vorhandenen entsprechenden Pflicht fehlt aber der Antrieb zum Dank und zur Arbeit; Frechheit und

Faulheit dagegen werden großgezogen. Es fehlt auch durch die Unmöglichkeit, die Unterstützung immer an gewisse Bedingungen zu knüpfen, vielfach die erziehliche Einwirkung auf die Armen; der Taugenichts muß in gewissen Notlagen ebensowohl etwas empfangen als der Wohlgesittete. Als Gegengewicht wirkt dabei die Bestimmung, daß nur das gerade eben zum Leben Nötige verabreicht wird, wodurch also allein den auf unterster Stufe Stehenden diese Armenunterstützung begehrenswert erscheint. Dazu kommt noch, daß der zeitweilige Verlust gewisser bürgerlicher Rechte mit dem Empfang öffentlicher Almosen verbunden ist. Während diese Bestimmungen der Begehrlichkeit einen heilsamen Zügel anlegen, verhindern sie andererseits wieder, vorbeugend zu wirken (solche, die noch nicht alles verloren haben, wieder emporzubringen) und die verschämte Armut zu unterstützen. — Der Hauptfehler der bürgerlichen Armenpflege, wie sie gewöhnlich betrieben wird, ist aber der Mangel an persönlicher Kontrolle, Fürsorge, sittlicher Einwirkung. Es geht alles den Bureau- und Aktenweg. — Dabei bliebe dem Staat (resp. der bürgerlichen Gemeinde) durch die großen verfügbaren Mittel immerhin die Möglichkeit, für alle solche ausreichend zu sorgen, welche durch augenblickliche oder dauernde besondere Notlage beim besten Willen nicht im stande sind, sich fortzuhelfen: Kranke, Sieche, Irre, Idioten, Epileptiker, Blinde, Taubstumme, Krüppel, welche in Versorgungs- oder Erziehungsanstalten unterzubringen wären. Jedoch hat der Staat tatsächlich nicht für alle genannten Klassen eine Fürsorge eingerichtet, ja selbst die gesetzliche Regelung der betreffenden Angelegenheiten bleibt weit hinter dem auch bei den gegenwärtigen Verhältnissen Möglichen zurück (z. B. Schulpflicht der Blinden, Taubstummen ꝛc.). So ist die bürgerliche Armenpflege zur Zeit ein unentbehrliches, aber noch mit vielen Mängeln behaftetes Institut.

Die kirchliche Armenpflege wäre berufen, die von der bürgerlichen gelassenen Lücken auszufüllen und soweit möglich ihre Schäden zu reparieren. Denn sie hat unter ihren Gliedern wohl die geeignetsten Persönlichkeiten, welche als Armenpatrone oder Diakonen und Diakonissen eine eingehende Pflege, Beaufsichtigung, Leitung, Erziehung der Armen ausüben können; sie ist nicht an die staatlichen Grundsätze und Pflichten gebunden, sie kann je nach Befinden gewähren oder versagen; sie geht von seelsorgerlichen Gesichtspunkten aus und spendet neben dem irdischen Brot auch das Brot des Lebens; sie kann sich der verschämten Armut annehmen und vorbeugend wirken. — So hat die Kirche alle innerlichen Mittel, welche zur Armenpflege nötig sind, aber es fehlen ihr vielfach die äußerlichen Mittel, d. h. die Geldmittel und die Organisation. Vielerorten gibt's gar keine kirchliche Armenpflege oder sie existiert nur auf dem Papier. Mangelnde Erkenntnis der zeitlichen Aufgabe der Kirche, Überbürdung der Amtsträger mit anderer Arbeit, Gebundenheit der Kirche durch die Bureaukratie u. s. w. sind Hindernisse des Fortschritts in dieser Sache. In den Gegenden, wo reges kirchliches Leben ist, gibt's auch kirchliche Armenpflege, die eine notwendige und heilsame Ergänzung der bürgerlichen ist, welche die äußeren Mittel (Geld, Organisation und Macht) hat, aber vielfach der wichtigsten

innerlichen (geeigneter Persönlichkeiten, religiös-sittlicher Einwirkung) entbehrt.

Demnach ist die vereinsmäßige Armenpflege, solange es um die übrigen Faktoren noch so unvollkommen steht, ein erwünschter Ersatz, Lückenbüßer und Regulator jener, freilich nur dann das Höchste leistend, wenn sie von entschieden christlichem Geiste beseelt ist. Hier haben wir durch die „vereinten Kräfte" die Möglichkeit ausgiebiger Wirkung, materielle Mittel und persönliche Kräfte, pädagogische Grundsätze und seelsorgerliche Gesichtspunkte. Freilich haftet dem Verein eine gewisse Zufälligkeit an. Es beruht alles auf dem Vorhandensein und Zusammenwirken einiger tüchtiger Persönlichkeiten, deren jede sich jederzeit von dem Werk zurückziehen und damit unter Umständen dessen Bestand gefährden kann. — Dagegen ist ein anderer Vorwurf unbegründet: daß nämlich durch die vereinsmäßige Liebestätigkeit die persönliche gehindert oder ertötet werde. Die letztere braucht sich ja nur der ersteren anzuschließen und wird gerade durch die hier vorhandene Organisation nur um so wirksamer werden. — Für die Wichtigkeit und Tüchtigkeit dieser Form spricht übrigens die unumstößliche Tatsache, daß von ihr fast alle eingreifenden Besserungsversuche und Anregungen zu Fortschritten im Armenwesen der Neuzeit ausgegangen sind.

Indem hier noch nachdrücklich hervorgehoben wird, daß in Vorstehendem keine prinzipielle, sondern nur eine von den tatsächlichen Verhältnissen Deutschlands in der Gegenwart ausgehende Auseinandersetzung gegeben werden sollte, sei schließlich die Befolgung des praktischen Rates empfohlen: alle Faktoren der Armenpflege möchten sich gegenseitig rückhaltlos anerkennen und ein inniges Zusammenwirken anstreben, keiner dem andern untergeordnet, aber alle das eine Ziel im Auge: „vereint den Feind zu schlagen", dann wird das „Getrenntmarschieren" nicht schaden, sondern nützen, wenn nur alle „Fühlung" miteinander halten, wie dies schon in einer Reihe von Städten mit gutem Erfolg versucht ist.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Auf eine wichtige Unterlage der bürgerlichen Armenpflege muß hier hingewiesen werden: das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, welches gegenwärtig in allen deutschen Staaten, mit Ausnahme Bayerns, gilt. In letzterem Staat besteht noch Heimatberechtigung. „Heimat" und „Unterstützungswohnsitz" haben das Gemeinsame, daß sie nicht die vollständige Gemeindezugehörigkeit in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens bedeuten, sondern nur die Gemeinde bezeichnen, aus welcher man nicht ausgewiesen werden kann und in welcher man die erforderliche Armenhilfe zu suchen hat; beide haben also gleichen Inhalt, aber sie sind in der Art des Erwerbes oder Verlustes unterschieden. Der Unterstützungswohnsitz wird durch zweijährigen Aufenthalt erworben und durch zweijährige Abwesenheit verloren, wenn man das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat. Die Heimat dagegen wird — abgesehen von der Geburt, durch welche sie sich ebenso wie der Unterstützungswohnsitz fortpflanzt — bloß durch ein ausdrückliches Rechtsgeschäft erworben und nie von selbst, sondern stets nur durch Erwerb einer neuen

Heimat verloren. — Über die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der beiden Einrichtungen bestehen Meinungsverschiedenheiten unter den Sachverständigen.

Ziel und Segen. Hebung, Erleichterung, Tröstung des Elends ist Zweck und Ziel der Armenpflege; auf dieses Ziel wird nur der wirksam hinarbeiten können, der von dem Grundsatze ausgeht: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit“ (Elisabeth Fry).

§ 74. Pflege in Zeiten des Krieges und der Seuche.

Notstand. Die Notstände, welche Krieg und Seuche hervorbringen, haben das Gleichartige, daß sie auf gewisse Zeiten und Länder beschränkt sind, innerhalb dieser Grenzen aber um so allgemeiner sich ausbreiten und um so tiefer greifen, in neueren Zeiten auch ganz ähnliche oder gar dieselben Kräfte zur Linderung des Elends in Tätigkeit versetzen.

Geschichte. Die Kriegsnot erweist sich von beiden am wirksamsten in Schaffung der dauernden Organisationen, deren Bereitschaft, Erfahrung, Mittel dann auch dem Elend, das in Friedenszeiten durch Seuchen über ein Land hereinbricht, zugute kommt. Wir wenden uns deshalb zuerst der Liebestätigkeit im Krieg zu und beschränken uns dabei auf die uns am nächsten liegenden Verhältnisse.

Noch aus den deutschen Freiheitskriegen (1813) haben wir schreckliche Berichte über die Verlassenheit und das Elend der Verwundeten. Aus Leipzig wird uns noch acht Tage nach der Entscheidungsschlacht erzählt: „Unter 2000 Kranken und Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemd, Bett-Tuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten“.

Der Krimkrieg (1854) sah schon eine ziemlich ansehnliche Verwendung freiwilliger, namentlich auch weiblicher Kräfte, unter denen die Engländerin Florence Nightingale sich besonders ausgezeichnet hat.

Der lombardische Krieg (1859) aber war die eigentliche Geburtsstätte der neuen so umfassenden freiwilligen Liebestätigkeit im Kriege. Der Genfer Henri Dunant erließ in seinen „Erinnerungen an Solferino“ unter Hinweis auf die schauerlichen Bilder, welche sein Auge geschaut, einen Notschrei und Weckruf. Das Resultat desselben war nach manchen Verhandlungen die sogenannte Genfer Konvention (22. August 1864), in welcher bestimmt wurde, daß Verwundete und Kranke, deren Wohnung und Geräte, sowie ärztliches und Hilfspersonal als neutral behandelt werden sollten. Nach und nach haben sich derselben alle zivilisierten Länder angeschlossen. Die Hauptbedeutung der Konvention liegt nicht in ihren einzelnen Bestimmungen, die verbesserungsbedürftig sind, sondern in der mächtigen Anregung, welche dadurch der freien Liebestätigkeit gegeben wurde, sich unter ihrem Schutz zu entfalten. Das Zeichen der Genfer Konvention ist das rote Kreuz im weißen Felde.

Im schleswig-holsteinischen Krieg (1864) konnte die Genfer Konvention noch nicht wirksam werden. Der Krieg war vor dem formellen Abschluß derselben schon beendigt. Aber doch waren schon

Diakonissen, Brüder des Rauhen Hauses, Diakonen aus Duisburg, barmherzige Schwestern neben den offiziellen Kriegssanitätspersonen tätig. Als Mittelpunkt der freiwilligen Arbeit erwies sich der Johanniterorden brauchbar. — Als Hauptresultat der gemachten Erfahrungen stellte sich die Notwendigkeit einer einheitlichen Organisation der verschiedenen freiwilligen Bestrebungen dar. Eine Frucht dieser Einsicht war die in verschiedenen Stadien sich vollziehende Einigung der nach und nach seit 1863 (Württemberg) und 1864 (Preußen, später andere Teile des Deutschen Reichs) gegründeten Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, in deren Central-Komitee jetzt der Kaiser einen Regierungsvertreter ernennt: den Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, damit zwischen dem Staat und diesen Vereinen eine geordnete Fühlung unterhalten werde.

Der deutsche Krieg (1866) verlangte schon bald eine Probe der erst angebahnten Einrichtungen. In dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode erhielt die freiwillige Krankenpflege eine persönliche Spitze. Derselbe wurde zum Königlichen Kommissar und Militärinspekteur bestellt, war als solcher Generalbevollmächtigter des preußischen Vereins für im Felde verwundete Krieger und außerdem Kanzler des Johanniterordens. — Neben dem übrigen schon in früheren Kriegen wirksam gewesenen Pflegepersonal war diesmal zuerst die von D. Wichern und andern eingerichtete „Felddiakonie" tätig, aus jungen Leuten bestehend, die sich für gewisse Zeit zur Verfügung stellten. Aus den schon früher am Werk gewesenen Frauen konstituierten sich seit 1866 die einzelnen vaterländischen Frauenvereine, die sich nach und nach unter sich und vielfach auch mit den Vereinen für im Feld verwundete und erkrankte Krieger (für den Kriegsfall) zusammengeschlossen haben. In gewisser Weise die Spitze des Ganzen ist seit 1869 das Centralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz mit Sitz in Berlin. (Die Gesamtorganisation ist bei den verschiedenen Teilvereinen eine mannigfach abweichende.) — Als Resultat dieses Krieges zeigte sich die Notwendigkeit, die Organisation der ganzen Sache viel straffer und damit wirksamer zu gestalten und die freiwillige Liebestätigkeit ganz der staatlichen und militärischen einzugliedern und unterzuordnen. Dieser Grundsatz beherrscht schon die 1869 erlassene Instruktion über das Sanitätswesen der Armee im Felde.

Im deutsch-französischen Krieg (1870/1871) wurde Fürst Hans Heinrich von Pleß als Königlicher Kommissar und Militärinspekteur ernannt. Es fand eine außerordentliche Entfaltung der freiwilligen Liebestätigkeit statt. Die Segensfrüchte blieben nicht aus. Unter Delegierten des Fürsten Pleß, meist Johannitern, waren die evangelischen und katholischen Genossenschaften, die Vereine für im Felde verwundete Krieger, die vaterländischen Frauenvereine, Felddiakonen und andere, einzeln oder genossenschaftlich zusammengeschlossen (z. B. weltliche Vereinskrankenpflegerinnen) zur Linderung der Not tätig. Die Resultate dürfen als im ganzen befriedigende bezeichnet werden, wenngleich einzelne Mißstände unvermeidlich waren. Namentlich zeigte sich, daß es notwendig sei, schon in Friedenszeiten auf Gewinnung

eines geschulten Pflegepersonals Bedacht zu nehmen, um nicht im Moment des Kriegsausbruches erst die Persönlichkeiten auffordern, aussuchen und vorbilden lassen zu müssen. Die Erfahrungen wurden niedergelegt in der Kriegssanitätsordnung von 1878 und der Kriegsetappenordnung von 1887, die, im Geist der früheren Instruktion von 1869 einhergehend, einzelnes geändert und genauer bestimmt haben. Namentlich ist auch hier der Grundsatz streng durchgeführt: die Freiwilligkeit besteht nur im Ein- und Austritt (bei letzterem besondere Verpflichtungen vorbehalten). Für den einmal Angenommenen aber ist sein Tun Sache der Pflicht und des Gehorsams.

Die neuesten Versuche zur Gewinnung eines zahlreicheren Personals gehen teils vom Johanniterorden aus, der mit den Diakonissenhäusern in Beziehung getreten ist zur Ausbildung „dienender Schwestern" (1886) und vom „roten Kreuz", welches mit J. Wichern, dem damaligen Direktor des Rauhen Hauses, sich in Benehmen gesetzt hat zur Gewinnung und Ausbildung von männlichen Nothelfern unter dem Namen „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege" (1886). Beide Unternehmungen haben schöne Erfolge aufzuweisen.

Die für Kriegszwecke zunächst geschaffenen oder im Krieg tätigen Organisationen entfalten zum größten Teil (Johanniter, evangelische und katholische religiöse Genossenschaften, vaterländische Frauenvereine) auch eine sehr ausgedehnte Friedenstätigkeit und stehen dann auch für Zeiten der Seuche zur Verfügung. Nur einige Seuchenzeiten sollen namhaft gemacht werden, in denen die freiwillige Liebestätigkeit eingegriffen hat. So 1848 Typhus in Oberschlesien (Kaiserswerther Diakonissen, Brüder des Rauhen Hauses, Duisburger Diakonen). 1849 Cholera in Rheinland, Westfalen (Kaiserswerther Diakonissen, Duisburger Diakonen). 1850 Pocken in der Rheinprovinz (Duisburger Diakonen). 1864—66 Pocken in der Rheinprovinz (Kaiserswerther Diakonissen). 1866/67 Cholera hin und her in Deutschland (Kaiserswerther Diakonissen, Duisburger Diakonen). 1868 Typhus in Ostpreußen (Kaiserswerther Diakonissen, Diakonissen von Bethanien-Berlin, Duisburger Diakonen). 1868 Typhus in Finnland (Duisburger Diakonen). 1873 Cholera in Ostpreußen (Duisburger Diakonen). 1885 Typhus in Wiesbaden (Kaiserswerther Diakonissen). 1892 Cholera in Hamburg (Duisburger Diakonen, Kaiserswerther, Bielefelder, Hamburger und Altonaer Diakonissen, freiwillige Krankenpfleger, Schwestern vom roten Kreuz 2c.).

Einrichtung und Arbeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, ganz ebenso wie beim Heer, auch bei der freiwilligen Liebestätigkeit die Vorbereitung im Frieden maßgebend ist für die Leistungsfähigkeit im Krieg.

Diese vorbereitende Tätigkeit erstreckt sich auf ein Vierfaches. Zunächst die Organisation. Von entscheidender Wichtigkeit ist dabei die einheitliche Spitze, wie sie in dem Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege gegeben ist. Durch dieselbe werden zusammengefaßt und mit dem militärischen Organismus in Verbindung gesetzt die drei großen, sonst ganz selbständig dastehenden Gruppen: die Johanniter, die religiösen Genossenschaften von Berufs-

pflegern und Pflegerinnen (Diakonen, barmherzige Brüder, Diakonissen, barmherzige Schwestern), die Vereine vom roten Kreuz (die Männer- und die Frauenvereine incl. Berufspflegerinnen). Die Organisation der beiden ersten Gruppen ist eine im wesentlichen abgeschlossene und durch die Erfahrung bewährte. Von der dritten Gruppe wird man das noch nicht sagen können. Die Beziehungen der einzelnen größeren und kleineren Männer- und Frauenvereine zu einander sind noch sehr verschieden geartet, und wenn auch keineswegs Uniformität auf diesem Gebiete erstrebt werden darf, so tut doch größere Einheitlichkeit und Gleichartigkeit not. Die jetzige Buntscheckigkeit erfordert ein förmliches Studium, wenn man zu näherer Kenntnis gelangen will. Indessen hat man sich, von richtiger Einsicht geleitet, bisher dem Ziele größerer Einheitlichkeit immer mehr genähert.

Zum zweiten handelt es sich um die Gewinnung und Ausbildung eines tüchtigen Pflegepersonals. Ist an die Erreichung dieses Zwecks nicht im Frieden alle Kraft gewendet worden, so sieht man sich beim Ausbruche eines Krieges in die Notwendigkeit versetzt, minder taugliche oder gar zweifelhafte Kräfte anzunehmen. Dadurch ist früher der guten Sache ernstlich geschadet worden. Nun liegt im Johanniterorden und in den religiösen Genossenschaften ja schon von selbst das Streben nach Ausbreitung, Gewinnung neuer Kräfte, bei den letzteren auch nach technischer Ausbildung derselben. Das Wachstum dieser Körperschaften ist unabhängig von dem Hinblick auf den Krieg; es vollzieht sich aus anderen Gründen. Aber wenn sie in Blüte stehen, wird es der Pflege im Krieg zu wesentlichstem Nutzen gereichen. Gerade wegen dieser anderswo als in der Kriegsbegeisterung begründeten Festigkeit und Geschlossenheit dieser Korporationen werden sie allezeit den soliden Kern von Kräften abgeben können und müssen, an den sich freiere Gebilde zwar nicht organisch, aber doch in der Tätigkeit anschließen können. Letztere sind die Vereine vom roten Kreuz, für tausend notwendige, aber mehr in der Peripherie liegende Dinge vortrefflich, doch für die eigentliche Pflege auf berufliche Kräfte angewiesen. Dies hat man auch erkannt und deshalb weltliche Nachbilder der katholischen und evangelischen Schwesternhäuser in den Pflegerinnen-Mutterhäusern und -schulen geschaffen. Auf die neuerdings sowohl von seiten des Johanniterordens als auch des roten Kreuzes begonnenen Versuche, ein Mittelding zwischen beruflichen und freien Pflegekräften herzustellen, ist oben schon hingewiesen worden.

Zum dritten handelt es sich um Friedensarbeit für diese verschiedenen Organe. Ohne Arbeit würden sie erlahmen, versumpfen oder zerflattern. Auch hier haben's die Vereine vom roten Kreuz am schwersten, da sie in erster Linie auf den Krieg zugeschnitten sind. Sie mußten und müssen sich erst eine Friedenstätigkeit suchen, und diese muß zugleich eine solche sein, welche die vorhandenen Kräfte nicht so festlegt, daß sie für den Kriegsfall nicht mehr zu haben sind. Doch ist es den Frauenvereinen gelungen, sich eine vielseitige Friedenstätigkeit zu schaffen. Für sie war das ja auch in ganz anderm Grade Lebensfrage wie für die Männervereine.

Zum vierten gilt es, die nötigen sachlichen Vorbereitungen zu treffen. Es muß die Kenntnis aller betreffenden Verhältnisse, namentlich auf literarischem Wege, verbreitet, es müssen alle vorbereitenden Arbeiten zur raschen Mobilisierung auch des Heeres der Liebesarbeit gemacht und stets auf der Höhe der Aufgabe erhalten werden. Muster- und Sachendepots sind anzulegen, Lazarette, Krankentransportmittel sind bereitzuhalten ꝛc. ꝛc.

Tritt Krieg ein, so finden nur die also vorbereiteten Kräfte Verwendung. Nur ausnahmsweise geschieht diese Verwendung bei der Feldarmee selbst. Vielmehr hat die freiwillige Krankenpflege ihre Hauptätigkeit im Rücken der Feldarmee, und zwar hier bei den Etappenlazaretten, bei der Evakuation, in den Lazarettzügen, in den Reservelazaretten u. s. w. Eine außerordentlich wichtige Tätigkeit wird auch entfaltet durch Sammlung von Geld und Naturalgaben aller Art, wie sie für die Soldaten im Felde und für die Verwundeten und Kranken mit ihren tausend Bedürfnissen von Wert sind; durch die Verpackung, Versendung, Überführung, Verteilung dieser Gaben; durch Vermittlung des Briefverkehrs zwischen den Verwundeten und ihren Angehörigen.

Dies alles aber ist beherrscht von dem obersten Grundsatz, daß die freiwillige Krankenpflege im Kriege nicht einen selbständigen Faktor neben der staatlichen bildet, sondern nur in Unterordnung unter dieselbe arbeiten kann und darf.

Für den einzelnen Pfleger und die einzelne Pflegerin nimmt die Arbeit im Kriege meist die Gestalt der Hospitalpflege, die Arbeit in Seuchenzeiten diejenige der Gemeindepflege an, nur daß sich dieselbe in beiden Fällen unter dem Drang der Umstände nicht in der geregelten Weise wie sonst vollzieht. Die massenhaft auftretende Not, die oft unvollkommenen, im Augenblick erst geschaffenen Einrichtungen ꝛc. stellen an die Liebe, Tatkraft, Geistesgegenwart des Personals außerordentliche Anforderungen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Neben den selbstverständlichen Schwierigkeiten und Gefahren, welche die ganze Situation bei Krieg und Seuche mit sich bringt, ist hier nur auf diejenigen hinzuweisen, welche aus dem tatsächlichen Betrieb der Liebestätigkeit, wie die Geschichte bezeugt, erwachsen sind. Wir weisen hier nur auf die Schwierigkeiten hin, welche sich ergeben bei der Verbindung der offiziellen und der freiwilligen Arbeit, bei der Organisation der letzteren und der Notwendigkeit, das friedliche Nebeneinander der verschiedenen koordinierten Faktoren aufrecht zu erhalten, die richtige Auswahl und Ausbildung der Persönlichkeiten zu veranlassen, die „Schlachtenbummler" fernzuhalten u. s. w.

Ziel und Segen. Je grauenhafter die Notstände bei Krieg und Seuchen sind, desto köstlicher die Freude, hier Hilfe und Linderung bringen zu können. Ein Segen, welchen dabei die Arbeiter und Arbeiterinnen der Inneren Mission besonders erbitten und durch ihr Tun herbeizuführen suchen, ist der, daß die Hilfe in leiblicher Trübsal als ein Ausfluß der göttlichen Liebe empfunden und also für das geistliche Leben fruchtbar werde.

§ 75. Sonntagsfrage.

Notstand. Bei der Sonntagsfrage handelt es sich um zweierlei; Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung. Wird die erstere nicht gehalten, so ergeben sich zunächst Nachteile in Bezug auf die Gesundheit. Der Mensch ist nun einmal so beschaffen, daß er auf die Dauer eine Arbeit nicht aushält, die nie durch einen freien Tag unterbrochen wird; ja selbst eine seltenere als nach je 6 Tagen stattfindende Pause hat sich z. B. in der französischen Dekadenzeit als nicht genügend erwiesen. Dem schließen sich nationalökonomische Nachteile an. So werden bei mangelnder Sonntagsruhe die Kräfte der Menschen früh verbraucht, es tritt zu bald Invalidität ein. Auch wird die ununterbrochen geschehende Arbeit freudlos und deshalb schlecht getan (z. B. Unglücksfälle, durch Übermüdung von Eisenbahnbediensteten veranlaßt). Endlich ergeben sich auch schwerwiegende soziale Nachteile. Das Familienleben kann bei der steten Arbeitshetze durchaus nicht sein Recht erhalten; so bekommt der vom Morgen bis zum Abend auswärts beschäftigte Vater seine jüngeren Kinder kaum anders als im Bett liegend zu sehen, hat keine Zeit und auch nach saurem Arbeitstag keine Lust, sich mit ihnen abzugeben. (Vergl. jene Kindesfrage: „Nicht wahr, Mutter, der Sonntag ist der Tag, an dem du uns lieb hast?“ Mutter: „Ich habe euch alle Tage lieb.“ Kind: „Aber du hast keine Zeit, es uns zu zeigen.“) Auch der Verkehr der Menschen außerhalb der Familie leidet unter der Sonntagslosigkeit. Ja, die ganze Führung des Lebens wird eine unrichtige, wenn der Mensch zur Maschine herabgedrückt wird. — Die Sonntagsruhe macht die Sonntagsheiligung möglich, die Betätigung religiöser Sitte und Pflicht, christlicher Erbauungsbedürfnisse in Einsamkeit und Gemeinsamkeit, in Familienandacht und namentlich im Gottesdienst. Hier ist die Kraftquelle für die saure Wochenarbeit, des Lebens Kämpfe und Nöte. — Aber die Sonntagsruhe verbürgt noch nicht die Sonntagsheiligung. Oft tritt auch an die Stelle der rechten gottwohlgefälligen Verwendung der arbeitsfreien Zeit zu leiblicher, geistiger und geistlicher Erquickung der Mißbrauch im Dienste des Fleisches und weltlicher Lüste. So erweist sich die Sonntagsheiligung als die allein vollgültige Bürgschaft und die rechte Kraft der Sonntagsruhe. — Unter den evangelischen Ländern besteht wohl die ernsteste Sonntagsfeier in Schottland. In Deutschland herrscht im ganzen große Laxheit, im Norden noch mehr als im Süden. In Norddeutschland wird wohl mehr durch Sonntagsarbeit, im Süden vielleicht mehr durch falsche Sonntagsvergnügungen gesündigt.

Geschichte. Die ersten Spuren der Sonntagsfeier finden sich 1. Kor. 16, 2; Apgesch. 20, 7; Offb. 1, 10. An letzterer Stelle steht der Name „Tag des Herrn“. Der Barnabasbrief nennt ihn den „rechten Tag“ (mit Rücksicht auf die Auferstehung); Justin der Märtyrer den „Sonntag“ (unter Hinweis auf den ersten Schöpfungstag und den Auferstehungstag). Von einer Begründung des Sonntags mit dem jüdischen Sabbathgebot weiß weder das Neue Testament (vielmehr Kol. 2, 16; Gal. 4, 10 f.; Röm. 14, 5 f.) noch die ganze alte Kirche etwas, bis

zu Gregor dem Großen. — Erst nach ihm, im Mittelalter, drang die gesetzliche Anschauung vom Sonntag durch, und in dieser Zeit kam auch erst die Begründung des Sonntags durch das alttestamentliche Sabbathsgebot auf. — Mit der Reformation wurde diese Anschauung gänzlich hinfällig. Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin sind in der Verurteilung dieser gesetzlichen Ansicht ganz einstimmig (vergl. z. B. Luther im großen Katechismus. Er sagt mit Bezug auf die Ruhe und gottesdienstliche Auszeichnung des Sonntags: „Solches aber ist nicht also an die Zeit gebunden, wie bei den Juden, daß es müßte eben dieser oder jener Tag sein, denn es ist keiner an ihm selbst besser denn der andere, sondern sollte wohl täglich geschehen; aber weil es der Haufe nicht warten kann, muß man je zum wenigsten einen Tag in der Woche ausschließen. Weil aber von alters her der Sonntag dazu gestellet ist, soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe und niemand durch unnötige Unordnung eine Änderung mache"). Erst durch die puritanische Bewegung in England wurde die gesetzliche Praxis und die Begründung des Sonntags mit dem Sabbathgebot, die im Mittelalter geherrscht hatte, wieder aufgenommen und hat sich durch den Methodismus und Pietismus bis in unsere Zeit fortgepflanzt.

Seit Wichern zur Inneren Mission aufgerufen hat, ist auch die Sonntagsfrage bei uns wieder in Fluß gekommen. Durch die Kirchentage und Kongresse, wie besondere Versammlungen, durch Petitionen und Denkschriften wurde an Behörden und an das öffentliche Bewußtsein appelliert. Die lebhafteste Agitation hat die seit 1861 bestehende „Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung" (mit ihrem Präsidenten Alexandre Lombard in Genf seit 1871, † 1887) ins Werk gesetzt, deren Verbindungen sich auch nach Deutschland erstrecken. Doch ist mit alledem nur hie und da und fast immer nur vorübergehend ein Erfolg errungen worden. Nur darin darf man einen wirklichen Fortschritt begrüßen, daß weitere Kreise den Segen des Sonntags angefangen haben zu begreifen. Selbst von einigen kirchlich Liberalen (Lammers in Bremen), sowie von seiten der Sozialdemokraten (von diesen jedoch meist unter Verknüpfung des Sonntags mit dem Normalarbeitstag) ist die Sonntagsruhe eifrig verfochten worden. — Das 1892 in Kraft getretene Reichsgesetz betreffs der Sonntagsruhe hat einzelne gute Wirkungen gehabt, ist aber mit seiner bunten Anbequemung an die lokalen Sitten und Unsitten weit davon entfernt, eine durchherrschende Volkssitte zu Wege zu bringen.

Abhilfe des Notstands. Ein jeder beginne bei sich selbst und in seinem Haus, es mit Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung genau zu nehmen. Man unterlasse Einkauf und Verkauf, gestalte in der Zubereitung des Essens und in der ganzen Hausarbeit alles so einfach wie möglich; der Kirchgang aller irgend abkömmlichen und nicht durch Krankheit verhinderten Hausgenossen sei unausweichliche Regel und Sitte u. s. w. — Auch Vereinigungen bestimmter Geschäfte, Fabriken rc., den Sonntagsbetrieb einzustellen oder zu beschränken über das Gesetz hinaus, sind empfehlenswert, insofern sie eine

Anregung geben und den Beweis liefern, daß man ohne Sonntagsarbeit bestehen kann (ein Beweis, der übrigens durch die englische und amerikanische Praxis längst für jeden, der sehen will, erbracht ist; aber ein Beweis aus der Nähe hat mehr Kraft). Allein alle derartige Bestrebungen haben immer nur vorübergehende Wirkung gehabt. Später erlahmt der Ernst und der Eifer, und es beginnt wieder der alte Schlendrian. — Diesen Anläufen und Privatversuchen ist die Obrigkeit durch das Reichsgesetz für Sonntagsruhe fördernd entgegengekommen. Allein es müßte noch mehr geschehen. Zunächst durch schärfere Handhabung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften, sodann durch konsequenten Ausbau der Gesetzgebung, z. B. in Bezug auf jede öffentlich sichtbare oder geräuschvolle Arbeit in Feld und Garten, Werkstatt und Fabrik, jede Tätigkeit in Gewerbe und Industrie (wobei ein direkter oder indirekter Zwang gegen Lehrburschen, Gesellen, Arbeiter stattfindet), Lustbarkeiten, Tanzvergnügungen, Märkte, öffentliche Versammlungen und Aufzüge. Mit dem Ausbau der Gesetzgebung ist nicht ein Verbieten und Abschneiden der genannten Dinge gemeint, wohl aber ein konsequentes, prinzipielles Erstreben des tatsächlich hier Möglichen ohne Anbequemung an Vorurteile und Unsitten. Nur wenn der Sitte durchs Gesetz ein Halt, dem Abhängigen und Schwachen ein Schutz, den Verwaltungsbehörden selbst eine Waffe in die Hand gegeben wird, können wir hoffen, entschieden weiter zu kommen. So sollte die Einwirkung auf die Gesetzgebung das Hauptbestreben der Vereine und Persönlichkeiten sein, welche die Sonntagssitte befördern wollen. Daneben kann die Einwirkung auf einzelne und einzelnes hergehen, aber mit bloßer Freiwilligkeit kommen wir hier nicht aus.

In gleichem Schritt mit dem, was Staat und Volkssitte für Sonntagsruhe tun, muß die Arbeit der Kirche für Sonntagsheiligung gehen. Sie lehre den Sonntag recht benutzen, sorge durch reichliche, passend gelegte, verschiedenartige (auch reichlich mit Gesang ausgestattete liturgische) Gottesdienste dafür, daß allen, die irgend wollen, das Lebensbrot geboten werde. Damit verbinde sich die Pflege der Jugend in Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauenvereinen, die Veranstaltung christlicher Volks-, Missions-, Gesangfeste; der häusliche Sinn und die Privaterbauung empfange Nahrung aus Volksbibliotheken und christlichen Zeitschriften u. s. w.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die größte Schwierigkeit für Einführung einer guten Sonntagssitte liegt darin, daß der natürliche Mensch nicht gern Opfer bringt. Und doch müssen kleinere und größere Opfer zunächst hier verlangt werden. Der Kaufmann, Fabrikant und Handwerker so gut wie der Arbeiter müssen es wagen, den Sonntagsverdienst aufzugeben und es Gott zutrauen, daß man auf die Dauer mit nur sechs Arbeitstagen doch weiterkommt, als mit sieben. Das verursacht natürlich anfangs eine Einbuße. Die muß drangegeben werden. — Auch Opfer der Selbstbeschränkung in kleinen Dingen, in mancherlei Bequemlichkeiten und Gewohnheiten müssen gebracht werden (man kann dies und jenes nicht kaufen, muß auf Briefe bis zum Montag warten, darf die Dienstboten nicht wie am Werktag beschäftigen). Dies

alles nicht, weil es durch ein Einzelgebot Gottes verlangt wird, sondern weil es dem allgemeinen Gottesgebot der Liebe zum Nächsten entspricht. Opfer müssen auch von denen gebracht werden, welche durch Halten der Sonntagsschule, der Vorträge in den Vereinen ꝛc. oft eine beträchtliche Mühe auf sich nehmen.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in dem Widerstreben der Behörden, eine schärfere, gesetzliche Regelung eintreten zu lassen. Sie sagen stets: das Gesetz kann die Sonntagsfeier nicht herbeiführen, die Sitte muß es tun. Aber die Sitte kann gar nicht erstarken, allgemein werden, durchdringen, die Geldgier und den Egoismus einzelner besiegen, wenn nicht das Gesetz hilft. Den Anläufen, zu einer guten Sitte zu gelangen, sollte das Gesetz auf halbem Weg entgegenkommen, aber nicht abwarten wollen, bis die Sitte sich völlig durchgesetzt hat.

Ein großer Schaden ist der Sonntagsfeier durch die falsche Begründung mit dem alttestamentlichen Sabbathgebot verursacht worden. Dieselbe hat namentlich auch in sonst ernst christlichen Kreisen Anlaß und Vorwand zu einer gewissen Opposition gegen strenge Sonntagssitte gegeben. Man glaubte, die letztere hänge notwendig mit jener gesetzlichen Begründung zusammen. Man wollte sich nicht fälschlich etwas im Namen eines direkten Gottesgebots zur Sünde machen lassen, was man als Forderung der Liebe gegen das Wohl des Nächsten vielleicht acceptiert hätte. Auf alle Fälle braucht und verträgt die göttliche Wahrheit keine falschen Stützen.

Endlich besteht auch eine große Gefahr für gesetzliche oder für unbotmäßige Geister darin, daß sie die evangelische Freiheit zum Deckel der Bosheit mißbrauchen. Sie verwechseln Freiheit mit Willkür und bedenken nicht, daß die Forderung der Liebe reichlich so viel in sich faßt, als alle Einzelgebote zusammen genommen. Solchen zuchtlosen oder knechtischen Menschen gegenüber muß das Staatsgesetz nachhelfen und einfach im Namen der Ordnung verlangen, was jene aus Liebe nicht gewähren wollen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Dieselben sind schon bei der Abhilfe der Notstände erwähnt.

Ziel und Segen. Eindämmung und Beseitigung der oben bezeichneten Notstände und Herbeiführung des Segens, der für Gesundheit, Familien- und Volkswohl, für Kirchlichkeit und Christlichkeit aus der rechten Sonntagsfeier für den einzelnen und die Gesamtheit erwachsen muß.

§ 76. Schulfrage.

Notstand. Es handelt sich hier nicht um diesen oder jenen einzelnen Notstand, der sich im Schulleben finden mag, sondern um die modernen Bestrebungen, die gesamte Schule von dem christlichen Lebensgrund loszulösen und dem Einflusse der Kirche zu entziehen. Es sind drei Formen dieser Loslösung bis jetzt in der Praxis aufgetreten.

Die religionslose Schule darf als die auf diesem abschüssigen Wege fortgeschrittenste bezeichnet werden. Sie besteht z. B. in Nord-

amerika und Holland. Man überläßt den Religionsunterricht völlig dem Haus und der Kirche und erteilt nur allgemeine Sittenlehre. Eine solche Schule gibt den größten und wichtigsten Teil der Erziehungsaufgabe völlig aus der Hand. Ihr fehlt nicht nur der wichtigste Unterrichtsgegenstand, sondern der Springquell, aus welchem die ganze Schule Kraft und Leben empfangen muß.

Die konfessionslose Schule sieht harmloser aus, ist aber vielleicht noch schlimmer als die religionslose. Denn in dieser sieht man wirklich von aller Religion, soweit das eben überhaupt möglich ist, ab; in jener ist man genötigt, eine neue Religion oder Konfession zu fabrizieren. Man will nämlich hier nicht auf Religion, vielleicht sogar nicht auf christliche Religion verzichten. Doch da man dieselbe nicht in irgend einer der geschichtlich gewordenen Gestalten (des Judentums, Katholizismus, Protestantismus, lutherischen, reformierten Glaubens) annehmen will, ist man zum Herstellen eines Mischmaschglaubens oder eines faden Absuds aller Religionen genötigt, den man uns ebensowenig als etwas Lebensvolles wird aufschwatzen können, wie wenn jemand uns „Obst" zu liefern verspräche, das weder Äpfel, noch Birnen, noch Zwetschen, noch irgend eine Spezialsorte, sondern nur allgemein „Obst" sei. Jeder Vernünftige würde solchem Menschen die Tür weisen. Leider finden die analogen Anerbietungen auf religiösem Gebiet immer noch Zuhörer und Weiterverbreiter, wenn auch kaum wirkliche Abnehmer zum eigenen Gebrauch.

Die paritätische oder Simultan-Schule erteilt den Religionsunterricht konfessionell (durch Lehrer der betreffenden Konfession) und alle übrigen Fächer, soweit möglich, ohne Rücksicht auf Religion. Soweit möglich — denn wer vermöchte Geschichte zu unterrichten ohne religiöse Färbung und Parteinahme. Ja, selbst in einem Fach wie Geographie müßte der Lehrer, um das Religiöse zu umgehen, das Bedeutendste, Gemütvollste, Interessanteste, Erziehlichste beiseite lassen, und an dessen Stelle das Gleichgültige setzen. Bei Worms würde z. B. das Lutherdenkmal mit einer bloßen Erwähnung abgetan werden müssen, während die dortige große Glanzlederfabrik, als konfessionell ungefährlich, einer wärmeren Berücksichtigung sich erfreuen dürfte. — Es kann einzelne Notfälle geben, in welchen bei Kleinheit und Armut der betreffenden Gemeinden überhaupt nur in dieser Weise die Erhaltung einer Schule möglich ist, da mag man die Simultanschule als üble Notwendigkeit gelten lassen. Wer sie zur allgemeinen Einführung empfehlen wollte, könnte das nur aus Unkenntnis, mutwilliger Experimentiersucht oder Feindschaft resp. Gleichgültigkeit gegen den lebendigen Glauben tun.

Das letzte, oft unausgesprochene, wohl bei manchen unbewußte Ziel aller dieser Bestrebungen ist die religionslose Schule. Von pädagogischem Gesichtspunkt ist die dabei immer zu Tage tretende Überschätzung der Verstandeskultur, das Zurücktreten der Charakter, Gemüt und Willen bildenden, also namentlich religiösen Einflüsse zu tadeln.

In Deutschland wirkt in diesem von dem Evangelium abgewandten Sinne der Deutsche Lehrerverein, die größte derartige Organisation.

Wir wünschen Erhaltung der konfessionellen Volksschule, welche,

wenn auch immerhin unter staatlicher Leitung stehend, doch dem berechtigten Einfluß der Kirche und des Hauses offen steht.

Leider gestattet der betreffende § 24 der preußischen Verfassung der persönlichen Gesinnung des Ministers viel zu viel Einfluß. Er lautet: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen". Ein gutes Schulgesetz müßte hier eine feste Ordnung schaffen.

Geschichte. Aus der Zahl der vereinsmäßig gestalteten Gegenbestrebungen nennen wir als besonders wichtig:

die Hamburger Lehrer-Union (1852);

den schon Jahrzehnte bestehenden deutschen evangelischen Schulverein;

den Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule, der durch seinen Agenten Pfarrer Zillessen-Berlin eine lebhafte Agitation gegen die durch das Ministerium Falk schon ziemlich weit gediehene Simultanisierung der Schule mit gutem Erfolg ins Werk gesetzt hat (Organ: Monatliche Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule);

den evangelischen Lehrerbund;

den evangelischen Schulkongreß; derselbe hat schon eine ganze Reihe von zahlreich besuchten Versammlungen abgehalten, die segensreich gewirkt haben.

Diese und andere gleichgesinnte Vereine sind zu dem Verband deutscher evangelischer Schul- und Lehrervereine zusammengeschlossen.

Eine hervorragende praktische Leistung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens ist das Gymnasium in Gütersloh (Westfalen), von Männern wie Pastor L. Feldner, Superintendent Huchzermeier rc. im Jahre 1851 begründet. König Friedrich Wilhelm IV. legte 1852 den Grundstein des Gymnasialgebäudes mit den Worten: „Christus der Grundstein, Christen die Bausteine, Gott führe den Bau". Die Anstalt hat sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen einen geachteten Namen erworben. Eine ganze Reihe tüchtiger Männer, unter denen der stärkste Prozentsatz Theologen, sind aus dem Gütersloher Gymnasium hervorgegangen. Um die christliche Haltung der Schule hat sich der Religionslehrer und Anstaltspastor Th. Braun hervorragendes Verdienst erworben, welcher von Anfang an bis zu seiner 1884 erfolgten Wahl zum Generalsuperintendenten und Pastor an St. Matthäi in Berlin (als Nachfolger Büchsels) in großem Segen an der Anstalt gewirkt hat.

Abhilfe des Notstands. Weil keinerlei private Bemühung auch nur annähernd den Schaden ausgleichen kann, der auf unserm Gebiet durch eine verkehrte Gesetzgebung geschieht und geschehen würde, so ist in erster Linie das Absehen aller betreffenden Vereine auf die Beeinflussung der Gesetzgebung zu richten. Zu dem Zwecke müssen namentlich auf dem Weg der Zeitungen und öffentlichen Versammlungen, sowie der Einzelbemühungen die Eltern über die Tragweite der so oder anders gestalteten Verhältnisse aufgeklärt werden. — In den Staaten,

in welchen verhältnismäßig günstige gesetzliche Bestimmungen bestehen, sind diese zum inneren Ausbau der Schule tunlichst auszunutzen. Dabei kann zumal den Lehrern gegenüber der Tatbeweis geliefert werden, daß die Kirche, wie sie die Mutter der Schule war, so auch noch jetzt die beste Freundin der erwachsenen Tochter ist. — Die christlichen Lehrer aber haben die Aufgabe, ihre ganze Persönlichkeit dafür einzusetzen, daß die evangelische Schule den Beweis des Geistes und der Kraft liefere, durch Unterweisung der Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, sowie durch eigenes Vorbild in christlich-kirchlichem, lebendig-gläubigem Wandel. — Als ein Mittel der Erziehung der Kinder zu kirchlichem Leben dürften auch an passender Stelle dargebotene Hinweise auf die Arbeit der Inneren wie der Äußeren Mission anzusehen sein. Ein Interesse der Lehrer für die erstere dürfte wohl um so mehr vorausgesetzt werden, weil manche Veranstaltungen der Inneren Mission die Schule in ihrer Arbeit unterstützen und ergänzen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Eine der Hauptgefahren auf unserm Gebiete ist der Gebrauch von Schlagwörtern, deren Schall die Menge blindlings folgt. Es ist schwierig, aber notwendig, durch sorgsame Behandlung der betreffenden Fragen und dabei angewandte klare Begriffe und scharfe Unterscheidungen Licht in die Sachlage zu bringen. — So wollen die Bestrebungen, den berechtigten Einfluß der Kirche zu wahren, nicht das alte Verhältnis wiederherstellen, wonach die Schule nur eine Abteilung des Kirchenwesens war. Auch darf nicht verkannt werden, daß dem Recht der Kirche über die Schule die Pflicht entspricht, daß die Diener derselben durch pädagogisches Wissen und Können zur Geltendmachung ihres Einflusses ausgerüstet seien. Andererseits besteht vielfach auch in den Kreisen wohlgesinnter Lehrer ein Mißtrauen und eine Empfindlichkeit gegenüber der Kirche und ihren Organen, welche die unbefangene Behandlung dieser Fragen sehr schwierig macht. Gar leicht werden überall Herrschergelüste der Pastoren gewittert, selbst wo von denselben gar nicht die Rede sein kann, obwohl nicht zu leugnen, daß auch hierin gesündigt worden ist.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Schule zählt im Gebiet der Inneren Mission viele verwandte Einrichtungen, durch welche teils ihre Aufgabe vorbereitet oder fortgesetzt, teils erleichtert oder an solchen verwirklicht wird, die sonst nicht von ihr erreicht werden. Ich nenne nur: Krippe, Warteschule, Sonntagsschule, Knaben- und Mädchenhorte, die gesamte Fürsorge für die männliche und weibliche Jugend, die gesamte Heilpädagogik. Die Weise aber, in welcher für die Erhaltung der evangelischen Schule gewirkt werden muß, ist vielfach derjenigen, welche man zu Gunsten der Sonntags- und Wohnungsfrage anwendet, ähnlich.

Ziel und Segen. Wenn auch Worte wie diese: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft“, oder „der deutsche Schulmeister hat die Siege gegen Frankreich erfochten“, falsche Weisheit predigen, weil in ihnen nur einem Faktor unter vielen, die zu nennen wären, der ganze Erfolg zugeschrieben wird — wahr ist's doch: der Einfluß der Schule

ist ein großer. Deshalb ist's von höchster Bedeutung, welcher Geist die Schule beseelt. Sie beim Evangelium und der Kirche zu erhalten, ist eine wichtige Sache und ein herrliches Ziel.

§ 77. Wohnungsfrage.

Notstand. Je wichtiger die Beschaffenheit der Wohnung für die Gesundheit, Behaglichkeit, Häuslichkeit und Sittlichkeit der Menschen ist, desto verderblicher äußern sich die hier vorhandenen Notstände. Sehen wir ab von besonderen Notzeiten (Umziehtermine der Großstädte, an denen zuweilen Hunderte vorläufig ohne Wohnung bleiben und in Baracken 2c. untergebracht werden müssen) und besonderen lokalen ungünstigen Verhältnissen (Lage an Flüssen mit Überschwemmungsgefahr 2c.), so kann man in der Hauptsache zwischen ländlicher (incl. kleinstädtischer) und großstädtischer Wohnungsnot unterscheiden. In betreff der einzelnen Behausungen selbst dürfte wohl in der Art der Mißstände, aber nicht in der Höhe und nicht in der Wirkung derselben ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land bestehen. Nur die Umgebung der Wohnung ist hier gänzlich anders als dort. — Der Notstand umfaßt aber folgende Einzelheiten: Es ist eine zu geringe Zahl der für gewisse Stände, namentlich den Arbeiterstand, nötigen Wohnungen vorhanden. Die vorhandenen sind gesundheitsgefährlich (es fehlt an Geräumigkeit, Licht, Luft, Trockenheit) oder ungeeignet eingerichtet (kein Vorratsraum, deshalb muß alles teuer im Detail gekauft oder ganz unpassend, z. B. unterm Bett, untergebracht werden), darunter leidet der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Wirtschaftlichkeit. Dazu müssen diese jämmerlichen Wohnungen überteuer bezahlt werden (in London pflegt man $^1/_{10}$—$^1/_8$, in Berlin $^1/_5$—$^1/_4$, in Paris $^1/_4$, in Wien $^1/_4$—$^1/_3$ des Einkommens für die Wohnung auszugeben). Um diese Miete aufbringen zu können, bewohnen zuweilen mehrere Familien nur ein Zimmer — eine Einrichtung, welche nur bei völliger Verrohung des Lebens möglich ist, oder letztere sicher zuwege bringt; oder eine Familie nimmt „Einlogierer", worunter die Sittlichkeit meist in hohem Grade leidet. Aber wenn auch die Familien durch Zimmerwände getrennt sind, die Anhäufung von mehreren Hundert Menschen in einem Haus, auf einem Hof, vielfach unter Benutzung derselben Eingänge, Treppen, Korridore, befördert Zank, Streit, Roheit aller Art. Endlich ist auch noch zu nennen die Abhängigkeit von dem Mietsherrn mit seinen nicht selten unerträglichen Kontraktsbestimmungen, die Mietesteigerung, das damit verbundene häufige Umziehen (Kosten, Mobilienbeschädigung, Störung des Hauswesens, „dreimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt"), die nomadenartige Heimatlosigkeit (besonders der Kinderwelt schädlich). Dagegen das englische Sprichwort: „Mein Haus ist meine Burg"; und das italienische, ein hohes Doppelglück zusammenfassend: „Mein Haus, meine Mutter!"

Geschichte. Der erste, welcher in Deutschland auf die hier vorliegenden Schäden hinwies, zu ihrer Bekämpfung aufforderte und die Mittel und Wege dazu angab, war V. A. Huber, der seit etwa 1845

in diesem Sinne wirkte. Nachdem einmal die Sache angeregt war, fand er viele Nachfolger.

Unter den praktischen Bestrebungen zur Abhilfe sind die Baugesellschaften verschiedener Art zu nennen, deren es seit Anfang der dreißiger Jahre in England sehr viele gibt. In Deutschland wurden dieselben hauptsächlich seit Gründung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft 1847 heimisch, haben aber noch nicht die Ausbreitung gefunden wie in England, zum Teil wohl deshalb, weil die auf diesem Gebiet allein wirkungsvollen gesunden Grundsätze noch nicht zur Herrschaft gekommen sind. — Eine besonders interessante Einrichtung für die Bedürfnisse der Arbeiter ist die Arbeitervorstadt in Mülhausen (Elsaß) seit 1853, welche nach mehrfachen Versuchen sowohl die praktischsten Wohnhäuser errichtete, als die einzelnen auch durch Anlagen und Institute für das Gemeinwohl zu einem vorbildlichen Ganzen zusammenfaßte, — jetzt in vielen Arbeiterstädten und -vorstädten nachgeahmt und vervollkommnet. — Auch der von Pastor v. Bodelschwingh in Bielefeld gegründete Verein „Arbeiterheim" hat schon eine Anzahl Arbeiterhäuser errichtet.

Einrichtung und Arbeit. Die Grundsätze, deren Innehaltung eine wirksame Bekämpfung der Not verbürgt, lassen sich in drei Worte zusammenfassen: Einzelwohnung, Kolonisation, Eigentumserwerb. — Die Einzelwohnung umfaßt alle für eine Familie nötigen Räume, wofür ein auskömmliches Minimum zu rechnen ist. Sämtliche hierbei zu stellende Forderungen vereinigt mit denen der Billigkeit wohl die Einrichtung, welche vier Wohnungen zu einem Parterrehaus verbindet. Vor der Kolonisation, d. h. der planmäßigen Anlage ganzer Häuserkomplexe für die verschiedenen Gesellschaftsschichten (Villenvorstadt, Arbeitervorstadt ꝛc.) hat man zuerst Besorgnisse gehabt, als ob dieselbe eine zu große Trennung und damit feindselige Gesinnung der so geschiedenen Klassen zuwege brächte, als ob ferner die Arbeiterviertel Herde der Sozialdemokratie würden ꝛc. Allein selbst ohne einheitliche Absicht angelegte neue Stadtteile zeigen alsbald einen bestimmten Grundcharakter und die gehegten Befürchtungen haben sich entweder gar nicht verwirklicht oder doch nur so, daß man ihre Quellen in ganz anderen Verhältnissen suchen muß, als in der bezeichneten Gruppierung der Wohnungen. Vielmehr hat letztere zahlreiche praktische Vorteile: so manche Einrichtung des öffentlichen Wohls, z. B. eine Badeanstalt kann in einem Arbeiterviertel blühen und rentieren, die im Villenviertel, wo jedes Haus sein Badezimmer hat, völlig zwecklos wäre u. s. w. — Diese Kolonisation scheint sich auf den ersten Blick für Arbeiter am einfachsten zu machen, wenn etwa der Fabrikherr deren Wohnungen um die Arbeitsstätte gruppiert („das Wohl der Arbeiter ist das Wohl des Herrn"). Das ist auch durchführbar, sobald die Wohnungen nur vermietet, also wie eine Art Dienstwohnungen des betreffenden Personals angesehen werden. Aber diese Weise verträgt sich nur unter gewissen ziemlich starken Beschränkungen (z. B. Vorkaufsrecht des Fabrikherrn) mit dem dritten Grundsatz: dem Eigentumserwerb. Nichts dürfte mehr zu Fleiß und Sparsamkeit anhalten als die Aussicht, mittelst al-

mählicher geordneter Abzahlungen „aus einem eigentumlosen Arbeiter ein arbeitender Eigentümer zu werden". Ganz ohne Beschränkungen geht's wohl auch hierbei nicht ab; z. B. die: „Keiner darf ohne Einwilligung der Gesellschaft innerhalb der ersten 10 Jahre sein Haus verkaufen und keiner darf Aftermieter aufnehmen". (Letzteres ist festgesetzt, um die daraus erwachsenden sittlichen Gefahren abzuwehren.)

Als Mittel, um zu solchen Wohnungsanlagen zu gelangen, sind Genossenschaften anzusehen, entweder solche von Kapitalisten, welche unter Innehaltung der genannten Grundsätze sich mit der gewöhnlichen landesüblichen Verzinsung ihres Kapitals begnügen und auf Spekulationsbeute verzichten, oder solche von direkten Interessenten, welche eine Art Bausparkasse errichten und mit dem auf diese Weise zusammengebrachten Geld, unter Benutzung der Vorteile, welche der Großbetrieb bei Ankauf und Bau gewährt, sich selbst zu Wohnungen verhelfen. (Diese letztere Weise ist stark in England vertreten, neuerdings wird sie auch vielfach in Deutschland befolgt.)

Der Staat muß durch Baugesetze mindestens für Menschenwürdigkeit und Lebenssicherheit der gewöhnlichen Spekulationswohnung sorgen (dazu hat der Staat ebensoviel Anlaß wie zum Erlaß von Gesetzen gegen Nahrungsmittelverfälschung, über Kuhpockenimpfung u. s. w.); namentlich wäre es angebracht, wenn der Staat seinen hohen und niederen Beamten Dienstwohnungen baute. „Freigebung der Baugewerbe", welche man früher vielfach im Interesse unserer Frage verlangt hat, dürfte ein zweischneidig Schwert sein, indem dadurch allerdings die Bautätigkeit erleichtert, aber auch die Pfuscharbeit befördert wird.

Kann man sich die oben genannten höchsten Ziele nicht setzen, so ist auch eine Tätigkeit, wie sie Oktavia Hill in London entfaltete, die auch schon mehrfach in Deutschland Nachfolge gefunden hat, eine sehr segensreiche. Sie kaufte alte, verwahrloste, aber gut gebaute Häuser, ließ sie restaurieren und versuchte durch persönliche Einwirkung auf die Mieter, Ausweisung schlechter Elemente u. s. w. das Äußere und Innere eines solchen Miethauses in gutem Stand zu erhalten. Das Schwergewicht fällt hierbei auf die gewissenhafte, pädagogische, bevormundende Tätigkeit des Hausbesitzers.

Schwierigkeiten und Gefahren. Bei solchen Unternehmungen, welche immer größere, zum Teil sehr bedeutende Geldmittel erfordern, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Ausführung nicht nur in wohlwollenden und treuen, sondern auch in durchaus und bis ins kleine sachverständigen Händen ruht, damit nicht durch unpraktisches Vorgehen, unsolides oder luxuriöses Bauen 2c. die gehofften Vorteile verloren gehen. — Sodann stehen bei allen solchen Unternehmungen, die von geschäftlichen Voraussetzungen ausgehen, die religiös-sittlichen Grundsätze in Gefahr, gedrückt, mißachtet, in zweite oder dritte Linie gerückt zu werden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Wohnungsanlagen für Arbeiter erfahren eine wesentliche Wertsteigerung durch gemeinnützige Anstalten: Wasch- und Badehaus, Vereinslokalitäten, Bäckerei, Verkaufs-

laden, Einrichtung einer Gemeindediakonie, eines Hospitals, einer Kleinkinderschule, Krippe 2c.

Die Wohnungsanlagen für alle Klassen der Bevölkerung bedürfen freier Plätze, breiter Straßen, öffentlicher Gärten, Spielplätze und Parks und geeigneter Verkehrsmittel: Pferde- oder elektrische Bahnen, um mit den Geschäftsmittelpunkten, den Arbeitsplätzen in bequemer Verbindung zu stehen.

Ziel und Segen. Eine Wohnung ist gleichsam der zweite Leib des Menschen, ihr Zustand auf das Seelenleben von wesentlichem Einfluß. Eine gute Wohnung ist die Unterlage für Gesundheit, Gemütlichkeit und alle häuslichen Tugenden; in der Zeit, in welcher sie erworben wird, ist die Wohnung der beste Spartopf. Recht verstanden ist's ein guter Rat: „Kleide dich nach deinem Stand, iß unter deinem Stand, wohne über deinem Stand".

§ 78. Frauenfrage.

Notstand. Nicht alles, was auf diesem Gebiet als Notstand ausgegeben wird, ist ein solcher, namentlich aber liegen die Wurzeln des vorhandenen Elends oft ganz wo anders, als wo man sie sucht.

Nicht darin besteht die wirkliche Not, daß die Frauen nicht in allen Stücken den Männern gleichgestellt sind, somit nicht sämtliche männliche Berufe ergreifen, sämtliche Bildungswege gehen, sämtliche politische Rechte besitzen und ausüben können. Daß das Leben und Tun der Frau andersartig sein soll nach Gottes Willen, beweist schon ihre vom Mann verschiedene Naturausstattung. Was die Natur fordert, bestätigt die Heilige Schrift, welche dem Mann die Führung, der Frau die Stellung als Gehilfin zuweist. In den Stammeltern des Menschengeschlechts ist das Gesamtverhältnis der beiden Geschlechter zueinander ausgeprägt. Im Grunde erkennen diese Wahrheiten selbst fortgeschrittene Frauenrechtlerinnen an, welche vor der Pflicht der Vaterlandsverteidigung im Krieg umkehren und dieselbe gern den Männern überlassen. Wer aber nicht alle männlichen Pflichten tragen kann, soll auch nicht alle Rechte beanspruchen.

Die Welt der Frau ist die Familie, das Haus. Hier kommen die ihr von Gott verliehenen eigentümlichen Gaben am glücklichsten und am beglückendsten zur Ausbildung und Auswirkung. Eine Frau nun, welche nicht eine eigene Familie im engsten Sinn hat, also nicht verheiratet ist, wird vielfach in ihrer weiteren oder in irgend einer Familie den Grund und Boden für ihr Leben und Wirken finden. Damit ist nicht gemeint, daß sie immer ihre Zeit und Kraft für diese Familie und in ihr verbrauchen soll, aber wenn sie auch einen Beruf außer diesem Hause erfüllt, so soll sie doch hier einen Anhalt, eine Heimat haben. Häuslicher Anschluß ist das Geringste, was gefordert werden muß, wenigstens in jüngeren Jahren, oder wenn man nicht in der Lage ist, sich selbst einen solchen Hausstand einzurichten, der andere aufnimmt und dadurch wieder eine häusliche Gemeinschaft herstellt. Versagt Gott der Frau die Ehe oder verzichtet sie auf dieselbe — wozu sie sehr vortreffliche

Gründe haben kann, unter denen die vom Apostel Paulus geltend gemachten wohl obenan stehen — und hat sie auch in der weiteren oder in irgend einer für sie passenden Familie keinen Anhalt, wie es vorhin näher bestimmt wurde, so wird sie immerhin in familienartigen Gemeinschaften die entsprechendste Unterlage der Existenz finden. — Ergeben sich nun bei all diesen Verhältnissen schwierige Fragen und Lagen, so wird diese Situation noch verschärft durch die Tatsache des zahlenmäßigen Überschusses der Frauen über die Männer. Man mag ihn im einzelnen wie immer berechnen, in Deutschland wird er sich auf etwa eine Million beziffern. Da sich nun in den niederen Ständen in Wirklichkeit fast alle verheiraten, so werden die höheren und gebildeten Stände doppelt und dreifach durch jenes Mißverhältnis betroffen.

Indessen wie auch das Lebensgeschick einer Frau sich gestalten mag, die Not hält mehr oder weniger ernst ihren Einzug, wenn sie für das Leben, das ihrer wartet, nicht gerüstet, vorbereitet, ausgebildet ist. Es hat jede Frau, mag sie in die Ehe treten oder allein stehen, in kleinen oder in großen Verhältnissen leben, eine gewisse praktische Kenntnis der häuslichen Arbeiten nötig, auch wenn sie sie später nie übt, schon um ihre Dienstboten richtig anstellen und kontrollieren zu können: Kochen, Besorgen der Wäsche, Näherei aller Art, Führung des Hausstandes, Bestellen des Hausgartens. Bei Begabung und Neigung für andere Fächer, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie, Zeichnen und Malen ꝛc., ergreife man jede Gelegenheit zur Ausbildung. Vom 14. resp. 16.—24. Jahr läßt sich sehr viel lernen, wenn man die Zeit wohl anwendet. Eine Frau, die in einigen der genannten Dinge wirklich etwas leistet, gesund, arbeitstüchtig und arbeitswillig ist, findet immer ihr Brot. Aber der häufig gemachte Fehler ist der, daß diese Dinge nicht gründlich und ernst genug genommen werden: man lernt wohl ein wenig kochen, aber unter drei Speisen mißraten eine oder zwei, man nimmt einmal Schneiderstunde, aber eigentlich mehr der Gesellschaft wegen, weil die oder jene auch dahin geht, und das eine im Kursus genähte Kleid, das mit steter Nachhilfe der Lehrerin zu stande gekommen, bleibt auch das einzige; man klimpert wohl ein wenig Klavier, man plaudert wohl ein wenig französisch oder englisch, aber nur allzu schnell und ohne irgend einen wirklichen Abschluß erlangt zu haben, ist die Bildung vollendet. So geht's von einem dilettantischen Spiel zum andern. Sind die Jahre dann mit Nichtigkeiten herumgebracht und der Hafen der Ehe bleibt verschlossen, oder auch er tut sich auf und man soll etwas Ordentliches im eigenen Haus leisten, oder wenn die Vermögenslage des Mannes sich verschlechtert, oder wenn er ohne Vermögen zu hinterlassen stirbt, dann ist die Not für die Frau, welche nichts gründlich kann, weil sie nichts gründlich gelernt hat, da. Man soll nicht lediglich eine Blume sein, sondern etwas wirken, entweder als Gefährtin des Mannes oder allein. Aber wer in den Bildungsjahren nicht etwas Rechtes zu leisten gelernt hat, der kann es hernach selten, auch wenn er es sollte und sogar möchte.

Ein zweites kommt hinzu, was die Führung des Lebenskampfes er-

schwert: man macht zu viel Bedingungen des Gefühls und der Empfindung. Da möchte die eine alles tun, aber nur nicht in der Ferne, sie will daheim bleiben; eine andere will alles tun, aber nur nicht daheim, sondern da, wo man sie nicht kennt. Eine dritte will jeden Beruf ergreifen, der ihre Kraft auf geistigem Gebiet herausfordert, eine andere will nur Praktisches, Häusliches arbeiten — beide, auch wenn sie das von ihnen Verworfene ganz gut tun könnten. So will man oft das, was man nicht haben kann, glaubt sich im Fall der Versagung oder Unmöglichkeit unglücklich fühlen zu dürfen und kommt zu keinem Ziel.

Über alledem aber, daß man nichts Rechtes gelernt hat, oder daß man nicht recht zum Verwerten des wirklichen Könnens gelangt ist, wird das junge Mädchen ein altes Mädchen und — nun ist keine Position vorhanden.

Andere lassen es nicht soweit kommen, sondern wählen sich beizeiten einen Beruf, aber einen vom weiblichen Wesen und Können möglichst weit abliegenden. Sie werden Telegraphistin, Telephonistin, Schalterbeamte, oder besuchen das Mädchengymnasium, werden Juristin, Geschichtsforscherin rc. und merken dann zu spät, daß die Körper-, sonderlich Nervenkräfte, doch nicht ausreichen; und ob die geistige Art der Frau hierbei ihr eigenstes und bestes Gut bewahren und verwerten kann, ist auch mehr als zweifelhaft.

Allerdings gibt's ja auf geistigem Gebiet einige Berufsarten, wobei weibliches Wesen mehr oder weniger glücklich zur Geltung kommt, z. B. bei der Lehrerin. Jedoch auch hier weniger bei derjenigen, die eine ganze Klasse von 60 Kindern als Schulmonarchin regiert, als bei der Hauslehrerin, in der Klasse der Kleinen oder in der kleinen Klasse, bei der Lehrerin der Schwachen und Gebrechlichen, überall da, wo das persönliche Interesse das sachliche überwiegt, wo mehr das Kind in Frage kommt als der Lehrgegenstand. Auch eine gewisse Ausübung der ärztlichen Kunst in ihrer Anwendung auf Frauen und Kinder kann man gelten lassen, soweit sie kein allseitiges ärztliches Studium verlangt, sondern nur die Teilnahme an einem abgekürzten Kursus. Eine Frau jedoch, welche mit Männern gemeinsam Medizin zu studieren begehrt, beneiden wir nicht um ihren Takt und ihre Moral. Wir wollen zu ihrem Besten annehmen, daß sie nicht weiß, was sie will. Bei diesen und ähnlichen Berufsarten bleibt allerdings die Frage nach der körperlichen Fähigkeit sowohl fürs Studium als die Berufstätigkeit noch offen. Auch der Beruf einer Bibliothekarin in einer mehr den allgemeinen Bildungsinteressen dienenden Bücherhalle, wie man sie in England und Amerika vielfach findet und in Deutschland jetzt mehr und mehr anbahnt, entspricht gewiß der weiblichen Begabung. Ohne den Zwang zur Produktivität in einem Gebiet des Geistes Bescheid wissen und mit der Sach- und Fachkenntnis andern helfend und ratend dienen — das bewegt sich ganz auf der Linie weiblichen Talentes.

Ganz gewiß aber tut sich ein weites Feld der Betätigung auf in der Armenpflege, Krankenpflege, Wöchnerinnenpflege, in Kochschulen, Industrieschulen, Kinderhorten rc. rc., wofür jetzt häufig wohlbezahlte Kräfte gesucht werden, freilich solche, welche ihr Fach verstehen. Man

braucht dabei nicht gleich an die weibliche Diakonie zu denken, wozu noch etwas anderes gehört als praktischer Sinn und ein heller Kopf, nämlich, kurz gesagt, der rechte christliche Sinn, der tatsächlich nicht jedermanns Ding ist. Aber freilich wäre auch bei den letztgenannten Berufen eine Einrichtung wünschenswert und, wenn nur der Wille wirklich darauf gerichtet ist, auch möglich, die den häuslichen Grund und Boden festhält oder durch Verwandtes einigermaßen ersetzt.

Mit alledem ist nur von der gebildeten Frau die Rede gewesen, weil hier der Schwerpunkt der Sache liegt. Aber die Frauenfrage als Erziehungsfrage existiert auch in den einfachsten Verhältnissen. Hier ist das größte Unglück die Fabriktätigkeit der jungen Mädchen, weil sie, so wie die Fabriken meist sind, hier gar nicht für ihren späteren Hausfrauenberuf erzogen werden. Würden sie einen guten bürgerlichen Dienst annehmen, so könnten sie sich bis zur Heirat etwas sparen und verständen die Arbeiten, die der eigene Hausstand mit sich bringt.

Unbegreiflicherweise benutzen aber viele nicht einmal die Gelegenheit zur weiblichen Ausbildung, welche etwa die Fabrikleitung bietet. Vor den Beschränkungen, welche ein Dienst verlangt, haben sie erst recht einen Abscheu.

Mit einem Wort: die Not der Frauen entsteht, wenn sie ihre Jugend nicht wohl anwenden, oder wenn sie ihre Kräfte an falsche Ziele verschwenden. Es hat niemand das Recht, töricht oder leichtsinnig zu handeln und sich dann zu beklagen, wenn es ihm nicht gelingen will. Die geschichtlich bedingte Sitte ist in dem, was die Frau leisten kann und soll, nicht der ewig giltige Maßstab, wohl aber die vom Schöpfer dem Weib verliehene Eigenart, die sich auf die Dauer nie ungerächt mißhandeln läßt.

Geschichte. Es gibt zwei Zeiten in der Menschheitsgeschichte, welche für die Frau und ihre Stellung von entscheidender Bedeutung geworden sind. Zunächst der Eintritt des Christentums in die Welt. Mit ihm wurde in allen Ewigkeitsdingen das Weib dem Mann gleichgestellt, ebenso entschieden aber für die Lösung der irdischen Aufgaben dem Mann die Führung anvertraut und zugemutet, wenn auch das Weib als seine Gehilfin dicht neben ihm steht. Das Christentum ist die Wiederherstellung des Urstandes, es will hinwegtun alles durch die Sünde als Verderbensmacht Eingeführte, die Stellung des Weibes als einer Sklavin, als eines Kindes, als einer Sache. Als die Gehilfin des Mannes ist sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. Das sollte sie wieder werden. Durch das Christentum wurde das Familienleben geheiligt, aus einer bloß natürlichen Verbindung durch den heiligen Geist zu einer Himmelsschule gemacht. Hier hat neben dem Mann das Weib, ja innerhalb der Wände des Hauses dieses sogar mehr als jener, eine reiche, wundervolle Aufgabe erhalten, welche die Frau in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt des Herrn in einer Weise löste, daß die Heiden mit Verwunderung und Bewunderung sagten: „Was für Frauen haben doch die Christen". Und wie haben Frauen es dem Heiland gedankt, daß er in seiner Menschheitserlösung in besonderem Maß eine Erlösung der Frau aus Niedrigkeit und unwürdigen Ketten bewirkt

hatte. Des sind die edlen Frauengestalten, von denen die Geschichte der Kirche uns erzählt, des sind so manche schlichte Seelen, die der Welt unbekannt ein Leben des Glaubens und der Liebe geführt haben, wovon kein beschriebenes Blatt berichtet, lautredende Zeugen.

Die zweite Zeit, welche auf die Stellung der Frau von entscheidendem Einfluß gewesen ist, war die der französischen Revolution. So wohltätig jene erste gewirkt hat, so fast nur schädlich die zweite. Sobald man die allgemeinen „Menschenrechte" erklärt hatte, folgten die „Frauenrechte" nach. Man proklamierte völlige Gleichheit der Rechte von Mann und Weib. Das war die „Emanzipation", d. h. die völlige Befreiung der Frau von allen Fesseln, welche sie bisher gebunden hatten. Alle Berufe sollen ihr zugänglich sein, alle Rechte des Mannes soll sie teilen. In England haben die Frauen schon manche von diesen Forderungen erreicht (große Rechte bei den Kommunal- und Grafschaftswahlen). In Amerika ist man namentlich auf dem Gebiet der Berufswahl sehr weit vorgeschritten, in einigen wenigen Staaten besteht auch politische Gleichberechtigung. In Deutschland stehen wir in alledem erst bei den Anfängen. Ob, wie bald und wie weit man hier der allgemeinen Strömung nachgeben wird, ist nicht vorauszusagen.

Aus dem Gebiet der Inneren Mission soll nur ein zweifaches bemerkt werden. Zuerst dies: Während vor 100 Jahren noch die deutsche Frau in ihrem Wirken ganz auf das Haus beschränkt war, trat sie zum erstenmal in den Freiheitskriegen durch ihre Mithilfe bei der Bekämpfung der Kriegsnöte aus dieser Beschränkung heraus. Aber das war in der Hauptsache nur ein vorübergehendes Aufflammen, durch die Not des Vaterlandes hervorgerufen und gerechtfertigt. Als die Not vorüber war, hatte auch diese Frauentätigkeit fast überall ein Ende. Amalie Sieveking (siehe deren Lebensskizze) gab der Frau zuerst eine Betätigung für das Gemeinwohl außer dem Hause, Fliedner (siehe diesen) aber einen in dieser Richtung liegenden kirchlichen Lebensberuf durch die weibliche Diakonie. Sie haben die Bahn gebrochen für Erweiterung des weiblichen Arbeitskreises, aber sie sind doch damit ganz in den Grenzen der gottgesetzten Bestimmung, Aufgabe und Leistungsfähigkeit der Frau geblieben. — Sodann: die neueste christliche Bestrebung auf dem Gebiet der Frauenmitarbeit im öffentlichen Leben scheint über diese Grenze in nicht unbedenklicher Weise hinauszugehen. Der Evangelische Frauenbund hat nicht nur die Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten (wogegen selbstverständlich nichts einzuwenden ist) festgesetzt, sondern als Dauereinrichtung auch die Abhaltung von Versammlungen für beide Geschlechter unter weiblicher Leitung und mit weiblichen Rednern eingeführt. Diese Einrichtung ist auch durch die ganz vereinzelte Berichterstattung der Amalie Sieveking über ihr Lebenswerk vor gemischter Versammlung, was man vielleicht als eine Ausnahme gelten lassen kann, welche die Regel nur bestätigt, durchaus nicht gerechtfertigt.

Einrichtung und Arbeit. Für die Innere Mission kann es sich hier nur um ein Wort- und Tatzeugnis für die richtige und gegen

die falsche Lösung der Frauenfrage handeln auf Grund der tieferen Erkenntnis ihrer wahren Ursachen.

Es liegen in der Tat Notstände vor, und sie haben in den oben dargelegten Verhältnissen ihren Grund. So muß die Ausbildung der jungen Mädchen eine andere werden, ernsthaft, gründlich, auf wirtschaftlichem Gebiet oder in geistiger Schulung oder in beidem, daß sie sich, wenn es sein muß, von ihrer Arbeit ernähren können. Aber diese Absicht, etwas Tüchtiges zu lernen, darf sich nicht auf allen möglichen ganz fernliegenden Gebieten verwirklichen, sondern unter Berücksichtigung der weiblichen Eigenart Leibes und der Seele, und die gewonnene Tüchtigkeit sollte nicht anders als unter familienhaftem oder familienartigem Anschluß ausgeübt werden. Von dieser festen, auf dem Grund der Schöpfungsausstattung, der biblischen Anschauung und der Erfahrung ruhenden Position lasse sich die Innere Mission durch keinerlei Zeitströmungen, Augenblicksvorteile oder Zumutungen abdrängen.

Aber ebenso gestalte sie mit Eifer und Liebe zur Sache alle ihre Einrichtungen aus, welche zur besseren Ausbildung, namentlich der weiblichen Jugend, und zur Ausbreitung des in weiblichen Grenzen bleibenden Berufskreises der Frau dienen können. Manches ist hierfür ja schon geschehen, es muß aber noch viel mehr getan werden. Für die Einzelheiten sei auf alle Abschnitte dieses Leitfadens verwiesen, welche von Tätigkeiten zu Gunsten des weiblichen Geschlechts handeln.

Schwierigkeiten und Gefahren. Unter den Schwierigkeiten, die Frauenfrage im rechten Fahrwasser zu erhalten, steht obenan der Zeitgeist, der auch auf diesem Gebiet zu gefährlichen Experimenten und zur Gewinnung von raschen Resultaten hindrängt. Dieser Zeitgeist findet in dem Herzen der Frau, wenn es dem Geist Gottes sich verschließt und der Natur gehorcht, einen Widerhall. Nach Gottes Willen fragt man: Was ist meine Aufgabe, und wie kann ich sie immer besser erfüllen? Aus dem natürlichen Menschen heraus fragt man: Was verspricht mir Größe, Macht und Glanz, und wodurch kann ich es erlangen?

Eine hervorstechende Gefahr bei der christlichen Mitarbeit auf diesem Gebiet ist der Gedanke: um die Frauenbewegung beim Evangelium zu erhalten, muß man Konzessionen machen; wenn man das nicht tut, gehen die Führerinnen mit ihrem Anhang ins andere Lager über. Wenn sie es wirklich täten, dann wäre das zwar sehr bedauerlich, aber nicht zu ändern; den Schaden hätten sie und nicht das Evangelium. Aber Konzessionen sind auf dem Gebiet der Prinzipien allezeit vom Übel.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als Hilfs-Einrichtungen bei der richtigen Lösung der Frauenfrage in unserm Sinn sind die oben bezeichneten Anstalten und Vereine zur Ausbildung, Hebung, Bewahrung, Rettung der Frau und zur Erweiterung ihrer Betätigung, die dieses Buch schildert, anzusehen.

Ziel und Segen. Daß die weibliche Hälfte der Menschheit die rechte Stellung hat, im ganzen behält, im einzelnen erhält, ist um ihrer selbst willen, um der Männerwelt und um der nachfolgenden

Generationen willen von einer mit wenigen Worten gar nicht auszusprechenden Bedeutung. Die Brunnenstube alles irdischen Glückes und Segens ist die Familie, und die Frau vornehmlich die Hüterin des häuslichen Herdes.

§ 79. Sparkassen und Darlehnskassen.

Notstand. Vor der Gründung von Sparkassen war es sehr schwierig, ja fast unmöglich, kleine und kleinste Geldbeträge sicher und zinstragend anzulegen. Diese Schwierigkeit war für die Ausbildung des Spartriebes und das Sparen selbst nachteilig. Die Folgen konnten in vielen Einzelfällen nicht ausbleiben: Not bei länger dauernder Krankheit, plötzlichen Unglücksfällen, daneben Ausbreitung des Wuchers und damit unsägliches Elend. Ein ersparter Notpfennig hilft dagegen über manche erste und noch geringe Verlegenheit, die aber leicht größer und dauernd wird, hinweg. Ihn allmählich zu gewinnen wird meistens nur durch Fleiß, Ordnung, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung u. s. w. gelingen, und hierin berührt sich das materielle Gebiet sehr eng mit dem sittlichen.

Wenn in vorübergehenden Notzeiten oder Notlagen kein Sparpfennig vorhanden ist und die Situation zu einer Ausgabe drängt (z. B. wenn der Ankauf von Vieh für den Betrieb einer Landstelle durchaus nötig ist), so fällt der in Not Befindliche leicht in Wucherhände, welche seine augenblickliche Verlegenheit zwar beseitigen, aber für die Zukunft seine wirtschaftliche Existenz ernstlich bedrohen. Zur Vermeidung dieser traurigen Folgen augenblicklicher Notlage dienen die Darlehnskassen.

Geschichte. Als erste Sparkasse in Europa wird gewöhnlich die „herzogliche Leihkasse" in Braunschweig bezeichnet (1765). Der Name Sparkasse wurde zuerst einer 1778 in Hamburg gegründeten derartigen Einrichtung beigelegt. Doch dürfte vielleicht die schon vor diesen beiden von dem Fürst-Abt Martin Gerbert von St. Blasien im Schwarzwald gegründete, heute noch in Bonndorf bei St. Blasien bestehende Waisenkasse auf den Ruhm, die erste zu sein, Anspruch haben.

Erst vom Jahr 1815 an fanden Sparkassen eine bedeutendere Verbreitung in Deutschland. — Einen wesentlichen Fortschritt im allgemeinen bezeichnet die 1861 durch Gladstone in England erfolgte Einführung der Postsparkassen. Dem Beispiel folgte man in Belgien, Frankreich, Italien, Österreich u. s. w. Deutschland hat sich bis jetzt noch ablehnend verhalten. — Zur Förderung der Sache, namentlich zur Anbahnung von Reformen hat sich in Deutschland 1883 ein Sparkassenverein gebildet, der seine Versammlungen im Anschluß an den Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit hält.

Die Jugendsparkassen im allgemeinen sind 1799 in England, in der Form von Schulsparkassen dagegen 1833 in Deutschland (Apolda) entstanden. Große Verbreitung fanden sie seit 1866 durch Professor Laurent in Gent. In Deutschland ist ihr tätigster Fürsprecher Pfarrer Senckel in Hohenwalde bei Müllrose, Reg.-Bez. Frankfurt a. O.

Unter den Darlehnskassen unterscheidet man die von Raiffeisen und die von Schulze-Delitzsch gegründeten (letztere meist Vorschußvereine oder Volksbanken genannt). „Beide gründen sich auf die Selbsthilfe und haben als wirtschaftlichen Hauptzweck die Kreditgewährung, dienen auch gleichzeitig als Sparkassen; beide sind auf Solidarhaft beruhende Genossenschaften". Wir haben es hier nur mit den ersteren zu tun, da Raiffeisen sein Werk auf sittlich-religiöse Grundlagen gestellt hat; er will damit christliche Nächstenliebe betätigen und pflegen. Die Darlehnskassenvereine sind von Fr. W. Raiffeisen (1818—1888), zuerst Bürgermeister in Flamersfeld auf dem Westerwald, 1849 begründet worden. Später wurde er Bürgermeister in Heddesdorf bei Neuwied, schied aber aus diesem Amt, um sich ganz der Darlehnskasse, welche unterdessen eine weite Verbreitung erlangt hatte, zu widmen.

Einrichtung und Arbeit. Die Sparkassen, entweder öffentliche (z. B. von der Gemeinde errichtete) oder private (Vereins-) Institute, nehmen kleine Geldsummen als verzinsliche Darlehen an, leihen sie zinsbar aus und geben sie, bei größeren Summen mit entsprechender Kündigungsfrist, wieder zurück. Dadurch wird erreicht, daß schon diese kleinen Geldsummen, die sonst ohne Zinsgewinn brach lägen, Zins tragen. Nebenbei wird der Spartrieb gepflegt und somit die Kapitalbildung in ihren Anfängen begünstigt und ermöglicht. — Die Sparkassen haben die Einrichtungen kaufmännischer Geschäfte, sind aber insofern Wohltätigkeitsanstalten, als sie nicht dem Unternehmer Vorteil verschaffen wollen, sondern den Sparern oder verschiedenen gemeinnützigen Bestrebungen. — Jeder Einleger erhält ein auf seinen Namen oder „Inhaber" lautendes Sparkassenbuch, in welches die Einlagen und Zinsen eingeschrieben werden. Da man mit der Einrichtung der ärmeren Bevölkerung dienen will, so sollte überall wie ein Minimum, so ein Maximum der erlaubten Einlagen festgesetzt sein. — Durch Abmachungen, welche zwischen manchen Sparkassen bestehen, sind die Einlagen von einer Kasse zur andern ohne Zinsverlust und Kosten übertragbar, wenn solches etwa wegen Veränderung des Wohnortes gewünscht wird. — Manchen Orts bestehen auch sogenannte gesperrte Sparkassenbücher, deren Betrag nur zu einem besonderen Zweck oder bestimmten Zeitpunkt (Mietzins, Konfirmation, Militärdienst u. s. w.) ausgezahlt wird. Damit sind oft auch Prämien für besonders eifrige Sparer verbunden.

Durch die Pfennigsparkassen, welche bei geringfügigstem Apparat auf jedem Dorf angelegt werden können, wird das Sparen selbst der kleinsten Einlagen ermöglicht. Sie führen ihre Einlagen, wenn sie dieselben nicht selbst verwalten wollen, an die größeren Sparkassen ab.

Durch die Jugend- resp. Schulsparkassen versucht man schon die Kinder an dem materiellen und sittlichen Segen des Sparens zu beteiligen. Hie und da erhebt man in Lehrerkreisen Einspruch gegen dieselben, als beförderten sie den Geiz, Neid 2c.

Durch die Postsparkassen greift der Staat nachdrücklich in das Sparkassenwesen ein, schafft eine große Anzahl von Zahlstellen, erleichtert somit die Einlagen, namentlich auch die kleinsten Betrages. Bei der

Einheitlichkeit der Verwaltung ist die Übertragung aus einer Sparkasse in die andere nicht nötig. — Die gegnerischen Stimmen betonen, wie wichtig die Weckung und Erhaltung gemeindlicher Selbstverwaltung und privaten Unternehmungsgeistes sei u. s. w.

Die eigentümliche Einrichtung der Raiffeisenschen Darlehnskasse entspricht genau der oben angedeuteten sittlich-religiösen Grundlage und ist folgende: Der einzelne Darlehnskassenverein erstreckt sich stets nur auf ein räumlich eng begrenztes Gebiet (Kirchspiel, einige benachbarte Dörfer); er gewährt keine Dividenden, sondern nur eine mäßige Verzinsung der Spareinlagen; ein etwaiger Gewinn fließt der Darlehnskasse zu und wird als Reservefonds oder zu gemeinnützigen Zwecken verwendet; die Vorstandsmitglieder üben ihre Tätigkeit unentgeltlich aus, und höchstens der Rechner empfängt eine kleine Entschädigung; die Darlehen werden nach dem vorliegenden Bedürfnis nicht nur auf einige Monate, sondern auch auf ein und mehrere Jahre, selbst auf 10 Jahre, unter Umständen noch länger, gewährt; die einzelnen Mitglieder haben keine Geschäftsanteile an der Darlehnskasse, oder doch nur ganz geringe. — Diese Einrichtungen haben sich trotz gegnerischer theoretischer Bemängelungen in der Praxis vortrefflich bewährt. Bei dem kleinen Distrikt, über den sie sich erstrecken, namentlich auf dem Land, sind die persönlichen Eigenschaften des Darlehnempfängers dem Vorstand ganz genau bekannt; durch das Fortfallen der Dividende wird dem Vorstand jeder Anreiz genommen, gewagte Spekulationen zu machen, ebenso beruht in der ehrenamtlichen Verwaltung der Kasse eine wesentliche Ersparnis und ein Schutz gegen zweifelhafte Geldoperationen. So hat denn tatsächlich, seit sie bestehen, noch keine der Darlehnskassen dieser Art Bankerott gemacht. Zu aller Sicherheit ist neuerdings in die Schuldverträge eine Klausel aufgenommen, wonach eine Kündigung des Darlehns mit dreimonatlicher Frist, falls das Darlehn gefährdet erscheint, vorbehalten ist. Doch brauchte bis jetzt nur selten davon Gebrauch gemacht zu werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Bei der Unvollkommenheit des bestehenden Sparkassenwesens ist die Benutzung oft erschwert durch weite Wege bis zur Sparkasse, mancherlei ungünstige Einrichtungen, wie seltene Geschäftstage, lange Kündigungsfristen, Umständlichkeit der Übertragung von einer Kasse zur andern (bei der modernen Freizügigkeit und dem starken Wohnungswechsel sehr wichtig), durch Festhaltung zu hoher Einlagesätze u. s. w.

Auf die bei der Schulsparkasse befürchteten Gefahren ist schon oben hingewiesen. Überhaupt muß der Spartrieb in sittlichem Geist betätigt und gepflegt werden, sonst verbinden sich noch leichter wie die Tugenden der Ordnung 2c. die Laster des Geizes, der Hartherzigkeit, des Hochmuts, der Sicherheit mit ihm.

Die etwa bei der Darlehnskasse an sich möglichen Gefahren sind durch die oben dargelegten praktischen Einzeleinrichtungen und Vorsichtsmaßregeln wirksam bekämpft.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als solche sind zu nennen: die öffentlichen Leihhäuser (Pfandhäuser). Das erste wurde 1463

zu Orvieto mit päpstlicher Bewilligung begründet. In Deutschland entstand zuerst 1498 in Nürnberg ein solches. Man sollte gegen Faustpfand Geld leihen können, ohne Wucherern in die Hände zu fallen. Auch Konsumvereine, sowie die mannigfachen Zweige des Versicherungswesens (Feuer-, Hagel-, Unfall-, Lebens-, Militärversicherung u. s. w.), sowie Einrichtungen für Altersversorgung, Rentenanstalten gehören hierher.

Die Vorschußvereine und Volksbanken nach den Vorschlägen von Schulze-Delitzsch haben, wie die Geschichte derselben beweist, nicht die Sicherheit wie die Raiffeisensche Darlehnskasse. Ihnen fehlt eben deren geistige Grundlage.

Ziel und Segen. Man erleichtert dadurch die Anfänge der Kapitalbildung, man fördert den Sparsinn und die mit ihm zusammenhängenden Tugenden, man beugt den Gefahren und Versuchungen der Armut vor und bekämpft die Sozialdemokratie, zu deren verderblichsten Grundsätzen auch die Meinung gehört: ein Arbeiter kann nicht sparen.



Zweiter Abschnitt.

Arbeitskräfte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: **Wirksame Kräfte.**

§ 80. Persönlichkeit.

Bedeutung. Die Bedeutung der Persönlichkeit für die Arbeit im Reich Gottes, also auch in der Inneren Mission, ist kaum hoch genug anzuschlagen. Das englische Sprichwort hat recht: „Nicht Maßregeln, sondern Menschen". Und jener ostindische Heide hatte den entscheidenden Punkt erkannt, wenn er sagte: „Was wir bedürfen, ist nicht Christentum, sondern Christen". So hat der Herr Christus zur Eroberung der Welt für sein Reich nicht etwa bei seinem Scheiden ein Gesetzbuch hinterlassen oder den Völkern einen Brief geschickt, sondern zwölf Männer hat er hinausgesandt, daß sie aus dem Geist und im Glauben von ihm Zeugnis geben sollten. Und zumal heutzutage ist die Persönlichkeit noch mehr als früher das Ausschlaggebende, da man wohl nicht mit Unrecht sagt: „Früher trug das Amt den Mann, jetzt trägt der Mann das Amt".

Begabung. Natürlich kommt solche Bedeutung nur der Persönlichkeit zu, welche die für ihren Beruf nötige Begabung hat. Auch zur Inneren Mission bedarf's einer gewissen Begabung. Dieselbe kann zwar eine sehr verschiedenartige sein nach dem Spezialberuf und nach der Größe des Kreises, in dem man steht. Gott braucht für den Bau seines Tempels nicht nur Quader-, sondern auch Füllsteine. Aber etwas muß man sein, um etwas zu werden und etwas zu wirken; ganz ohne Begabung kann man in der Inneren Mission nicht arbeiten. Bloße Liebe zum Herrn und guter Wille reichen dazu nicht aus. Es müssen körperliche Gaben vorhanden sein (Gesundheit) und geistige Gaben, hauptsächlich für die Praxis, aber auch für die Theorie. — Die Grundlage für alles müssen geistliche Gaben sein. Ohne wahrhaftige Bekehrung sind alle übrigen Gaben für den Arbeiter der Inneren Mission große Gefahren. Besonders wichtig ist: Barmherzigkeit mit dem Elend („Mich jammert des Volks", Matth. 15, 32; 14, 14; 9, 36) und Treue im Beruf („Man sucht an den Haushaltern nicht mehr, denn daß sie treu erfunden werden", 1. Kor. 4, 2). — Eine klare Einsicht in die

Besonderheit der gottverliehenen Begabung kann einen aufrichtigen und demütigen Menschen vor der Meinung bewahren, daß er alles könne, weil ihm dies und jenes gelungen.

Ausbildung. Begabung kann nur gewinnen durch Ausbildung. Nur Gott kann aus nichts etwas machen. Für menschliche Verhältnisse setzt Ausbildung eine gewisse Begabung voraus. Einen gänzlich unmusikalischen Menschen in der Musik ausbilden zu wollen, wäre Quälerei, Zeitvergeudung, Eigensinn. Dagegen kann jemand, selbst bei geringem Talent, mit guter Schulung und Fleiß ein ganz brauchbarer Arbeiter werden. Sogenannte Autodidakten (Leute, die ihr Wissen und Können nur sich selbst verdanken) stehen in der Gefahr der Überhebung. Eine von ihnen erkannte Wahrheit halten sie leicht für eine überhaupt erst neu entdeckte. Dagegen stellt Unterweisung und Lehre den Zusammenhang mit der Vergangenheit, der Geschichte, den Erfahrungen anderer her. Das Lehrgeld, welches andere bezahlt haben, braucht man doch wahrlich nicht alles noch einmal selbst zu bezahlen. Also verachte niemand eine solide Ausbildung! (Dies tun nur diejenigen, welche selbst keine Ausbildung genossen, oder aus ihr nicht den rechten Nutzen gezogen haben.) Die Ausbildung ist nicht zu Ende mit der Lehrzeit, sondern dauert das ganze Leben lang. Fertige Menschen — schreckliche Menschen! Die Ausbildung in der Inneren Mission muß eine praktische und theoretische sein. Schwimmen lernt man nur im Wasser — aber dabei sind doch die Anweisungen des Schwimmlehrers von Wert. Theorie ist in unserm Fall nicht ein Ballast von unbrauchbarem Wissen, sondern eine Unterweisung für die Praxis, wodurch diese sicherer, fruchtbarer und leichter ausführbar wird. (Der Wichtigkeit der Persönlichkeit für die Innere Mission ist durch die ausführliche Darstellung der in ihr tätig gewesenen Männer und Frauen in unsrer geschichtlichen Darstellung Rechnung getragen.)

§ 81. Verein.

Bedeutung desselben und Grenzen seiner Kraft. In einem Verein werden mehrere oder viele persönliche Kräfte zu bestimmten Zwecken zusammengefaßt. Und mit vereinten Kräften bringt man nicht selten fertig, was dem einzelnen unmöglich ist. Doch ist auch mancher große Verein ein lahmes, machtloses Ding, während ein ganzer Mann vielen zum Segen werden kann. Eine Vereinigung vieler ist als solche noch lange nicht ein Unterpfand des Gelingens. Es fragt sich eben, wer sich vereinigt, und ob die Gaben und Kräfte derer, die sich zusammengefunden haben, einander ergänzen, förderlich sind, oder sich nur gegenseitig hindern und im Kampf verzehren. Auch ist zu bedenken, daß z. B. ein Verein von 10 oder 100 Männern auf unserm Gebiete nicht die Summe der Kraft dieser zehn oder hundert darstellt. Denn jeder von ihnen, der einen andern, sein Leben ausfüllenden Beruf hat, widmet der Inneren Mission nur hie und da eine Stunde, die ihm von seinem sonstigen Beruf übrig bleibt. So darf man sich nicht wundern, wenn diese hundert in einen Verein Zusammengeschlossenen nur ebensoviel

zu stande bringen, als ein Mann, der seine ganze Kraft und Zeit an dieselbe Sache setzt. Man darf es, ohne das Vereinswesen unbillig zu beurteilen, gar nicht anders erwarten.

Wirkungsweise. So hat das Vereinswesen wohl eine Bedeutung, an der richtigen Stelle sogar eine große, man darf ihm nur nicht die Arbeit zuweisen, welche nur die Einzelpersönlichkeit ausrichten kann. Wozu kann ein Verein beispielsweise dienen? Er kann eine heilsame Einschränkung und Regulierung des lediglich persönlichen Wirkens des einzelnen sein, damit letzteres nicht zur Einspännerei, Einseitigkeit, Willkürlichkeit ausarte. Den Unternehmungen, welche nur auf den zwei Augen eines einzelnen Mannes stehen, liegt auch die Gefahr nahe, unterzugehen, oder in Verirrung und Krisen zu geraten, sobald er ausscheidet oder stirbt. — Ein Verein kann eine Art Zuhörerschaft für einen tüchtigen und begabten, die Sache gründlich kennenden Mann abgeben. Die Mitglieder lassen sich von ihm belehren und sind dann etwa auch ein ausführendes, weitreichendes Werkzeug in seiner Hand. — Dabei können auch die Mitglieder das ihnen vertraute Pfund von besonderen Erfahrungen und Kenntnissen, die ihnen ihr Lebensberuf gibt, geltend machen und verwerten. Jedoch müssen sie soviel Selbstbescheidung haben, diese Einzelheiten nicht zu alles beherrschenden Hauptgesichtspunkten machen zu wollen. — Ein Verein kann die Kontrolle in betreff der äußeren Dinge bei gemeinsamen Unternehmungen, die doch schließlich nur durch einen oder wenige ausgeführt werden können, übernehmen, dem Publikum gegenüber garantieren, daß alles ehrlich und ordentlich zugeht, daß die Mittel stiftungsgemäß verwaltet werden. — Ein Verein kann die Aufgabe haben, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen u. s. w. Aber in fast allen diesen Beziehungen erweist er sich nur als Umkreis eines wirksamen Centrums; die Vereinsmitglieder bezeugen mit ihrer Mitgliedschaft im Grunde nur, daß sie sich von einem oder wenigen Menschen Impulse in einer bestimmten Richtung geben lassen wollen. Auf dies Centrum kommt's nun an: von ihm hängt's ab, ob diese Impulse in rechter Weise gegeben werden, ob „Leben im Verein" ist. Mag in einem Verein statutengemäß jedes Mitglied soviel zu sagen haben als das andere; tatsächlich haben doch nur einige wenige die Führung. Diese Wahrheit wird in dem englischen Sprichwort offen anerkannt: „Ein Verein ist — sein Sekretär" (der nach englischem Gebrauch der Mann der Exekutive ist, während der Präsident hauptsächlich nur die Repräsentation hat).

Gefahren. Aus alledem ergibt sich, daß sich Gefahren des Vereinswesens hauptsächlich nach zwei Seiten geltend machen werden: entweder es wird in das Arbeitsgebiet hineingepfuscht, welches nur der Einzelpersönlichkeit gehört (z. B. wenn ein Verein erziehen, ein Haus regieren will), oder man begnügt sich mit dem bloßen Dabeisein oder Dazugehören (man gibt nur seinen Beitrag, seinen Namen und glaubt dann, wunder was verrichtet zu haben). — Besonders wichtig ist auch, daß ein Verein der Inneren Mission nicht zum Selbstzweck werde, sondern sich dessen immer bewußt bleibe, daß die Menschen sich in ihm zu einem außer ihm liegenden Zweck vereinigt haben. Vergißt

er dies, so wird er leicht zum Tummelplatz für bloße Worte, erschöpft seine ganze Kraft in einem großen Apparat von Formalien, so daß er bis zur beabsichtigten Hauptsache kaum durchdringt.

§ 82. Anstalt.

Verhältnis von Anstalt und Verein. Wenn der Verein, namentlich der große Verein, etwa den Rahmen, die materielle Grundlage oder auch den verlängerten Arm für das mehr Peripherische der Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten darbietet, so ist die Anstalt für viele Tätigkeiten der Inneren Mission das Arbeitsfeld, die Werkstatt, die Bauhütte, der Kampfplatz. Und während man die Vereine als erwünschte Zugabe und Verstärkung der Arbeitskraft einzelner Männer ansehen kann, sind sehr viele Anstalten die notwendige Unterlage jeglichen Tuns auf dem betreffenden Gebiet. Man kann sich z. B. eine einflußreiche Tätigkeit Wicherns ohne den Centralausschuß denken, aber nicht ohne das Rauhe Haus.

Notwendigkeit. Die Errichtung von Anstalten ist ungefähr zu derselben Zeit und aus wenigstens verwandten Ursachen nötig geworden, wie die Begründung von Vereinen. Als die Kirche selbst nicht mehr allen Bedürfnissen der Gemeinden Genüge tat, kamen die Vereine mit Sonderzwecken auf. Und als das christliche Haus nicht mehr die Liebeswilligkeit und Möglichkeit hatte, sich allen einzelnen Notständen zu öffnen, kamen die Anstalten auf. Die Entstehungsursachen von Verein und Anstalt sind hiernach verwandt. Andrerseits sind sie aber auch scharf unterschieden.

Während man sich nämlich einen Zustand der Kirche denken kann, bei welchem alle christlichen Vereine mit ihren Sonderzwecken in den Betrieb des kirchlichen Organismus aufgenommen wären, als solche demnach verschwänden, wird niemand an ein irgendwann eintretendes Aufhören der Anstalten glauben. Denn um dies Aufhören möglich erscheinen zu lassen, müßte nicht nur die Gestalt der Kirche, sondern die ganze Welt sich ändern. Die Entstehung (und der Bestand) der Anstalten hat nämlich auch darin seinen Grund, daß das Elend in der Welt so mächtig anwuchs, daß keinerlei private oder rein häusliche Hilfe dagegen aufkommen konnte. Sodann — und dies ist hier das Wichtigste — hat die Erfahrung gezeigt, daß für gar mancherlei Not die Hilfe, Pflege, Fürsorge in einer guten Anstalt besser herzustellen ist als im besten Familienhaus; man denke an so viele Kranke, Gebrechliche, Rettungsbedürftige u. s. w.

Äußeres. Die äußere Einrichtung von Anstalten der Inneren Mission sei praktisch, aber nicht raffiniert. Dieselben sollen nicht Versuchsstationen für die neuesten Erfindungen auf technischem Gebiet sein. Sie seien weder luxuriös gebaut und eingerichtet, noch armselig. Hierbei wird vielfach Landesgewohnheit und Lage (man muß in der Stadt anders bauen als auf dem Land), der Zweck des Ganzen und Einzelnen entscheidend sein. (Für ein Schlafzimmer genügt ein gesundes und

reinliches Lokal; in einer Hauskapelle soll etwas von dem Sinn zu spüren sein, den der Herr Matth. 26, 6—13 lobt).

Inneres. Für die innere Haltung der Anstalt ist von Wichtigkeit: die Hausordnung (vergl. darüber S. 276, das dort Gesagte gilt für alle Anstalten). Wichtiger ist der Hausgeist (die Gesamthaltung seiner Bewohner, die das Ganze beeinflussenden und durchwaltenden geistigen Mächte). Am wichtigsten aber sind die Menschen (Männer und Frauen), welche als Hauseltern, Vorsteher und Vorsteherinnen an der Spitze des Hauses stehen (vergl. z. B. S. 277). Hier wird erkennbar, daß eben auch für die Anstalt so gut wie für den Verein die Persönlichkeiten von alles entscheidender Bedeutung sind.

§ 83. Geld.

Es ist ein bekanntes Wort, daß zum Kriegführen drei Dinge gehören: 1. Geld, 2. Geld, 3. Geld. Auch zur Ausübung der Inneren Mission gehören drei Dinge, nämlich: 1. Gebot und Verheißung Gottes, 2. Liebe und Arbeit des Christen, aber endlich auch 3. Geld. So ist das Geld nicht von der Wichtigkeit wie im Krieg, aber seine Bedeutung hat's hier doch auch. Welche Hemmnisse erfahren die besten Bestrebungen durch den Mangel an Mitteln! Wieviel nachhaltig Gutes kann man tun mit richtig verwendetem Geld!

Die Art und Weise, wie die Mittel für Liebeswerke und Reichsgotteszwecke aller Art im Lauf der Geschichte aufgebracht wurden, waren sehr verschieden nach der herrschenden sittlich-religiösen Gesinnung, wie nach nationalökonomischer Situation der verschiedenen Zeitalter. Die urchristliche Gemeinde half der Not ab in der Weise einer Familie: wer etwas besaß, half ohne weiteres dem bedrängten Bruder. Diese familienhafte Weise konnte nicht beibehalten werden, als das Christentum sich ausbreitete. So stellt der Apostel Paulus eine weitere Stufe dar: „Paulus erkennt, wie der Herr, in der besonderen Liebestätigkeit eine selbstverständliche Christenpflicht, der zwar der göttliche Lohn gewiß ist (2. Kor. 9, 6 wie Luk. 6, 35, 38), der aber nicht um des Lohnes willen geübt wird, sondern wegen Jesu Beispiel (2. Kor. 8, 9) und als Bewährung der Liebe (2. Kor. 8, 8), wie zur Herstellung eines Liebesbandes zwischen Geber und Empfänger (2. Kor. 9, 12—15). Gesetz und Maß gibt es für die Liebesgaben nicht, sie sollen freiwillig, fröhlich (2. Kor. 9, 7; 8, 12; Röm. 12, 8), reichlich (2. Kor. 9, 8, 11), einfältig (2. Kor. 8, 2; Röm. 12, 8) und Ausdruck der Selbsthingabe sein (2. Kor. 8, 5), da wir alles, was wir haben, als Gaben der Gnade Gottes zum gemeinen Nutzen empfangen und in den Dienst der Brüder zu stellen haben (Röm. 12). So bringen wir Gott das rechte Opfer und dienen ihm sinngemäß (Röm. 12, 1). Der Zweck, welchem die Liebesgaben dienen, ist Vermögensausgleichung (2. Kor. 8, 14), freilich nicht so, daß jeder gleich viel, sondern daß jeder genug habe (2. Kor. 9, 8, 12; 1. Tim. 6, 8) und kein Bettler sei. — Dem entspricht die Methode der Einsammlung solcher Gaben: nicht der Zehnte oder sonst ein gesetzliches Maß, sondern

eine Liebessteuer, die sich jeder regelmäßig (wohl nach Entgegennahme des Wochenlohnes) zum Sonntagsgottesdienst auferlegt, und in welcher er insonderheit von außergewöhnlichen Einnahmen (1. Kor. 16, 2 nach dem Grundtext) einen Teil der Notdurft der Heiligen weiht. Als Vermittler der Gaben legt der Apostel den größten Wert auf die Sicherung des Vertrauens zu seiner Zuverlässigkeit (2. Kor. 8, 19—21), da sonst die Sammlung nicht nur ins Stocken geraten, sondern unberechenbaren geistlichen Schaden anrichten müßte".

In der Reichskirche, bei dem Eindringen der Massen in die Kirche, wachsen die Notstände und damit die Almosen gleichfalls ins Massenhafte. Der Besitz von Geld und Gut gilt nicht mehr als derer würdig, welche Christen von besonderem Ernst sein wollen, man schenkt weg, um sich des gefährlichen Mammons zu entledigen, aber auch um sich Verdienst zu erwerben, und endlich um der Not zu steuern. Den gewaltigen Ansprüchen gegenüber, welche an die Vertreter der Kirche gemacht werden, reicht die noch so große Gebefreudigkeit einzelner Reicher nicht mehr aus. Die größten Prediger jener Zeit versuchen durch sehr nachdrückliche Almosenpredigten das Nötige zu erhalten.

Im Mittelalter ist die Kirche zum Vermittler nicht nur des Heilsbesitzes, sondern auch der Wohltätigkeit geworden und knüpft eins vielfach an das andere. Man stiftet in den allerverschiedensten Formen für die Kirche. Diese garantiert das Seelenheil des Gebers, spendet aber direkt oder indirekt (durch Rat und Befehl) auch dem Dürftigen.

Indessen war das Ganze doch mehr Armut- als Armenpflege. Alle Mittel wollten nicht mehr ausreichen, um dem Bedürfnis zu genügen; dazu verschlang die Üppigkeit der Kirche in ihren Vertretern bis zu dem höchsten hinauf den Wohlstand der Völker. So legt sich der Einzelne aufs Betteln, durchzieht das Land und sieht zu, was er bekommen kann. Die Kollekten sind nicht viel andres, als ein Bettel, und verursachen noch große Kosten dazu (eine päpstliche Konzession kostet 500 Dukaten).

Mit der Reformation trat ein gewisser Rückgang der Spenden ein, weil man nicht mehr mit den drastischen Mitteln der früheren Zeit auf ihre Erlangung hinwirken konnte. Allein es kam nun Ordnung in die Sache. Und weil nicht soviel unnötig verschleudert wurde, auch nicht soviel auf den Zwischenstationen vom Spender bis zum Empfänger hängen blieb, so kam man auch mit weniger aus. Der Bettel wurde eingedämmt, das Betteln war nun kein Beruf und Gottesdienst mehr, und man hatte wieder verstehen gelernt: Wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. Eine geordnete Armenpflege und eine Armenkasse („Gotteskasten") wurde eingerichtet, bei deren Verwaltung Laien mitwirkten. Vielfach sank man allerdings in Einzelheiten auf die vorreformatorische Stufe zurück; eine Menge Einzelstiftungen, auch solche von zweifelhaftem Nutzen wurden gemacht, in vielen Teilen Deutschlands riß durch den dreißigjährigen Krieg Unordnung ein, vielfach war man wieder bettelarm geworden und mußte zusehen, wie man das Leben fristete.

Nun bemächtigte sich der Staat resp. die „Polizei" der Armen-

pflege. Mit großer Härte suchte man sich der Armen durch Abschieben auf andere Territorien zu entledigen; was notgedrungen getan werden mußte, erfolgte aus dem Steuersäckel. In diesem Sinn entwickelte sich die offizielle Armenunterstützung bis ins vorige Jahrhundert. Daneben von privater Seite vielfach Darreichung des Bettelpfennigs an den Türen und Aussetzung von Legaten. Auch die staatliche Armenpflege macht stete Anläufe zur Besserung, ohne dauernden Erfolg.

Da ist es wohltuend zu sehen, wie mit dem Pietismus ein neuer, religiöser Zug in die Gewinnung der Mittel für alle wohltätigen Zwecke kommt. Franckes Waisenhaus und ähnliche Anstalten erhalten ihre Gaben von der Liebe der Gleichgesinnten.

Und diese Weise hat sich bis heute erhalten. Man sieht es wenigstens als das Richtige, als das Ideale an, wenn so aus liebevollem Herzen mit warmer Hand zu einem Zweck, für einen Menschen gespendet wird, an welchen einen innerliche Bande knüpfen. Abgesehen von den Mitteln für die Armenpflege des Staats, der Provinz und Gemeinde, welche ja der Steuerschraube zu ihrem gesetzlichen Werk nicht entbehren können, fließen in unsrer evangelischen Kirche die nötigen Mittel aus den kirchlichen Opfern (Klingelbeutel, Opferbecken, Kirchenkollekten, freiwilligen Stiftungen). Auf dem Gebiet der Privatliebestätigkeit im weitesten Sinne kommen die Mittel zusammen durch öffentliche Bitten und Aufforderungen (z. B. in der Presse), Hauskollekten durch freiwillige oder Berufskollektanten, Jahresbeiträge, einmalige freiwillige Gaben, Legate, Stiftungen — an sich lauter untadelhafte Mittel und Wege, obwohl sich auch hier manches Verkehrte und Unzweckmäßige einschleichen kann. So verursachen manche durch Berufskollektanten abgehaltene Sammlungen unverhältnismäßig große Kosten; der Beruf eines Kollektanten hat nicht geringe Gefahren für die Seele; die veröffentlichten Quittungen können der Eitelkeit dienen. Aber wo existiert auf Erden etwas, woran sich nicht Schwachheit und Sünde hängt! Wenn nur die Art und Weise, in der man vorgeht, an und für sich richtig ist, so hat dann ein jeder selbst zuzusehen, daß er sich richtig daran beteilige. Wieviel wird in der Welt jeden Tag mit Essen und Trinken gesündigt, soll man deshalb beides gänzlich unterlassen?

Schon bedenklicher sind solche Methoden, bei welchen man von vornherein kräftig auf der Hut sein muß, daß nichts Verkehrtes daraus wird. So arten Bazare leicht in einem Jahrmarktstrubel und -trödel aus, während man gegen einen schlichten oder auch festlich gestalteten Verkauf geschenkter Sachen nichts haben kann; Verlosungen reizen die Gewinnsucht, wenn es sich um große, namentlich Geldgewinne handelt, während man sonst eine Verlosung auch als die leichteste und über ein weites Territorium hin mögliche Verwertung geschenkter Gegenstände ansehen kann, die nicht mit Sünde befleckt zu sein braucht. Wohltätigkeitskonzerte und -vorträge möchten noch am wenigsten Bedenken begegnen, während Wohltätigkeitsbälle und -aufführungen schon dadurch anstößig sind, daß zwischen dem ernsten Zweck und dem den alltäglichen und oberflächlichen Vergnügungen entnommenen Mittel der Hilfe eine große Kluft befestigt ist. Alle die

genannten Veranstaltungen aber haben das gegen sich, daß zur Erlangung der ja unumgänglich notwendigen Geldmittel noch wieder ein anderes und meist mit der Sache, um die es sich handelt, gar nicht zusammenhängendes Mittel eingeschoben wird. Die Gabe geht dadurch gar zu sehr der herzlichen Unmittelbarkeit verlustig, die doch zur Anknüpfung und Erhaltung eines wirklichen Interesses so wünschenswert ist. Von Schneeballkollekten, Wohltätigkeitsskat u. s. w. reden wir erst gar nicht.

Es gibt auch Verehrer des Gedankens: man sollte Menschen eigentlich gar nicht um Gaben für gute Zwecke bitten, sondern nur Gott, der ja der Menschen Herzen und Geldbeutel auftun könne. Die Verehrer dieser Anschauung finden sich namentlich unter denen, die nicht gern um eine Gabe gebeten sind und ihren Geiz mit frommen Reden zudecken möchten. Sodann unter denen, welche gern Glaubensproben anstellen und dem lieben Gott vorschreiben wollen, wie er ihnen helfen soll. Woher nehmen sie doch eigentlich das Recht, dies eine Mittel der Bitte bei Menschen aus Gottes Weltregierung auszuschalten? Dazu kommt noch, daß sie ihre Bitten an Gott sehr fleißig andern erzählen, mündlich, schriftlich und gedruckt. Das scheint doch die allernachdrücklichste Art des Bittens bei Menschen zu sein, die sich denken läßt! Der Apostel Paulus ist ein Beispiel des Gegenteils: wahrlich ein gläubiger Beter, aber auch ein eifriger Kollektant und ein treuer Verwalter der anvertrauten Mittel.

Geben und Spenden, Bitten und Sammeln, Berechnen und Verwalten gehört auch zu den Arbeiten fürs Reich Gottes. Sehe jeder nur zu, daß er dabei das ihm zukommende Stück Arbeit tue, und daß von dem Erdenstaub des „ungerechten Mammons", während er durch seine Hände geht, sein Herz nicht befleckt werde, weder in Unterlassungs- noch in Begehungssünden.

Zweites Kapitel: **Arbeiter.**

§ 84. Vereinsgeistliche.

Gemeinsames und Unterschiede. Unter dem Namen „Vereinsgeistliche" fassen wir die „theologischen Berufsarbeiter der Inneren Mission" zusammen, da ihnen allen das gemeinsam ist, daß ihre Anstellung durch einen Verein oder ein Komitee, eine Art Privatpatronat, vermittelt ist. Die Stellung des Kirchenregiments zu diesen Geistlichen ist in jeder Landeskirche, ja selbst innerhalb derselben je nach den speziellen Verhältnissen, eine vielfach verschiedene. Diese ganze Angelegenheit bedarf noch der Regelung, jedoch kann dieselbe nicht nach einer Schablone plötzlich gemacht werden, sondern wird noch auf länger hinaus, wenn auch gewisse Gesichtspunkte für alle gleichmäßig geltend gemacht werden können, von Fall zu Fall geordnet werden müssen. — Wenn auch schon früher Kandidaten oder Geistliche in einzelnen Zweigen

der christlichen Liebesarbeit tätig gewesen sind, so ist doch, wie mit Wichern erst der zusammenfassende Begriff der Inneren Mission tatsächlich gegeben war, dieser selbst als auch der erste theologische Berufsarbeiter der Inneren Mission im jetzt gebräuchlichen Sinn zu bezeichnen.

Man wird im Blick auf die Gegenwart fünf Gruppen theologischer Berufsarbeiter unterscheiden können. 1. Geistliche an Anstalten der Inneren Mission. Es handelt sich dabei meist um die Bildungsanstalten für Arbeiter und Arbeiterinnen der Inneren Mission, Brüder- und Diakonissenhäuser, aber auch um eine Anzahl von namentlich der Erziehung gewidmeten Instituten, wie Rettungshäuser, Taubstummen-, Idiotenanstalten &c. Ihre Arbeit ist, da die meisten von ihnen auch die Prediger und Seelsorger ihrer Häuser sind, derjenigen der Parochialgeistlichen am nächsten verwandt. 2. Geistliche zur Förderung einzelner Arbeitszweige der Inneren Mission, wie der Vereine für Gefängniswesen, Bibelgesellschaften &c. Bei dieser Arbeit tritt der pastorale Charakter mehr zurück. Man wählt Geistliche dafür, weil für eine solche Stellung die theologische Vorbildung doch die sicherste Grundlage, wie die Gewähr einer tieferen Auffassung der ganzen Arbeit bietet. Auch ist es für einen Geistlichen immer am leichtesten, durch Predigt oder religiösen Vortrag für die Sache einzutreten. Im ganzen aber erscheint ein Geistlicher in dieser Tätigkeit vorzugsweise als Geschäftsführer, wie er denn auch meist den Titel „Agent" führt. 3. Geistliche zur Leitung der Stadtmission. Sie haben an dem Territorium einer Stadt oder eines Stadtteils ihr großes, aber doch bestimmt abgegrenztes Arbeitsfeld. Ihre Tätigkeit ist je nach der Einrichtung, dem Reifestand der Stadtmission am betreffenden Ort und der persönlichen Eigenart sehr verschieden. 4. Geistliche zur Förderung der Inneren Mission in einer Provinz oder einem Lande. Durch diesen jedenfalls über den eignen Wohnort weit hinausgreifenden Arbeitskreis erhält diese Wirksamkeit ihren unterscheidenden Charakter. 5. Kandidaten, also angehende Geistliche, welche unter Leitung der vorher unter 1—4 genannten als Helfer und Mitarbeiter am Werk tätig sind.

Konferenzen der theologischen Berufsarbeiter sind sowohl ein persönliches, als ein sachliches Bedürfnis. Ein persönliches, denn mit seinen Berufsinteressen pflegt ein Geistlicher der Inneren Mission viel einsamer zu stehen, als seine übrigen Standesgenossen. Ein sachliches, denn nicht durch große Versammlungen, in welchen Fernstehende zur Inneren Mission angeregt, mit ihren Arbeiten bekannt gemacht werden, erfahren die schwierigen, disputabelen und inneren Berufsfragen eine wesentliche Förderung, wohl aber durch kleine, aus lauter Sachverständigen bestehende Konferenzen. In ihnen kann brüderlich, vertraulich und sachlich die Arbeit besprochen, vor den Gefahren gewarnt, Kollisionen vorgebeugt, gemeinsames Vorgehen verabredet werden; ohne Rhetorik, Kirchenpolitik u. s. w. Durch das hierbei mögliche Geben und Nehmen wird auch den Einseitigkeiten des Spezialistentums am besten begegnet. Nachdem 1870 in Magdeburg, 1874 in Leipzig, 1878 in Hannover kleine Konferenzen der Provinzial-Vereinsgeistlichen statt-

gefunden haben, hat man auf dieser Grundlage eine größere, alle Zweige umfassende Konferenz der gegenwärtigen und früheren theologischen Berufsarbeiter geschaffen, die, 1881 in Berlin begründet, seitdem der Regel nach alle zwei Jahre — immer zwischen den Jahren, in denen Kongresse für Innere Mission stattfinden — zur Freude und zum Segen ihrer Teilnehmer sich versammelt hat. Ihr Vorsitzender ist Generalsuperintendent D. Hesekiel in Posen. Da die Wirksamkeit der unter 1—3 und 5 Genannten bei den betreffenden Einzelgebieten mitbesprochen worden ist oder doch aus dem dort Gesagten erhellt, so bleibt hier nur noch übrig, einiges über die an vierter Stelle Bezeichneten zu sagen.

Der Geistliche des Provinzial- oder Landesvereins für Innere Mission. Die erste und unerläßliche Forderung an einen solchen ist, daß er ein Sachverständiger in Bezug auf die Innere Mission sei, oder wenn er's beim Amtsantritt noch nicht ist, ist seine erste Aufgabe, es zu werden. Das Hauptmittel dazu ist Mitarbeit an einzelnen Bestrebungen, namentlich auch an irgend einer Anstalt der Inneren Mission. Durch Letzteres wird wie durch nichts anderes ein Verständnis des inneren Wesens der Sache vermittelt. Wer eine Anstaltsarbeit aus Erfahrung kennt, der kennt damit nicht auch schon jede andere, aber er hat das Mittel, durch Vergleichung sie kennen zu lernen. Da nun aber Mitarbeit an einer bestimmten Anstalt für den Geistlichen eines Provinzial- oder Landesvereins für Innere Mission sich nur schwer mit der übrigen Tätigkeit, ohne daß eins von beiden leidet, verbinden läßt, so muß eine derartige Tätigkeit eigentlich der Übernahme dieses Amtes vorausgehen. Eine praktische Schule, wie sie Kandidaten als Hilfskräfte an Diakonen- und Diakonissenanstalten durchmachen, ist deshalb eine gute Vorbereitung für das Amt. Als zweites Mittel schließt sich dem an: das wissenschaftliche Studium der Inneren Mission, wie es durch die vorhandene Literatur und persönliche Kenntnisnahme der einschlagenden Vereine, Anstalten, Verhältnisse ermöglicht ist. Eine gute vorbereitende Anleitung dazu kann das Hören einer Vorlesung auf der Universität, die Zugehörigkeit zu einem akademischen Missionsverein, die Teilnahme an einem sogenannten Instruktionskursus bieten. — Als drittes Mittel dürfte der Verkehr mit Berufsgenossen im engeren und weiteren Sinne zu nennen sein. Wem eine nähere Stellung zu einer der bahnbrechenden Persönlichkeiten vergönnt war, wird dies als eine besondere Förderung empfunden haben. Derartiges ist aber nicht für jeden zu ermöglichen. Dagegen ergeben sich doch Beziehungen zu Berufsgenossen desselben Landes, derselben Arbeit, die durch Besuche, Konferenzen ꝛc. zu pflegen sind.

Weil aber die Wirksamkeit des Vereinsgeistlichen ihn in die Gemeindeverhältnisse weist, so ist es wichtig, daß er auch einige Jahre im praktischen geistlichen Amt gestanden habe, damit er gleichfalls aus eigener Anschauung die hier vorliegenden Verhältnisse kennt und das in ihnen Mögliche und Nötige zu beurteilen versteht. Zudem ist auch eine solche Wirksamkeit für die innere und äußere Haltung des Vereinsgeistlichen eine wichtige Vorschule.

Die Mitglieder des Vorstandes, welcher den Vereinsgeistlichen beruft, sind auch seine nächsten Mitarbeiter. Wo das nicht der Fall wäre, ist auf eine fälsche Zusammensetzung des Vorstandes oder auf einen Mangel des Präsidenten oder des Vereinsgeistlichen zu schließen. Am übelsten würde es wohl da stehen, wo man die Mitglieder nach Rücksichten wählte, die außerhalb der Sache selbst lägen. Die Mitglieder des Komitees, das eine dauernde und ersprießliche Tätigkeit entfalten soll, müssen an einem Ort wohnen. Sie bilden den Ausschuß für die eigentliche Aktion. Ihnen kann sich für manche wichtige Angelegenheiten ein weiterer Kreis von Vertretern aus dem ganzen Land anschließen.

Die Arbeit selbst aber hat sich bisher nach den Bedürfnissen und den Persönlichkeiten sehr verschieden gestaltet. Das Werk ist ja tatsächlich so vielseitig, der dem einzelnen Provinzial-Vereinsgeistlichen zugewiesene Kreis so groß, die Begabung so verschieden, die ganze Einrichtung noch so neu, daß diese Verschiedenheiten der Wirkungsweise auch ihre gute Berechtigung haben. Nur zweierlei ist unberechtigt: zunächst die Forderung, welche zuweilen, bewußt und unbewußt, den Wünschen aus dem betreffenden Gebiet zu Grunde liegt, daß der Vereinsgeistliche nämlich die Innere Mission in einer ganzen Provinz selbst betreibe. Man muß von Innerer Mission ganz wunderliche Vorstellungen haben, wenn man das verlangt. Und doch wird es zuweilen verlangt. — Sodann darf der Vereinsgeistliche nicht als Kollektant für seinen eigenen Verein auftreten. Denn da die Hauptausgabe des betreffenden Vereins der Gehalt des Vereinsgeistlichen ist, so würde ihn ein derartiges Vorgehen in eine ganz falsche Stellung bringen. Die Mittel müssen auf anderm Weg beschafft werden. — Vielmehr besteht die Aufgabe des Vereinsgeistlichen darin: die Inangriffnahme der Arbeiten der Inneren Mission durch die zunächst berufenen Organe anzuregen und dazu Rat und Hilfe zu gewähren. In welcher Weise hat er das anzufangen? Zunächst indem er das betreffende Gebiet bereist, sich von den bestehenden Verhältnissen Kunde verschafft, mit den Persönlichkeiten Beziehungen anknüpft. Namentlich hat er sich mit den Pastoren, sowie den Vereins- und Anstaltsvorständen in Benehmen zu setzen. Hat das Reisen zunächst auch den Zweck des Lernens, so wird sich doch bald die Gelegenheit daran knüpfen, zu lehren, sei es, daß der Vereinsgeistliche von der Kanzel vor versammelter Gemeinde von der Inneren Mission Zeugnis ablegt, sei es, daß er vor einem interessierten oder zu gewinnenden Publikum über eine Zeit- oder Lokalfrage der Inneren Mission einen Vortrag hält, sei es, daß er mit Vorständen oder Amtsbrüdern eine Konferenz abhält. Dem Reisen muß ein sorgsam festgestellter Plan zu Grunde liegen, wenn nicht Zeit, Geld und Kraft verschwendet werden soll. Bei alledem tut der Vereinsgeistliche wohl, immer im Auge zu behalten, daß es viel wichtiger ist, andere zur Anfassung einer Arbeit zu veranlassen, als dieselbe selbst zu tun. Er ermuntere zur Aussaat, gebe auch dem und jenem, der den Mut nicht findet oder es nicht versteht, eine Anleitung, unterstütze jeden, der es

haben will, mit Rat, aber im ganzen überlasse er das Säen andern und das Ernten erst recht. Einem Mann, der durch sein persönliches Auftreten Vertrauen in seine Kenntnis und Dienstwilligkeit erworben hat, wird sich reiche Gelegenheit wie zu mündlicher so zu schriftlicher Beratung und Förderung auftun. Da will jemand eine Sonntagsschule anfangen und weiß nicht, wie er's zu machen hat; ein anderer will eine Volksbibliothek gründen und begehrt Musterkataloge und billige Bezugsquellen zu wissen; ein dritter hat für irgend einen unglücklichen Trinker oder Epileptiker zu sorgen und möchte Auskunft über die betreffenden Anstalten haben; ein vierter begehrt Rat in einer verfahrenen Sache, wie sie zu reorganisieren sei u. s. w. u. s. w. Für alle solche Wünsche und Bitten muß der Vereinsgeistliche ein offenes Ohr, ein williges Herz und eine hilfsbereite Hand haben. Ist er nicht selbst zu direkter Hilfe im stande, so wird er doch vermöge seiner Personalkenntnis auf andere hinweisen können, die in der Frage kundiger, zur Hilfe tauglicher sind als er. Eine solche Tätigkeit setzt voraus, daß dem Vereinsgeistlichen eine gute Fachbibliothek und ein wohlgeordnetes Archiv zu Gebote stehen, aus welchen die gewünschten Auskünfte mit Zuverlässigkeit zu schöpfen sind, und daß er in beiden ordentlich Bescheid wisse. — Es ist wahr: solche Arbeit hat in ihrer Vielseitigkeit etwas Zersplitterndes und Aufreibendes. Man hat vorgeschlagen, dem Vereinsgeistlichen neben der auf Land und Provinz gerichteten Tätigkeit auch eine solche zu übertragen, die ihn an seinem Wohnort beschäftigt. Man hat zuweilen Stadtmission und Provinzialarbeit miteinander verbunden. Allein auf die Dauer können beide Ämter nicht von einem Mann versehen werden; je nach Gabe, Neigung und drängenden Umständen kommt eins von ihnen zu kurz. Um so mehr sind Ruhezeiten zwischen die Arbeit hinein nötig. Die Vorstände müssen dafür sorgen, daß der Betreffende nicht überjagt werde, auch dürfen sie selbst nicht etwa unverständige Forderungen an ihn machen. Namentlich muß dem Vereinsgeistlichen Zeit zum wirklichen Studium aller der wichtigen Fragen gelassen werden, damit er nicht nur mit ein paar oberflächlich zusammengerafften Daten, sondern aus wirklicher Sachkunde heraus operiere. — Hie und da wird auch eine einfache Gemeindepredigt, in der er schlicht das Wort Gottes auslegt und ans Herz legt, für einen wirklich pastoral gerichteten Vereinsgeistlichen Bedürfnis und Erquickung sein. Nur darf derartiges nicht so häufig eintreten, daß er als eine Art Provinzial- oder Stadtvikar seinem eigentlichen Beruf die Kraft entzieht.

Der rheinische Provinzial-Verein für Innere Mission in Langenberg ist der erste gewesen, der 1849 einen Vereinsgeistlichen dieser Art angestellt hat.

§ 85. Brüder und Diakonen.

Geschichte. Mit den beiden Namen „Brüder" und „Diakonen" bezeichnet man in Wirklichkeit dieselben Arbeiter der Inneren Mission. Die verschiedenen Namen kennzeichnen nur eine verschiedene geschicht-

liche Anknüpfung. Unseres Erachtens schließen beide Namen einander so wenig aus, daß sie vielmehr nur auf verschiedene Seiten derselben Sache hinweisen: der Name „Diakon“ trifft mehr das Inhaltliche des Berufs, der Name „Bruder“ knüpft mehr an die Form an, in welcher derselbe in unserer Zeit aufgetreten ist. Dafür zum Beleg das Folgende:

Apostolische Zeit. In Apgesch. 6 wird uns die Einführung des Diakonats berichtet. Zwar werden die sieben zu dem Amt erwählten Männer nicht ausdrücklich Diakonen — Diener genannt. Sie heißen nur „die Sieben“. Aber die Aufgabe ihres Amts umfaßte genau dieselbe Arbeit wie bei den später ausdrücklich Diakonen genannten kirchlichen Beamten, nämlich die Besorgung äußerer Liebesdienste zur Erleichterung des Wortamtes und in Unterordnung unter dasselbe. So ist das Amt der Sieben doch mindestens als die Wurzel des Diakonenamts anzusehen. Es fehlte ihnen nur der ausdrückliche Titel; Arbeit und kirchliche Bestallung als Diakonen hatten sie. — Es ist dabei im einzelnen bemerkenswert: die Einführung der Diakonie geschah, um einem Notstand abzuhelfen (daß nämlich bei dem starken Anwachsen der Gemeinde die Armenpflege nicht mehr ausreichend von den Aposteln versorgt werden konnte), und die Einrichtung bewährte sich (äußerliches und geistliches Zunehmen der Gemeinde, ohne die früheren Mißstände). — Von den zu Wählenden wird dreierlei gefordert: daß sie ein gutes Gerücht hätten, voll heiligen Geistes, voll Weisheit seien. — Die Übertragung des Amtes geschieht unter Gebet und Handauflegung. — Unter den „Sieben“ sind uns allein Stephanus (Apgesch. 6 und 7; 8, 1 f. 11, 19) und Philippus (Apgesch. 8; 21, 8 f.) näher bekannt.

1. Tim. 3, 8—13 wird ein „Diakonenspiegel“ geboten. Viele der Forderungen sind denen an die Ältesten gleichartig. Die verlangten Eigenschaften kommen darauf hinaus, daß die Diakonen ernste, im nächsten häuslichen Kreis bewährte Christen sein sollen. Der Übertragung des Amtes soll eine Probezeit vorhergehen (Grund dafür 1. Tim. 5, 22).

Phil. 1, 1 werden als die beiden regelmäßigen Kirchenbeamten Bischöfe und Diener erwähnt.

1. Kor. 12, 28 wird die dem Amt zu Grunde liegende Gnadengabe „Hilfleistungen“ (Luther: Helfer) genannt. Gott verleiht erst Gaben, dann Ämter. Zum Amt kommt's durch Anerkennung der Gabe und durch den Auftrag, sie in einem gewissen Kreis auszuüben.

1. Petr. 4, 11 ist vielleicht das „Reden“ vom Wortamt und die Diakonie (Luther bloß „Amt“) vom Amt der Diakonie zu verstehen. (Ähnlich wie Phil. 1, 1.)

1. Kor. 16, 15 und 16 (Haus Stephanas, das sich selbst verordnet hatte zum Dienst der Heiligen), ist für das gute Recht der heutigen nicht offiziell kirchenamtlichen Diakonie von Wichtigkeit.

Märtyrerkirche. Wir finden hier eine einfache Fortentwicklung des in der Apostelzeit Begonnenen. Die Diakonen hatten kein selbständiges Amt der Armenpflege oder der Barmherzigkeit, sondern sie sind die Helfer der Presbyter und Bischöfe. Diese haben allein

die Entscheidung zu treffen, die Diakonen haben nur die Ausführung. Sie sollen die „Augen, Ohren, Hände" des Bischofs sein, sowohl im Sammeln als Austeilen der Gaben. Namentlich sollen sie auch die Verhältnisse der Armen genau erforschen. Das Verhältnis von Bischof und Diakon wird mit dem des Vaters zum Sohn verglichen. Der letztere solle in Übereinstimmung mit dem ersteren handeln. Dies Grundverhältnis schloß nicht aus, daß die Diakonen in Kleinigkeiten selbständig verfuhren. Ja, sie werden geradezu ermahnt, solches zu tun und den Bischof nicht zu überladen mit kleinen Dingen (unter Hinweis auf Jethros Rat an Moses 2. Mos. 18). Auch in Verfolgungszeiten ergab sich für sie bei Abwesenheit des Bischofs größere Selbständigkeit des Wirkens (z. B. unter Cyprian in Karthago). — Wir finden überall in der nachapostolischen Zeit das Diakonenamt eingeführt. Presbyter und Diakon, später Bischof, Presbyter und Diakon ist der regelmäßige kirchliche Beamtenstand. Oft hielt man die Siebenzahl der ersten Diakonen in Jerusalem fest, an andern Stellen richtete man sich mit der Zahl nach der Größe der Gemeinde. Alle Diakonen pflegten ihre eigenen Stadtteile zu haben, in denen sie wirkten. Ihre Dienste galten allen Arten und Formen des Elends, dessen individuellste Behandlung gerade ihre Aufgabe war. Von den Armen wird verlangt, daß sie den Anordnungen der Diakonen gehorchen. — Da sich zu der Armenpflege auch andere äußere Dienstleistungen (Türhüter- und Botendienste 2c.) herzugefunden hatten, wodurch die Diakonen zu sehr belastet und von ihrer eigentlichen Arbeit abgehalten wurden, so setzte man schon im 3. Jahrhundert für jene Nebengeschäfte Subdiakonen ein.

Reichskirche. In diese Zeit fällt die größte äußere Ausbreitung des Diakonenamts, aber auch sein Niedergang. Die Stellung der Diakonen unter dem Bischof blieb zunächst dieselbe, aber ihre Zahl mehrte sich mit dem Hereinströmen der Massen in die Kirche, sodaß z. B. der Kaiser Justinian dieselben an der Sophienkirche in Konstantinopel auf 100 beschränken mußte. — Auch ihre Arbeit blieb im ganzen dieselbe, nur daß sich auch in ihrem Kreis die Errichtung von Anstalten als nötig erwies. Man errichtete in den verschiedenen Bezirken besondere Häuser, Diakonien genannt, in welchen Arme gespeist wurden und welche auch sonst als Mittelpunkte der Tätigkeit für den Bezirk dienten (vergl. die heutigen Vereins- und Gemeindehäuser). Bei der Menge der sich herzudrängenden Armen mußten genau geführte Listen (Matrikeln genannt) das nicht mehr ausreichende Gedächtnis unterstützen. — Es wird ausdrücklich berichtet, daß es neben Diakonen, welche von ihrem Amt ihren Unterhalt hatten, auch solche gab, die umsonst dienten. — Mit dem steigenden Reichtum der Kirche wurde für den Bischof ein Verwaltungsbeamter wünschenswert, der als seine rechte Hand sich den äußerlichen Dingen ausschließlich widmete. So kam das Amt eines Ökonomus auf, welches sich zwischen Bischof und Diakonen schob, nicht zum Vorteil der Diakonie. Als mit den veränderten Zeitverhältnissen allmählich ein Herabsinken der Gemeindediakonie selbst stattfand, trat eine andere Seite der Arbeit der Diakonen in den Vordergrund: der Dienst in der Kirche und am Altar. Nun

verglich man die Diakonen mit den Leviten, und daraus wurden für ihre Stellung und Arbeit Schlüsse gezogen. Nach und nach wurden auf diesem Wege aus den Diakonen Geistliche etwas niedrigeren Grades als die Priester.

Mittelalter. In dieser Zeit bestand der Diakonat nur in dem eben bezeichneten Sinne; als Amt der Barmherzigkeit hatte er völlig aufgehört.

Da aber die Barmherzigkeit selbst in der Kirche nicht sterben konnte, so suchte sie nach andern Organen und fand dieselben in den zahlreichen und verschieden abgestuften Genossenschaften, deren größte Blüte eben die Zeit des Mittelalters war. Hier ergibt sich nun der zweite Anknüpfungspunkt des modernen Diakonen- oder Brüderwesens. Dasselbe hat sich seinen Inhalt, seine Aufgabe und Arbeit vornehmlich aus der Diakonie der alten Kirche geholt; für seine gegenwärtige genossenschaftliche Form aber hat man die Vorbilder im Mittelalter gefunden. Natürlich bezieht man sich dabei am liebsten auf diejenigen Gestaltungen, in welchen das speziell Römische etwas zurücktritt. Hierher gehören die Brüder vom gemeinsamen Leben, die Begharden u. s. w. Freilich bleibt es sehr fraglich, ob man überhaupt auf solche Vorbilder zurückgehen muß, ob nicht vielmehr aus dem Wesen der Genossenschaft alle die Ähnlichkeiten zwischen den modernen und jenen mittelalterlichen Bildungen sich von selbst ergeben. Doch darüber besteht unter den Kundigen Meinungsverschiedenheit.

Reformation. Bei dem mit der Reformation gegebenen Zurückgehen auf die Schrift und die Einrichtungen der alten Kirche mußte auch die Eigenart der Diakonie wieder ins Licht treten. In der Tat hat Luther eine ganz klare Einsicht in das Wesen dieses Amtes gewonnen. Der Diakonat sei „nicht ein Dienst, das Evangelium oder die Epistel zu lesen, wie heutzutage gebräuchlich, sondern die Kirchengüter den Armen auszuteilen, . . . denn mit diesem Rat, wie wir Apgesch. 6 lesen, sind die Diakonen gestiftet worden. . . . Nach dem Predigtamt ist in der Kirche kein höher Amt, denn diese Verwaltung, daß man mit dem Kirchengut recht und aufrichtig umgehe, auf daß den armen Christen, die ihre Nahrung selbst nicht schaffen und gewinnen mögen, geholfen werde, daß sie nicht Not leiden". Auch gegen eine genossenschaftliche Form dieses Amtes hätte Luther gewiß nichts einzuwenden gehabt, wie wir aus dem günstigen Zeugnis schließen dürfen, daß er den Brüdern und Schwestern des gemeinsamen Lebens zu Herford gibt. Demgemäß haben auch manche alte lutherische Kirchenordnungen bereits Vorschriften über die Anstellung von Diakonen; doch dachte man dabei nur an ein kirchliches Ehrenamt. — In der reformierten Kirche wurde darauf ein noch größeres Gewicht gelegt. Calvin sieht das Diakonenamt als ein für eine wohlorganisierte Kirche notwendiges an und unterscheidet zwei Arten der betreffenden Persönlichkeiten: Almosensammler und Verwalter, sowie Kranken- und Armenpfleger (also für Geldangelegenheiten und persönliche Liebesübung). Demzufolge hat auch in der reformierten Kirche das Amt weit häufiger eine praktische Durchführung erfahren als in der lutherischen.

Neuzeit. Mit der Wiederbelebung des kirchlichen Sinnes ist das Diakonenamt als kirchliches Ehrenamt, entweder unter seinem eigentlichen oder einem andern Namen, in einer Reihe von evangelischen Landeskirchen und deren Kirchenordnungen wieder eingeführt.

Durch Wicherns und Fliedners Errichtung evangelischer Brüder- und Schwesterschaften sind jedoch erst die persönlichen Kräfte geweckt und ausgebildet worden, welche in diesem Amt ihren Lebensberuf sehen. Die kirchliche Eingliederung dieser Bestrebungen ist bis jetzt nur angebahnt, aber noch keineswegs vollendet. Vielmehr bestehen hier in den einzelnen Landes- und Provinzialkirchen, sowie auch in den einzelnen Anstalten die allergrößten Verschiedenheiten. Aber bis es zu einer völligen Eingliederung auch in den äußeren Organismus der Kirche gekommen sein wird, werden einstweilen in diesen Anstalten die Persönlichkeiten vorbereitet und damit das Wichtigste, die lebendigen Bausteine, für das Werk gewonnen.

Das Diakonen- oder Brüderhaus der Gegenwart. An den meisten Orten zieht man den Namen Brüderhaus, an einigen den Namen Diakonenhaus vor. In Wirklichkeit hat die Verschiedenheit der Namen keinen Einfluß auf die Gestaltung der Sache ausgeübt, die sich überall wesentlich als dieselbe darstellt. Es ist eben in diesen Anstalten die altkirchliche Diakonie in der Form der Genossenschaft, in welcher sie allein in der Gegenwart möglich war, wieder erweckt worden. Indem aber die Diakonie in unsern Tagen durch Verbindung mit zwei andern Strömungen (Wortverkündigung durch Laien und Reformversuche) als Innere Mission sich darstellte (vergl. § 1), haben sich auch mit den Tätigkeiten der Diakonie andre Arbeiten verknüpft, z. B. Wortverkündigung durch Laien. Für diese Zwecke der Inneren Mission die Arbeiter zu stellen, ist die Aufgabe der Brüderhäuser. Wie D. Wichern der Schöpfer der Brüdersache ist, so hat er auch um ihre Gestaltung die größten Verdienste; alle Späteren haben von ihm gelernt.

Übersicht. 1. Es gibt gegenwärtig folgende Brüderhäuser:

a) In Deutschland:

Rauhes Haus zu Horn bei Hamburg, 1833 von Wichern gegründet, jetzt von Direktor Pastor Hennig geleitet. Die größte und für alle andern zum Vorbild gewordene Anstalt.

Duisburg, 1845 von Fliedner gegründet, von Pfarrer Engelbert geleitet, hat mehr als andere derartige Anstalten die Krankenpflege sich zur Aufgabe gemacht.

Züllchow bei Stettin, 1850 gegründet, bis 1888 von G. Jahn, dem einzigen Laien unter den eigentlichen Brüderhausvorstehern, jetzt von seinem Sohn Pastor Fr. Jahn geleitet, wird durch Gärtnerei und industrielle Etablissements erhalten, welche mit der Anstalt verbunden sind.

Neinstedt am Harz (Lindenhof), 1850 von Phil. v. Nathusius gegründet, jetzt von Pastor Steinwachs geleitet, ist mit großen Idioten- und Epileptischenanstalten verbunden.

Johannesstift bei Berlin, 1858 von Wichern als Nachbild des Rauhen Hauses gegründet, jetzt geleitet von Pastor Philipps.

Stephansstift bei Hannover, 1869 gegründet, jetzt von Pastor Oehlkers geleitet.

Obergorbitz bei Dresden, 1873 gegründet, von Pastor Höhne geleitet.

Karlshöhe bei Ludwigsburg, 1876 gegründet, von Pfarrer Hahn geleitet.

Bielefeld, Brüderanstalt Nazareth, 1877 als Teil der dortigen von Pastor v. Bodelschwingh geleiteten Anstalten (außerdem Epileptischenanstalt und Diakonissenhaus) gegründet. Spezialleitung der Brüderanstalt Pastor Kuhlo.

Karlshof bei Rastenburg (Ostpreußen), 1883 gegründet, von Pastor Dr. Dembowski geleitet.

Kraschnitz bei Militsch (Schlesien) ist der jüngste Teil der dortigen von Graf Ad. v. d. Recke begründeten Anstalten (außerdem Blödenanstalt und Diakonissenhaus), geleitet von Kandidat Storek.

Nürnberg, 1890 gegründet, von Pfarrer Scholler geleitet.

Neuendettelsau, Bayern, 1893 von Rektor Dr. Bezzel begründet und jetzt noch geleitet.

Kropp (Schleswig), 1880 von Pastor Paulsen gegründet, jetzt von Pastor Etzdorf geleitet.

Treysa, Hessen-Nassau, gegründet 1901, von Pfarrer Schuchard geleitet.

Rothenburg, Oberlausitz, 1899 von Pastor M. v. Gerlach begründet und jetzt noch geleitet.

b) Im Ausland:

Basel, 1889 gegründet, von Pfarrer Stahel geleitet.

Haarlem, Holland, Diakonenanstalt Meer en Bosch, von Pastor Zegers geleitet.

Gefle, Schweden, 1898 gegründet, von Pastor Widmann geleitet.

Christiania, 1890 gegründet, von Pastor Halvorsen geleitet.

Nyborg, Fünen in Dänemark, 1893 gegründet, von Kandidat Schousboe geleitet.

2. Als verwandte Anstalten sind anzusehen:

Beuggen bei Basel, von Chr. H. Zeller und Spittler 1822 begründet, jetzt von dem Enkel des ersteren, E. Zeller, geleitet, bildet Lehrer aus.

Lichtenstern in Württemberg, von C. Zeller 1836 gegründet, jetzt von Pfarrer Krockenberger geleitet, bildet Lehrer aus.

Tempelhof in Württemberg, 1845 gegründet, jetzt von Pfarrer Sayler geleitet, bildet Lehrer aus.

Krischona bei Basel, von Spittler 1840 gegründet, jetzt von Rappard geleitet, bildet für Äußere und Innere Mission aus.

Neuendettelsau, Bayern, von Löhe 1842, resp. Fr. Bauer 1846 gegründet, ist Predigerseminar für Amerika und Australien, neuerdings hat man auch Heidenmission begonnen; Leiter Inspektor Deinzer.

Kropp (Schleswig), 1882 von Pastor Paulsen gegründet, ist Predigerseminar für Amerika, provisorischer Leiter ist Pastor Etzdorf.

Breklum bei Bredstedt (Schleswig), 1882 von Pastor Chr. Jensen gegründet, ist hauptsächlich Predigerseminar für Amerika, wird jetzt geleitet von dem Sohn des Gründers, Pastor Jensen.

3. Als Brüderanstalten sind eingegangen (oder doch fast eingegangen), während sie für andere Arbeiten fortbestehen:

Düsselthal bei Düsseldorf, 1820 von Graf Ad. v. d. Recke gegründet, jetzt geleitet von Pfarrer Karsch (Rettungshaus).

Puckenhof bei Erlangen, 1853 gegründet, jetzt geleitet von Lehrer Michel (Rettungshaus).

Ducherow (Pommern), Bugenhagenstift, 1866 gegründet, ist fast nur Vorschule für Heidenmission, von Kandidat Bock geleitet.

Die Brüder- und Diakonenanstalten haben sich seit 1876 zu einer Konferenz zusammengeschlossen. — Die Hauptarbeitsfelder, welche gegenwärtig mit Brüdern besetzt sind, sind folgende: Rettungshäuser, Waisenhäuser, Siechenhäuser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser, Idioten- und Epileptischenanstalten, Irrenanstalten, Herbergen, Stadtmissionen, Strafanstalten, Schulen, Arbeiterkolonien, Diasporagemeinden u. s. w.

Organisation. Während an der Spitze des Brüderhauses als juristische Person ein Komitee (Kuratorium, Verwaltungsrat &c.) steht, geschieht dessen unmittelbare Leitung durch einen Theologen (Pastor). Ihn unterstützen in der Einzelarbeit je nach dem Bedürfnis und der Größe der Anstalt theologisch gebildete Kräfte (meist Kandidaten als Oberhelfer) und einzelne bewährte Brüder.

Fast alle eigentlichen Brüderhäuser sind mit Rettungsanstalten verbunden. Die Erziehung der Kinder in denselben hat sich als die Hauptvorbereitungsschule für den späteren Beruf, wenn derselbe auch in andere Arbeitszweige führt, ergeben. So ist das Rettungshaus für die Brüderanstalt von ähnlicher Bedeutung wie das Krankenhaus für die Diakonissenanstalt. Mit einigen Brüderhäusern sind auch andere Anstalten als Filialen verbunden und dienen dann natürlich ebenfalls dem Zweck der Brüderausbildung. So in Duisburg, im Stephansstift, auf der Karlshöhe Kranken- und Siechenhäuser, in Neinstedt, Bielefeld, Karlshof, Kraschnitz Idioten- und Epileptischenanstalten u. s. w.

Das Brüderhaus ist in erster Linie Erziehungsanstalt; also nicht Bekehrungsanstalt, als ob sie ihr Absehen darauf gerichtet hätte, die Brüder erst auf den Weg des Heils hinzuführen. Vielmehr muß bereits beim Eintritt eine Grundlage aufrichtigen, ernsten Christenglaubens vorhanden sein, der dann eine Befestigung, tiefere Gründung, Ausgestaltung durch das Leben, die Arbeit, den Unterricht im Brüderhaus erfährt. Demnach ist die Hauptaufgabe: Erziehung der Neueintretenden auf Grund dessen, was sie an christlichem Fond mitgebracht haben, zu reifen christlichen Persönlichkeiten, deren Glaubensleben sich in Gebet und Arbeit betätigt und bewährt. — Diesem Erziehungszweck dient in erster Linie das gesamte kirchliche Leben. Die Anstalten nehmen entweder teil an dem Gottesdienst der Gemeinde,

zu der sie gehören, oder haben eigene Gottesdienste und Parochialrechte. Wo letzteres der Fall ist, legt man besonderes Gewicht darauf, die Möglichkeit einer den Gaben und Bedürfnissen der Anstalt entsprechenden Ausgestaltung des Gottesdienstes zu haben. Wo ersteres der Fall ist, betont man den Wert des Eingefügtseins in die gewöhnliche Kirchengemeinde. — Dazu kommt der gesamte Geist des Hauses, wie er in den leitenden Personen, der Geschichte, den Traditionen, Ordnungen, Andachten, Festen, der ganzen Weise des Lebens sich ausprägt. — Die Mitarbeit an den Aufgaben des Hauses führt in die Praxis des Berufs ein. So mannigfach die hier vorliegenden Arbeiten sind in Haus und Garten, Hof und Feld, Stall und Scheune, Unterrichtszimmer und Werkstatt, sie alle sind zum Leben und Gedeihen des Ganzen nötig, zur praktischen Schulung des Bruders dienlich, und es ist deshalb keiner für irgend eine Arbeit zu gut, keine Arbeit für irgend einen zu gering. Sind Kinder dabei mitbeschäftigt, so gilt als oberster Grundsatz: dieselben sind zur Arbeit anzuleiten, nicht zu behandeln, als ob sie alles schon könnten oder können müßten. Diese Anleitung wird aber nicht genügend durch bloße Aufsicht geleistet, sondern durch Mit- resp. Vorarbeit. — Endlich der Unterricht. Derselbe ist teils religiöser, teils allgemein bildender, teils fachlicher Art. Im religiösen Unterricht handelt es sich um Einführung in die Schrift, den Katechismus, das Kirchenlied und die wichtigsten Ereignisse der Kirchengeschichte. Im allgemein bildenden Unterricht handelt sich's um den richtigen Gedankenausdruck in Wort und Schrift vom Lesen und Schreiben als formaler Fertigkeit an bis zur Abfassung von entsprechenden kleinen Aufsätzen (Briefen, Berichten u. s. w.). Das Rechnen muß bis zur Fertigkeit in einer einfachen Buchführung geübt werden. Eine überaus wichtige Sache ist Gesang, und für manche auch das Spielen eines Instruments. (Auch gewisse Regeln guter Lebensart sind für manche nicht unwichtig.) Im Fachunterricht wird eine Übersicht über das Gesamtgebiet der Inneren Mission gegeben, unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte und Arbeit der eigenen Anstalt. Für solche Brüder, welche später zu unterrichten oder Bibelstunden und Vorträge zu halten haben werden, bedarf's auch dafür einer eingehenden Anleitung. — In allen genannten Unterrichtsfächern wird besondere Rücksicht auf die praktische Verwendung des Stoffs zu nehmen sein und dazu Anleitung gegeben werden müssen. Im Durchschnitt wird die so gewonnene Ausbildung etwa der eines Lehrers oder mittleren Beamten gleichwertig, wenn auch nicht in allen Stücken gleichartig sein.

In zweiter Linie ist das Brüderhaus auch Mittelpunkt der Brüderschaft, an welcher der einzelne einen Halt, eine Korrektur, eine Förderung findet. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob der Bruder in der Anstalt sein Leben lang eine Heimat, auch im äußerlichen Sinne, hätte. Das ist schon dadurch unmöglich, daß der Bruder eine Familie gründet und man in der Anstalt doch nicht Frau und Kinder mitaufnehmen könnte, wenn sich daselbst auch die Unterbringung des Bruders selbst in besonderer Notlage ermöglichen ließe. Aber eine geistige Heimat soll das Brüderhaus dem in ihm ausgebildeten und

von ihm ausgesandten Arbeiter der Inneren Mission stets bleiben. Die hier vorhandene Gemeinschaft betätigt sich darin, daß die Aussendung durch das Brüderhaus erfolgt. In Übereinstimmung mit dem Bruder ist der Leiter desselben bei der Feststellung des Kontrakts zwischen ihm und dem jenseitigen Vorstande beteiligt, eine etwaige Kündigung von beiden Seiten geht durch den Brüderhausvorsteher; dieser ist bereit, bei etwaigen Konflikten zu vermitteln, dem Bruder eine neue Stelle zu verschaffen, für das verlassene Arbeitsfeld einen andern Bruder zu empfehlen. Dagegen mischt sich der Vorsteher des Brüderhauses prinzipiell nicht in die Berufsangelegenheiten des Bruders. Dieser untersteht in allem, was seine Arbeit angeht, nur dem Vorstande, resp. der Behörde, welche ihn angestellt hat. Der persönliche Zusammenhang zwischen dem Bruder und dem Brüderhaus wird dagegen durch Brüdertage, Verbandskonferenzen, Teilnahme an den Jahresfesten, Besuche des Vorstehers, Rundschreiben 2c. aufrecht erhalten.

Neben den Sendbrüdern gehören zur Brüderschaft auch Freibrüder, Männer in andern Lebensstellungen, welche sich aus freiem Entschluß der Gemeinschaft und den Zielen eines Brüderhauses angeschlossen haben und letztere innerhalb ihres Lebenskreises zu fördern suchen.

Ein Bruder kann freiwillig ausscheiden oder aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden, wenn er sich derselben unwürdig gemacht hat.

Der Diakon oder Bruder. Der im Rauhen Haus aufgekommene Brudername hat geschichtlich die Bedeutung, daß Wicherns Gehilfen in der Erziehung zu den ihnen anvertrauten Kindern wie ältere Brüder stehen sollten. Damit verband sich der Gedanke der Gemeinschaft in Christo.

Zur Aufnahme ins Brüderhaus sind Leute aller Lebensstellungen willkommen vom 20.—30. Jahre, die durch Militärpflicht nicht gefesselt, unverheiratet und unverlobt, gesund an Körper und Geist sind. Christliche Gesinnung, die nötigen Gaben, unbescholtener Lebenswandel und der Wille, dem Herrn in der Inneren Mission zu dienen, sind selbstverständliche Voraussetzungen. Auch muß jeder Eintretende in irgend einem Beruf so tüchtig sein, daß er sich damit sein Brot verdienen kann. Die meisten der sich Meldenden sind Handwerker, Landleute, Kaufleute, Lehrer. (Nicht wenige waren Mitglieder der Jünglingsvereine.) An Papieren sind beizubringen: ein Meldungsschreiben, ein selbstverfaßter Lebenslauf, versiegelte Zeugnisse glaubwürdiger Männer, besonders Pastoren, Einwilligung der Eltern oder Vormünder, Tauf- und Konfirmationsschein, ärztliches Attest, Militärpapiere. Es ist wunderbar, mit welchen Unklarheiten über Wesen und Aufgabe der Brüderanstalt und des Brüderberufs die sich Meldenden, deren Zahl zudem in arbeitslosen Zeiten sich sehr zu steigern pflegt, zuweilen behaftet sind. Aber noch verwunderlicher ist es, daß solche, die weit eher Objekte als Subjekte der Inneren Missionstätigkeit sein sollten und könnten, nicht selten von achtbarster Seite zur Aufnahme empfohlen werden. Man legt also einen unter dem niedrigsten Niveau sich haltenden Maßstab an die an, welchen man den Eintritt ins Brüderhaus verschaffen möchte. Wenn dagegen ein Bruder von irgend

einem Vorstand zur Arbeit begehrt wird, verlangt man nur vorzügliche Kräfte. Dies tun oft dieselben Leute, welche im andern Falle so milde waren.

Zunächst hat jeder Eintretende eine Probezeit von mehreren Monaten zu bestehen. Dann wird er in der oben dargestellten Weise ausgebildet und verwendet. Je nach Umständen kann er auch eine Zeit lang einem auswärts stationierten Bruder als Gehilfe zugeteilt werden. Der Kursus dauert im ganzen durchschnittlich drei Jahre. Selbstverleugnung und Selbstzucht, Eifer und Lernbegierde, Unterordnung und Einfügung in das Gegebene werden von dem Bruder dabei verlangt. — Auch ist es von besonderer Wichtigkeit, daß der Bruder diese Zeit nicht bloß als Vorbereitung für einen künftigen Beruf ansehe, sondern daß er die gerade vorliegende Arbeit als seinen gegenwärtigen Beruf betrachte und mit aller Treue ausführe. — Der Bruder, welcher beim Eintritt anständig ausgerüstet sein muß, empfängt während der Ausbildungszeit alles zum Leben Nötige. Urlaub wird, außer in Notfällen, während der Lehrzeit nicht gewährt.

Hierauf erfolgt die feierliche Aussendung unter den oben näher bezeichneten Verhältnissen. Die dann möglichen Stellungen in der Inneren Mission lassen sich dreifach gruppieren:

a) Hausvater- oder Gehilfenstellen ohne Lehrberuf (z. B. in Herbergen, Arbeiterkolonien);

b) Hausvater- oder Gehilfenstellen mit Lehrberuf (z. B. Rettungshäuser, Idiotenanstalten);

c) freiere Wirksamkeit (z. B. Stadtmissionar, Auswanderermissionar).

Für die Ausfüllung von Stellen der beiden ersten Gruppen ist die Tüchtigkeit der Frau des Bruders auch für seine Arbeit von entscheidender Bedeutung.

§ 86. Diakonissen.

Geschichte. Apostelzeit. Während durch das Verbot des Redens in der Gemeinde (1. Kor. 14, 34 f.; 1. Tim. 2, 11 ff.) dem Weib der Zugang zu dem für das Sein der Kirche notwendigen Wortamt verwehrt war, stand ihm die Bekleidung des Amtes frei, welches die äußeren Hilfsdienste betrifft und für das Wohlsein der Gemeinde von Bedeutung ist, der Diakonie. Hierin prägte sich geradezu die durch die Erlösung wieder hergestellte schöpfungsmäßige Bestimmung des Weibes aus (wie sie von Adam und Eva als Individuen und als Repräsentanten ihrer Geschlechter 1. Mos. 3, vom ganzen männlichen und weiblichen Geschlecht 1. Tim. 2, 12 ff. bezeugt wird).

Röm. 16, 1 und 2 wird Phöbe erwähnt als Diakonin (weiblicher Diakonus, die Wortform Diakonissa kam erst später auf) der Gemeinde von Kenchreä, der Hafenstadt von Korinth, und von Paulus der römischen Gemeinde, welcher sie seinen Brief überbrachte, warm empfohlen, damit man ihr in Rom behilflich sei bei ihrem (unbestimmt welchem) Geschäft; denn solches zieme den Christen. Auch Phöbe habe Vielen Beistand getan, unter ihnen selbst dem Apostel.

1. Tim. 3, 11 hat man auch von den Diakonissen verstehen wollen, jedoch wird das Gesagte, wie auch Luther übersetzt hat, sich wohl auf die Frauen der Diakonen beziehen.

1. Tim. 5, 3—16 hat man in ganz verkehrter Weise auf die Diakonissen bezogen. Es wird hier nur von den Witwen gehandelt und zwar in doppelter Beziehung: Unterstützung derselben unter Versetzung in die Witwenklasse (eine Art Vorsteherinnen des weiblichen Teils der Gemeinde). (Welchen Einfluß die Witwen auf die Liebestätigkeit später gewannen, vergl. unten.)

Alle andern Namen und Stellen des Neuen Testaments, welche man hierher gezogen hat, bezeichnen nur freiwillige Liebestätigkeit neben der amtlichen der Diakonissen.

Märtyrerkirche. Aus dieser ganzen Zeit besitzen wir nur eine Notiz. Plinius der jüngere, Statthalter von Bithynien, berichtet bald nach 100 n. Chr., daß er zwei Diakonissen, nach ihrem weltlichen Stand Sklavinnen, habe foltern lassen, um von ihnen Näheres über den christlichen Gottesdienst zu erfahren. (Vielleicht liegt darin eine Andeutung, daß damals schon die Diakonissen beim Gottesdienst amtlich irgendwie mitwirkten, wie wir dies aus der späteren Zeit gewiß wissen.) Von dieser Zeit bis ums Jahr 300 hören wir nichts mehr von Diakonissen.

An ihre Stelle waren zur Ausführung der Arbeit die Witwen getreten. Die Witwenklasse bestand in Anlehnung an 1. Tim. 5. Die Betreffenden mußten genau den hier aufgezählten Bedingungen entsprechen. Sie wurden ein Altar Gottes genannt. Wie dieser empfingen sie die Opfer der Gemeinde, und wie von diesem, so steige von ihnen das Räuchwerk des Gebets empor. Sie waren Vorsteherinnen der Frauen in der Gemeinde, als solche geehrt, und mußten deshalb auch in allen Frauenangelegenheiten erfahren sein. Es ist ersichtlich, daß sie manches von den Diakonissenarbeiten tun konnten.

Im dritten Jahrhundert jedoch ging's mit der Witweneinrichtung abwärts. Man muß damit keine besonders guten Erfahrungen gemacht haben. Das geht aus der Weise hervor, wie davon geredet wird. So werden die Witwen denn aus ihrer Ehrenstellung verdrängt, und es bleibt lediglich dabei, daß die Armen unter ihnen unterstützt werden.

Reichskirche. So manche Einrichtung, welche in der Reichskirche erst zur vollen Blüte und Ausbildung kommen konnte, wurde vorher schon durch andere Umstände angebahnt. So ist's auch mit dem Diakonissenwesen.

Schon vor dem Jahre 300 waren die Diakonissen wieder an die Stelle der Witwen getreten. Ihnen wird ausdrücklich mit Gebet und Handauflegung ein kirchliches Amt vom Bischof übertragen. Sie hatten die Tür des Fraueneingangs in der Kirche zu hüten, fremde Frauen in der Kirche zurechtzuweisen, den Verkehr des Bischofs mit den weiblichen Gemeindegliedern zu vermitteln, die weiblichen Katechumenen auf die Taufe vorzubereiten durch Unterweisung in der christlichen Glaubenslehre, in den Lebenspflichten und den liturgischen Gebräuchen bei der Taufe. Dann hatten sie bei der Taufe selbst zu

assistieren. Auch ist von Krankenpflege die Rede. Doch der Dienst in der Kirche überwog damals.

Die Schar der Diakonissen war sehr zahlreich. An der Kirche des Chrysostomus in Konstantinopel waren allein vierzig angestellt.

Besonders hervorragend waren Olympias und Makrina.

Seit Anfang des fünften Jahrhunderts nahm die Blüte der Diakonissensache fortgesetzt ab. Als Ursachen sind folgende zu bemerken: die Kirche verlegte ihren Schwerpunkt aus dem Morgenland ins Abendland, hier aber waren die Frauen vom Leben weniger abgeschlossen als dort, bedurften also auch weniger der Vermittlung der Diakonissen zu ihrem Verkehr mit den Geistlichen. Jetzt fanden je länger desto weniger Taufen Erwachsener statt, bei der Kindertaufe war aber die Hilfe der Diakonissen nicht so nötig. Die Wertschätzung des Klosterlebens stieg bedeutend, und Nonnen traten in die Arbeit der Diakonissen ein. Im achten Jahrhundert war das Diakonissenamt im Abendlande ganz erloschen. Im Morgenlande findet sich noch um 1200 eine ganz vereinzelte Spur.

Mittelalter. Die Diakonissenarbeit, namentlich in den Werken der Barmherzigkeit, wurde im Mittelalter von den weiblichen Genossenschaften verschiedener Art und Richtung getan, an welchen jene Zeit so reich war. Aber mit der Gemeindediakonie war auch der männliche und weibliche Diakonat als solcher ganz verschwunden. Jedoch werden gewisse weibliche Genossenschaften des Mittelalters, z. B. die Beghinen und Schwestern vom gemeinsamen Leben, als Vorboten der formellen Seite des heutigen Diakonissentums angesehen.

Reformation. Bei einer kräftigen und allseitigen Einführung des männlichen Diakonats als Lebensberuf hätte man sicherlich, ebenso wie in der apostolischen Zeit, zur Aufstellung von Diakonissen fortschreiten müssen. Indem man es aber bei der Einrichtung des Diakonats als eines bloßen Neben- und Ehrenamtes bewenden ließ, blieb alles ohne rechte Kraft und Entwicklung. Es kam, aufs Ganze gesehen, zu keinem männlichen, geschweige denn weiblichen Berufsdiakonat.

Nur in einzelnen kleinen kirchlichen Gemeinschaften finden wir Spuren, daß doch das Amt der weiblichen Diakonie nicht ganz vergessen war. So gab's in der lutherischen Kirche ums Jahr 1600 zwei Klöster oder Jungfrauenstifte zu Keppel bei Siegen und zu Walsdorf (Hessen-Nassau), in denen die Almosenpflegerin den Titel Diakonissin führte.

In der reformierten Kirche des Niederrheins und Hollands finden wir mehr Hierhergehöriges. So in Wesel ebenfalls um 1600. In der reformierten Gemeinde zu Amsterdam sind von ca. 1550 bis 1800 Diakonissen nachweisbar, die sowohl in der Gemeindepflege als in der Erziehung von Waisenmädchen arbeiteten. In einer Gemeinde englischer Flüchtlinge zu Amsterdam bald nach 1600 finden wir eine Diakonissin, welche hier in der Gemeindepflege und auch zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gottesdienst tätig war.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber das Bestehen des Diakonissenamts in den mennonitischen Gemeinden Deutschlands und Hollands

geworden. Hier erhielt es sich bis in unser Jahrhundert, und in ihnen lernte es Fliedner auf seiner holländischen Kollektenreise kennen und fand darin eine wichtige, der Nachfolge und Wiederbelebung in unserer Kirche würdige Einrichtung.

Neuzeit. Nachdem Pfarrer Klönne und Graf Adalb. v. d. Recke am Rhein Pläne zur Wiedereinführung des Diakonissenamtes, der berühmte Freiherr v. Stein und die Hamburgerin Amalie Sieveking Wünsche und Pläne zur Gründung einer evangelischen barmherzigen Schwesterschaft gefaßt und teilweise veröffentlicht hatten, keinem von diesen aber die Kraft zur praktischen Ausgestaltung dieser Gedanken geschenkt war, begründete Pfarrer Theodor Fliedner zu Kaiserswerth am Rhein 1836 die erste Diakonissenanstalt. Er ging dabei auf die Tatsache des biblischen und altkirchlichen Diakonissenamtes zurück und verknüpfte sie mit der heutzutage so wichtigen genossenschaftlichen Form. In der Verbindung dieser beiden Momente, sowie in der mit ganzer Mannesenergie und völliger Lebenshingabe bewirkten Einführung in die Kirche der Gegenwart liegt das große Verdienst Fliedners. Nach Fliedner haben andere Männer, wie Goßner, Löhe, Härter in Straßburg, Schultz an Bethanien in Berlin, Fröhlich in Dresden, gleichfalls die Kraft ihres Lebens mit gutem Erfolg an die Sache gewendet.

Das Diakonissenhaus der Neuzeit. Vergleichung zwischen Brüder- und Diakonissensache. Das Diakonissentum ist das weibliche Seitenstück zur Brüder- resp. Diakonensache. Jedoch bestehen nicht unwesentliche aus der weiblichen Eigenart, sowie aus geschichtlichen Ursachen sich ergebende Verschiedenheiten. Es sind hauptsächlich folgende:

Der Name der Anstalt war dort früher meist Brüderhaus, neuerdings gewinnt der Name Diakonenhaus mehr und mehr Boden (Duisburg, Gorbitz, Nürnberg, Basel, Haarlem), hier dagegen ist der Name stets Diakonissenhaus.

Die Brüder haben gewöhnliche Kleidung, die Diakonissen eine besondere Tracht (Versuche auch den Brüdern eine solche zu geben, laden nicht zur Nachfolge ein).

Während im Brüderhaus weibliche Hilfe nur für die wirtschaftliche Seite des Betriebs nötig ist, steht im Diakonissenhaus dem Pastor und Vorsteher auch für die Erziehung der Schwestern und Leitung des ganzen Werks eine weibliche Kraft (Oberin, Oberschwester) zur Seite.

Während das Brüderhaus seinen Gliedern nur eine geistige Heimat gewähren kann, ist das Diakonissenhaus für seine Schwestern auch eine äußere Heimat, die sie bei Alter und Krankheit aufnimmt.

Dort wird die Arbeit auf auswärtigen Stationen von den einzelnen Brüdern unter Beratung des Brüderhauses übernommen, hier übernimmt das Diakonissenhaus die Arbeit und sendet eine Persönlichkeit nach seiner Wahl, kann dieselbe auch beliebig durch eine andere ersetzen.

So besteht also im ganzen eine engere, aber natürlich auch verantwortlichere Verbindung zwischen dem Diakonissenhaus und seinen

Schwestern und Stationen, als zwischen dem Brüderhaus und seinen Brüdern und Stationen.

Den Brüdern gestattet ihr Beruf die Verheiratung, den Diakonissen nicht.

Die Brüder haben meist in der Kindererziehung ihre Ausbildungsschule, die Diakonissen meist in der Krankenpflege.

Unter den Brüderhäusern haben nur einige eine eigne gottesdienstliche Versorgung, die Diakonissenhäuser haben dieselbe fast alle.

Unter den Diakonissen sind alle Stände vertreten, unter den Brüdern sind die meisten vorher Landleute, Lehrer, Kaufleute, namentlich Handwerker gewesen.

Vergleichung der alten und der neuen Diakonissensache. In der alten Kirche wurde die Diakonissin aus den Gliedern derselben Gemeinde gewählt, welcher sie dienen sollte; sie erhielt, wenn auch einige Unterweisung zum Unterricht der weiblichen Katechumenen, doch keine Vorbildung im heutigen Sinn; sie hatte keine Amtstracht. Heutzutage dagegen wird die Diakonissin einem Mutterhaus entnommen, sie hat eine berufliche Ausbildung empfangen und trägt ein vorgeschriebenes Amtskleid.

Alle diese Änderungen liegen indessen auf dem Gebiete des äußeren Lebens, sind durch die Verhältnisse der neueren Zeit bedingt, und machen die Diakonissensache in den Verhältnissen der Gegenwart entweder allein möglich, oder doch wirksamer. Daß sie nicht willkürlich erfunden, sondern in der Entwicklung der Sache und in ihrem Verhältnis zur Umgebung wohlbegründet sind, ergibt sich unter anderem daraus, daß sich ganz in derselben Weise der heutige Pastor von dem Presbyter oder Bischof der alten Kirche unterscheidet und doch ein mit ihm im Wesen ganz gleichartiges Amt bekleidet. Nur darin besteht ein wichtiger Unterschied zwischen dem heutigen und altkirchlichen Diakonissentum, daß dieses dem Organismus der äußerlich verfaßten Kirche förmlich eingegliedert war, während wir heutzutage erst auf dem Wege dahin sind.

Übersicht. 1. Deutsche Diakonissenhäuser des Kaiserswerther Verbandes im Jahr 1901 (nach Ländern und Provinzen geordnet). (Namen: 1902, Zahlen: 1901.)

Berlin, Elisabethkrankenhaus, gegr. 1837 von Goßner (Pastor: Stosch, Ob.: Auguste v. Zedlitz, 154 Schw.).

Bethanien, gegründet 1847 von Friedrich Wilhelm IV. (Pastor: Schulze, Ob.: Jenny Gräfin Keller, 340 Schw.).

Lazaruskrankenhaus, gegründet 1865 von Pastor Bögehold (Pastor: Hochbaum, Ob.: Gräfin Herzberg, 100 Schw.).

Paul-Gerhardt-Stift, gegründet 1876 von Pastor Aug. Disselhoff (Pastor: Schlegel, Ob.: Hedwig v. Bröcker, 283 Schw.).

Magdalenen-Stift, Teltow, Diakonissen-Mutterhaus seit 1888 (Pastor: Hahn, Ob.: Cäcilie Petersen, 56 Schw.).

Elisabeth-Kinderhospital, gegründet 1891 (Pastor: Culemann, Ob.: A. v. Lancizolle, 42 Schw.).

Nowawes bei Berlin, Oberlinhaus, gegründet 1874 vom Oberlinverein (Pastor: Hoppe, Ob.: Th. v. Saldern, 192 Schw.).

Frankfurt a. O., Lutherstift, gegründet 1891 (Pastor: Lindner, Ob.: Elise Jahn, 64 Schw.).

Breslau, Bethanien, gegründet 1850 (Pastor: Ulbrich, Ob.: Bertha Schön, 440 Schw.).

Kraschnitz, gegründet 1860 von Graf Adalbert v. d. Recke-Volmarstein (Pastor: Schindler, Ob.: Mathilde Arps, 272 Schw.; jetzt etwa 80).

Frankenstein, gegründet 1866 von Superintendent Gräve (Pastor: Petran, Ob.: Hedwig Gräfin Stosch, 244 Schw.).

Kreutzburg, gegründet 1888 (Pastor: Schulz, Ob.: vacat, 51 Schw).

Miechowitz, gegründet 1890 (Pastor: Arps, Ob.: Eva von Thiele-Winkler, 25 Schw.).

Niesky, gegr. 1883 (Pastor: Geller, Ob.: Martha Aastrup, 62 Schw.).

Königsberg i. Pr., Krankenhaus der Barmherzigkeit, gegr. 1850 (Pastor: Lic. th. Götz, Ob.: Rose Bronsart v. Schellendorf, 658 Schw.).

Danzig, Diakonissen-Krankenhaus, gegründet 1862 von Superintendent Blech (Pastor: Stengel, Ob.: Cäcilie v. Stülpnagel, 323 Schw.).

Stettin (Neu-Torney), Bethanien, gegründet 1869 von Kommerzienrat Quistorp (Pastor: Brandt, Oberin: Philippine Mangelsdorf, 297 Schw.).

Stift Salem, gegr. 1868 (Pastor: Schäfer, Ob.: vacat, 37 Schw.).

Halle a. S., gegründet 1857 (Pastor: Jordan, Ob.: Luise Moll, 209 Schw.).

Posen, gegr. 1865 (Pastor: Kühn, Ob.: Johanna Bade, 317 Schw.).

Bielefeld, Sarepta, gegründet 1869 (Pastor: D. v. Bodelschwingh, Ob.: vacat, 900 Schw.).

Witten, gegründet 1890 (Pastor: Gräber, Ob.: Johanne Grunhoff, 197 Schw.).

Kaiserswerth, gegründet 1836 von Fliedner (Pastor: Zöllner, Ob.: Bertha Kuhr, 1071 Schw.).

Kreuznach, früher Sobernheim, gegründet 1889 (Pastor: Reich, Ob.: Eugenie Michels, 161 Schw.).

Hannover, Henriettenstift, gegründet 1860 von Königin Marie von Hannover (Pastor: D. Büttner, Oberin: Marie Fromm, 372 Schw.).

Wehlheiden bei Kassel, gegr. 1864 von Metropolitan von Roques (Pastor: D. Sardemann, Ob.: M. Behre, 219 Schw.).

Frankfurt a. M., gegründet 1870 (Pastor: Dettmering, Ob.: Natalie v. Veltheim, 138 Schw.).

Altona, gegründet 1867 von Pastor Biernatzki (Pastor: D. Schäfer, Ob.: Anna Raabe, 114 Schw.).

Flensburg, gegr. 1874 (Pastor: Wacker, Ob.: Albertine v. Lüderitz, 181 Schw.).

Straßburg, gegründet 1842 von Härter (Pastor: Zäslin, Ob.: Alice Corbett, 260 Schw.).

Ingweiler, gegr. 1877 von Pfr. Herrmann (Pastor: Ziegelmeyer, Ob.: Luise Lehmann, 48 Schw.).

Dresden, gegründet 1844 (Pastor: Dr. Molwitz, Ob.: Julie Gräfin Vitzthum, 530 Schw.).
Leipzig, gegründet 1890 (Pastor: Große, Ob.: Else von Werdeck, 99 Schw.).
Neuendettelsau, gegründet 1854 von Löhe (Pastor: Dr. Bezzel, Ob.: Therese Stählin, 505 Schw.).
Augsburg, gegründet 1855 (Pastor: Boeckh, Ob.: Pauline Fischer, 209 Schw.).
Speier, gegründet 1859 (Pastor: Scherer, Ob.: Helene Schaeffer, 250 Schw.).
Stuttgart, gegründet 1854 (Pastor: Dekan Leypoldt, Ob.: Marie Gräfin Taubenheim, 735 Schw.).
Ludwigslust, Stift Bethlehem, gegründet 1851 von Helene v. Bülow, (Pastor: Schmaltz, Ob.: Ina Gräfin v. Bassewitz, 283 Schw.).
Darmstadt, Elisabethenstift, gegründet 1858 (Pastor: Deggau, Ob.: Julie Spannagel, 263 Schw.).
Karlsruhe, gegründet 1851 (Pastor: Walter, Ob.: Karoline Staib, 284 Schw.).
Mannheim, gegründet 1884 von Pastor Greiner (Pastor: Kühlewein, Ob.: vacat, 67 Schw.).
Braunschweig, Marienstift, gegründet 1870 vom Braunschweiger vaterländischen Frauenverein (Pastor: Buschmann, Ob.: vacat, 106 Schw.).
Oldenburg, gegr. 1890 (Pastor: Thien, Ob.: Ida Siebel, 47 Schw.).
Arolsen (früher Helsen), gegründet 1887 (Pastor: Busold, Ob.: Lina von Schell, 54 Schw.).
Eisenach, gegr. 1891 (Pastor: Brauer, Ob.: Martha von Pappenheim, 83 Schw.).
Hamburg, Bethesda, gegründet 1860 von Elise Averdieck (Pastor: vacat, Ob.: Helene Hartmeyer, 73 Schw.).
Bethlehem, gegr. 1877 (Pastor: Koopmann, Ob.: Sophie Springorum, 99 Schw.).
Bremen, gegründet 1868 (Pastor: Balke, Ob.: Minna Schöning, 70 Schw.).

2. Deutsche Diakonissenhäuser, welche erst seit 1901 von der Kaiserswerther General-Konferenz in den Verband aufgenommen sind:

Detmold, gegründet 1899 (Pastor: Meyer, Ob.: Marie Krecke, 33 Schw.).

3. Deutsche Diakonissenhäuser, welche sich noch nicht der Kaiserswerther General-Konferenz angeschlossen haben:

Schwäbisch-Hall (Pastor: Weißer).
Kückenmühle bei Stettin (Pastor: Bernhard).
Wiesbaden, Paulinenstift (Pastor: Christian).
Leipzig-Borsdorf (Pastor: Dr. Roch).
Dessau (Pastor: Werner).
Breslau (Lehmgruben) (Pastor: v. Borries).

Stettin, Kinderheilanstalt (Pastor: Fabianke).
Potsdam (Hermannswerder), Hoffbauerstiftung (Pastor: Dux).
Cracau bei Magdeburg (Pastor: Superintendent Pfeiffer).
Lüttringhausen bei Elberfeld, Tannenhof (Pastor: Streit).
Grünberg, Schlesien (Pastor: Scheske).

4. Diakonissenhäuser des Kaiserswerther Verbandes im Ausland.

Frankreich: Paris, zwei Anstalten.
Schweiz: St. Loup, Bern, Neumünster bei Zürich, Riehen bei Basel.
Holland: Utrecht, Haag, Arnheim, Haarlem, Amsterdam (2 Anstalten), Groningen.
Dänemark: Kopenhagen.
Norwegen und Schweden: Christiania, Stockholm.
Rußland: St. Petersburg, Reval, Riga, Mitau, Wiborg, Helsingfors, Sarata.
Österreich-Ungarn: Budapest, Gallneukirchen.
Amerika: Philadelphia, Baltimore.

5. Diakonissenhäuser im Ausland, welche erst 1901 von der Kaiserswerther Generalkonferenz in den Verband aufgenommen worden sind:

Holland: Rotterdam, Heemstede.
Amerika: Omaha.

6. Deutsche Diakonissenhäuser, welche nicht den betr. deutschen Landeskirchen und nicht dem Kaiserswerther Verband angehören.

Guben bei Kottbus: Diakonissenhaus der Breslauer separ. luth. Kirche in Preußen (Pastor Bieler).
Fürstenwalde a. d. Spree, ebenso (Pastor: Burgdorf).
Frankfurt a. M., Bethanien mit Filialen in Hamburg, Berlin, St. Gallen und Zürich, methodistisches Diakonissenhaus (Inspektor Weiß).
Elberfeld, Bethesda mit Filiale in Hamburg. Diakonissenhaus der meth. „Evang. Gemeinschaft" d. h. der sog. Albrechtsleute.
(Niesky, Diakonissenhaus der Brüdergemeinde, gehört zum Kaiserswerther Verband, vergl. oben.)

7. Ähnliche Anstalten.

Nonnenweier in Baden, Mutterhaus für Kinderpflegerinnen.
Großheppach in Württemberg, Mutterhaus für Kinderpflegerinnen.
Halberstadt, Seminar für Kleinkinderlehrerinnen.

Diese alle bilden Kleinkinderlehrerinnen (zum Teil auch Gemeindepflegerinnen) aus, die nach der Aussendung in einem loseren Verhältnis zum Mutterhaus stehen als die Diakonissen.

Diakonissenhäuser aller Länder haben sich, 75 an der Zahl, zu einer alle drei Jahre seit 1861 in Kaiserswerth tagenden Generalkonferenz zusammengeschlossen. — Das außerordentliche Wachstum der

Sache wird durch folgende Zahlen veranschaulicht. Die seit 1836 gegründeten 75 Mutterhäuser zählten 1901 im ganzen 14501 in Tätigkeit befindliche Schwestern. Die Jahreseinnahmen und -ausgaben der Mutterhäuser einschließlich der Filialen, aber ausschließlich der Stationen, betragen über 13½ Millionen Mark. Die Schwestern sind in folgenden Arbeitsfeldern tätig: 1122 Krankenhäusern, 48 Rekonvaleszentenhäusern, 313 Siechen- und Versorgungshäusern, 12 Anstalten für Krüppel, Blinde, Taubstumme, 13 Anstalten für Blöde und Epileptische, 2239 Gemeindepflegen, 245 Erziehungshäusern und Schulen, 896 Kleinkinderschulen, 94 Krippen, 114 Mägdeanstalten, 23 Erziehungshäusern für verwahrloste Kinder, 40 Magdalenen- und Gefangenenpflegen u. s. w. Auf diese Mannigfaltigkeit der Arbeit muß um so mehr hingewiesen werden, als sich immer noch so häufig der Gedanke geltend macht, Diakonie sei nichts anders als christliche Krankenpflege.

Organisation. Der Anstaltsvorstand (Komitee, Kuratorium) vertritt die Diakonissenanstalt als juristische Person. Die unmittelbare Leitung des Hauses liegt in den Händen eines Pastors, dem eine Oberin resp. Oberschwester zur Seite steht. Der Erziehung der Probeschwestern widmet sich auch sonderlich die Probemeisterin. In manchen größeren Anstalten besteht ein sogenannter Schwesternrat, dem in Gemeinschaft mit Pastor und Oberin Beratung und Entscheidung in manchen inneren Anstaltsangelegenheiten zusteht. Die einzelnen Hauptzweige einer größeren Anstalt: Krankenhaus, Haushaltung ꝛc. haben wieder besondere leitende und verantwortliche Schwestern. Dem Arzt, welcher an dem Krankenhaus des Mutterhauses angestellt ist, stehen nur technische Anordnungen zu; diese aber auch im ganzen Umfange seines Bereichs: die Schwestern sind verpflichtet, seinen Anweisungen pünktlich nachzukommen.

Das Diakonissenhaus ist in erster Linie Erziehungsanstalt. Nicht als ob man hier den Schwestern das Christentum erst anerziehen wollte und könnte. Sondern das bereits gelegte Glaubensfundament will man befestigen, auf demselben aufbauen, damit durch Gottes Gnade alle Gaben und Kräfte einer christlichen Persönlichkeit sich entfalten und dieselben in den geordneten Dienst der Barmherzigkeit gestellt werden. — Dazu wirkt vor allem das gottesdienstliche Leben der Anstalt mit. In allen Diakonissenhäusern bestehen eigene Gottesdienste, in nicht wenigen wird denselben eine besondere Pflege und sorgsame Ausgestaltung zu teil (Liturgie, Gesang ꝛc.). In einzelnen Stücken ist dies gottesdienstliche Leben auch für weitere Kreise anregend gewesen (Paramentik, Psalmengesang ꝛc.). Von bedeutendem Einfluß ist demnächst der Hausgeist, die religiöse, volkstümliche Richtung und gesellschaftliche Zusammensetzung der Anstalt resp. ihrer Bewohner. In den Ordnungen, dem Bau und den Einrichtungen, der Verkehrsweise der Bewohner gewinnt dieser Geist Gestalt und Erscheinung, zugleich aber auch ein Mittel der Wirksamkeit, namentlich auch auf neu hinzukommende Mitglieder. — Von großer erziehlicher Kraft ist auch die Arbeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Durchschnitt keine Tätigkeit eine so gute Schule für die werdende

Diakonissin ist, als die Krankenpflege. Durch sie werden alle Kräfte, Gaben, Eigenschaften, Geschicklichkeiten, die jemand im Keim besitzt, entwickelt: die Schwachheiten und Verkehrtheiten, um korrigiert und abgelegt, die guten Seiten, um geübt und befestigt zu werden. Und zwar erstreckt sich das sowohl auf die äußerlichen Dinge, die mit Gewandtheit und Ruhe, Eifer und Genauigkeit beschickt sein wollen, als auch auf die geistigen Gaben: Umsicht, Takt, Hingabe, Freundlichkeit u. s. w., die alle zur Lösung der Aufgabe nötig sind. Damit aber die Erziehung durch Arbeit und zur Arbeit nicht einseitig auf Krankenpflege sich gründe, ist es sehr wichtig, daß mit dem Mutterhaus neben dem Krankenhaus auch noch andere Filialen verbunden sind: etwa Krippe, Warteschule, Marthastift oder was es sei, welche dann, wenn vielleicht auch nicht für alle, so doch für viele Schwestern eine Ausbildungs- und Übungsstätte in den betr. Arbeiten werden können. Auch die Stationen dienen diesem Teil der Erziehung, wenngleich nicht in dem Maße wie die Filialen, weil nur letztere mit dem Mutterhaus ein Ganzes bilden, da sie dessen Eigentum sind, während Stationen nur in Arbeitsverbindung mit demselben stehen. — Im Unterrichte werden die einzeln und oft unmerklich angesponnenen erziehlichen Fäden bewußt zusammengefaßt. Derselbe verzweigt sich ganz ähnlich wie im Brüderhaus dreifach, er ist religiös, allgemein bildend, fachlich (vergl. den vor. Paragraphen). Nur ist hier dem fachlichen Teil stets noch ein Stück hinzuzufügen: der ärztliche Unterricht. Derselbe ist teils theoretisch (einiges aus Anatomie, Physiologie, Diätetik u. s. w.), teils praktisch (namentlich Verbandlehre); teils wird er in eigenen Stunden, teils bei Gelegenheit durch einzelne Bemerkungen am Krankenbette erteilt. — Vielleicht ist auch die Bemerkung am Platz, daß für Schwestern der Unterricht ganz ebenso wichtig und nötig ist, als für Brüder, wenn auch letztere in manchen Stellungen vielleicht mehr direkte Verwendung für das Gelernte haben. Allein die Hauptbedeutung des Unterrichts besteht nicht in dem dadurch vermittelten Stoff, sondern in seiner erziehlichen Kraft. Bei der Diakonissin handelt es sich nicht nur um das Erlernen von ein paar ärztlichen Handgriffen, sondern um Geistes- und Herzensbildung, welche oft reichlich ebenso nötig ist zur Ausübung dieses Berufs als rein äußerliche Tüchtigkeit.

Zum andern ist aber das Diakonissenhaus auch Schwesternheimat und zwar im vollen Sinne des Wortes. Das schließt keine Entfremdung gegen das Elternhaus in sich, nur daß natürlich die praktische Pflege der Beziehungen zu demselben durch die Anforderungen des Berufs beschränkt wird. — Aber das Wort umfaßt mehr als beim Brüderhaus, indem die Diakonissenanstalt für die Ihrigen nicht nur eine geistige, sondern auch eine äußerliche Heimat ist, ein Zufluchtsort in Krankheit und Alter. Auch während die Schwester außerhalb desselben arbeitet, ist und bleibt sie ein Kind ihres Mutterhauses, von ihm abhängig, an dasselbe gewiesen. Ihre Arbeit tut sie nach kontraktlicher Regelung im Einvernehmen mit dem Vorstande ihrer Station, aber in jedem Zweifels-, Konflikts- oder Notfall findet sie beim Mutter-

haus Halt, Korrektur, Entscheidung. Die Schwester hat ebensowenig auf irgend ein bestimmtes Arbeitsfeld, wie auf eine gewisse Rangstufe Anspruch. Die, welche heute einen leitenden Posten hat, kann morgen den einer einfachen Hilfskraft einnehmen und umgekehrt. Wie es die Lehrzeit der Schwester wesentlich erleichtert, so ist es für ihr ganzes Tun und Lassen, für ihr irdisches Glück von entscheidender Bedeutung, daß sie ihr Mutterhaus ganz als ihre Heimat ansehen lernt und sich wie das Kind im Hause fühlt. Diese Auffassung und Durchführung des Verhältnisses entspricht allein dem weiblichen Bedürfnis.

Die Diakonissin. Die Aspirantin. Ernst christlich gesinnte Jungfrauen oder Witwen, zwischen 18 und 36 Jahren, welche durch nähere Pflichten nicht gebunden sind und die Kraft Leibes und der Seele dem Herrn zuliebe in den Dienst der Barmherzigkeit an seinen Gliedern innerhalb der Ordnungen eines Diakonissen-Mutterhauses stellen wollen, können als Probeschwestern aufgenommen werden.

An Papieren hat eine Aspirantin ihrem Meldungsbrief beigeschlossen einzureichen: selbstverfaßten Lebenslauf, Einwilligung der Eltern, versiegeltes seelsorgerliches Zeugnis, ärztliches Attest, Tauf- und Konfirmationsschein.

Die Eintretende muß mit einer bescheidenen aber soliden Ausstattung versehen sein.

Die Eigenschaften Apgsch. 6, 3, namentlich auch unbescholtener Wandel, sind unbedingte Voraussetzungen des Eintritts.

Die Probeschwester und Novize. Während der ersten sechs Wochen nach dem Eintritt ist die sogenannte Vorprobe, nach welcher dem ersten Eindruck entsprechend entschieden wird, ob man beiderseitig den Eintritt in die eigentliche Probezeit für geraten hält. Nun folgt das erste Probejahr. Die Schwester trägt zwar Haube und Schürze der Anstalt, aber sonst noch ihr eigenes Kleid, steht unter spezieller Leitung der Probemeisterin und wird mit den durch das Haus gebotenen Mitteln geschult. Sie hat die Hauptaufgabe, sich in den Beruf einzuleben, die gegebenen Verhältnisse und Arbeiten verstehen und üben zu lernen.

Der Schritt vom ersten ins zweite Probejahr geschieht durch eine kleine Feier im Schwesternkreise. Von nun an trägt sie das Arbeitskleid der Diakonissin, wird auch auf auswärtigen Stationen unter Leitung eingesegneter Schwestern verwandt und heißt „Novize". Dies Noviziat hat keine bestimmte Dauer. Es soll eine Zeit des Wachstums und der Bewährung sein bis zur Einsegnung. In manchen Anstalten gibt es „Beischwestern", welche der Sache nach ungefähr mit den Novizen zusammentreffen.

Die Diakonissin. Durch die nach einigen Jahren erfolgende Einsegnung wird die Novize Diakonissin. Nun trägt sie auch das Sonntagskleid der Schwestern und in den meisten Anstalten ein silbernes Kreuzchen. Die Einsegnung führt die Schwester in ihren Beruf ein. Sie gelobt dabei Gehorsam, Willigkeit und Treue in demselben. Dies ist kein römisches Gelübde; also wird damit nicht ein unter allen Umständen geschehendes Verbleiben im Beruf zugesagt. Freilich soll

eine Schwester, wenn sie sich einsegnen läßt, den Diakonissenberuf als Lebensberuf ansehen und wie sie nur nach Gottes Willen in denselben eintritt, so nur nach Gottes Willen denselben verlassen. Dieser letztere Fall liegt namentlich vor, wenn die Schwester ihren Eltern nötig ist, nicht aber, wenn beliebige andere Verwandte oder Freunde zeitweilig oder dauernd Ansprüche an ihre Hilfe machen. Unberechtigten Anforderungen derart gegenüber hat sie Recht und Pflicht der Abweisung aus Berufstreue. — Dementsprechend übernimmt auch das Mutterhaus ernste Verpflichtungen: die Diakonissin wie eine Tochter zu halten, ihr alles zum Leben Nötige darzubieten, in Krankheit und Alter für sie zu sorgen. Übrigens bleibt eine Schwester im unbeschränkten Besitz ihres etwaigen Vermögens. Bei unwürdigem Verhalten steht natürlich dem Mutterhaus der Ausschluß der Schwester frei.

Wie in der Lehrzeit die Probeschwester, so hat sich auch die Diakonissin nicht ihre Arbeit selbst zu wählen, sondern bekommt dieselbe zugeteilt; nur etwa darin hat sie hie und da die Wahl, ob sie Pflegerin oder Lehrerin sein will. Auch läßt sie sich beliebig auf auswärtige Stationen senden (doch sendet Kaiserswerth nicht ohne besonderes Einvernehmen auf orientalische Stationen). Von Vorständen oder Pfleglingen oder deren Angehörigen nimmt keine Schwester ein Geschenk an.

Rahmen und Grundlage des Berufslebens ist das Gemeinschaftsleben innerhalb der Schwesternschaft. Durchgängig wird sich ersteres um so segensreicher gestalten, je glücklicher und beglückender das letztere ist. Auf dessen Pflege ist deshalb von den einzelnen Schwestern und von der Leitung des Hauses besonderes Gewicht zu legen.

§ 87. Kirchliche Organe.

Innere Mission und Kirche. Die Innere Mission ist nicht von der organisierten Kirche, sondern von freien Kräften unternommen worden. Aber ihr Ziel ist Einfügung ihrer Bestrebungen in die Landeskirche, um derselben damit nach Kräften zu helfen, dem kirchlichen Ideal sich zu nähern. Diese Verkirchlichung darf nicht gemacht werden, sondern sie muß erwachsen. Am besten wird dabei auf der unteren Stufe des kirchlichen Lebens, in der Ortsgemeinde der Anfang gemacht. Als Beispiel dafür kann die freiwillige Sonntagsschule dienen, welche sich vielerwärts zum kirchlichen Kindergottesdienst entwickelt hat. Man ließ von seiten der Kirche die privaten Versuche des Anfangs trotz mancher ihnen aus Unkenntnis erwachsenden Gegnerschaften gewähren. Man legte auch den Pastoren, die sich ihrer annahmen und sie in den Kirchen abhielten, nichts in den Weg. Da zeigte es sich, daß diese Schulen eine erfreuliche Wertschätzung in den Gemeinden und bei der Kinderwelt fanden, und daß die Helfer und Helferinnen Stützen des christlichen Lebens wurden. Nun empfahlen die Kirchenbehörden die Sonntagsschulen. Und endlich nahm man liturgische Formulare für ihre Abhaltung in die neuen kirchlichen Agenden auf. Auch jetzt ist der Kindergottesdienst noch keine allgemeine gesetzlich-kirchliche Einrichtung; aber es ist mehr Leben darin als in manchem

Zwangsinstitut. Das Leben schafft sich selbst Formen, und gesundes geistliches Leben sucht den kirchlichen Anschluß. Man gewähre ihn nur nach dem Maß des Bedürfnisses, aber nicht einer Schablone kirchlicher Gleichförmigkeit und einem abgerundeten Verfassungssystem zu Liebe. Die wichtigste kirchliche Eingliederung ist: von kirchlicher Seite zur gesunden Entwicklung helfen. Für diesen wachstümlichen, innerlichen, von unten nach oben sich bewegenden Anschluß der Inneren Mission an die Kirche haben sich stets solche Männer wie Uhlhorn und Hesekiel, die gleicherweise in der Inneren Mission wie im Kirchenregiment Bescheid wissen, ausgesprochen.

Ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Kirche und Innerer Mission bilden auch die theologischen Berufsarbeiter der Inneren Mission. Man lasse sie an den Rechten der Pfarrgeistlichen in betreff der Emeritierung und Witwenversorgung und an dem Synodalleben teilnehmen. Man unterstelle sie dann auch, sofern sie pfarramtliche Arbeit zu tun haben, sei es dauernd oder vertretungsweise, den betreffenden kirchlichen Behörden, während sie als Vereins- und Anstaltsleiter ihren jeweiligen Komitees verantwortlich sind, die sie besolden und dem Konsistorium zur Bestätigung vorschlagen.

In dem Maß, als die Kirche missionsmäßiger wurde, konnte die Innere Mission auch immer kirchlicher werden.

Pastoren. Ohne die treue und eifrige Mithilfe der Pastoren ist das Werk der Inneren Mission heute gar nicht mehr denkbar. So war es nicht immer. Es hat Zeiten gegeben, in denen ein in der Inneren Mission mitarbeitender Pastor eine seltene Erscheinung war. Aber jeder rechte Pastor darf erfahren, daß die wahre Innere Mission seine treueste Bundesgenossin ist. So hat auch die Innere Mission an ihren Arbeitern geistlichen Standes die tüchtigsten Pfleger gehabt. Man überblicke die lange Reihe der besonders hervorragenden und gesegneten Berufsarbeiter der Inneren Mission — sie waren weitaus in der Mehrzahl Theologen und Geistliche. Die gleichwertigen Laien bilden unter ihnen eine geringe Minderzahl.

Aber wenn auch diese Pastoren in ihrer Person geistliches Amt und Innere Mission vereinigten, so kann und muß doch beides sachlich und begrifflich getrennt werden. Mit dem einen Teil seines Wirkens steht der Pastor unter seiner kirchlichen Behörde und hat seine Tätigkeit nach deren Weisungen zu gestalten, mit dem andern Teil handelt er entweder ganz nach eigenem Ermessen oder arbeitet in freiwilligem, jeden Augenblick wieder aufzuhebendem Anschluß an irgend eine freie Organisation, ohne daß er damit sein kirchliches Amt aufgäbe. Zur Erfüllung der mit seinem Amt übernommenen Pflichten kann er gesetzlich angehalten werden; die Ausführung der freiwilligen Arbeiten unterliegt nur seiner pflichtmäßigen Erwägung. Damit soll nicht geleugnet, sondern vielmehr ausdrücklich anerkannt werden, daß dieser zwiefache Kreis von Arbeiten doch seine Einheit hat. Ihr Ausgang und ihr Ziel liegt in der wahren Kirche, welche in der auf Erden organisierten Kirche nur eine mehr oder weniger vollkommene Ausprägung und Gestaltung findet.

Wenn aber der Pastor eine so große Bedeutung in der Inneren Mission hat, ist seine theoretisch-praktische Ausbildung für dieselbe von besonderer Wichtigkeit. Sie sollte schon auf der Hochschule beginnen und zwar sowohl durch den Besuch einschlägiger Vorlesungen, als auch durch Besichtigungen betreffender Anstalten unter Leitung des Professors. Selbst praktische Mitarbeit in einzelnen Arbeitszweigen, wie etwa Kindergottesdienst, Jünglingsverein, dürfte sehr zu empfehlen sein. Hier kann sich der Student katechetische Gewandtheit und freiere Vortragsformen aneignen und stets die praktische Probe auf seine Studien machen. Das wirkliche Leben wird manche wissenschaftliche Einseitigkeit mildern. Ein vorzeitiges Aufgehen in den praktischen Arbeiten ist nicht zu fürchten, wenn die Behandlung der Inneren Mission von seiten der Professoren den Reichtum von wissenschaftlichen Fragestellungen und Stoffen, welche in der Inneren Mission vorhanden sind, aufzeigt. Die akademischen Missionsvereine dienen gleichfalls der Orientierung.

Für Kandidaten und Pastoren sind die Instruktionskurse eingerichtet. Direktor Johannes Wichern hat sie erfunden und im Jahr 1886 ist der erste im Rauhen Hause gehalten worden. Später hat man dergleichen an vielen Orten und auch für Teilnehmer aus dem Beamten-, Lehrer- und Lehrerinnenstand eingerichtet. Sie vereinigen Unterweisung durch Vorträge von Fachleuten mit dem Besuch von Anstalten. — Vielen Kandidaten und Pastoren ist durch die zahlreichen Stellen für Theologen an den Anstalten und Vereinen der Inneren Mission, sowie durch Mitgliedschaft in Vorständen Gelegenheit zur Mitarbeit gegeben.

Auf allen Stufen der Vorbildung, Ausbildung und Fortbildung ist Kenntnisnahme der betreffenden Literatur durchaus unerläßlich. Dieselbe ist durch die Fachbibliotheken der Provinzial- und Landesvereine der Inneren Mission leicht und kostenlos zugänglich.

Kirchenregiment. Alle Behörden, Synoden, hervorragende Einzelbeamte, wie namentlich die Generalsuperintendenten haben die Aufgabe, die Innere Mission im ganzen und einzelnen zu fördern und selbstverständlich auch von ihr Kenntnis zu nehmen. Im allgemeinen wird die nötige Verbindung zwischen dem Kirchenregiment auf allen Stufen und den leitenden Stellen der Inneren Mission am besten dadurch bewirkt werden, daß eine durch freie Wahl vollzogene Personal-Union beider kirchlicher Lebenskreise hergestellt wird. Dagegen, daß Glieder des Kirchenregiments ohne weiteres durch ihr Amt den betreffenden Inneren-Missionsvorständen angehören, bestehen im jetzigen Stadium der Entwicklung gewichtige Bedenken, zumal wenn damit nach Gewohnheitsrecht oder nach dem Statut der Vorsitz verknüpft ist.

Jedes Konsistorium sollte mindestens ein mit der Inneren Mission gründlich vertrautes Mitglied haben. Das würde sowohl dem Kirchenregiment als der Inneren Mission zu gut kommen. Eingehende Kenntnisnahme des Vorhandenen, warme Fühlung mit den Anstalts- und Vereinsvorständen, Visitation (soweit es sich um pastorale Arbeit handelt), Besuch der wichtigeren Konferenzen, Prüfung resp. Bewilligung von

Gesuchen um Kirchenkollekten u. s. w. sind einige der hier vorliegenden Aufgaben.

Ähnliche Aufgaben hat der Superintendent (Dekan, Propst ꝛc.) für seinen Kreis.

Auf den Landes-, Provinzial- und Kreissynoden sollten sachkundige Berichte über den Stand der vorhandenen Bestrebungen abgestattet, aus der Entwicklung der Sache sich ergebende Anträge verhandelt, Kollektenwünsche wohlwollend entgegengenommen und tunlichst berücksichtigt werden u. s. w. Das Verhältnis der Anstalts- und Vereinsgeistlichen zu den Synoden bedürfte freilich noch einer besseren Regelung als bisher.

Synodalvertreter. Ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Synodalleben und den Arbeiten der Inneren Mission ist der sogenannte Synodalvertreter (auch Obmann, Agent, Korrespondent genannt) der Inneren Mission. Die Wahl desselben und sein Pflichtenkreis ist in verschiedenen Kirchen verschieden geordnet. Wenn die rechten Personen für dies Amt gefunden werden, können dieselben in freiem aber lebendigem Anschluß an den Superintendenten resp. Synodalausschuß von eingreifender Bedeutung für den Betrieb der Inneren Mission in dem Kreis werden. Ein rühriger, sachkundiger, begabter und im Kreis angesehener Synodalvertreter kann regelmäßige Arbeitskonferenzen von Geistlichen und interessierten Laien veranstalten, die Innere Mission durch sein Wort auf Versammlungen und Festen vertreten, die Inangriffnahme bestimmter Arbeiten anregen, andere Arbeiten, wie etwa die Kolportage leiten, Kollekten organisieren, Enquêten über Zustände, Notstände, Bedürfnisse ins Werk setzen, die Lokalpresse mit Nachrichten versehen u. s. w. oder doch sich für diese und ähnliche Aufgaben Mitarbeiter heranziehen.

§ 88. Gemeindeglieder.

Gesinnung. Die Innere Mission ist durchaus nicht an die kirchlichen Beamten gebunden. Sie ist vielmehr ein Ausfluß der allgemeinen Wehrpflicht auf geistlichem Gebiet, oder ein Aufgebot wie das des Landsturms, wenn die heiligsten Güter in Gefahr sind. Aber wie hierzu — man mag die Grenzen noch so weitherzig ziehen — nicht alle tauglich sind, so auch nicht bei der Inneren Mission.

Man hat zu wenig an die Mitarbeiter verlangt, wenn man alle herzurief, welche nur Liebe haben, etwa gar in der Zusammenstellung: Was der Glaube trennt, eint die Liebe. Man hat dabei vergessen, daß der Apostel redet von dem „Glauben, der durch die Liebe tätig ist“ (Gal. 5, 6). Man hat auch vergessen, daß, wie zu jedem Werk, so auch zu diesem eine gewisse Tüchtigkeit von nöten ist. Liebe, was sich so nennt, guter Wille, das beste Herz und dergl. allein, ohne jene Tüchtigkeit und ohne Glauben, haben auf unserm Gebiet schon Unheil genug angerichtet. Aber der „barmherzige Samariter?“ Wir nehmen den Mahnruf des Herrn: „Geh' hin und tu desgleichen!“ zu Herzen. Allein die Innere Mission ist doch nicht bloß Samariterwerk (vergl. § 1). Es geschehen in der Inneren Mission viele Barmherzigkeitswerke, aber sie sollen

herfließen aus dem Glauben und haben den Glauben zum Ziel. Eine gewisse Mithilfe an dem Werk der Inneren Mission, eine äußere Beteiligung an ihr ist möglich auch bei sehr schwachem Glaubensstand, wobei vielleicht die Arbeit, die Gemeinschaft mit geförderten Christen ein Weg und ein Anstoß zum Wachsen und Weiterkommen in der Hauptsache werden mag. Aber eine tiefergreifende Arbeit am Kern und Grundwesen der Inneren Mission ist nur für den möglich, der selbst ein entschieden gläubiger Christ ist.

Auch der Gedanke gibt ein falsches Bild von der Sache, daß eine Gemeinde sich in lauter Subjekte und Objekte der Inneren Mission teilen müsse, daß entweder jemand an der Inneren Mission mitarbeiten oder ihre Arbeit an sich erfahren müsse. Diese Forderung ist schon für das viel äußerlichere und leichter zu bearbeitende Gebiet der Armenpflege ein tatsächlich unerreichbares Ideal. Man kann vielleicht, sobald man selbst kein Almosenempfänger mehr ist, eine kleine Gabe für einen Armen übrig haben, aber man ist deshalb doch noch kein Armenpfleger. Dazu gehört mehr, als einen Groschen spenden. Und nun gar zur Mitarbeit an der Inneren Mission! Nur in sehr seltenen Fällen wird es ohne Schaden geschehen, daß ein eben erst Geretteter sofort ein Retter werden kann. Zwar: „Gerettetsein gibt Rettersinn", aber der letztere muß erst gründlich anwurzeln und zu einer gewissen Reife kommen, ehe er sich betätigen kann, ohne sich selbst und andern in kindischem Wesen und Unerfahrenheit zu schaden. Mannigfach kann man sogar Subjekt und Objekt der Inneren Mission zugleich sein; z. B. ein Jünglingsverein gehört zu den bewahrenden Organisationen der Inneren Mission; seine Mitglieder können aber in manchen leichteren, mehr äußerlichen Arbeiten, wie z. B. in der Schriftenverbreitung mitwirken. Jene Teilung der Gemeinde in Subjekte und Objekte der Inneren Mission verkennt aber namentlich, daß die Innere Mission bloß Notsache neben der ordentlichen Arbeit der Kirche ist. Wenn Innere Mission und Kirche im rechten Verhältnis zueinander stehen, gehört ein jüngst Geretteter zunächst einmal wieder der breiten Schicht derer an, welche vom Amt der Kirche in Pflege genommen werden sollen. Ist er hierdurch erstarkt, so mag und muß er auch dem Kreis derer beitreten, die Innere Mission treiben.

Laien. Eine für die Innere Mission tötliche Auffassung ist es, zu glauben, daß für das geistliche und das damit in Verbindung stehende leibliche Wohl der Gemeindeglieder nur die offiziellen Persönlichkeiten verantwortlich seien: der Pfarrer und die Gemeindevertreter (Kirchenvorstand ꝛc.). Gewiß ist der Pfarrer der Erstverpflichtete und damit auch Erstberechtigte. Aber schon bei ihm zeigt sich oft die schmerzliche Tatsache, daß sich Amt und „geistliche Gaben" („Charismen" 1. Kor. 12) nicht decken. In keiner Kirche — weder in Staats- oder Volkskirchen noch auch in Freikirchen, wenn hier vielleicht doch am ehesten — ist der Besitz des Amtes eine Garantie für den Besitz der menschlichen und göttlichen Amtsgaben. Ganz ebenso ist's auch bei den Gemeindekörperschaften jeder Art und Stufe. Zwar werden wohl von allen

gewisse Eigenschaften verlangt, zwar wird ihnen neben den äußeren Verwaltungsgeschäften auch ein gewisses Maß von Verpflichtungen in betreff des geistlichen Wohls der Gemeinde auferlegt. Zwar soll der Pastor immer wieder versuchen, auch diese Seite ihres Amtes ihnen wichtig zu machen, bei allen Aufgaben, in denen er Hilfe braucht, immer wieder zuerst in diesem Kreis sich Mitarbeiter zu erbitten, zu gewinnen, zu erziehen. Aber wer wüßte nicht, wie bei der Wahl oft ganz andere als geistliche Rücksichten wirksam sind, wie oberflächlich die meisten ihre Verpflichtung auffassen, wie wenig Arbeit sie dabei aufwenden. Wenn alle Pfarrer und Kirchenvorstände gläubige, liebevolle, treue, tüchtige Arbeiter wären, könnte ein gutes Stück der Inneren Mission schon jetzt kirchliche Arbeit sein. Aber diese Eigenschaften sind vielfach nicht oder doch nur teilweis vorhanden. Und zu dem Mangel der Qualität kommt dann noch derjenige der Quantität hinzu. Es sind der offiziellen Arbeiter viel zu wenig.

So bleibt also für Laienbetätigung mehr als genug Raum und Gelegenheit (vergl. z. B. § 29). Als die beste Organisation hat sich für dieselbe der Verein (§ 81) und die Anstalt (§ 82) bewährt. Lebt in diesen Organisationen wirklich kirchliche Gesinnung, so wird man alle Lebensäußerungen, welche „dem Glauben ähnlich“ sind, tunlichst in solche Formen fassen, welche kirchlich oder doch nicht un- oder gar widerkirchlich sind und man wird, soweit es ohne Verleugnung der Grundsätze und ohne Schädigung oder Lahmlegung der Arbeit möglich ist, an die organisierte Kirche sich anschließen, indem man mit ihr Fühlung hält, die Amtsträger in die Vorstände wählt rc.

Von großer Bedeutung für eine möglichst starke Beteiligung der Gemeinde an der Inneren Mission wird es sein, wenn alle Gelegenheiten ergriffen werden, um sie mit derselben bekannt zu machen. Schon in der Schule sollte sich der Lehrer das Veranschaulichungsmaterial, welches die Innere Mission bietet, bei der Erklärung des Katechismus, bei der Erläuterung der biblischen Geschichte, in Erzählung der Welt- und Kirchengeschichte, in der Darstellung der Geographie, bei dem Durchsprechen der Lesestücke um so weniger entgehen lassen, als in alledem die Wege gewiesen werden, um die Schule mit dem Leben zu verbinden und das dort Gelernte in späteren Jahren fruchtbar zu machen. Die gleiche Nötigung liegt für die Konfirmandenstunde vor. Sie soll doch gewiß auch in erster Linie fürs kirchliche Leben erziehen. In Mitteilungen aus der Inneren Mission haben wir dafür auch eine Hilfe. Die Predigt wird manchen treffenden Zug aus der Inneren Mission verwenden können, um eindringlich zu wirken. In Missionsstunden sollten auch die Arbeiten der Inneren Mission behandelt werden. Gemeinde- und Familienabend bieten gleichfalls dafür die beste Gelegenheit. Jede einschlägige Kollekte sollte durch Empfehlung von der Kanzel, Verteilung von Flugblättern u. s. w. zu einem Instruktionsmittel gestaltet werden.

Einzelne Berufsarten und Gruppen in der Gemeinde werden einerseits ebenso stark zur Betätigung herangezogen werden müssen, wie sie andererseits ihre Mitwirkung eigenartig gestalten werden

können. Der Lehrer wird sich vielleicht besonders für die Zweige der Inneren Mission interessieren, welche es mit der Kinderwelt und der Jugend zu tun haben; also etwa für die Arbeiten, welche sein Wirken vorbereiten (Krippe, Kleinkinderschule rc.), begleiten, erleichtern, ersetzen (Kinderhort, Blindenanstalt, Krüppelheim rc.) oder dessen Resultate sichern (Jünglingsvereine rc.). Der Arzt ist möglicherweise am leichtesten zu gewinnen für die Anstellung einer Gemeindediakonissin. Ein Beamter kann, selbst wenn er zu eingehender Mittätigkeit nicht viel Zeit hätte, dadurch schon viel wirken, daß man weiß, er schätzt die Innere Mission, er unterstützt sie im Bereich seiner Befugnisse, er wird auch gegebenen Falls sein gewichtiges Wort dafür in die Wagschale werfen. Männer werden den größeren Unternehmungen die Wege bahnen, zu ihrer Begründung helfen, die Geldmittel schaffen, die Vertretung bei den Behörden und vor der öffentlichen Meinung übernehmen u. s. w. — Die Frauen werden die innere Einrichtung besorgen, sich um den Hausstand der Anstalten kümmern, Armenbesuche machen, sich der Kinder annehmen u. s. w. — Alle aber haben, wie sie es auch begründen mögen: aus den gottverliehenen Gaben, aus dem Gebot der Liebe, aus dem allgemeinen Priestertum rc. sowohl Recht als Pflicht, als Laien an der Inneren Mission, d. h. an dem Bau der Kirche Gottes, an ihrem Teil mitzuarbeiten.

Drittes Kapitel: **Organisationen.**

§ 89. Länder.

Allgemeines. Es gibt hauptsächlich zwei Formen, in welchen sich die Innere Mission im großen organisiert hat: nach Ländern und Provinzen und nach Arbeitszweigen.

Beiden Formen ist gemeinsam, daß in ihnen die Freiheit und Freiwilligkeit lebt. Weder der Centralausschuß für Innere Mission, noch die Provinzial- und Landesvereine, weder eine Anstaltenkonferenz noch ein aus vielen gleichartigen Vereinen entstehender „Bund" hat irgendwie den Charakter einer Behörde, die zu befehlen, zu regieren hätte. Es finden hier lediglich freie Zusammenschlüsse statt, die jederzeit wieder auseinandergehen können. Der Einfluß jeder maßgebenden Instanz wird um so größer sein, je mehr sie aus der wirklich freien Wahl der Glieder hervorgegangen und durch ihr Vertrauen getragen ist. Ihre Kraft wird sich um so unwiderstehlicher erweisen, je mehr sie ihre Sache tatsächlich versteht und ihr aufrichtig dient. Grelle Unterschiede zwischen Ansprüchen und Leistungen pflegen hier rascher mit dem Fall der Hohlheit zu endigen als anderswo. Daß es Jahrzehnte lang bestehende, segensvolle, aus vielen lebendigen Teilen zusammengesetzte Organisationen der Art geben kann, ist ein schönes Zeugnis für selbstloses, sachliches Denken und Handeln.

Übersicht.

(Bei jedem Verein ist Eine Persönlichkeit angegeben, entweder der Vereinsgeistliche, oder der Vorsitzende, oder der Schriftführer.)

Deutschland. Centralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche zu Berlin, gegr. 1848. Organ: Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause (monatlich). P. Fritsch-Berlin.

Preußen. Provinz Ostpreußen. Provinzialverein für Innere Mission zu Königsberg i. Pr., gegr. 1849. Organ: Evangel. Gemeindebote für Ostpreußen (wöchentlich). P. Graf-Königsberg i. Pr.

Provinz Westpreußen. Provinzialverein für Innere Mission zu Danzig, gegr. 1875. Organ: Der Nachbar für Westpreußen (wöchentlich), Nachrichten aus dem Gebiet der Inneren Mission (nach Bedürfnis). P. Scheffen-Danzig.

Provinz Posen. Provinzialverein für Innere Mission zu Posen, gegr. 1878. Organ nicht vorhanden. P. Scholz-Posen.

Provinz Pommern. Provinzialverein für Innere Mission zu Stettin, gegr. 1848. Organ: Bote für Pommern (wöchentlich). P. Thimm-Stettin.

Provinz Brandenburg. Provinzialausschuß für Innere Mission zu Berlin, gegr. 1882. Organ: Mitteilungen von dem Gebiet der Inneren Mission (vierteljährlich). P. Troschke-Berlin.

Provinz Schlesien. Provinzialverein für Innere Mission zu Liegnitz, gegr. 1863. Organ: Liegnitzer kirchliches Wochenblatt. P. Richter-Liegnitz.

Provinz Sachsen. Provinzialausschuß für Innere Mission zu Magdeburg, gegr. 1869. Organ: Zirkulare (6—8 jährlich). P. Hoffmann-Magdeburg.

Konferenz für Innere Mission im altsächsischen Kurkreis (Wittenberger Konferenz) zu Wittenberg, gegr. 1869. Organ nicht vorhanden. Superintendent D. Quandt-Wittenberg.

Altmärkischer Verein für Innere Mission zu Stendal, gegr. 1871. Organ nicht vorhanden. Superintendent Brunabend-Stendal.

Mansfelder Konferenz für Innere Mission zu Mansfeld, gegr. 1885. Organ nicht vorhanden. Superintendent Rothe-Eisleben.

Provinz Westfalen. Konferenz für Innere Mission in Minden-Ravensberg ꝛc. zu Bielefeld, gegr. 1874. Organ nicht vorhanden. P. Jordan-Bielefeld.

Evangelischer Verein für Innere Mission in der Grafschaft Mark, am Wohnort des jeweiligen Schriftführers (jetzt zu Bönen), gegr. 1874. Organ nicht vorhanden. P. Zimmermann-Bönen.

Rheinprovinz. Rheinischer Provinzialausschuß für Innere Mission zu Langenberg, gegr. 1849. Organ nicht vorhanden. P. vom Endt-Langenberg.

Provinz Hannover. Evangelischer Verein, Hauptverein für Innere Mission in der evangelisch-lutherischen Landeskirche zu Hannover, gegr. 1867. Organ: Hannöversches Sonntagsblatt. P. Joh. Meyer-Hannover.

Provinz Schleswig-Holstein. Landesverein für Innere Mission zu Neumünster, gegr. 1876. Organ: Monatsblätter für Innere Mission. P. Gleiss-Neumünster.

Provinz Hessen-Nassau. Landesverein für Innere Mission im Konsistorialbezirk Kassel, zu Kassel, gegr. 1889. Organ: Der Sonntagsbote aus Kurhessen. Generalsuperintendent D. Lohr-Kassel.

Evangelischer Verein im Konsistorialbezirk Wiesbaden, zu Wiesbaden, gegründet 1850. Organ: Der barmherzige Samariter (wöchentlich). Kons.-Rat Jäger-Bierstadt bei Wiesbaden.

Evangelischer Verein für Innere Mission in Frankfurt a. M., zu Frankfurt a. M.; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1849. Organ: Monatsblätter für Innere Mission (dies. wie Baden). P. Teudt-Frankfurt a. M.

Königreich Bayern (rechtsrheinisch). Landesverein für Innere Mission in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern zu Nürnberg, gegr. 1886. Organ: Blätter für Innere Mission in Bayern (halbmonatlich). P. Scholler-Nürnberg.

Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der luth. Kirche, gegr. 1850. Organ: Freimund, kirchlich-politisches Wochenblatt für Stadt und Land. Stadtpfarrer Eichhorn-Erlangen.

(linksrheinisch). Landesausschuß für Innere Mission in der Rheinpfalz, zu Kaiserslautern; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1863. Organ: Monatsblätter für Innere Mission. Prof. Krieg-Kaiserslautern.

Königreich Württemberg. Evangelische Gesellschaft in Stuttgart, gegr. 1830. Organ nicht vorhanden. P. Wilh. Kopp-Stuttgart.

Königreich Sachsen. Landesverein für Innere Mission der evang.-luth. Kirche in Sachsen zu Dresden, gegr. 1867. Organ: Bausteine (monatlich). P. Weidauer-Dresden.

Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und **Mecklenburg-Strelitz.** Mecklenburgischer Landesausschuß für Innere Mission zu Rostock, gegr. 1885 (resp. 1843). Organ: Mecklenburgische Blätter für Innere Mission (vierteljährlich). P. Petersen-Schwerin.

Großherzogtum Oldenburg. Konferenz für Innere Mission in der oldenburgischen Landeskirche, zu Oldenburg, gegr. 1882. Organ nicht vorhanden. Geh. Oberkirchenrat D. Hansen-Oldenburg.

Großherzogtum Baden. Landesverein für Innere Mission in Baden, zu Karlsruhe; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1849 (resp. 1864, resp. 1888). Organ: Monatsblätter für Innere Mission. E. A. v. Göler-Sulzfeld, Baden.

Verein für Innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses zu Karlsruhe, gegr. 1849. Organ: Reichsgottesbote (wöchentlich). P. Nüßle-Karlsruhe.

Großherzogtum Hessen. Landesausschuß für Innere Mission zu Darmstadt; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1865. Organ: Monatsblätter für Innere Mission (dieselben wie Baden). P. Bräß-Darmstadt.

Oberhessischer Verein für Innere Mission (angeschlossen an die südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission), gegründet 1878. Organ: Monatsblätter für Innere Mission (dies. wie Baden). P. Schlosser-Gießen.

Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Verein für Innere Mission im Weimarschen Kreis, gegr. 1876, Superintendent D. Spieß-Großrudestedt; in Eisenach, Stiftsprediger Brauer-Eisenach; im Neustädter Kreis, Superintendent Leberl-Weida; im Eisenacher Oberland, Superintendentur-Adjunkt Anhalt-Tiefenort. Organ nicht vorhanden.

Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha. Freie Vereinigung für Innere Mission im Herzogtum Gotha, zu Gotha, gegr. 1889. Organ nicht vorhanden. Generalsuperintendent D. Kretschmar-Gotha.

Herzogtum Sachsen-Altenburg. Landesverein für christliche Liebestätigkeit, zu Altenburg, gegr. 1897. Organ nicht vorhanden. Generalsuperintendent D. Lohoff-Altenburg.

Herzogtum Sachsen-Meiningen. Landesverein für Innere Mission im Herzogtum Meiningen, zu Meiningen, gegr. 1888. Organ nicht vorhanden. Geh. Kirchenrat Dr. Füßlein-Untermaasfeld.

Herzogtum Anhalt. Landesverein für Innere Mission zu Dessau, gegr. 1874. Organ nicht vorhanden. Generalsuperintendent em. D. Teichmüller-Dessau.

Herzogtum Braunschweig. Evangelischer Verein, gegr. 1881. Organ: Volksblatt (wöchentlich). P. Knopf-Braunschweig.

Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen. Landesverein für Innere Mission im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, gegr. 1882. Organ nicht vorhanden. Oberkonsistorialrat Zahn-Sondershausen.

Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Evangelisch-lutherischer Landesverein für Innere Mission im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, zu Rudolstadt, gegr. 1887. Organ nicht vorhanden. Generalsuperintendent Dr. Braune-Rudolstadt.

Fürstentum Lippe-Detmold und **Schaumburg-Lippe.** Vacat.

Fürstentum Reuß ältere Linie. Verein für Innere Mission zu Greiz, gegr. 1849. Organ nicht vorhanden. Konsistorialrat Gerhold-Greiz.

Fürstentum Reuß jüngere Linie. Vacat.

Fürstentum Waldeck. Vacat.

Freie Stadt Hamburg. Verein für Innere Mission in Hamburg zu Hamburg, gegr. 1848. Organ nicht vorhanden. P. Mahling-Hamburg.

Freie Stadt Bremen. Verein für Innere Mission in Bremen, zu Bremen, gegr. 1849. Organ: Bremer Kirchenblatt. P. Büttner-Bremen.

Freie Stadt Lübeck. Vacat.

Thüringen. Thüringer Konferenz für Innere Mission zu Erfurt, gegr. 1867; umfaßt einen Teil der Provinz Sachsen und die meisten thüringischen Staaten. Organ: Denkschrift (jährlich). P. Krippendorf-Oldisleben, Sachsen-Weimar.

Südwestdeutschland. Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission, abwechselnd in den Vereinsgebieten: Großherzogtum Baden, Großherzogtum Hessen, Rheinpfalz, Frankfurt a. M., Regierungsbezirk Wiesbaden und Elsaß-Lothringen, gegr. 1865. Organ: Monatsblätter für Innere Mission (auch bei den einzelnen Vereinsgebieten genannt).

Elsaß-Lothringen. Evangelische Gesellschaft zu Straßburg zur Förderung der Inneren Mission; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1834. Organ: Elsässisches evangelisches Sonntagsblatt. P. Wentz-Straßburg.

Verein für Innere Mission in Metz; Zweig der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, gegr. 1901. Organ: Monatsblätter für Innere Mission (dies. wie Baden). P. Paschke-Metz.

§ 90. Arbeitszweige.

Allgemeines. Wenn bei den Organisationen, die sich über ganze Länder resp. Provinzen erstrecken, das Interesse für die betr. Landeskirche, das betr. Volkstum die Begründung und Fortführung derselben veranlaßt hat, so war es bei den Bündnissen, in denen die einzelnen Arbeitszweige sich zusammenfinden, das fachliche Interesse, welches sie geschlossen und am Leben erhalten hat. Man wollte das spezielle Arbeitsmittel ausbauen, sich in der Tüchtigkeit für dasselbe stärken. Dort ging der Weg meist von oben nach unten: man richtete eine Centralinstanz ein, die dann das Ackerfeld bearbeiten, überall Anregungen geben, sich Hände und Füße schaffen sollte. Hier ging der Weg meist von unten nach oben: die hie und da, vielleicht sogar schon an vielen Orten bestehenden gleichartigen Einzelunternehmungen suchten Fühlung miteinander und schufen sich ein Haupt.

Adressen einiger Verbände.

Konferenz der theologischen Berufsarbeiter der J. M., begr. 1877. (Wanderkonferenz.) Org.: Konferenzbericht, alle 2 Jahre, als Manuskript gedruckt. Gen.-Sup. D. Hesekiel, Posen.

Konferenz der Brüderhäuser und Diakonenanstalten, begr. 1876. (Wanderkonferenz.) P. Philipps, Johannisstift, Berlin-Moabit.

Generalkonferenz der Diakonissen-Mutterhäuser zu Kaiserswerth, begr. 1861. Org.: Armen- und Krankenfreund in Kaiserswerth. P. Zöllner, Kaiserswerth a. Rh.

Evangelisch-kirchlicher Hülfsverein in Berlin, gegr. 1888. P. Cremer, Potsdam.

Frauenhülfe des Evangelisch-kirchlichen Hülfsverein in Berlin, gegr. 1897. Org.: Frauenhülfe (mon.). P. Cremer, Potsdam.

Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen, gegr. 1882. P. Lic. Weber, München-Gladbach.

Der Vorstände-Verband der evangelischen Jungfrauenvereine Deutschlands, gegr. 1892. P. J. Burckhardt, Berlin.

Deutscher Zweig des Vereins der Freundinnen junger Mädchen, gegr. 1877. Frl. A. Vollmar, Berlin.

Der deutsche Herbergsverein, gegr. 1883 resp. 1886. Org.: Der Wanderer. P. Mörchen, Bielefeld. (Dazu gehören 14 Herbergsverbände, die einzelnen Länder und Provinzen umfassend.)

Die National-Vereinigung der evangelischen Jünglingsbündnisse in Deutschland, gegr. 1896. Als Organe wurden die Blätter der einzelnen Bündnisse benutzt, gemeinsam ist „Wanderbuch", „Bundeskalender", „Soldatenliste". P. Klug-Barmen. (Dazu gehören 9 Bündnisse, die einzelnen Länder und Provinzen umfassend. Vergl. S. 249.)

Der christliche Kellnerbund, Sitz in Frankfurt a. M., Wittenberger Hof, Christliches Kellnerheim. Org.: Der Kellnerfreund. P. Teudt-Frankfurt a. M.

Der christliche Soldatenbund (mit 129 Sektionen und 23 Soldatenheimen), gegr. 1895. P. Klug-Barmen.

Der Gustav-Adolf-Verein, gegr. 1832. Geh. Kirchenrat D. Pank, Leipzig.

Evangelisch-lutherischer Gotteskasten, gegr. 1853. P. Funke, Gehrden bei Hannover.

Diasporakonferenz der deutschen evangelischen Kirche im Auslande, gegr. 1881. Org.: Diasporabote. Hofprediger Schubart, Ballenstedt.

Verband der deutschen evangelischen Diaspora-Anstalten, gegr. 1894. Org.: Diasporablätter. Vors.: Kaufmann G. A. Schlechtendahl, Barmen.

Der geschäftsführende Ausschuß der verbundenen lutherischen Vereine für Innere Mission zur kirchlichen Versorgung deutscher Seeleute, gegr. 1886. Oberkonsistorialrat Dr. Meister-Hannover.

Komitee für deutsche evangelische Seemannsmission, gegr. 1895. P. Fritsch, Berlin.

Verband deutscher Rettungshäuser und Erziehungsvereine, gegr. 1895. Org.: Rettungshausbote. P. Fritsch, Berlin (mit 13 angeschlossenen selbständigen Verbänden 2c.).

Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, gegr. 1889. P. Lic. Weber, München-Gladbach (mit 16 angeschlossenen Vereinen 2c.).

Der Bund des weißen Kreuzes, gegr. 1889. Forstmeister a. D. von Rothkirch, Berlin.

Bund des blauen Kreuzes, gegr. 1877. Org.: Der Herr mein Panier (monatlich). Oberstleutnant a. D. von Knobelsdorff, Berlin.

Bund der kirchlichen Blaukreuzvereine, gegr. 1902 (resp. 1896). Org.: Das blaue Kreuz (monatlich). Superintendent Klar, Belgard (Pommern).

Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen, gegr. 1892. Org.: Der Wanderer. P. Mörchen, Bethel bei Bielefeld.

Centralverband deutscher Arbeiterkolonien. P. Mörchen, Bethel bei Bielefeld.

Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft, gegr. 1826. Direktor P. Karsch in Düsselthal bei Düsseldorf.

Verband deutscher evangelischer Schul- und Lehrervereine, gegr. 1893. Org.: Evangelische Volksschule. Hauptlehrer Hogeweg in Broich bei Mülheim a. R.

* * *

Der Blick auf das Arbeitsfeld der Inneren Mission hat uns dessen Weite und Vielgestaltigkeit gezeigt. Im Vergleich dazu ist die Zahl derer, welche Hand ans Werk legen, klein. Auch hier gilt das Wort: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter". Auf das rechte Hilfsmittel in dieser Not weist das Wort hin: „Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende". Aber in Wahrheit und Ehrlichkeit um Arbeiter beten kann nur der, welcher selbst ist und immer mehr wird: ein williger und opferfreudiger Arbeiter auf des Herrn Erntefeld.

Literaturnachweis.

Vorbemerkungen. 1. Es soll nur eine Auswahl des Wichtigsten und zugleich des am leichtesten Erreichbaren gegeben werden. Daher die steten Verweise auf meine Weibliche Diakonie, mein Evangelisches Volkslexikon, Haucks Theolog. Realencyklopädie, Pipers Zeugen der Wahrheit rc.

2. In erster Linie sind dabei die Bedürfnisse derjenigen berücksichtigt, welche den „Berufsunterricht" in Brüder- und Schwesternhäusern erteilen.

3. Diejenigen, welche ausführlichere Literaturangaben verlangen, sind zu verweisen auf:

Lehmann, Die Werke der Liebe[2]. Leipzig 1883 (VIII u. 380 S.).

Schäfer, Diakonik (Zöckler, Handbuch der theol. Wissenschaften[3]. Nördlingen 1890. IV, 511 ff.).

— Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt[2]. Stuttgart. I. Die Geschichte der weiblichen Diakonie, 1887 (XVI u. 327 S.). II. Die Arbeit der weiblichen Diakonie, 1893 (XII u. 344 S.). III. Die Diakonissin und das Mutterhaus, 1894 (VIII u. 380 S.).

— Kalender der Inneren Mission. Für Geschichtsfreunde, Prediger und Lehrer. Gütersloh 1897 (VIII u. 150 S.).

Katalog der Bibliothek des Provinzialausschusses für Innere Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1901 (253 S.).

Seidel, Katalog der Fachbibliothek des Landesvereins für Innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen. Dresden 1886 (XII u. 128 S.).

Katalog der Bibliothek des Evangelischen Vereins in Hannover. Hannover 1898 (VIII u. 187 S.).

Katalog der Fachbibliothek des Provinzialausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg. Berlin 1895 (VIII u. 120 S.). Dazu Nachtrag 1900 (51 S.).

Katalog der Bibliothek des Provinzialvereins für Innere Mission in Pommern. Stettin 1895 (24 S.). Dazu 6 Nachträge.

Katalog der Fachbibliothek des Hessischen Ausschusses der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission. Darmstadt 1897 (56 S.).

Verzeichnis der Fachbibliothek des Badischen Landesvereins für Innere Mission. Karlsruhe 1888. Für den Buchhandel durch den Evangelischen Schriftenverein in Karlsruhe (VI u. 72 S.).

Ein Streifzug durch die Literatur des praktischen Christentums. Berlin 1887 (32 S.).

Besprechung einiger dieser Kataloge: Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 37 ff.; ebenda 385 ff.; XVI, 1896, 78 ff.

4. Viel bieten auch die verwandten Schriften:

Münsterberg, Bibliographie des Armenwesens. Bibliographie charitable. Berlin 1900 (XVI u. 160 S.). Erster Nachtrag (XII u. 63 S.).

Katalog der Charitas-Bibliothek zu Freiburg im Breisgau. (Eigentum des Charitasverbandes.) Freiburg im Breisgau 1900 (II u. 22 S.). Erster Nachtrag (8 S.).

Über Innere Mission im allgemeinen.

In jedem Abschnitt sind in alphabetischer Folge zuerst die Bücher, dann die Abhandlungen angegeben.

1. Zusammenfassende Schriften.

Dalhoff, Gak hen og gør du ligesaa! En Vejledning i praktisk Kristendom. Odense 1900 (II u. 383 S.), übersetzt: Dalhoff, die christliche Liebestätigkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXII, 1902, 61 ff.).
Göbel, Beiträge zum Verständnisse der Inneren Mission und ihrer Aufgaben, Breslau 1885 (IV u. 66 S.).
Hennig, Für Feste und Freunde der Inneren Mission. Bilder und Bildnisse aus der christlichen Liebestätigkeit. Berlin.
Jacoby, Die Innere Mission, ihre Aufgaben und ihre Geschichte. Leipzig 1892 (34 S.).
Jentsch, Wege und Ziele der Inneren Mission. Eine Sammlung von Thesen fachmännischer Vorträge. Leipzig 1902 (XVI u. 342 S.).
Lehmann, Die Werke der Liebe². Leipzig 1883 (VIII u. 380 S.).
Martius, Die Innere Mission. Gütersloh 1882 (VIII u. 192 S.).
Ostertag, Werkstätten evangelischer Liebestätigkeit. München [1895] (VIII u. 216 S.).
Schäfer, Die weibliche Diakonie². 3 Bände, vergl. oben.
— Kalender der Inneren Mission, vergl. oben.
— Die Innere Mission in der Schule, ein Handbuch für den Lehrer⁵. Gütersloh 1900 (VIII u. 245 S.).
— Praktisches Christentum. Vorträge aus der Inneren Mission. Gütersloh I. 1888 (VIII u. 172 S.), II. 1892 (VIII u. 200 S.), III. 1895 (VIII u. 172 S.). IV. 1901 (VI u. 203 S.).
Warneck, Briefe über Innere Mission an die Aufrichtigen unter ihren Gegnern. 1. Heftchen. Halle 1872 (IV u. 39 S.).
Wichern, Die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Denkschrift³, Hamburg 1889 (VIII u. 279 S.).
— Vorträge und Abhandlungen. Herausg. von J. Wichern und F. Oldenberg. Hamburg 1891 (VIII u. 334 S.).
Gesammelte Schriften D. Joh. Hinr. Wicherns, Band I u. II „Briefe und Tagebuchblätter", herausg. von D. J. Wichern. Hamburg 1901.
— — Band III „Prinzipielles zur Inneren Mission", herausg. von Mahling. Hamburg 1902.
Wurster, Die Lehre von der Inneren Mission. Berlin 1895 (X u. 414 S.).
Wurster u. Hennig, Was jedermann heute von der Inneren Mission wissen muß. Stuttgart und Berlin 1902 (VI u. 270 S.).
v. Zezschwitz, Innere Mission, Volkserziehung u. Prophetentum. Frankfurt a. M. 1864 (IV u. 101 S.).
Zimmer, Handbibliothek der praktischen Theologie. Band XI—XIV Innere Mission und Diakonie. Gotha 1890 ff.
Kleine Bibliothek für Innere Mission. Herausg. vom Landesverein für Innere Mission im Königreich Sachsen. Dresden 1874 ff.
Bilder aus der Inneren Mission, herausg. vom Provinzialausschuß für Innere Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg [Flugblätter, bis jetzt 13].
Statistik der Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche. Bearbeitet und herausg. von dem Centralausschuß für Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Berlin 1899 (XII u. 452 S.).
Verhandlungen der Kongresse für Innere Mission. An verschiedenen Orten erschienen.
Schäfer, Diakonik, vergl. oben.
— Mission, Innere (Conrad, Elster, Lexis, Löning, Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1897, II. Supplementband, 593 ff.).
— Mission, Innere (ebenda,² 1900 V 806 ff.).
— Adreßbuch der Bestrebungen des „praktischen Christentums" in Deutschland (Daheimkalender 1888, 158 ff.; Nachtrag dazu 1891, 281 ff.).

2. Missionsstunden, Predigten und Liturgisches.

Beck, Die Innere Mission, ein Büchlein zum Dienst der Gemeinden. Ansbach 1876 (VIII u. 127 S.).
Lehmann, Festreden vom Gebiet der Inneren Mission. Mit Beiträgen von 2c. Leipzig 1895 (VIII u. 415 S.).
Ohly, Sei wacker 2c. Leipzig 1886 (VIII u. 290 S.).
Schäfer, Reden und Predigten vom Gebiet der Diakonie und Inneren Mission. Mit Beiträgen von 2c.[2] Leipzig 1890. I. (XIV u. 234 S.), II. (VI u. 158 S.), III. (VIII u. 278 S.), IV. (VI u. 155 S.), V. (VI u. 176 S.).
— Agende für die Feste und Feiern der Inneren Mission. Berlin 1896. I. Kommunion (XVI u. 156 S.), II. Initiation (156 S.), III. Benediktion (199 S.).
— Die Innere Mission auf der Kanzel, ein homiletisches Hilfsbuch. München 1897 (VIII u. 386 S.).
Schlosser, Reden im Freien. Freie Reden 2c. Frankfurt 1881 (IV u. 423 S.).
Weber, Ansprachen für Evangelische Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männervereine zusammengestellt. Gütersloh 1891 (584 S.).
— Christus ist unser Friede. Soziale Zeitpredigten und Betrachtungen, gesammelt und herausgegeben. Göttingen 1892, 2 Bde.
Wittenberg, Habt die Brüder lieb! Berlin 1898 (VI u. VI u. 512 S.).

3. Zeitschriften.

Bausteine, Monatsblatt für Innere Mission, herausgegeben vom Landesverein für Innere Mission im Königreich Sachsen. Leipzig 1868/69 ff.
Blätter für das Armenwesen, herausgegeben von der Centralleitung des Wohltätigkeitsvereins in Württemberg. Stuttgart 1848 ff.
Blätter für Innere Mission in Bayern. Organ des Landesvereins: Redakteur Scholler. Nürnberg 1886 ff. (Ein Vorläufer derselben war: Puckenhofer Blätter. Erlangen 1853 ff.).
Die christlichen Liebeswerke. Zeitschrift für die gesamte Liebesarbeit der evangelischen Kirche. Leipzig 1898 ff.
Evangelisches Vereinsblatt aus Oberösterreich; Redakteur Koch. Gmunden 1875 ff.
Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause von J. H. Wichern, jetzt herausgegeben von Lindner. Hamburg 1845 ff.
Mitteilungen aus dem Gebiet der Inneren Mission, herausgegeben von dem Provinzialausschuß für Innere Mission der Provinz Brandenburg, 1885 ff.
Monatsblätter für Innere Mission, im Auftrag der südwestdeutschen Konferenz herausgegeben von Kayser. Karlsruhe 1884 ff.
Monatsschrift für Innere Mission mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohltätigkeit, herausgegeben von Th. Schäfer. Gütersloh 1881 ff. (Ein Vorläufer derselben war: Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission. 1877 ff.)
Nachrichten aus dem Gebiete der Inneren Mission, herausgegeben vom Provinzialverein für Innere Mission in Westpreußen. 1894 ff.
Schleswig-Holsteinische Monatsblätter für Innere Mission, herausgegeben im Auftrage des Landesvereins für Innere Mission in Schleswig-Holstein von Gleiß. Bordesholm 1881 ff.
Charitas, Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland. Freiburg im Breisgau 1896 ff.

4. Hilfsliteratur.

Achelis, Lehrbuch der praktischen Theologie[2], Leipzig 1898, 2 Bde.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege in Deutschland. Mit 111 Textabbildungen und einer Mappe mit 87 Tafeln. Berlin 1902 (XIV 382 u. 496 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen[2]. Stuttgart 1873 ff. 24 Bde.

Conrad, Elster, Lexis, Löning, Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2]. Jena 1898 ff.
Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden. Jena 1898.
Harnack, Th., Praktische Theologie. Erlangen 1877 u. 78, 2 Bde.
Hauck, Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche[3]. Leipzig 1896 ff. [abgekürzt: PRE.]
Köstlin, Die Lehre von der Seelsorge. Berlin 1895 (XII u. 407 S.).
Meusel, Kirchliches Handlexikon. Leipzig 1887 ff., 7 Bde.
Münsterberg, Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflegetätigkeit. Berlin 1897 (X u. 213 S.).
v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage, auf Grund einer kurzgefaßten Volkswirtschaftslehre und eines Systems der christl. Gesellschaftslehre (Sozialethik)[2]. Leipzig 1897 (XII u. 563 S.).
Piper, Die Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1874 u. 1875, 4 Bde.
Post, Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Berlin 1889 u. 1893 (2 Bände).
Pünjer, Theologischer Jahresbericht. Leipzig 1882 ff. [jetzt andere Redaktion].
Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Langensalza 1895 ff. 7 Bde.
Schäfer, Evangelisches Volkslexikon zur Orientierung in den sozialen Fragen der Gegenwart. Bielefeld und Leipzig 1900 (XII u. 834 S.).
Schmid, Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens[2]. Gotha 1876 ff.
Sohnrey, Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Berlin 1900 (343 S.).
v. Ungern-Sternberg u. Wahl, [früher andere Herausgeber] Die Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Stuttgart 1876 ff. (Die Jahreszahlen der einzelnen Hefte sind mit den Jahreszahlen der Bandtitel von uns notiert.)
v. Zezschwitz, System der praktischen Theologie. Leipzig 1876—78 (VIII u. 718 S.).
Allgemeine deutsche Biographie, herausgeg. durch die histor. Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften [in München]. Leipzig 1875—1902. (46 Bde., noch nicht abgeschlossen; ADB citiert.)

Einleitung.

§ 1. Wesen der Inneren Mission.

Diesterweg, Die Innere Mission in ihrer Gefährlichkeit für Nationalität Sittlichkeit, Geistesfreiheit u. Entwicklung überhaupt. Berlin 1852 (IV u. 80 S.)
Lammers, Der Liberalismus und die Innere Mission. Bremen 1883 (41 S.)
Seydel, Die humanitären Bestrebungen der Gegenwart, ihr Segen und ihre Gefahren. Berlin 1897 (24 S.).
Ströbe, Die Stellung der kirchlichen Organe zur freien Vereinstätigkeit der Inneren Mission. Karlsruhe 1888 (21 S.).
Bartusch, Die freiwillige Krankenpflege der deutschen Frauenvereine (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission, III, 1878/79, 159 ff.).
Böttcher, Die Ausbildung der Pfleger an den sächsischen Landesanstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XIII, 1893, 350 ff.).
Brüll, Die katholisch-sozialen Bestrebungen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2], VI, 833 ff.).
Central-Ausschuß für Innere Mission, Die Stellung der Inneren Mission zu den sozialen Bestrebungen der Gegenwart (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XVI, 1896, 218 ff.).
Christlieb, Home Mission und Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, II, 1882, 88).
Cremer, Die Innere Mission als Aufgabe des allgemeinen Priestertums der Gläubigen (Kongreß Bremen 1897, 22 ff.).
Dalton, Die Innere Mission in der Äußeren Mission (Flieg. Bl. 1900, 18 ff.).

Gerlach, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung nach Geschichte, Bestand und Wirksamkeit (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 309 ff.).
Guth, Die soziale Frage und die Innere Mission (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, VI, 7). Stuttgart 1881 (76 S.).
Hase, Das Verhältnis von christlicher Diakonie und Innerer Mission zur verfaßten Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XV, 1895, 441 ff.).
Hennig, Etwas über Staat und Liebestätigkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XX, 1900, 302 ff.).
— Innere Mission und Staat (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 47 ff.).
[Hickmann,] Mission, Innere (Meusel IV, 623 ff.).
Kaftan, Th., Die Innere Mission in ihrem Verhältnis zu Kirche und Staat (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, III, 1883, 53 ff.). Pentzlin, Nachtrag dazu (110 ff.).
— Wie hat sich der Schleswig-Holsteinische Landesverein für Innere Mission zur sozialen Bewegung unserer Zeit zu stellen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XVI, 1896, 220 ff.).
— Ganze Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XXI, 1901, 154 ff.).
Kaufmann, Der neuere christlich- und ethisch-reformatorische Sozialismus in England (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 828 ff.).
Luthardt, Aug., Die Armenpflege des Staats und ihr Verhältnis zur freiwilligen Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 529 ff.).
Medem, Die Selbstbeschränkung der Inneren Mission, eine Bedingung ihrer ersprießlichen Wirksamkeit (Flieg. Blätt. 1894, 50 ff.).
Merz, Die Innere Mission in ihrem Verhältnis zu den wissenschaftlichen und kirchlichen Richtungen der Gegenwart (Studd. u. Kritt. 1854, 159 ff.).
v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage[2], 506 ff. (Die sozialen Aufgaben der freien kirchlichen Kräfte.)
Naumann, Die Zukunft der Inneren Mission (Christl. Welt 1888, 403 ff.).
— Was ist Innere Mission? (Allg. Konf. Monatsschrift 1888, 691 ff.).
Nebe u. Hesekiel, Wie kann die volkstümliche Wirksamkeit der evangelischen Kirche durch die Innere Mission gefördert werden? (Kongreß Karlsruhe 1884, 55 ff.).
Nelle u. Conze, Die Aufgaben der Inneren Mission der evangelischen Kirche in den sozialen Kämpfen der Gegenwart (Kongreß Kassel 1888, 34 ff.).
Pentzlin, Über den Begriff der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 549 ff.).
Reimpell, Begriff und Wesen der Inneren Mission im Sinne Wicherns (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 443 ff.).
Schäfer, Die Methodisten-Mission in Deutschland — ein Krebsbeispiel der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 108 ff.).
— Wie ist die Innere Mission in kirchlich gesunder Weise zu treiben? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 375 ff.).
— Innere Mission und Humanität (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XII, 1892, 49 ff.).
— Was kann die Innere Mission in den sozialen Nöten der Gegenwart leisten und was nicht? (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission XII, 1892, 419 ff.).
— Die Innere Mission unter römischer Beleuchtung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XIII, 1893, 422 ff.).
— Halbe und ganze Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XXI, 1901, 49 ff.).
— Ganze Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 353 ff.).
— Kirche, evangelische, in ihrem Verhältnis zur Inneren Mission und zur sozialen Frage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon, 379 ff.).
— Mission, Innere (Schäfer, Evangel. Volkslexikon, 503 ff.).

Schlosser, Deutsches und englisches Kirchenideal oder deutsch-lutherisches und englisch-methodistisches Christentum (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 143 ff.).
Schröter, Welche Stellung haben die Vereine für Innere Mission der Sozialdemokratie gegenüber einzunehmen? (Kongreß Bielefeld 1877, II, 35 ff.).
Seidel, Mehr Herz für die Innere Mission (Bausteine 1899, 81 ff.).
— Der seelsorgerliche Beruf der Inneren Mission an unserm Volke (Bausteine 1900, 81 ff.).
Stöcker, Inwiefern hat die Innere Mission mitzuwirken zur Lösung der sozialen Aufgaben? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 400 ff.).
— Die sozialen Aufgaben der Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 429 ff.).
Treplin, Über die Einordnung der Inneren Mission in den Organismus der Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 25 ff.).
— Wie hat sich unsere evangelisch-lutherische Kirche zur soz. Bewegung unserer Tage zu stellen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 512 ff.).
Uhlhorn, Die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche zur soz. Frage der Gegenwart (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 259 ff.).
— Das Verhältnis der kathol. weiblichen Pflegeorden zur evangel. weiblichen Diakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 441 ff.).
— Evangelisch-soziale Bestrebungen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 843 ff.).
— Kirche, katholische, in ihrem Verhältnis zur Inneren Mission und zur sozialen Frage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon, 382 ff.).
Weimar, Innere Mission und Pfarramt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 401 ff.).
Wendt, Das Verhältnis der Inneren Mission zur kirchlichen Organisation (Gottschick, Zeitschrift für Theologie und Kirche II, 146 ff.).
Werner, J., Innere Mission und christlich-soziale Reform (Fl. Bl. 1896, 444 ff.).
Wichern, Die Innere Mission als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit (Kongreß Stuttgart 1857, 89 ff.).
Wichern u. Wagner, Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart (Oktoberversammlung Berlin 1871, 91 ff.).
Wilhelmi, Soziale Ziele (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 265 ff.).
— Moral in der sozialen Frage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon, 514 ff.).
Wissig, Das Zusammenwirken von Staat und Kirche hinsichtlich der Zwangserziehung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 169 ff.).
Zahn, Christlich-, Evangelisch-, Kirchlich-Sozial (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, XVII, 1897, 309 ff.). Christlicher Sozialismus (XV, 1895, 170 ff.) Heidnisch oder christlich? (XV, 1895, 478 ff.).
Zeuthen, Dalhoff, Zeuthen, Der skandinavische und der deutsche Begriff der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 493 ff., 502 ff., 510 ff.).
Die sächsischen Staatsanstalten (Bausteine 1898, 26 ff.).
Erlasse der Kirchenbehörden betr. Kirche und soziale Frage: Hannov. Landeskons. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 209 ff.), Oberkirchenrat in Berlin (XI, 213 ff., XII, 216 ff., 219 ff., XI, 217 ff. und XVII, 523 ff.), Konsistorium Kassel (XI, 218 ff.). Generalsup. Erdmann (XI, 243 ff.), Braunschweig. Konsistorium (XI, 311 ff.), Landeskonsistorium im Königreich Sachsen (XI, 346 ff., 349 ff., 350 ff.), Sächsische Provinzialsynode (XI, 394 ff.), Fürstbischof Kopp (XI, 173 ff.), Bischöfe in Fulda vers. (XI, 249 ff.).
Ein katholisches Zeugnis über evangelische Diakonissenarbeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 217 ff.).

Erster Hauptteil.

Entstehung der Inneren Mission.

1. Literatur zur Liebestätigkeit.

Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege². Freiburg i. B. 1884 (XIV u. 616 S.).
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit. Stuttgart. I. Alte Kirche 1882 (IV u. 421 S.). II. Mittelalter 1884 (IV u. 531 S.). III. Seit der Reformation 1890 (VI u. 520 S.). — Dasselbe Werk² [ohne Anmerkungen] in 1 Bd. 1895 (815 S.).
Schäfer, Mission, Innere (Handwörterbuch der Staatswissenschaften. II. Suppl. 593 ff. resp. 597 ff.).

2. Literatur zur Wortverkündigung.

Paniel, Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit. Von Christus bis mit Chrysostomus und Augustinus. Leipzig 1839 u. 1841 (XVI u. 354 S. u. VIII S. u. S. 355—808).
Rothe, Geschichte der Predigt, herausgegeben von Trümpelmann. Bremen 1881 (VIII u. 508 S.).
Sohm, Kirchenrecht. Leipzig 1892, I. (XXIV u. 700 S.).
Behm, Geschichte der Laienpredigt im Grundriß dargestellt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 239 ff.).
Kawerau, Über Laienpredigt, eine geschichtliche Betrachtung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 305 ff.).
Penzlin, Laienpredigt und Evangelistenamt. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 448 ff.).
Schmidt, Zur Frage der Laienpredigt. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 49 ff.).

3. Literatur zu den Reformbestrebungen.

Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885 (XII u. 516 S.).
Lechler, Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. Leipzig 1873, 2 Bde.
Niedner, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Leipzig 1846 (XXXII u. 957 S.). Neueste Bearbeitung: Berlin 1866 (II u. 978 S.).
Rothe, Vorlesungen über Kirchengeschichte und Geschichte des christlich-kirchlichen Lebens, herausgegeben von Weingarten. Heidelberg 1875, 2 Bde.
Behm, Reformation und Innere Mission. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 265 ff.).
v. Engelhardt, Die ersten Versuche zur Aufrichtung des wahren Christentums in einer Gemeinde von Heiligen. (Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland. Riga XXXIII, 1881, 433 ff.).

4. Die einzelnen Zeiten.

Erster Abschnitt.

Vorgeschichte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: Apostolische Zeit.

§ 2—4: Kittel, Armengesetzgebung bei den Hebräern (PRE.³ II, 60 ff.).
Oettli, Testament, Altes, soziale Grundsätze und Einrichtungen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 753 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie². I, 1 ff.

Schultz, Die Nächstenliebe und ihre Erweisungen im Alten Testament. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 111 ff.).
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 3 ff.
Wohlenberg, Diakonen und Diakonissen nach dem Neuen Testament (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 177 ff.).
Wurster, Testament, Neues, soziale Grundsätze (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 759 ff.).

Zweites Kapitel: **Märtyrerkirche.**

§ 5—7: Bonwetsch, Das Diakonenamt in der alten Kirche [—400] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 396 ff.).
Dieckhoff, Die Diakonissen der alten Kirche [—1200] (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 289 ff.).
Harnack, A., Die Sorge für arme und gefährdete Gemeinden während der drei ersten Jahrhunderte (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 97 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 39 ff.
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 93 ff.
Origenes: Redepenning, Origenes, eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Bonn 1841 u. 1846 (2 Bde.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] V, 1 ff.
Kling, Origenes (Piper, Zeugen I, 569 ff.).
Möller, Origenes (PRE.[2] XI, 92 ff.).
Cyprianus: Rettberg, Thascius Cäcilius Cyprianus. Göttingen 1831 (XII u. 399 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] IV, 813 ff.
Leimbach, Cyprianus (PRE.[3] IV, 367 ff.).
Wiese, Cyprianus (Piper, Zeugen I, 591 ff.).
Laurentius: Krummacher, Laurentius (Piper, Zeugen I, 626 ff.).

Drittes Kapitel: **Reichskirche.**

§ 8—10: Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Paderborn 1896 (2 Bde.).
Zöckler, Askese und Mönchtum[2], Frankfurt 1897 (2 Bde.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 42 ff.
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 213 ff.
Zöckler, Orden, katholische (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 562 ff.).
Severinus: Hauck, Severinus (PRE.[2] XIV, 168 ff.).
Köpke, Severinus in Noricum (Piper, Zeugen II, 263 ff.).
Columban: Böhringer, Die Kirche Christi[2] XIII, 9 ff.
Lübker, Columbanus (Piper, Zeugen II, 389 ff.).
Meyer v. Knonau, Columban (ADB. IV, 424 ff.).
Seebaß, Columba der Jüngere (PRE.[3] IV, 241 ff.).
Ephräm: Gelpke, Ephräm der Syrer (Piper, Zeugen II, 32 ff.).
Rödiger-Nestle, Ephräm der Syrer (PRE.[3] V, 406 ff.).
Basilius d. Gr.: Böhringer, Die Kirche Christi[2] VII, 1 ff.
Möller-Krüger, Basilius (PRE.[3] II, 436 ff.).
Moll, Basilius (Piper, Zeugen II, 42 ff.).
Makrina: Kölling, Geschichte der Arianischen Häresie. Gütersloh (II, 1883, 440 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 56 ff.
Chrysostomus: Neander, Der hl. Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter. Berlin 1821 u. 1822 (2 Bde.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] IX, 1 ff.
Krummacher, Joh. Chrysostomus, Bischof von Konstantinopel (Piper, Zeugen II, 84 ff.).
Preuschen, Chrysostomus (PRE.[3] IV, 101 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 50 ff.

Olympias: Böhringer, Die Kirche Christi[2] IX, 192 ff.
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 47 ff.
Ambrosius: Förster, Ambrosius, Bischof von Mailand. Halle 1884 (VIII u. 336 S.).
Böhringer, Kirche Christi[2] X, 1 ff.
Förster, Ambrosius (PRE.[3] I, 443 ff.).
Schmieder, Ambrosius, Bischof von Mailand (Piper, Zeugen II, 98 ff.
Augustinus: Bindemann, Der hl. Augustinus, I. Berlin 1844; II. Leipzig 1855; III. Greifswald 1869.
Bindemann, Aurelius Augustinus (Piper, Zeugen II, 116 ff.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] XI, 1 ff.
Loofs, Augustinus (PRE.[3] II, 257 ff.).
Palmer, Augustinus (Schmid, Encyklopädie[2] I, 327 ff.).
Hieronymus: Zöckler, Hieronymus, sein Leben und Wirken. Gotha 1865 (XII u. 476 S.).
Schmieder, Hieronymus (Piper, Zeugen II, 108 ff.).
Zöckler, Hieronymus (PRE.[3] VIII, 42 ff.).
Fabiola: Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I. 302, 305.
Paula: Lagrange, Geschichte der hl. Paula. Brixen 1869 (572 S.) [kathol.].
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 303 f., 308 f.
Pammachius: Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 304, 310.
Beide Melanien: Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 305, 369.
Paulinus: Henke-Hauck, Paulinus von Nola (PRE.[2] XI, 349 ff.).
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit I, 306, 308, 310, 383.
Gregor d. Gr.: Böhringer, Die Kirche Christi[2] XII, 140 ff.
Plitt, Gregor d. Gr. (Piper, Zeugen II, 285 ff.).
Walther, Gregor I (PRE.[3] VII, 78 ff.)

Viertes Kapitel: **Mittelalter.**

§ 11—13: Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 60 ff.
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit II, 3 ff.
Dominikus: Grützmacher, Dominikus und die Dominikaner (PRE.[3] IV, 768 ff.).
Franziskus von Assisi: Sabatier, Leben des hl. Franz von Assisi. Deutsch von M. L.[2] Berlin 1895 (VI u. 346 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] XVI, 479 ff.
Ehrenfeuchter, Franziskus von Assisi (Piper, Zeugen III, 72 ff.).
Zöckler, Franz von Assisi (PRE.[3] VI, 197 ff.).
Die Mystiker: Preger, Geschichte der deutschen Mystik, 3 Bde. [nicht vollendet]. Leipzig 1874 ff.
Irmischer, Aus Susos Briefen an seine geistlichen Töchter (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 103 ff.).
Preger, Theologie, mystische (PRE.[2] XV, 487 ff.).
Der Humanismus: Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter vom Ende des achten Jahrhunderts bis zum Anfang des vierzehnten. Berlin 1875 u. 1877. 2 Bde.
Die Reformkonzilien: Hefele, Konziliengeschichte[2]. Freiburg 1873 ff. Bd. VI, 992 ff. (Pisa). Bd. VII, 1 u. 2 (Konstanz), Bd. VII, 2, 426 ff. (Basel).
Bernhard: Neander, Der heilige Bernhard und sein Zeitalter[2], Hamburg und Gotha 1848 (XVI u. 523 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] (XIV, 436 ff.).
Deutsch, Bernhard (RPE.[3] II, 623 ff.).
Neander, Bernhard v. Cl. (Piper, Zeugen II, 800 ff.).
Gerhoh v. Reichersberg: Rocholl, Gerhoh v. Reichersberg (PRE.[3] VI, 565 ff.).
Wattenbach, Gerhoh v. Reichersberg (ADB. VIII, 783 ff.).
Johannes Busch: Grube, Johannes Busch, ein katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. Freiburg i. B. 1881 (VIII u. 302 S.) [kath.].
Grotefend, Busch (ADB. III, 640 f.).
Schulze, Busch, Johannes (PRE.[3] III, 577 ff.).

Nikolaus Cusanus: Prantl, Cusanus (ADB. IV, 655 ff.).
Schmid, Cusanus, Nikolaus (PRE.[3] IV, 360 ff.).
Johann von Goch: Clemen, Joh. Pupper von Goch (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte II, 3). Leipzig 1896 (X u. 290 S.).
Cardauns, Goch (ADB. IX, 302 f.).
Clemen, Goch, Johann von (PRE[3]. VI, 740 ff.).
Ullmann, Johann von Goch (Piper, Zeugen III, 284 ff.).
Johann Wessel: Brecher, Wessel (ADB. XXXXII, 761 ff.).
Moll, Johann Wessel (Piper, Zeugen III, 289 ff.).
Schmidt, Wessel, Johann (PRE.[2] XVI, 791 ff.).
Arnold von Brescia: Böhringer, Die Kirche Christi[2] XIV, 719 ff.).
Deutsch, Arnold von Brescia (PRE.[3] II, 117 ff.).
Wiclif: Buddensieg, Johann Wiclif und seine Zeit (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 8 u. 9) Halle 1885 (VI u. 214 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] XX, 1 ff.
Lechler, Wiclif (PRE.[2] XVII, 54 ff.).
— Johann Wiclif (Piper, Zeugen III, 203 ff.).
Johann Huß: Böhringer, Die Kirche Christi[2] XXII, 105 ff.).
Krummacher, Johann Huß (Piper, Zeugen III, 224 ff.).
Loserth, Huß, Hieronymus von Prag, die Hussiten (PRE.[3] VIII, 472 ff.).
Savonarola: Böhringer, Die Kirche Christi[2] XXIV, 747 ff.).
Hase, Hier. Savonarola (Piper, Zeugen III, 186 ff.).
Schaff, Savonarola (PRE[2]. XIII, 421 ff.).
Katharer: Schmidt, Katharer (PRE.[2] VII, 616 ff.).
Valdes und die Waldenser: Schmieder, Petrus Waldus (Piper, Zeugen III, 148 ff.).
Wagenmann, Waldenser (Schmid, Encyklopädie[2] X, 259 ff.).
Norbert von Xanten: Möller-Möller, Norbert (Piper, Zeugen II, 729 ff.).
Vogel, Prämonstratenser (PRE.[2] XII, 163 ff.).
Die Beghinen: Haupt, Beginen und Begarden (PRE.[3] II, 516 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 66 ff.).
Die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben: Bähring, Gerhard Groot und Florentius, die Stifter der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens (Lebensbilder aus der Geschichte der Inneren Mission I). Hamburg 1849 (XII u. 212 S.).
Kübel, Über die Brüder des gemeinsamen Lebens (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 161 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 69 ff.
Schulze, Brüder des gemeinsamen Lebens (PRE.[3] III, 472 ff.).
Karl d. Gr.: Abel, fortgesetzt von Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. (aus: Jahrbücher der deutschen Geschichte). Berlin 1866 u. 1883. 2 Bde.
Dümmler, Karl d. Gr. (ADB. XV, 127 ff.).
Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit[4] I, 106 ff.
Köpke, Karl d. Gr. (Piper, Zeugen II, 516 ff.).
Kämmel, Karl d. Gr. (Schmid, Encyklopädie[2] III, 924 ff.).
Ranke, Weltgeschichte V, 2. Leipzig 1884. 106 ff.
Weber, Allgemeine Weltgeschichte[2] V. Leipzig 1883. 314 ff.
Elisabeth von Thüringen: Kahnis, Die hl. Elisabeth. Gotha 1868 (47 S.).
Böhringer, Die Kirche Christi[2] XVI, 582 ff.
Deutsch, Elisabeth von Thüringen (PRE.[3] V, 309 ff.).
Ranke, Elisabeth von Thüringen (ADB. VI, 40 ff.).
— Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (Piper, Zeugen III, 28 ff.).
Rüling, Elisabeth von Thüringen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 145 ff.).

Fünftes Kapitel: **Reformation und Orthodoxie.**

§ 14—16: Paret, Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXI, 5), Stuttgart 1896, (56 S.).

Riggenbach, Das Armenwesen der Reformation. Basel 1883 (IV u. 56 S.).
Hering, Die Liebestätigkeit der deutschen Reformation (Studd. u. Kritt. 1883, 661 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2], I, 62 ff.
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit III, 3 ff.
— Reformation (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 620 ff.).
Luther: Köstlin, Martin Luther[2], Elberfeld 1883, 2 Bde.
Köstlin, Luthers Theologie[2], Stuttgart 1901, 2 Bde.
Koffmane, Luther und die Innere Mission. Berlin 1883 (IV u. 78 S.).
Harnack, Th., Luther und die christliche Liebe und Liebestätigkeit in persönlicher und sozialer Beziehung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 3 ff.).
Heiland, Luther (Schmid, Encyklopädie[2] IV, 701 ff.).
Heubner, Martin Luther (Piper, Zeugen III, 325 ff. auch 309 ff. u. 611 ff.).
Keferstein, Luther (Rein, Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik IV, 620 ff.).
Köstlin, Luther (PRE.[3] XI, 720 ff.).
— Luther (ADB. XIX, 660 ff.).
Schäfer, Evangel. Volkslexikon 434 ff. [über Laienpredigt bei Luther].
Seeberg, Luthers Stellung zu den sittlichen und sozialen Nöten seiner Zeit und ihre vorbildliche Bedeutung für die evangelische Kirche (Kongreß Eisenach 1901, 36 ff.)
Maurer: Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 320 f.).
Hoffmann: Seraphim, Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands I. Reval 1895. 284 ff.
Klarenbach und Fliesteden: Krafft, Die Geschichte der beiden Märtyrer der evangelischen Kirche, Adolf Klarenbach und Peter Fliesteden, Elberfeld 1886 (VIII u. 123 S.).
Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 321 f.).
Bratke, Klarenbach und Fliesteden (PRE.[3] X, 508 ff.).
Brecher, Klarenbach (ADB. XVI, 61 ff.).
Demmer, Geschichte der Reformationn am Niederrhein und der Entwicklung der evangel. Kirche daselbst bis zur Gegenwart. Aachen 1885, 1 ff.)
Häberlin: Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1895, 324 ff.).
Keßler: Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 327 f.).
Riggenbach-Egli, Keßler (PRE.[3] X, 264 ff.).
Münchhausen: Beck, Phil. Ad. v. Münchhausen der Ältere, ein Lebenszeuge und Laienprediger. Würzburg 1890 (IV u. 82 S.).
Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. XV, 1895, 329 ff.).
Bugenhagen: Vogt, Johannes Bugenhagen Pomeranus (Bd. IV aus Nitzsch, Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche). Elberfeld 1867 (VIII u. 442 S.).
Freytag (Rein, Encyklop. Handbuch d. Päd. I, 511 ff.).
Kawerau, Bugenhagen, Joh. Pomeranus (PRE.[3] III, 525 ff.).
Köstlin, Bugenhagen (ADB. III, 504 ff.).
Vogt, Johann Bugenhagen (Piper, Zeugen III, 356 ff.).
Heß: Köstlin, Joh. Heß (Piper, Zeugen III, 450 ff.).
Köstlin, Heß (PRE.[3] VII, 787 ff.).
Schimmelpfennig, Heß (ADB. XII, 283 f.).
Kath. Zell: Frommel, E., Kath. Zell, Luise Scheppler, Pfarrfrau und Pfarrmagd (Bd. VII von Ziethe, Frauenspiegel). Berlin 1870 (VIII u. 89 S.).
Röhrig, Kath. Zell (Piper, Zeugen III, 561 ff.).
Erichson, Matthäus Zell (ADB. XXXXV, 17 ff.).
Andreä: Wurm, Joh. Val. Andreä. Calw 1887 (240 S.).
Henke, Andreä (ADB. I, 441 ff.).

Schmidt, Innere Mission in Württemberg (Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland II) 14 f.
Steinmeyer, Joh. Val. Andreä (Piper, Zeugen IV, 258 ff.).
Tholuck-Hölscher, Andreä, Joh. Val. (PRE.[3] I, 506 ff.).
Vincenz v. Paul: Hollenberg-Zöckler, Vincentius de Paulo (PRE.[2] XVI, 513 ff.).
Schäfer, E., Vincenz von Paul (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 89 ff. mit Literaturangaben).
Schäfer, Th., Vincenz v. Paul, ein Lehrmeister auch für evangelische Liebestätigkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 177 ff.).
— Vincenz von Paul (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 794 f.).

Sechstes Kapitel: **Pietismus und Rationalismus.**

§ 17—19: Renner, Lebensbilder aus der Pietistenzeit. Bremen und Leipzig 1886 (XII u. 400 u. XII S.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus, Bd. I, II, 1 u. 2. Bonn 1880 ff.).
Sachsse, Ursprung und Wesen des Pietismus. Wiesbaden 1884 (VI u. 382 S.).
Schmid, H., Die Geschichte des Pietismus. Nördlingen 1863 (VI u. 509 S.).
Palmer, Aufklärung (Schmid, Encyklopädie[2] I, 254 ff.).
— Pietismus (Schmid, Encyklopädie[2] VI, 104 ff.).
Riggenbach, Pietismus (PRE.[2] XI, 672 ff.).
Steude, Rationalismus (Schäfer, Evangel. Volkslexikon, 614 ff.).
Troeltsch, Aufklärung (PRE.[3] II, 225 ff.).
Uhlhorn, Pietismus, alter und neuer, in seiner Bedeutung für Innere Mission und soziale Wirksamkeit (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 591 ff.).
Spener: Grünberg, Phil. Jak. Spener I, Göttingen 1893 (VIII u. 532 S.).
Kayser, Spener und die Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 520 ff.).
Palmer, Spener (Schmid, Encyklopädie[2] IX, 79 ff.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus II, 97 ff.
Schreck (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik VI, 718 ff.).
Tholuck, Ph. Jak. Spener (Piper, Zeugen IV, 384 ff.).
Tholuck-Wagenmann, Ph. Jak. Spener (PRE.[2] XIV, 500 ff.).
Tschackert, Spener (ADB. XXXV, 101 ff.).
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit III, 236 ff.
Zinzendorf: Becker, Zinzendorf und sein Christentum im Verhältnis zum kirchlichen und religiösen Leben seiner Zeit[2]. Leipzig 1900 (VIII u. 580 S.).
Bengel, Abriß der sog. Brüdergemeine. Stuttgart 1751 (Titelbogen, 550 S. und Register).
Lasson, Gg., Zinzendorf (Hefte für evangelische Weltanschauung und christliche Erkenntnis II, 2). Gr. Lichterfelde (24 S.).
Ledderhose, Leben und Lieder der Gräfin Erdmuthe Dorothea v. Zinzendorf. Gütersloh 1887 (VIII u. 152 S.).
Müller, Joh. Th., Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Leipzig 1900 (VI u. 118 S.).
Ostertag, Graf von Zinzendorf (Calwer Familienbibliothek 12). Calw und Stuttgart 1888 (248 S.).
Plitt, Zinzendorfs Theologie. Gotha 1869 u. 1871 (3 Bde.).
Römer, Nic. Ludw. Graf von Zinzendorf, sein Leben und Wirken[2]. Gnadau 1900 (194 S. mit Bild.).
Schmidt, Th., Zinzendorfs soziale Stellung und ihr Einfluß auf seinen Charakter und sein Lebenswerk. Basel 1900 (IV u. 108 S.).
Schrautenbach, herausgegeben von Kölbing, Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit[2]. Gnadau 1871 (XVI u. 404 S.).
Spangenberg, Leben des Herrn rc. Zinzendorf (Barby) (8 Teile in 3 Bdn.).
Steinecke, Zinzendorfs Bedeutung für die evangelische Kirche. Halle a. d. S. 1900 (22 S.).
Becker, Zinzendorf und die Brüdergemeine (PRE.[2] XVII, 513 ff.).

Müller, J., Brüdergemeine (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik I, 505 ff.).
Pentzlin, H. M. Mühlenberg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1900, 217 ff.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus III, 195 ff.
Schäfer, Zinzendorf, ein Vorläufer und Vorbild der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 489 ff.).
Schmieder, Nic. Ludw. Graf von Zinzendorf (Piper, Zeugen IV, 489 ff.).
Tschackert, Zinzendorf (ADB. XXXXV, 344 ff.).
Jansen: Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 406).
Tersteegen: Nelle, G. Tersteegens geistliche Lieder, mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. Gütersloh 1897 (X u. 443 S.).
Kerlen, Gerh. Tersteegen (Piper, Zeugen IV, 471 ff.).
Krafft, Tersteegen, Gerh. (PRE.[2] XV, 334 ff.).
l. u., Tersteegen (ADB. XXXVII, 576 ff.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus I, 455 ff.
Bogatzky: Einiges aus dem Leben des C. H. v. Bogatzky (in Bogatzky, der vertraute Umgang der gläubigen Seele 2c., herausgegeben von Staudt[4]). Stuttgart 1867 (330 S.).
Dryander-Müller, Bogatzky (PRE.[3] III, 279 f.).
Pressel, Bogatzky (ADB. III, 37 ff.).
Schaitberger: Arnold, Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 67 u. 69). Halle 1900 u. 1901.
Bodemann, die ev. Salzburger und Zillerthaler. Harburg (80 S.).
Schaitberger, Neuvermehrter evangelischer Send-Brief, in welchem 24 nützliche Büchlein enthalten sind, nebst einem kurzen Lebenslauf des Verfassers. Jubiläumsausgabe. Würzburg o. J. (608 S.).
Barth, Die evang. Salzburger (Piper, Zeugen IV, 515 ff.).
Wagenmann, Schaitberger (ADB. XXX, 553 ff.).
Württemberg: Palmer, herausgegeben von Jetter, Die Gemeinschaften und Sekten Württembergs. Tübingen 1877 (VIII u. 215 S.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus III, 3 ff.
Methodismus: Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrhundert, übersetzt von Löwe. Leipzig u. Heidelberg 1879 ff., Bd. II, 592 ff. (Von diesem Abschnitt über den Methodismus existiert ein Sonderabdruck).
Schöll, Methodismus (PRE.[2] IX, 681 ff.).
Francke: Kramer, A. H. Francke, ein Lebensbild. Halle a. S. 1880 u. 1882, 2. Bde.
Kramer, A. H. Frankes pädag. Schriften[2]. Langensalza 1885 (XII u. 465 S.).
Förster, Francke, Aug. Herm. (PRE.[3] VI, 150 ff.).
Kramer, Francke (Schmid, Encyklopädie[2] II, 540 ff.).
— Francke (ADB. VII, 219 ff.).
v. Raumer, Geschichte der Pädagogik[4] II, 112 ff.
Rausch, Francke (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 336 ff.).
— Die Franckeschen Stiftungen (Rein, Encykl. Handbuch d. Pädag. II, 348 ff.).
Ritschl, Geschichte des Pietismus II, 249 ff.
Tholuck, A. H. Francke (Piper, Zeugen IV u. 411 ff.).
v. Canstein: Plath, Carl Hildebrand Freiherr v. Canstein. Halle 1861 (X u. 133 S. u. Cansteins Porträt).
Arnold-Kramer, v. Canstein (PRE.[3] III, 710 ff.).
Wagenmann, v. Canstein (ADB. IV, 764 f.).
Beata Sturm: Rieger, Beata Sturmin, die württembergische Tabea. Stuttgart 1730 (XXVI u. 376 S. nebst Porträt).
Ledderhose, Sturm, Beata (ADB. XXXVII, 2 ff.).
Schmidt, H. Die Innere Mission in Württemberg. Hamburg 1879. (Bd. II von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland) S. 22 ff.
Die Väter des Bunzlauer Waisenhauses: Bretschneider, Hat die alte evangelische Kirche Schlesiens auch Innere Mission getrieben? Neusalz a. O. 1864 (VIII u. 176 S.).

Stolzenburg, Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses. Breslau 1854 (XVI u. 334 S.).
Erdmann, E. G. Woltersdorf (ADB. XXXXIV, 174 ff.).
Palmer, E. G. Woltersdorff (PRE.[2] XVII, 314 ff.).

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: **Anfänge.**

§ 20—22: Göhre, Die Kirche im 19. Jahrhundert. Berlin 1902 (63 S.).
Hufnagel, Über die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit und etwas für sie von einem Ungenannten. Erlangen 1785 (IV u. 128 S.).
Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte[3], Elberfeld 1880 ff. [noch nicht vollendet].
Riggenbach, Stockmeyer, Prätorius, Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft. Basel [1880] (47 S.).
Tischhauser, Geschichte der evangel. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Basel 1900 (VIII u. 713 S.)
Braun, Die Innere Mission und ihr Dienst im 19. Jahrhundert (Flieg. Blätter 1900, 188 ff.).
Reimpell, Zur Vorgeschichte der Inneren Mission in Deutschland I [1780—1825]. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 401 ff.).
— Die Geschichte der Inneren Mission der evangelischen Kirche in Deutschland in ihrer neuzeitlichen Entwicklung [1780—1830 bis jetzt ohne Fortsetzung geblieben]. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 410 ff., 466 ff.)
Schäfer, Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] V, 809 f.
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit III, 315 ff.
— Humanität (Schäfer, Ev. Volkslexikon 328 ff.).
Die schwedische Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntnis. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 243 ff.).
Die Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntnis in England (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 281 ff.).
Joh. Aug. Urlsperger: Anstein, Christentumsgesellschaft (PRE.[3] III, 820 ff.).
Jacobs, J. A. Urlsperger (ADB. XXXIX, 355 ff.).
— Sam. Urlsperger [der Vater] (ADB. XXXIX, 361 ff.).
Schmidt, H., Die Innere Mission in Württemberg (Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland II), 26 ff.
Christian Friedrich Spittler im Rahmen seiner Zeit I, 382 ff.
Spittler: Kober, Chr. Fr. Spittlers Leben. Basel 1887 (XIV u. 356 S. nebst Porträt).
Rappard, Fünfzig Jahre der Pilgermission auf St. Chrischona. Basel 1890 (VIII u. 272 S.).
Christian Friedrich Spittler im Rahmen seiner Zeit. Basel o. J.. I. [einziger] Bd. (VIII u. 460 S.).
Ledderhose, Spittler (ADB. XXXV, 208 ff.).
Schäfer, Spittler (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 714).
Schmidt, H., Chr. Fr. Spittler (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 265 ff.).
Kießling: Bodemann, J. Tob. Kießling nach seinem Leben und Wirken. Nördlingen 1855 (VIII u. 172 S.).
Kotschy, Joh. Tob. Kießling (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 289 ff.).
Schäfer, Kießling (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 371).
v. Schubert, Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde[3] II. Leipzig 1849, 1 ff.

Pestalozzi: Morf, Zur Biographie Pestalozzis, ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung[2]. Winterthur 1868 u. 1885, 2 Bde.
v. Zezschwitz, Der Pädagog Heinrich Pestalozzi. Erlangen 1871 (42 S.).
Gallee, Pestalozzi-Stifte und -Stiftungen (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik V, 362 ff.).
— Pestalozzi-Vereine (ebenda 365 ff.).
Hunziker (ebenda 310 ff.).
— Pestalozzi (ADB. XXV, 432 ff.).
Natorp, Pestalozzis Sozialpädagogik (Rein, Encykl. Handb. d. Päd. V, 353 ff.).
Palmer, Pestalozzi (Schmid, Encykl.[2] V, 756 ff.).
v. Raumer, Geschichte der Pädagogik[4] II, 296 ff.).
Rißmann, Pestalozzis Pädagogik (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik V, 600 ff.).
Schäfer, Pestalozzi (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 586 f.).
Uphues, Pestalozzis Psychologie und Ethik (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik V, 323 ff.).
Chr. H. Zeller: Thiersch, Chr. H. Zellers Leben. Basel 1876, 2 Bde.
Mutter Zeller in Beuggen. Basel 1882 (IV u. 92 S.).
Közle, (Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik VII, 772 ff.).
Sander, Zeller, Chr. H. (ADB. XXXXV, 25 f.).
Schäfer, Zeller (Schäfer, Ev. Volkslexikon 829).
Strebel, Zeller (Schmid, Encyklopädie[2] X, 633 ff.).
Wilkens, Chr. H. Zeller (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I. 1876/77, 385 ff.).
Oberlin: Bodemann, Joh. Fr. Oberlin[3]. Stuttgart 1879 (224 S. nebst Oberlins Porträt).
Bodemann, Luise Scheppler, Oberlins gottselige Dienstmagd[7]. Hamburg 1879 (48 S.).
Burckhardt, Joh. Fr. Oberlins vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften. Stuttgart 1843, 4 Bde.
Hackenschmidt, Luise Scheppler, die fromme und getreue Magd. Hamburg 1873 (24 S.).
— Oberlin, Joh. Fr. (PRE.[2] X, 675 ff.).
Krummacher, J. Fr. Oberlin (Piper, Zeugen IV, 717 ff.).
Schäfer, Oberlin (Schäfer, Ev. Volkslexikon 556 f.).
Zöpffel, Oberlin (ADB. XX, 99 ff.).
Hauge: Michelsen, Der Haugianismus in Norwegen (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 405 ff.).
Michelsen, Hans Nielsen Hauge, der Laienprediger (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 193 ff.).
Odland, Hauge (PRE.[3] VII, 478 ff.).
Schäfer, Hauge (Schäfer, Ev. Volkslexikon 306).
Michael Hahn: Kolb, Hahn, M. (PRE.[3] VII, 343 ff.).
Palmer, Gemeinschaften und Sekten Württembergs 78 ff.
Schott, Hahn (ADB. X, 364 ff.).
Falk: Falk, Rosalie, Joh. Falk, Erinnerungsblätter. Weimar 1868 (IV u. 142 S.).
Metzler, Johannes Falk. Hannover 1882 (31 S.).
[Oldenberg], Das Leben des Johannes Falk[2] (Lebensbilder aus der Geschichte der Inneren Mission VII). Hamburg 1892. (108 S.)
Schultze, Geheimes Tagebuch von Johannes Falk, oder mein Leben vor Gott. Halle 1898 u. 1900 (2 Teile).
Franck, J., Falk (ADB. VI, 549 ff.).
König, Falk und Falksches Institut in Weimar (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 155 ff.).
Moller, Falk (Schmid, Encyklopädie[2] II, 393 ff.).
Schäfer, Falk (PRE.[3] V, 735 ff.).
— Falk (Schäfer, Ev. Volkslexikon 208).
v. Kottwitz: Jacobi, Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz. Halle 1882 (56 S.).
Baur, Baron v. Kottwitz (Neue Christoterpe. Bremen 1883, 203 ff.).

Baur, v. Kottwitz (ADB. XVI, 765 ff.).
Schäfer, Kottwitz (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 415 f.).
Witte, Das Leben Tholucks I, 125 ff..
Graf v. d. Recke: Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin Mathilde v. d. Recke-Vollmerstein, geb. Gräfin v. Pfeil und Klein-Ellguth. Breslau 1873 (IV u. 284 S.).
Imhäusser, v. d. Recke (ADB. XXVII, 500 ff.).
Schäfer, Graf v. d. Recke (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 620).
Schöpff, K., Graf Adalbert v. d. Recke (Fl Bl. 1891, 259 ff.).
Ein geheiligtes Liebesleben (Bausteine XII, 1880, 17 ff.).
Howard: Fick, John Howard (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 137 ff.).
Schäfer, Howard (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 325 ff.).
Hanna More: Kayser, Das Leben des William Wilberforce (Lebensbilder aus der Geschichte der Inneren Mission IX). Hamburg 1856 (VIII u. 178 S.).
Uhden, Leben des William Wilberforce, bevorwortet von Neander. Berlin 1840 (XII u. 364 S.).
Hanna More, ein christliches Lebensbild nach Roberts und Thompson. Stuttgart 1847 (IV u. 362 S. nebst Porträt).
Elisabeth Fry: Bunsen, Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands. Hamburg 1842 (II u. 83 S.).
Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry³. Hamburg 1858, 2 Bde.
Lehmann, Elisabeth Fry (PRE.³ VI, 308 ff.).
Merz, Elisabeth Fry (Piper, Zeugen IV, 759 ff.).
Schäfer, Elisabeth Fry (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 241).
Chalmers: Gerlach, Die kirchliche Armenpflege, nach dem Englischen des Th. Chalmers. Berlin 1847 (XXIV u. 245 S.).
Köstlin, Chalmers, Thomas (PRE.³ III, 777 ff.).
Lippert, Chalmers, Th. (Handwörterbuch der Staatswissenschaften III, 14).
Wurster, Chalmers (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 149).
Nasmith: Kayser, David Nasmith, der Arbeiter für Stadtmission ꝛc. (Lebensbilder aus der Geschichte der Inneren Mission V.) Hamburg 1853 (IV u. 192 S.).

Zweites Kapitel: **Schöpferisches Wirken.**

§ 23—25: Dalton, Die Bedeutung der Inneren Mission für Kirche und Volkstum in den letzten fünfzig Jahren (Fliegende Blätter 1899, 49 ff.).
Dorner, Ein Blick in die Arbeit der Inneren Mission in den letzten dreißig Jahren (Kongreß Magdeburg 1878, 8 ff.).
Reimpell, Zur Vorgeschichte der Inneren Mission in Deutschland II [1825—43] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 49 ff.).
— Aus der Anfangszeit der Inneren Mission in Deutschland [1843—48] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 197 ff., 231 ff., 294 ff.).
— Die Bedeutung des ersten Wittenberger Kirchentages für die Geschichte der Inneren Mission [1848] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 137 ff., 177 ff.).
— Die Antwort der Kirche auf den Ruf zur Inneren Mission [1848—56] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 89 ff., 193 ff., 242 ff., 282 ff.).
— Die Innere Mission der Gegenwart [1857—90; in seinen ersten Teilen hierher gehörig] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 323 ff., 358 ff., 404 ff.).
Schäfer, Ein halbes Jahrhundert Innere Mission [1848—98; zur Hälfte hierher gehörig] (Schäfer, Monatsschrift für J. M. XVIII, 1898, 313 ff.).
Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit III, 387 ff.
Wurster, Fünfzig Jahre Innere Mission in Deutschland [1848—98; zur Hälfte hierher gehörig] (Schäfer, Monatsschrift für J. M. XVIII, 1898, 177 ff).
Wichern: Krummacher, Joh. Hinr. Wichern, ein Lebensbild aus der Gegenwart. Gotha 1882 (VI u. 161 S.).

Löwe, Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Joh. Wilh. Rautenberg, Pastoren zu St. Georg in Hamburg (Lebensbilder aus der Geschichte der Inneren Mission XV), Hamburg, o. J. (XII u. 282 S.).
Oldenberg, J. Hinr. Wichern, sein Leben u. Wirken. Hamburg 1882—87 (2 Bde.).
D. Joh. Hinr. Wicherns Gesammelte Schriften. Bd. I u. II herausgegeben von D. J. Wichern, Bd. III von Mahling, Hamburg 1901 ff.
Wichern, J., Das Rauhe Haus. Hamburg 1883 (X u. 319 S.).
Baur, Rauhes Haus (Schmid, Encyklopädie[2] VI, 636 ff.).
— Kirchentag (PRE.[3] X, 476 ff.).
Hennig, Rauhes Haus (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 617 ff.).
Hesekiel, Wichern (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 815 f.).
Lippert, Wichern (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VII, 800 ff.).
Mahling, Thesen über die Frage: Ist das Ziel, welches Wichern der Volkskirche steckte, erreicht? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 221 ff.).
Reimpell, Begriff und Wesen der Inneren Mission im Sinne Wicherns. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 443 ff.).
von Rhoden, Wichern als Volkserzieher (Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik VIII.
Sander, Wichern (ADB. XXXXII, 775 ff.).
Schäfer, Inwieweit sind Wicherns Gedanken über Innere Mission im Laufe ihrer bisherigen Entwicklung verwirklicht? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 489 ff.).
— Joh. Hinr. Wichern (PRE.[2] XVII, 40 ff.).
— Wichern, Joh. (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 816 f.).
Wichern, Gutachten, die Diakonie und den Diakonat betreffend (Aktenstücke des Evangel. Oberkirchenrats, Berlin 1856 III, 2, 127 ff.; abgedr. in Wichern, Gesammelte Schriften III, 821 ff.).
Fliedner: Fliedner, G., Th. Fliedner, durch Gottes Gnade Erneuerer des evangelischen Diakonissenamtes in der evang. Kirche. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens[3]. Kaiserswerth 1892 (VIII u. 144 S.).
Schäfer, Theodor Fliedner, ein Charakterbild. Kaiserswerth a. Rh. [1900] (74 S.).
Schreiber, Th. Fliedners Lebenswerk, Gedenkblätter zur Hundertjahrfeier seines Geburtstages. Kaiserswerth a. Rh. (IV u. 90 S.).
— Festbericht über die Feier des hundertjährigen Geburtstages des Diakonissenvaters. Kaiserswerth a. Rh. (47 S.).
Anthes, Ansprache bei der Fliednerfeier (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 49 ff.).
Bezzel, Über Fliedner und das Diakonissenwerk (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 174 ff.).
Fliedner, Th., Gutachten, die Diakonie und den Diakonat betreffend (Aktenstücke des Evang. Oberkirchenrats. Berlin 1856 III, 2, 108 ff.).
Fliedner, G., Dr. G. H. Th. Fliedner (Allg. deutsche Biographie VII, 119 ff.).
— Fliedner (PRE.[3] VI, 108 ff.).
— Fliedner (ADB. VII, 119 ff.).
Lindner, Fliedner und Wichern (Fliegende Blätter 1900, 5 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 82 ff.
— Das Bild Fliedners im Werk der Diakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 53 ff.).
— Bibliographisches zu Fliedner (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 421 ff.).
— Fliedner (Schäfer, Evang. Volkslexikon 216 ff.).
Löhe: [Deinzer,] Wilhelm Löhes Leben. Gütersloh 1873—1892, 3 Bde.
Deinzer, Wilhelm Löhes Leben und Wirken auf dem Gebiete der Inneren Mission und Diakonie. Nürnberg 1888 (11 S.).
Kraus, Friedrich Meyer, Pfarrer und Rektor der Diakonissen in Neuendettelsau. Gütersloh 1895 (IV u. 350 S. u. Porträt).
Löhe, Lebenslauf einer heiligen Magd Gottes aus dem Pfarrstande[2]. Nürnberg 1867 (51 S.).

Wilhelm Löhe. Der Jugend als Vorbild dargestellt von einer seiner Schülerinnen. Basel o. J. (48 S.).
Bauer, Vater Löhes Ehrengedächtnis (Kirchl. Mitteilungen aus, über und für Nordamerika 1872, Nr. 2 u. 3; separat gedr. Nürnberg 1872 (19 S.).
Frank, Löhe, Wichern, Fliedner (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 126 ff.).
Schäfer, Erinnerungen an Löhe (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 265 ff.).
— Weibliche Diakonie² I, 138 ff.
— Löhe (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 463 f.).
Stählin-Hauck, Löhe (PRE.³ XI, 576 ff.) [abgedruckt in: Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 136 ff.].
Goßner: Dalton, Joh. Goßner². Berlin 1878 (XIV u. 481 S. nebst Porträt).
Hollenberg, Goßner, Joh. Ev. (PRE.³ VI, 770 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie² I, 111 ff.).
— Goßner (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 286).
Schott, Goßner (ADB. IX, 407 ff.).
Wilkens, Joh. Goßner (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 241 ff.).
Amalie Sieveking: v. Cölln, Amalie Sieveking und die freiwillige Armenpflege. Breslau 1868 (64 S.).
[E. Poel], bevorwortet von Wichern, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking². Hamburg 1860 (XVIII u. 512 S. nebst Porträt).
Bertheau, Sieveking, Amalie (PRE.² XIV, 223 ff.).
— Sieveking, Amalie (ADB. XXXIV, 217 ff.).
Lindner, Amalie Sieveking, ihr Werden und Wirken (Flieg. Blätt. 1894, 241 ff.).
Rauke, Amalie Sieveking (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 49 ff.).
Schäfer, Sieveking, Amalie (Schäfer, Evang. Volkslexikon 679).
Barth: Kopp, Barths Leben und Wirken. Calw u. Stuttgart 1886 (304 S.).
Weitbrecht, Barth nach seinem Leben und Wirken. Stuttgart 1875 (131 S.).
Werner, Barth nach seinem Leben u. Wirken gezeichnet. Calw 1865—69, 3 Bde.
Ein Kinderfreund. Barth in seiner Stellung zur Kinder-Rettungsanstalt Stammheim. Calw 1865 (IV u. 192 S.).
Gundert, Barth (PRE.³ II, 418 ff.).
Palmer, Barth (ADB. II, 94 f.).
Schäfer, Barth (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 83).
Friedrich Wilhelm IV.: Ranke, Friedrich d. Gr., Friedrich Wilhelm IV. Leipzig 1878 (VIII u. 170 S.) [abgedruckt aus: ADB. VII, 729 ff.].
Richter, König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der ev. Kirche. Berlin 1861 (VIII u. 112 S.).
Cremer, Friedrich Wilhelm IV. (Schäfer, Ev. Volkslexikon 239 f.).
Niemann, Friedrich Wilhelm IV. und die Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 353 ff.).
Huber: Elvers, V. A. Huber, sein Werden und Wirken. Bremen 1872 u. 1874, 2 Bde.
Munding, V. A. Hubers ausgewählte Schriften über Sozialreform und Genossenschaftswesen, in freier Bearbeitung. Berlin [1894] (CXVIII u. 1204 S. u. 3 Porträts).
Elvers, Huber (ADB. XIII, 249 ff.).
Lippert, Huber (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² IV, 1230 ff.).
Schäfer, Huber (PRE.³ VIII, 412 ff.).
— Huber (Schäfer, Ev. Volkslexikon 326 f.).
Gobat: de le Roi, Bischof Alexander. Gütersloh 1897 (nebst Lit. über das Bistum) (VIII u. 230 S.).
[Hoppe], Geschichte der deutschen evangelischen Kirche und Mission im heiligen Lande. Gütersloh 1898 (VIII u. 158 S.).
Schneller, L., Vater Schneller. Leipzig 1898 (VIII u. 199 S.).
[Thiersch], Samuel Gobat, ev. Bischof von Jerusalem. Basel 1884 (VIII u. 550 S.).

Baarts, Evangelische Mission im heiligen Lande (Warneck, Allg. Missionszeitschrift XI, 1884, 433 ff.).
Schäfer, Gobat (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 284 f.).
— Gobat (PRE.[3] VI, 738 ff.).
Kapff: Kapff, K., Lebensbild von Sixt Karl v. Kapff. Stuttgart 1881, 2 Bde.
Burk, Kapff (PRE.[3] X, 30 ff.).
Lauxmann, Prälat Kapff (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 145 ff.).
Schäfer, Kapff (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 364).
Frau Jolberg: Brandt, Mutter Jolberg. Nonnenweier 1871, 2 Bde. u. Porträt.
Brandt, C. Dan. Just. Rein, Pfarrer zu Nonnenweier[2]. Gotha 1867 (IV u. 139 S.).
Cuno, Regine Julie Jolberg. Nonnenweier o. J. (23 S.).
Imortellen, Gedanken und Aussprüche von Mutter Jolberg. Nonnenweier 1873 (VI u. 69 S. nebst Bild der Ruhestätte).
Perthes: Perthes, O., Clemens Theodor Perthes (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 277 ff.).
Schäfer, Perthes (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 585 f.).
Beckwith: Müller, P., John Ch. Beckwith und die piemontesischen Waldenser (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 225 ff.).
Schäfer, Beckwith (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 95 f.).
Reinthaler: Reinthaler, P., Karl Reinthaler. Hamburg 1897 (VIII u. 123 S.).
Reinthaler, P., Gedächtnisrede auf K. Reinthaler (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 489 ff.).
Schäfer, Reinthaler (Schäfer, Evang. Volkslexikon 627 f.).
Härter: Hackenschmidt (Vater), Bilder aus dem Leben von Franz H. Härter. Straßburg 1888 (67 S.).
Reichard, Franz Härter, ein Lebensbild a. d. Elsaß. Straßburg 1897 (135 S.).
Hackenschmidt, Härter (PRE.[3] VII, 321 ff.).
Reichard, M., Franz Härter (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 13 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 117 ff.
— Härter (Schäfer, Evang. Volkslexikon 291 f.).
Schultz: Bartusch, Ferd. Schultz (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 225 ff.). — Dazu Nachtrag von Wangemann (II, 1877/78, 232 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 128 ff.).
— Schultz (Schäfer, Evang. Volkslexikon 657 f.).
Heldring: Beets, Zum Gedächtnis an O. G. Heldring. A. d. Holländ. Hamburg 1876 (17 S.).
[L. Heldring], bevorw. von Baur. A. d. Holl. von Müller, O. G. Heldring, sein Leben u. seine Arbeit. Gütersloh 1882 (XVI u. 416 S. nebst Porträt).
Müller, R., Erinnerungen an O. G. Heldring (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 433 ff.).
Schäfer, Heldring (PRE.[3] VII, 613 ff.).
— Heldring (Schäfer, Evang. Volkslexikon 321 f.).
Petri: Freytag, Zu Petris Gedächtnis. Hannover 1873 (80 S.).
Petri, E., D. L. Ad. Petri, ein Lebensbild. Hannover 1888 u. 1896 (2 Bde.).
— Petri, L. A. (PRE.[2] XVIII, 450 ff.).
Schäfer, Petri (Schäfer, Evang. Volkslexikon 587 f.).
Guthrie: König, Thomas Guthrie, der Vater der Lumpenschulen. Leipzig 1874 (48 S.).
Fick, Thomas Guthrie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 3 ff.).
Lehmann, Guthrie (PRE.[3] VII, 266 ff.).
Schäfer, Guthrie (Schäfer, Evang. Volkslexikon 289 f.).
Härem: Michelsen, Peter Härem (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 289 ff.).
Bost: John Bost und die Anstalten von Laforce (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 41 ff.).

Dalton, Ferienreise. Bremen 1886, 195 ff.
Guizot de Witt, Die John Bostschen Anstalten in Laforce (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 327 ff.).

Drittes Kapitel: **Methodischer Ausbau.**

§ 26—28: Hase, Die Innere Mission und die Zeichen der Zeit. Leipzig 1877 (20 S.).
Lauxmann, Die Innere Mission in der Gegenwart. Karlsruhe 1886 (22 S.).
Weber, Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Gütersloh 1895 (VIII u. 487 S.).
Lauxmann, Die Innere Mission unserer Zeit [1885] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 433 ff.).
Schäfer, Zur Charakteristik der Inneren Mission in der Gegenwart [1891] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 265 ff.).
Mez: Kober, Karl Mez, ein Vorkämpfer für christl. Sozialismus. Basel o. J. (XII u. 252 S. nebst Porträt.).
König, Karl Mez, der Vater der Arbeiter (Frommel, Pfaff, Sammlung von Vorträgen V, 3). Heidelberg 1881.
Kähler, Fabrik in ihrem Einfluß auf die Sittlichkeit und auf die soziale Frage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 204 ff.).
Ledderhose, Mez (ADB. XXI, 664 ff.).
Schäfer, Mez (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 494 f.).
Fröhlich: Schäfer, Weibliche Diakonie² I, 148 ff.
Schäfer, Fröhlich (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 240 f.).
Wolff, Zum Gedächtnis Pastor Fröhlichs (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 1 ff.)
Bastian: Schäfer, Bastian (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 83 f.).
Schwarzkopff, Karl Bastian (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 193 ff.).
Mühlhäußer: Reinmuth, K. A. Mühlhäußer, ein Bild seines Lebens und Wirkens (Zeitfragen des christl. Volkslebens VIII, 2 u. 3). Heilbronn 1883 (95 S.).
Ledderhose, Mühlhäußer (ADB. XXII, 476 ff.).
Schäfer, Mühlhäußer (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 529).
Schmidt, H., Zum Gedächtnis von Karl Mühlhäußer (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 276 ff.).
A. H. Werner: A. H. Werner, Der Kinderheilanstaltsvater. Ludwigsburg 1884 (26 S.).
Lauxmann, Dr. A. H. Werner (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 137 ff.).
Schäfer, Jahrbuch der Krüppelfürsorge II, 1901, 1 ff. nebst Porträt.
Schott, Werner, A. H. (ADB. XXXXII, 42 ff.).
Gustav Werner: Wurster, Gustav Werners Leben und Wirken. Reutlingen 1888 (VIII u. 463 S. nebst Porträt).
Schäfer, Werner (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 810 f.).
Schott, Werner, G. (ADB. XXXXII, 50 ff.).
Knudsen: Dalhoff, Pastor Hans Knudsen (Schäfer, Jahrbuch der Krüppelfürsorge I², Hamburg 1900, 14 ff. mit Porträt).
Jahn: Fritz Jahn, Kurze Geschichte der Züllchower Anstalten. Stettin 1892 (52 S.)
Franz Jahn, Bilder aus dem kirchlichen Leben und der christlichen Liebestätigkeit in Pommern II, 1. Stettin 1896 (42 S.).
Schäfer, Jahn (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 337 f.).
Rinck: Cuntz, C. W. Th. Rinck². Herborn 1891 (IV u. 245 S. mit Porträt).
Schäfer, Rinck (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 553 f.)
Schlosser: Kraus, G. Schlosser, Vorträge. Gütersloh 1891 (IV u. 432 S.).
Kraus, Gustav Schlosser (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XVII 2/3). Stuttgart 1892 (120 S.).
Schäfer, Schlosser (Schä er, Evangel. Volkslexikon 652 f.)

Borchard: Schäfer, Borchard (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 137 f.).
Lebensbeschreibung von seiner Gattin. (Jahrbuch der Diasporakonferenz 1891, 17 ff.).
Disselhoff: Disselhoff, D., Disselhoff, J. (PRE.[3] IV, 710 ff.).
Schäfer, Disselhoff (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 174 f.).
Kaiserswerther Kalender von 1899.
Baur: Nelle, Zur Erinnerung an D. W. Baur (Flieg. Blätt. 1897, 245 ff.).
Schäfer, Baur (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 89 f.).
Deinzer: M. Deinzer, Johannes Deinzer (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 147 ff.).
Schäfer, Deinzer (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 163).
Müller: Claus, Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol, nach den besten Quellen dargestellt[4]. Basel 1891 (VIII u. 298 nebst Bildern der Waisenhäuser).
Fischer, Georg Müller. Ein Blick in die Welt des Glaubens und des Gebets. Herborn 1892 (50 S.).
Polenz, Georg Müller, ein Hallischer Student und der englische August Hermann Francke. Halle 1865 (VIII u. 108 S.).
Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol, seinen eigenen Berichten entnommen[2]. Basel o. J. (VIII u. 446 S.).
Schäfer, Müller (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 530 f.).
Seiler, George Müller in Bristol (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 385 ff.).
Georg Müller in Bristol (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 137 ff.).
Kobelt: Karig, K. U. Kobelt (Flieg. Blätt. 1899, 327 ff.).
Schäfer, Kobelt (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 390 f.).
Zur Erinnerung an Pastor Kobelt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 225 ff.).
Krummacher: Klug, Karl Krummacher, sein Leben und Wirken. Elberfeld 1902 (VI u. 255 S. nebst Porträt).
Schäfer, Krummacher (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 425).
Beck: Beck, Erindringer fra mit Liv[3]. Kopenhagen 1901 (205 S.).
Jessen, Die Hauptströmungen des religiösen Lebens der Jetztzeit in Dänemark. Gütersloh 1895 (176 S.).
— W. Beck (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 221 ff.).
Pentzlin, W. Beck (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXII, 1902, 449 ff.).
Schäfer, Beck (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 95).
Uhlhorn: Uhlhorn, Fr., Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum, ein Lebensbild mit Bildnis. Stuttgart 1903 (VIII u. 322 S.).
Bückmann, D. Dr. Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum (Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung 1902, 29 ff.).
Schäfer, Uhlhorn (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 770 f.)
Strecker, Abt D. Dr. Uhlhorns Tätigkeit in der Inneren Mission (Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung 1902, 132 ff.).

Zweiter Hauptteil.

Bestand der Inneren Mission.

Erster Abschnitt.

Arbeit der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: Ausbreitung des Evangeliums.

§ 29. **Evangelisation:** Arenfeld, Ist die Ausbreitung des Evangeliums unter unsern römischen Brüdern zeitgemäß und wie hat sie zu geschehen? Godesberg 1901 (32 S.).

Bornhak, Was sagt Wichern über die Evangelisation? Hamburg 1900 (VIII u. 67 S.).
Cörper, Fünfzig Jahre der Evangel. Gesellschaft für Deutschland in Elberfeld-Barmen. Elberfeld [1898] (IV u. 223 S.).
Erdmann, Arbeiten und Erfahrungen einer 25jährigen Tätigkeit in der J. M. (Evangel. Gesellschaft für Deutschland). Elberfeld 1873 (432 S.).
— (Pastor in Graudenz), Wie stellen wir Pfarrer uns zu der gegenwärtigen Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung? Danzig 1901 (32 S.).
Charles G. Finneys Leben und Wirken, nach seiner Selbstbiographie frei bearbeitet von A. H. F. Mit Vorwort von Christlieb. Basel 1880 (VIII u. 330 S.).
Hahn, Über geistliche Erweckungen. Aus Finneys Reden nebst einem kurzen Abriß seines Lebens. Basel 1885 (VIII u. 159 S.).
Hardeland, Evangelisationsfragen in lutherischem Sinne erwogen. Leipzig 1899 (IV u. 184 S.).
v. Hertzberg, Ein Wort wider die Evangelisation. Frankfurt a. O. 1898 (15 S.).
Kalb, Gemeinschaftspflege und Evangelisation in geschichtlicher Beleuchtung (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXVI, 2). Stuttgart 1901 (63 S.).
Märker, Die Evangelisation (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXI, 6). Stuttgart 1896 (43 S.).
Müller, Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. Leipzig 1895 (VI u. 110 S.).
Orelli, Ziel und Wege der Evangelisation in der Gegenwart. Elberfeld 1883 (20 S.)
Schneider, Evangelisation und Gemeinschaftspflege (Separatabdruck aus dem theolog. Jahrbuch pro 1898). Gütersloh 1898 (II u. 31 S.).
Smith, Henry Drummond, übersetzt von Groschke, mit Vorwort von Vetter. Berlin 1900 (X u. 509 S.).
Todt, Die Ursachen der Unkirchlichkeit und ihre Abhilfe (Zeitfragen des christlichen Volkslebens VIII, 6) Stuttgart 1883 (79 S.).
Wacker, Die Laienpredigt und der Pietismus in der lutherischen Kirche. Gütersloh 1889 (75 S.).
Bang, Die Laienpredigt und das kirchliche Bekenntnis (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 513 ff.).
Baun, Die evangel. Predigerschule in Basel (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 313 ff.).
Behm, Geschichte der Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 239 ff.).
Bunke, Kirchliche Evangelisation (Flieg. Blätter 1899, 219 ff.).
Burk, Die Evangelisation in ihrem Verhältnis zum ordentlichen Predigtamt (Evangel. Kirchenblatt für Württemberg 1896, 217 ff.).
Christlieb und Pfleiderer, Die Evangelistenschule „Johanneum" zu Bonn (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 341 ff.).
Greig, Evangelische Volksmission (Mac All) (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 248 ff.).
Hickmann, Über die Evangelisationsfrage (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 43 ff.).
Kawerau, Über Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 305 ff.).
Knottnerus, Die Evangelisation unter Protestanten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 480 ff.).
Lehmann, Zur Laienseelsorge (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 153 ff.).
Madsen, Über Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 509 ff.).
Nehmiz, Die kirchlichen Bahnen für die Evangelisationsbewegung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 118 ff.).
Penzlin, Laienpredigt und Evangelistenamt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 448 ff.).

Kahlenbeck, Evangelisation in einem großstädtischen Synodalbezirk (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 464 ff.).
— Evangelisation (PRE.[3] V, 661 ff.).
Schäfer, Evangelisation (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 202 ff.).
— Laienarbeit und Laienpredigt (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 432 ff.)
Seiffert, Über Evangelisation (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 421 ff.).
Sell, Die christliche Laientätigkeit im Reiche Gottes, ihre Notwendigkeit und ihre Schranken (Kongreß Kassel 1888, 204 ff.).
Treplin, Die Laienpredigt innerhalb der evangel. Kirche Deutschlands (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 28 ff. Nachtrag dazu 164 ff.).
Wohlenberg, Die Wortverkündigung im apostol. Zeitalter mit Beziehung auf die sogenannte Laienpredigt unserer Zeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 3 ff.).
Wurster, Evangelisation und Innere Mission (Kongreß Straßburg 1899, 204 ff.).
Zeuthen, Über Laienpredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 59 ff.).
— Die christliche Laienwirksamkeit im südlichen Seeland in den Jahren 1866 bis 1886 (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 20 ff.).
Denkschrift des evangelischen Oberkirchenrats in Berlin betr. Evangelisation (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 516 ff.).
Großherz. Oberkons. in Darmstadt, Die Bestrebungen der Evangelisation und die Stellung der evangelischen Kirche zu denselben (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 112 ff.).
Statistik der Inneren Mission S. 154 (Evangelisationsversammlungen).
Zur Gemeinschaftspflege und Evangelisation (Bausteine 1899, 17 ff.).
§ 30. Bibelsache: Bähnisch, Ist eine Schulbibel notwendig und wie muß sie beschaffen sein? (Zeitfragen des christl. Volkslebens XVII, 6). Stuttgart 1892 (36 S.).
Bertram, Geschichte der Cansteinischen Bibelanstalt in Halle. Halle 1863 (IV u. 88 S.).
Grimm, Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung. Jena 1884 (VIII u. 86 S.).
Palmer-Davies, Die Bibel und deren Verbreitung. Berlin 1875 (23 S.).
Rathmann, Zur Beurteilung der Probebibel (Zeitfragen des christl. Volkslebens XI, 2). Stuttgart 1886 (59 S.).
Schott, Dr. Martin Luther und die deutsche Bibel[3]. Stuttgart 1883 (48 S.).
Thilo, Geschichte der Preußischen Hauptbibelgesellschaft in ihrem ersten Halbjahrhundert, 1814—1864. Berlin 1864 (XII u. 356 S.).
Bibelblätter, herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel 1853 ff.
Behrmann, Die Lutherbibel u. das deutsche Volk (Kongreß Eisenach 1901, 63 ff.).
Breest, Bibelgesellschaften (PRE.[3] II, 691).
Fritzsche-Nestle, Deutsche Bibelübersetzungen (PRE.[3] III, 59 ff.).
Hölscher, Bibelwerke (PRE.[3] III, 179 ff.).
Hoffmann, Über den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus (Kirchentag Frankfurt 1854, 15 ff.).
Lechler, Bibel (Schmid, Encyklopädie[2] I, 654 ff.).
Rietschel, Bibellesen und Bibelverbot (PRE.[3] II, 700 ff.).
Rudert, Was läßt sich tun, um das Bibellesen in unseren Gemeinden zu fördern? (Bausteine 1901, 50 ff.).
Schweickhardt und Schröder, Die Mittel und Wege zu einer ausgebreiteteren Tätigkeit der deutschen Bibelgesellschaften, u.: Der gegenwärtige Stand der Halleschen Bibel-Revision (Kongreß Stuttgart 1879, 106 ff.).
Wohlenberg, Bibel und Bibelsache (Schäfer, Ev. Volkslexikon 113 ff., 119 ff.).
Statistik der Bibelverbreitung in Deutschland vom Jahre 1885—90 (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 304 ff.).
§ 31. Traktat-, Schriften- und Zeitschriftensache. Beck, Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriß ihrer Geschichte (Zimmers Handbibl. der Prakt. Theologie X, Abt. c). Gotha 1891 (X u. 291 S.).

[Bodemann], Die Verbreitung christlicher Schriften. Hamburg 1868 (94 S.).
Dennert, Die Aufgaben der christlichen Literatur (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XX, 5). Stuttgart 1895 (39 S.).
Gerhardt, Die Zeitschriftenverbreitung in der evangelischen Einzelgemeinde. Berlin 1895 (48 S.).
Kayser, Die Versorgung der Gemeinde mit den Erzeugnissen der christlichen Presse (Kongreß Nürnberg 1890, 112 ff.).
Lobeck, Die Sorge für das Volksschriftenwesen. Leipzig 1877 (VI u. 53 S.).
Löwe, Kritische Musterung der Traktate deutsch-evangelischer Gesellschaften. Hamburg 1852 (VIII u. 115 S.).
Mühlhäußer, Christentum und Presse (Zeitfragen des christlichen Volkslebens I, 1). Stuttgart 1876 (40 S.).
[Schnell], Erfahrungen auf dem Traktatgebiete[2]. Basel 1879 (24 S.).
— Die fünfzig ersten Jahre des Vereins zur Verbreitung christl. Schriften in Basel. Basel 1884 (34 S.).
Stähelin, Das Traktatwesen[2]. Basel 1873 (32 S.).
Swierczewski, Evangelische Preßbestrebungen und Hoffnungen im Jahre 1901[2] [durch den Verf.] (48 S.).
Walther, Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIII, 7/8) Stuttgart 1888 (93 S.).
Crome, Wie erreichen wir das eigentliche Volk mit gutem Lesestoff? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 35 ff.).
Dietrich, Grundsätze des Vereins zur Verbreitung christlicher Zeitschriften in Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 263 ff.).
Gerlach, Kritische Übersicht der deutschen Volkskalender für das Jahr 1878 (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 158 ff. u. 380 f.).
— Verlagsanstalten zur Herausgabe christlicher Schriften in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift f. Diakonie u. Innere Mission III, 1878/79, 385 ff.).
Hülle, Presse, christliche und unchristliche (Schäfer, Ev. Volkslexikon 599 ff.).
Krummacher, Über die christliche Presse (Kongreß Dresden 1875, 114 ff.).
Mau, Erfahrungen aus der Arbeit der Verbreitung christlicher Schriften (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 441 ff.).
Neukamp, Zeitungen, Zeitungswesen, Zeitungsanzeigen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VII, 927 ff.).
Niemann, Synodal-Preßkommissionen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 517 ff.).
Petran, Erbauungsbücher (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 189 ff.)
Schäfer, Traktatgesellschaften (PRE.[2] XV, 791 ff.).
Strehle, Welche Aufgaben stellt die Gegenwart an die christliche Presse? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 68 ff.).
Tiesmeyer, Orientierende Übersicht über die Kinderzeitungen (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 529 ff.).
Weidauer, Kalender (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 362 ff.).
Der Zeitschriftenverein in Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 345 ff.).
S. R., Die Gartenlaube (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 481 ff.).

§ 32. Volksbibliothek (vergl. § 31). Cludius, die evangelische Volks- und Schülerbibliothek. Berlin 1901 (VIII u. 184 S.).
Froehner, Verzeichnis empfehlenswerter Schriften für Volks- und Jugendbibliotheken[3]. Berlin 1900 (IV u. 84 S.).
Höpfner, Praktischer Wegweiser durch die christliche Volksliteratur[2]. Bonn 1873 (X u. 344 S.).
Merget und Berthold, Geschichte der deutschen Jugendliteratur[3]. Berlin 1882 (XII u. 300 S.).
Schaubach, Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. Hamburg 1863 (VIII u. 216 S.).
Schlosser, Christlicher Bücherschatz. Frankfurt a. M. 1879 ff.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 290 ff.

Bachmann, Wilh. Redenbecher (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 225 ff.).
— Volksschriftsteller, christliche (Schäfer, Ev. Volkslexikon 799 ff.).
Barthel und Röpe, Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit.[9] Gütersloh 1879, 454 ff.
Dziatzko, Bibliotheken (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] II, 792 ff.).
Kühner u. Schott, Jugendlektüre, Jugendliteratur (Schmid, Encykl.[2] III, 859 ff.).
Noltenius, Die Volksbibliotheken der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 11 ff.).
— Die Volksbibliotheken der Inneren Mission und ihre Organisation (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 448 ff.).
Radlach, Bibliothekswesen, kirchliches (II. Volksbibl.) (PRE.[3] III, 187 ff.)
Schäfer, Fr., Christliche Volksschriftsteller (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 89 ff., VII, 1887, 89 ff.).
Schäfer, Th., Bibliothek (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 122 ff.).
§ 33. Kolportage (vergl. § 31 u. 32). Bodemann, Die Verbreitung christlicher Schriften, insonderheit die christl. Kolportage. Gotha 1868 (116 S.).
Burmeister, Der Buchhändler und die Innere Mission. Leipzig 1895 (16 S.).
Dehn, Moderne Kolportageliteratur (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIX, 1) Stuttgart 1894 (35 S.).
Koch, Die Schundliteratur, ihre Verderblichkeit und ihre Bekämpfung. Berlin 1900 (32 S.).
Müller, Forderungen an den Verein für Massenverbreitung guter Schriften. Berlin [1890] (24 S.).
— Die Notwendigkeit der Verbreitung christl. Volksschriften. Berlin [1890] (20 S.).
— Die Aufgabe der evangelischen Kirche im Kampfe gegen die verderbliche Volksliteratur. Berlin [1890] (44 S.).
— Die Pflichten der Inneren Mission gegenüber dem verderblichen Volksschriftenwesen. Berlin 1891 (24 S.).
Preuß, Der völlige Mißerfolg des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften. Berlin o. J. (19 S.).
Rühle, Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung von seiten des Lehrers. Großenhain o. J. (30 S.).
Schöner, Die christliche Volksliteratur und ihre Verbreitung (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie XI—XIV Abt. 19). Gotha 1891 (VI u. 166 S.).
Meyer, Kolportage (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] III, 67 ff.).
Provinzialausschuß für Innere Mission in der Provinz Brandenburg, Grundsätze für Einrichtung und Betrieb von Synodal-Kolportagen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 87 ff.).
Rade, Weltliche und christliche Kolportage (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 433 ff.).
Reiche, Bericht über die Synodalkolportage in der Provinz Brandenburg im Winter 1891 92 (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission XIII, 1893, 339 ff.).
§ 34. Musik. Köstlin, Die Musik als christliche Volksmacht. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens V, 5) Stuttgart 1880 (38 S.).
Schäfer, Agende für die Feste und Feiern der Inneren Mission. 3 Teile. Berlin, 1898.
Zimmer, Die Musik im Dienste des Evangeliums (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie XI—XIV, Abt. 18) Gotha 1890 (IV u. 40 S.).
Baur, Vom deutschen Volksliede, aus dem Gesichtspunkt der Inneren Mission (Flieg. Blätt. 1859, 289 ff.).
Frommel und Köstlin, Gesang und Musik als Hebel des Gemeinde- und christlichen Volkslebens (Kongreß Stuttgart 1879, 128 ff.).
Knipfer, Der Volksgesang und die Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 337 ff.).
Köstlin, Kirchengesangvereine (PRE.[3] X, 367 ff.).
— Kirchenmusik (PRE.[3] X, 443 ff.).
Nelle, Musica sacra, Volksgesang und Innere Mission (Flieg. Blätt. 1900, 401 ff.).
Palmer, Musik (Schmid, Encykl.[2] IV, 1107 ff.)

Palmer, Volkslied (Schmid, Encykl.² X, 11 ff.).
Strecker, Geschichte der Posaunenvereine in der hannoverschen lutherischen Landeskirche in ihren ersten fünfzig Jahren (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 3 ff.).
Tiesmeyer, Die Posaunenchöre Deutschlands (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 347 ff.).
Weimar, Musikpflege, volkstümliche (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 531 ff.).
Anhang: Herrig, Christliche Volksschauspiele (Kongreß Nürnberg 1890, 196 ff.).
Schultze, Passionsspiel (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 581 f.).
§ 35: Bildende Kunst. Bürkner, Kirchenschmuck und Kirchengerät (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie V, Abt. 6) Gotha 1892 (VIII u. 178 S.).
Schäfer, Ratgeber für Anschaffung und Erhaltung von Paramenten. Berlin 1897 (58 S.).
Schöpff, Die Kunst und das Sittliche (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXV, 6) Stuttgart 1900 (43 S.).
Smiles, Georg Moore, ein Kaufmann und ein Menschenfreund. Deutsch von Daniel. Gotha 1882 (IV u. 367 S.).
Die Erziehung des Volkes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft (Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 18) Berlin 1900 (VI u. 109 S.).
Baur, Kunst (Schmid, Encykl.² IV, 132 ff.).
Esche, Der Kampf der Künstler und Schriftsteller gegen die Beschlüsse des Reichstags [betr. Kunst] (Bausteine 1900, 52 ff.).
Haupt, Kunst, volkstümliche, und ihre Pflege (Schäfer, Evang. Volkslexikon 429 ff.).
Kinzel, Die Freiheit der Kunst (Kongreß Eisenach 1901, 221 ff.).
Kögel, Die Kunst in ihrer erziehenden Bedeutung für das Leben des Volkes (Kongreß Breslau 1886, 31 ff.).
Krabbe, Paramentenverein, Pastorat und Diakonie in ihrer gegenwärtigen Dienstleistung (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 455 ff.).
Merz, Bilderbibel und Bibelbilder (Schmid, Encykl.² I, 689 ff.).
Merz-Hölscher, Bilderbibel (PRE.³ III. 211 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie², II, 224 ff.).
— Evangelische Paramentik (Daheim 1898, 250 ff.).
— Pastor und Paramentik (Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung 1897, 1162 ff.).
— Meurer (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 493 f.).
— Moore (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 513 f.).
— Paramentenvereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 572).
— Aus der Geschichte des Niedersächsischen Paramentenvereins (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 13 ff.).
Schultze, Kunst und Kirche (PRE.³ XI. 175 ff.).
Strebel, Bilderbogen, Bilderbuch (Schmid, Encykl.² I, 695 ff.).
Strehle, Georg Moore (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission IV, 1884, 361 ff.).
— Die Kunst im Dienste der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 3 ff.).
Moritz Meurer (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1888, 21 ff.).
Von Bildern und Illustrationen (Flieg. Blätt. 1856, 133 ff., 1857, 131 ff.).

Zweites Kapitel: **Pflege der Gemeinschaft.**

§ 36: Gemeinschaftspflege im allgemeinen. Buhl, Ecclesiola in Ecclesia oder die Gemeinschaftspflege innerhalb der evangelischen Landeskirchen. Basel 1881 (IV u. 60 S.).
Große, Kirchliche Gemeinschaftspflege. Leipzig 1902 (23 S.).
Haarbeck, Christliche Gemeinschaft im Lichte der Schrift². Striegau (16 S.).
Happich, Über die Gemeinschaftsbewegung. Marburg 1898 (28 S.).
Hickmann, Die Aufgaben der Gemeinde an der Pflege der christlichen Erholung und Geselligkeit (Separatabdruck aus den Mitteilungen für Innere Mission 1894 Nr. 38/39) Berlin 1894 (16 S.).

Kalb, Gemeinschaftspflege und Evangelisation in geschichtlicher Beleuchtung (Zeitfragen des christl. Volkslebens XXVI, 2) Stuttgart 1901 (63 S.).
Kiefner, Die öffentlichen Feste des deutschen Volkes (Zeitfragen des christl. Volkslebens XX, 8) Stuttgart 1895 (47 S.).
Kühn, Das christliche Gemeinschaftswesen innerhalb der evangelischen Kirchengemeinde. Innerkirchliche Evangelisation. Nebst einem Literaturanhang. Hagen i. W. (47 S.).
Naumann, Christliche Volkserholungen (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie Bd. XI—XIV, Abt. 16) Gotha 1890 (IV u. 32 S.).
Schneider vergl. Evangelisation (§ 29).
Severing, Die christlichen Versammlungen des Siegerlandes. Haardt bei Siegen 1881 (VIII u. 120 S.).
Streit, Die Pflege der christlichen Gemeinschaft und die Innere Mission (Kleine Bibliothek für Innere Mission XV) Dresden (39 S.).
Hesekiel, Die Pflege der christlichen Gemeinschaft (Flieg. Blätt. 1899, 289 ff.).
— Gemeinschaftspflege in der Gemeinde (Flieg. Blätt. 1901, 321 ff.).
Kluge, Die wichtigsten Erscheinungen christlichen Gemeinschaftslebens in der neueren Kirchengeschichte Dresdens (Bausteine 1902, 89 ff.).
Kühn, Das christliche Gemeinschaftswesen innerhalb der evangelischen Kirchengemeinde (Kongreß Posen 1895. 64 ff.).
Lauxmann, Christliche Volksfeste (Kongreß Stuttgart 1879, 117 ff.).
Niemann, Auf welche Weise kann eine gesunde Gemeinschaftsbewegung in unsern Gemeinden geweckt bezw. gefördert werden? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 64 ff.).
Schäfer, Gemeinschaftspflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 260 ff.)
— Philadelphia (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 590 f.).
Streetz, Die Aufgabe der christlichen Gemeinschaften gegenüber der Kirche und ihrer Inneren Mission (Kongreß Eisenach 1901, 153 ff.).
Strehle, Das christliche Volksfest und seine Pflege (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 449 ff.).
Streit, Die engeren christlichen Gemeinschaften in unsern Kirchengemeinden (Bausteine 1895, 167 ff.).
Ein Tee-Abend des Diakonissenhauses zu Altona (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 313 ff.).
Statistik der Inneren Mission (S. 161 ff., Gemeinschaftspflege).
§ 37: Männervereine. Gilweit, Der christliche Männerkrankenverein zu Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 282 ff.).
Hennig, Männervereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 473 f.).
Tiesmeyer, Die christlichen Männervereine Deutschlands (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 465 ff.).
§ 38: Erholungsstätten, Hospize. Zündel, Pfarrer Johann Christoph Blumhardt.[3] Zürich 1882 (VIII u. 544 S. nebst Porträt).
Reisehandbuch für die christliche Familie. Berlin o. J.
Cremer, Hospize (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 324 f.).
Lindner, Seehospize (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 668).
Roscher, Evangelische Erholungsstätten in den Bergen und an der See (Bausteine 1900, 40 ff.).
Schäfer, Blumhardt (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 129 f.).

Drittes Kapitel: **Erziehung und Unterricht von Kindern.**

§ 39: Krippe. Helm, Die Krippe im Breitenfeld zu Wien. Leipzig 1851 (74 S.).
Mettenheimer, Geschichte der Schweriner Säuglingsbewahranstalt (Krippe in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens. Ludwigslust 1881 (IV u. 91 S.).
Niemeyer, Ärztlicher Ratgeber für Mütter. Stuttgart 1877 (VIII u. 382 S.).
Pfeiffer, Über Pflegekinder und Säuglingskrippen. Wiesbaden 1884 (34 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 23 ff.
Conrad und Raseri, Findelhäuser und Findelanstalten (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] III, 1034 ff.).

Knoke, Zur Vorgeschichte der „Krippen" (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 301 ff.).
Köhler und Groß, Kinderwärterin (Schmid, Encykl.² III, 993 ff.).
— — Kindheit, erste (Schmid, Encykl.² III, 994 ff.).
Loening, Haltekinder [Kost-, Ziehkinder] (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² IV, 963 ff.).
Münsterberg, Die Armenpflege. Berlin 1897, 17 ff.
Pache, Findelhäuser (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 250 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie² II, 2 ff.).
Statistik der Inneren Mission 3 ff.
Anhang zu diesem und den ff. §§: Pagel, Die Jugendfürsorge. Berlin 1900 ff. [Zeitschrift, welche sich mit dem ganzen Gebiet beschäftigt bis zu Jünglingsvereinen rc.].
Jäsrich, Kinderfürsorge (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 371 ff.).
Münsterberg, Kinderfürsorge (Handwörterb. d. Staatswissenschaften² V, 64 ff.).
§ 40: Warteschule (Kleinkinderschule). v. Bissing-Beerberg, Die christliche Kleinkinderschule, ihre Entstehung u. Bedeutung. Leipzig 1872 (VIII u. 86 S.).
[Engelbach], Jubiläumsschrift. Die Oberlinsache, nach ihrer Entstehung, Entwicklung und Hoffnung (24 S.).
Hesekiel, Die Kleinkinderschule in ihrer Bedeutung für die Arbeiterfrage. Magdeburg 1871 (48 S.).
Hübener, Die christliche Kleinkinderschule, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Stand. Gotha 1888 (VI u. 328 S.).
Lehrer, Die christliche Kleinkinderpflege mit bes. Rücksicht auf Württemberg. Stuttgart 1879 (IV u. 86 S. nebst 5 Tafeln Abbildungen).
Ranke, Die Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien. 8. Aufl. Elberfeld 1891 (VIII u. 395 S.).
v. Rehlingen, Die Bewahrschule für kleine Kinder von zwei bis sieben Jahren. Wien 1832 (92 S.).
Zeller, Über Kleinkinderpflege. Basel 1862 (48 S.).
Entwürfe zum Bau von Kleinkinderschulen. Bonn 1876 (4 S. u. V Tafeln).
Über Kleinkinderschulen, deren Nutzen und Einrichtung. Bonn 1875 (28 S.).
Die christliche Kleinkinderschule. Dresden 1893 ff. (in den ersten Jahren unter anderm Titel; Redakteur: Pastor Joh. Hübener).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 40 ff.
Cassau, Fröbel (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 461 ff.).
Flashar und Kopp, Kleinkinderschulen rc. (Schmid, Encykl.² IV, 29 ff.).
Heerwart, Eleonore, Fröbelsche Spiel- und Beschäftigungsmittel in der Schule (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 465 ff.).
— Kindergärten, ihre Ausbreitung (ebenda 73 ff. u. Schule 84 ff. K.-Literatur 91 ff. K.-Seminare 97 ff. K.-Vereine 98 ff. Die Kindergärtnerin 99 ff. Kindergärtnerinnenverein 109 ff.).
Hübener, Die Kleinkinderpflege vor Luise Scheppler (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 333 ff.).
Kopp, Geschichte der Kleinkinderschule und des Kindergartens (Schmid, Geschichte der Erziehung V, 3. Stuttgart u. Berlin 1902, 441 ff.).
Pappenheim, Kindergarten (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik IV, 65 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie,² II, 11 ff.
— Ranke (Evangel. Volkslexikon 614).
Sydow, Wider den Kindergarten (Hamb. Schulzeitung 1900, Nr. 50 ff.).
§ 41: Sonntagsschule (Kindergottesdienst). Dalton, Die Sonntagsschule (Zimmers Handbibl. d. Prakt. Theol. Bd. XI—XIV, Abt. 16). Gotha 1891 (75 S.).
Dalton, Geschichte, Wesen und Weise der evangel. Sonntagsschule. Kassel 1887 (61 S.).
Dibelius, Der Kindergottesdienst. Leipzig 1881 (27 S.).
Fleischmann, Der Sonntagsschulfreund. Ein Blatt f. Lehrer u. Lehrerinnen der Sonntagsschule. Berlin 1869 ff.
Rüegg, Der Sonntagsschullehrer. Zürich 1889 (152 S.).
Schelle, Der Kindergottesdienst (Kl. Bibl. für Innere Mission Heft VII, 24 S.).

Tiesmeyer, Die Praxis der Sonntagsschule.[2] Bremen 1877 (XII u. 321 S.).
Tiesmeyer, Volkmann, Zauleck, Der Kindergottesdienst. Eine illustr. Monatsschrift zur Förderung der gottesdienstlichen Pflege der Jugend. Bremen 1890 ff.).
Achelis, Lehrbuch der Prakt. Theologie.[2] Leipzig 1898 II, 54 ff.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 68 ff.
Baumgarten, Sonntagsschulen (Rein, Encykl. Handb. d. Pädag. VI, 682 ff.).
König, Beiträge zur 100jährigen Geschichte der Sonntagsschule (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 161 ff.; IV, 1884, 53 ff.).
Reinhard, Zur Geschichte der Kindergottesdienste und Sonntagsschulen in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 324 ff.).
v. Rhoden, Kindergottesdienst (Rein, Encykl. Handb. der Pädag. IV, 103 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 27 ff.
— Kindergottesdienst (PRE.[3] X, 286 ff.).
— Agende der Inneren Mission. Berlin 1896, II, 1 ff.
Schaff, Sonntagsschulen (Schmid, Encykl.[2] VIII, 877 ff.).
Tiegs, Helfersystem (Rein, Encykl. Handb. der Pädag. III, 443 ff.).
Tiesmeyer, Die deutsche Sonntagsschule (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 14 ff. u. 72 ff.).
Zauleck, Sonntagsschule (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 691 ff.).
§ 42: Waisenhaus. Baum, Die Pflichten des Waisenrates. Berlin 1897 (VI u. 33 S.).
Dietert, Die Stellung der Gemeinde-Waisenräte nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin 1900 (46 S.).
Fechter u. Schäublin, Das Waisenhaus in Basel. Denkschrift Basel 1871 (VI u. 100 S. nebst 3 Abbildungen und 1 Plan).
Fischer, Die Waisenpflege der Stadt Berlin. Berlin 1892 (VI u. X u. 310 S.).
Kramer, August Hermann Francke. Ein Lebensbild. Halle a. d. S. 1880 u. 1882, 2 Bde.
Kotterba, Amt und Pflichten des Waisenrats. Leipzig 1896 (56 S.).
Ladame, Les Orphelinats de la Suisse et des principaux pays de l'Europe. Paris 1879 (XIV u. 220 S. nebst Abbildungen u. Plänen).
Voigt, Der Gemeinde-Waisenrat, seine Rechte und Pflichten. Berlin-Gr. Lichterfelde 1901 (IV u. 90 S.).
Weißweiler, Leitfaden für preuß. Waisenräte.[4] Hannover-Berlin 1897 (52 S.).
Festbericht über die fünfzigjährige Jubiläumsfeier des Pfarrwaisenhauses zu Windsbach. Nürnberg 1887 (40 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 50 ff.
de Gerando-Buß, Die öffentliche Armenpflege. Stuttgart 1844, II, 1, 36 ff.
Kähler, Vormundschaft (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 805).
Kämmel, Waisenhäuser (Schmid, Encykl.[2] X, 230 ff.).
Lindner, Waisenhäuser (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik VII, 546 ff.).
Münsterberg, Die Armenpflege. Berlin 1897, 137 ff.).
Richter, Evangelische Waisennot und Waisenpflege in der Diaspora (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1880, 354 ff.).
Meine Vormundschaften (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 441 ff.).
§ 43: Erziehungsverein. Bräm, Andreas, Blätter der Erinnerung. Mörs [1882] (24 S.).
Hesekiel, Erziehungsvereine (Kl. Bibl. für Innere Mission, Heft I) (20 S.).
Keferstein, Familienerziehung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 168 ff. bietet viel Einschlägiges).
Pache, Erziehungsverein (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 52 ff., in anderem Sinn, nämlich: Erziehung, soweit sie durch Vereinshilfe ermöglicht wird a) für die vorschulpflichtige, b) schulpflichtige, c) nachschulpflichtige Jugend).
Schütze, Der Elberfelder Erziehungsverein (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 490 ff.).
Wilkens, Pfarrer Andreas Bräm, der Gründer der Erziehungsvereine (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 241 ff.).

Der Verein zur Erziehung armer, verlassener und verwahrloster Kinder in Familien zu Neukirchen bei Mörs (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 23 ff.).
Die Erziehungsvereine mit besonderer Rücksicht auf den Verein zu Neukirchen bei Mörs (Flieg. Blätt. XXXV, 1878, 15 ff.).
§ 44: Knabenarbeitsanstalt und Kinderhort. Agahd, Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in Deutschland. Jena 1902 (XII u. 206 S.).
Meyer, Die geschichtliche Entwicklung des Handfertigkeits-Unterrichts. Berlin 1883 (IV u. 114 S.).
Armenpfleger-Kongreß zu Weimar 1884 Nr. 3.
Zeitschrift „Knabenhort", München 1883 ff.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 60 ff.
Beyer, Handarbeit der Knaben (Rein, Encykl. Handb. der Pädag. III, 248 ff.).
Freihofer, Handarbeit (Schmid, Encyklop.[2] III, 188 ff.).
— Industrieschulen [für Knaben und Mädchen] (Schmid, Encyklop.[2] III, 710 ff.).
Götze, Handfertigkeitsunterricht (Handw. der Staatswissenschaften[2] IV, 1084 ff.).
Hauber, Ökonomische Arbeiten (Schmid, Encykl.[2] V, 304 ff.).
Janke, Handarbeit, hygienische (Rein, Encykl. Handb. der Pädagogik III, 280 ff.).
Kähler, Handfertigkeitsunterricht (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 305).
Nieden, Kinderhorte (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik IV, 107 ff.).
Rißmann, Handarbeitsunterricht der Knaben (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 213 ff.).
Wurster, Hausfleiß (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 306 f.).
Dr. phil. Woldemar Goetze (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 130 ff.).
Wießner, Geschichte des Handfertigkeitsunterrichts für Knaben (Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts[2] IV, Gotha 1889, 257 ff.).

Viertes Kapitel: **Erziehung und Bewahrung der Jugend.**

§ 45: Handarbeitsschule für Mädchen. Dürre, Pädagogisches Wanderbuch. Gotha 1858 (VI u. 180 S.).
Maria Rebe [Frau Pfarrer Michel], Die Haushaltungskunde und ihre Stellung zu dem Unterrichte in d. weibl. Handarbeiten.[2] Gotha 1885 (XXVI u. 184 S.).
Reorganisation des Unterrichts in den weiblichen Handarbeiten. Zwei Vorträge, herausgegeben von dem Vorstand des Mecklenburgischen Industrieschulvereins. Ludwigslust 1881 (28 S.).
Altmann, Elisabeth, Handarbeiten für Mädchen (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 162 ff.).
Hauber, Ökonomische Arbeiten (Schmid, Encyklop.[2] V, 304 ff.).
Krause, Die Geschichte des Unterrichts in den Nadelarbeiten (Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts[2] IV, Gotha 1889, 345 ff.).
Patzschke, Haushaltungsschule (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 307).
Rude, Haushaltungskunde, Haushaltungsschulen (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 350 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie,[2] II, 49 ff.
Anhang zu diesem und den ff. §§. Frick, Was fordert die Gegenwart von uns, damit der Jugend unseres Volkes die Güter des Evangeliums bewahrt werden? (Kongreß Danzig 1876, 7 ff.).
Jäsrich, Jugendfürsorge, weibliche (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 357 ff.).
Müller, Die Fürsorge für die konfirmierte Jugend (Kongreß Elberfeld 1851, 83 ff.).
Patzschke, Handarbeitsunterricht (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 294 f.).
Saran, Was ist zu tun, damit der Jugend unseres Volkes der Segen der Konfirmation erhalten werde? (Kongreß Magdeburg 1878, 20 ff.).
Weidauer, Konfirmation (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 406 ff.).
Wichern, Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend in der arbeitenden Bevölkerung mit besonderer Berücksichtigung der Fabrikbevölkerung (Kongreß Barmen 1860, 86 ff.).
Die Konfirmationsfrage (Bausteine 1901, 34 ff.).

§ 46: Mägde- und Haushaltungsschule. Fischer-Des Arts, Minna, Anleitung zum Erteilen des Unterrichts in der Haushaltungskunde in der obersten Mädchenklasse der Volksschulen. Jena 1895 (VIII u. 214 S. nebst Tafeln).
Kalle und Kamp, Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Wiesbaden 1889 (VIII u. 111 S.). Neue Folge, Wiesbaden 1891 (VIII u. 155 S.).
Leberecht, Wie dienst du? Ein Wort zu Nutz und Frommen unserer Dienstboten.[4] Stuttgart 1892 (152 S.).
Migerka, Kathr., Anleitung zur Schaffung von Haushaltungs-Abendschulen für unbemittelte Mädchen.[2] Wien 1897 (II u. 84 S.).
Maria Rebe [Frau Pfarrer Michel], Die Haushaltungskunde und ihre Stellung zu dem Unterrichte in den weiblichen Handarbeiten.[2] Gotha 1885 (XXVI u. 184 S.).
— Guter Rat für Hausfrauen. Gotha 1889 (VIII u. 182 S.).
Schlosser, Die Fürsorge für die konfirmierte weibl. Jugend des Arbeiterstandes. Frankfurt a. M. 1875 (24 S.).
Das häusliche Glück. Vollständiger Haushaltungsunterricht rc. für die Frauen.[18] M.-Gladbach o. J. (304 S.).
Fürsorge für die schulentlassene Jugend (Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 19). Berlin 1900 (IV u. 379 S.).
Wegweiser zum häuslichen Glück für Mädchen.[17] M.-Gladbach (VIII, 236 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 105 ff.
Frommel, E., Skizzen zu einem Herrschaften- und Dienstbotenspiegel (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 461 ff.).
Hasse, Jugendfürsorge, weibliche (Schäfer, Ev. Volkslexikon 357 ff. resp. 359).
Lehmann, Die Erziehung der Töchter des Arbeiterstandes in Stadt und Land (Kongreß Bielefeld 1877 I, 3 ff.).
Ostertag, Dienstbotenwesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 173 ff.).
— Die Pflege der konfirmierten weiblichen Jugend des gewerblichen Arbeiter- und Handelsstandes (Kongreß Bremen 1897, 115 ff.).
Patschke, Haushaltungsschule (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 307 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 59 ff.).
Wolff, Haushaltungsunterricht und Haushaltungsschulen (Bausteine 1897, 65 ff.).
Wander-Koch-Kurse (Bausteine 1901, 182 ff.).
§ 47: Mägdeherberge. Albrecht, Handbuch der soz. Wohlfahrtspflege 103 ff.
v. Brünneck, Gesindeverhältnis (Handb. der Staatswissenschaften[2] IV, 241 ff.).
Ebeling, Die Dienstboten und die Innere Mission (Bausteine 1895, 82 ff.).
[Hickmann,] Mägdeherbergen und Mägdeschulen (Meusel IV, 402 f.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 65 ff.
§ 48: Fabrikarbeiterinnenherberge. Fahrenhorst, Fürsorge für Lohnarbeiterinnen und Dienstmädchen. Magdeburg 1887 (39 S.).
Kober, Karl Mez, Lebensbild. Basel o. J. (namentlich S. 64 ff.).
Liesen, Arbeiterinnenhospiz und -verein zu M.-Gladbach. M.-Gladbach 1882 (28 S.) [kathol.].
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 97 ff.
Hasse, Jugendfürsorge, weibliche (Evangel. Volkslexikon 357 ff. resp. 359).
Kähler, Fabrik in ihrem Einfluß auf die Sittlichkeit und die soziale Frage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 204 ff.).
Post, Heim- und Erholungsstätten für alleinstehende Frauen (Kongreß Nürnberg 1890, 147 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] I, 67 ff.
Das Heimathaus für Fabrikarbeiterinnen zu Freiburg in Schlesien (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 300 ff.).
Heimaten für Mädchen und Frauen gebildeter Stände (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission 1901, 86 ff.).
§ 49: Sonntagsverein (Jungfrauenverein). Hasse, Leitfaden für weibliche Jugendpflege. Berlin [1899] (VIII u. 336 S.). 2. Aufl. erscheint demnächst.
Norrmann, Frau Sophie Lösche, ein Beitrag zur Geschichte der Inneren Mission (VIII u. 222 S.).

Papenbrock, Wegweiser zur Gründung und Leitung von Jungfrauenvereinen, nebst Anhang: Fürsorge für die Töchter der höheren Stände und Mission unter den Fabrikarbeiterinnen. Berlin 1898 (72 S.).
Pott, A. Bräms Briefe an Frauen und Jungfrauen über Fragen aus dem praktischen Leben. Neukirchen bei Mörs (IV u. 199 S. u. Porträt).
Rahlenbeck, Fürsorge für die konfirmierte weibl. Jugend. Gütersloh 1888 (58 S.).
Fürsorge für die weibliche Jugend [Zeitschrift; früher Vorständeverband 1892 ff.] von Burckhardt. Berlin 1898 ff.
Mädchenzeitung. Berlin 1869 ff.
[Nur für Mitglieder des Vereins der Freundinnen zugänglich: „Internationaler Verein der Freundinnen junger Mädchen." Mitgliederliste nebst Statuten und Ordnungen für den Verein der Freundinnen junger Mädchen in Deutschland 1901/1902 (X. u. 179 S.). — Christlicher Ratgeber für junge Mädchen und Frauen, welche sich in der Fremde ihr Brot verdienen, und eine Liste rc. 86 S.].
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 94 ff.
Burckhardt, Der Jungfrauenvereine Aufgabe und Bedeutung sowie die Mittel zu ihrer Förderung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 35 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 68 ff. III, 239 ff.
Über Gründung und Pflege von Jungfrauenvereinen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 250 ff.).
§ 50: Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein. Zinßer, Die Lehrlingsfrage, Lehrlingsheim. Karlsruhe 1887 (16 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 126 ff. 131 ff. 149 ff.
Kind, Lehrlingsvereine und Lehrlingswesen (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik IV, 480 ff.).
Kopp, Der Jugendgeistliche in Stuttgart (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1878, 319 ff.).
Netter, Das Lehrlingswesen in der Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus in Reutlingen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 341 ff.).
Pache, Industrieschulen (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 830 ff.).
Schnabel, Was kann von kirchlicher Seite zur geistlich-sittlichen Pflege der konfirmierten Jugend geschehen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 361 ff.).
Schuster und Stähle, Über das Lehrlingswesen (Kongreß Stuttgart 1879, 51 ff.).
Wulf, Fortbildungsschulen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 221 ff.).
Anhang zu diesem und den ff. §§. Hennig, Jugendfürsorge, männliche (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 353 ff.).
Kähler, Lehrlings- und Gesellenwesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 453 ff.).
Stieda, Lehrlingswesen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] V, 576 ff.).
Wurster, Unsere männliche Jugend — alte Aufgaben in neuer Beleuchtung (Bausteine 1901, 114 ff.).
§ 51: Herberge zur Heimat. v. Bodelschwingh, Der Kampf wider die Vagabundennot. Wie kann er siegreich zu Ende geführt werden? Ein Wort zur Verständigung in den Herbergs- und Verpflegungsstationsfragen. Bielefeld 1888 (32 S.).
Häpe, Die Herberge zur Heimat (Kl. Bibl. für Innere Mission Heft IX u. X) (40 S.).
Liebich, Obdachlos. Bilder aus dem sozialen und sittlichen Elend der Arbeitslosen. Berlin 1894 (XVI u. 256 S.).
Perthes, Das Herbergswesen der Handwerksgesellen.[2] Gotha 1883 (X u. 86 S.).
Rathmann, Die Herbergen zur Heimat nach ihrer bisherigen Entwicklung. Hamburg o. J. (IV u. 72 S.).
Rocholl, Dunkle Bilder aus dem Wanderleben.[2] Bremen 1885 (189 S.).
Wichern, J., Die Verbindung der Herbergen zur Heimat mit Naturalverpflegungsstationen [als Manuskript gedruckt] (40 S.).
— Bericht über eine Besuchsreise durch die Naturalverpflegungsstationen und Herbergen zur Heimat Westfalens 1887 [als Manuskript gedruckt] (63 S.).
Die Herbergen zur Heimat 1854—1896 und das erste Jahrzehnt des deutschen Herbergsvereins. Gadderbaum [1896] (68 S.).

Die Herbergen zur Heimat, eine Denkschrift des Central-Ausschusses. Berlin 1883 [als Manuskript gedruckt] (II u. 18 S. u. Tabellen).
Der Wanderer [Zeitschrift] Bielefeld 1884 ff.
Burckhardt, Die sittlich-religiöse Einwirkung der „Herberge zur Heimat" auf ihre Gäste (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 334 ff.).
Hennig, Gesellenhospiz und Gesellenverein (Schäfer, Ev. Volkslexikon 264 f.).
Schäfer, Adolf Kolping (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission 1901, 243 ff.).
Über den gegenwärtigen Stand der Herbergssache (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission 1901, 83 ff.).
§ 52: Jünglingsverein. Berlin, Fremdenmission durch junge Männer für junge Männer. Dresden [1902] (16 S.).
v. Hassell, Der christliche Verein junger Männer (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIII, 1) Stuttgart 1898 (60 S.).
— Christentum und Heer (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIV, 1) Stuttgart 1899 (52 S.).
Hesekiel, Die Mission an den Jünglingen. Berlin 1864 (IV u. 63 S.).
Klug, Karl Krummacher. Elberfeld 1902 (VI u. 255 S.).
Köhler, Das Christentum innerhalb der Armee nach seiner Bedeutung für das Volksleben (Zeitfragen des christlichen Volkslebens V, 4) Stuttgart 1880 (56 S.).
Krönes, Theoretische Präsesschule [kathol. Gesellenverein].[2] Paderborn 1892 (VIII u. 121 S.) [kath.].
Krummacher, Über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Jünglingsvereinssache in den verschiedenen Ländern der Erde (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 300 ff.). Separat gedruckt Elberfeld 1881 (IV u. 83 S.).
— Lebensbilder von Freunden und Förderern der evangelischen Jünglingsvereine. Elberfeld 1882 (VIII u. 261 S.).
— Die evangelischen Jünglingsvereine (christliche Vereine junger Männer) und verwandte Bestrebungen. Elberfeld 1894 (VIII u. 444 S.).
v. Oertzen, D., Die Jünglingsvereine in Deutschland (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XI, 7) Heilbronn 1886 (54 S.).
Oldenberg, Der Kellnerberuf (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch. Neue Folge, XVII, 1) Leipzig 1893 (VI u. 57 S.).
Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. Wittenberg 1896—1898 (3 Bde.).
Scherffig, Stoffdarbietung für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. I. Bändchen. Leipzig 1902 (106 S.).
Schwanbeck, Die Jünglings [und Jungfrauen] -vereine (Zimmer, Handbibl. der Praktischen Theologie XI—XIV, Abt. 14). Gotha 1890 (VI u. 77 S.).
Seidel, Die evangelischen Männer- und Jünglingsvereine Sachsens, ihre Geschichte und gegenwärtiger Stand. Dresden [1885] (IV u. 70 S.).
Siedel, Christliche Lebensphilosophie für Jünglinge. Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule.[5] Dresden [1902] (303 S.).
Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins.[2] Bremen 1895 (315 S.).
Treplin, Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Bordesholm 1899 u. 1900 (2 Hefte).
Weigle, Der Einfluß der Jugendvereine auf die sittliche und religiöse Entwickelung der männlichen Jugend. Elberfeld [1902] (39 S.).
Der Bote des Internationalen Central-Komitees. Genf 1892 ff.
Der Jünglingsverein, von Berlin und Thiele [Zeitschrift] Berlin 1895 ff.
Geschichte der christlichen Jünglingsvereine. Zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums in London 1894. Deutsche Ausgabe Genf 1894 (VIII u. 446 S.).
Katalog der Jünglingsvereinsliteratur.[2] Berlin [1898] (IV u. 40 S.).
Alberts, Die Innere Mission und das Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe (Kongreß Straßburg 1899, 144 ff.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 121 ff.
Brandis, Christl. Jünglings- u. Gesellenvereine (Kongreß Bremen 1852, 48 ff.).
Brüll, Gesellenvereine, kathol., (Handwörterb. d. Staatswissenschaften[2] IV, 199 ff.).

Epple, Jugendfürsorge in Stuttgart (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 512 ff.).
Evers, Kellnerleben (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission XIV, 1894, 74 ff.).
Gugler, Fortbildungsschulen (Schmid, Encykl.[2] II, 482 ff.).
Hennig, Jugendfürsorge, männliche (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 353 ff.).
— Die Endeavorvereine und die deutschen Jünglingsvereine (Flieg. Blätt. 1897, 69 ff.).
Hötzel, Das Leben in den Jünglingsvereinen (Kongreß Posen 1895, 158 ff.).
Irmer, Die Schüler-Bibelkränzchen (Flieg. Blätt. 1899, 171 ff.).
Kadelbach, Innere Mission unter den Soldaten der deutschen Armee (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 1 ff.).
Kopp, Der Jugendgeistliche in Stuttgart (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 319 ff.).
Meyeringh, Die Jünglingssache in Verbindung mit dem Herbergswesen (Kongreß Lübeck 1856, 165 ff.).
Nelle und Frowein, Die Pflege der konfirmierten männlichen Jugend (Kongreß Dortmund 1893, 244 ff.).
Rahlenbeck, Fortbildungsunterricht im Jünglingsverein (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 291 ff.).
Rolle, Jünglingsverein (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 962 ff.).
Rosseck, Die Fortbildungsschule (Kongreß Danzig 1876, 124 ff.).
Schäfer, Adolf Kolping (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 243 ff.).
— Kolping (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 399 f.).
— Jünglingsverein (PRE.[3] IX, 596 ff.).
Schmidt, Kellnermission (Diasporabote I, 1898/99, 118 ff.).
Scholler, Allerlei Arbeitervereine (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 84 ff.).
Thiermann, Über Fürsorge für Jünglinge und Männer auf dem Lande im Sinne der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 353 ff.).
Treplin, Religionsunterricht in der Fortbildungsschule (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXII, 1902, 321 ff.).
Weber, Die Jünglingsvereine (Kongreß Karlsruhe 1884, 149 ff.).
Weidauer, Das kirchliche Amt und die evangelischen Jünglingsvereine (Flieg. Blätt. 1897, 69 ff.). Sonderabdruck Hamburg [1894] (24 S.).
Wulf, Fortbildungsschulen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 220 ff.).
— Volkshochschule (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 796 ff.).
Wurster, Volksbildungsvereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 795 f.).
Das alkoholfreie Soldatenheim in Münsingen (Württemberg). (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission 1901, 398).
Gesellschaft zur Fürsorge für die einwandernde männliche Jugend in Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 475 ff.)
§ 53: Verein junger Kaufleute. Ostertag, Kaufmännischer Verein (Schäfer, Ev. Volkslexikon 368 ff.). Vergl. die Literatur über den Jünglingsverein (§ 52).
v. Rothkirch, Die christlichen Vereine j. Männer zu Berlin (Fl. Bl. 1894, 112 ff.).
Weber, Vereine junger evangel. Kaufleute (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 474 ff.).
Zauleck, Die deutschen christlichen Vereine für junge Kaufleute (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1880, 56 ff.)

Fünftes Kapitel: **Bewahrung der Gefährdeten.**

§ 54: Pflege der evangelischen Diaspora im deutschen Sprachgebiet. Ahner, Der lutherische Gotteskasten.[2] Dresden 1887 (72 S.).
v. Criegern, Der Gustav Adolfverein in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens. Leipzig 1882 (138 S.).
Funke, Das Werk der lutherischen Gotteskasten und verwandten Unterstützungsvereine. Hannover 1883 (VIII u. 255 S.).

Majer, Die evangelische Diaspora, ihre Leiden und ihre Freuden. Stuttgart 1891 (132 S.).
Natorp, Evangelische Bruderliebe. Barmen 1878 ff.
Nöltingk, Bericht über die Wirksamkeit der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland. St. Petersburg 1884 (VI u. 237 S.).
Scherrer, Das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz. St. Gallen 1883 (VIII u. 244 S.).
Zenker, Der Gustav Adolfverein in Haupt und Gliedern. Leipzig 1882 (148 S. und ein Stahlstich).
Zimmermann, Der Gustav Adolfverein nach seiner Geschichte, seiner Verfassung und seinen Werken. Darmstadt und Leipzig 1878 (XII u. 339 S.).
Achelis, Praktische Theologie² II, 427 ff.
Fey, Bonifaciusverein (PRE.³ III, 306 ff.).
Funke, Gotteskasten (PRE.³ VII, 26 ff.).
Hesekiel, Eine neue Art Konfirmandenanstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 199 ff.).
— Bericht über die „Fliegenden Konfirmandenanstalten“ in der Provinz Posen in den ersten sieben Jahren ihres Bestehens (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 250 ff.).
Mejer-Hauck, Konfessionswechsel (PRE.³ X 673 ff.).
Nebe, Die Bedeutung der Inneren Mission für das Gemeindeleben, besonders in der Diaspora (Kongreß Posen 1895, 180 ff.).
Nöltingk, Die Unterstützungskasse in Rußland (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1878, 354 ff.).
Schäfer, Diasporapflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 171 ff.).
— Diaspora, evangelische (PRE.³ IV, 621 ff.).
Scheffer, Gedanken über das christliche Vereinswesen mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Diaspora (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 172 ff.).
Schultze, Konversionen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 414 f.)
Zimmermann, Gustav Adolfstiftung (PRE.³ VII, 252 ff.).
Die evangelische Diaspora und ihre Versorgung (Luth. Kirchenztg. 1877, 683 ff.).

§ 55: Pflege der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland. Borchard und Kobbelt, Die deutsche evangelische Diaspora I, Australien, Südafrika, Südamerika. Gotha 1890 (X u. 105 S.). II, Asien, Nordafrika, Europa, Nordamerika. Gotha 1893 (XII u. 272 S.).
Bußmann, Deutsch-Evangelisch. Zeitschrift für die Kenntnis der deutsch-evangelischen Diaspora im Auslande. Marburg 1901/2 ff.).
— Materialien für eine Agende zum Gebrauch in den deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes. Berlin (XII u. 2 u. 208 S.).
Schubart, Diasporabote [Zeitschrift]. Ballenstedt 1898/99 ff.).
Brennekam, Die Deutschen in der französischen Schweiz (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 352 ff.).
v. d. Goltz, Referat über die kirchliche Versorgung der Deutschen im Auslande (Diasporabote II, 1899/1900, 211 ff.).
Hülsen, Die deutsche evangelische Gemeinde in Konstantinopel (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 457 ff.).
Krüsmann, Geschichte der deutschen evangelischen Kirchengemeinden in Großbritannien (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 406 ff.).
Noël, Die Fürsorge der evangelischen Kirche in Deutschland für die Pflege der deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 201 ff.).
Reichard, Louis Meyer (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 1 ff.).
Schäfer, Pariser Erinnerungen eines deutschen Pastors (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 89 ff., auch separat erschienen.
Sincero v. Angelico, Die evangelischen Gemeinden deutscher Zunge in Italien (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 458 ff.).
Wichern, Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora (Kirchentag Berlin 1853, 153 ff.).

§ 56: Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung. Cremer, Bevölkerung, fluktuierende (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 110 ff.).
v. d. Goltz, Sachsengänger (Handw. der Staatswissenschaften² VI, 478 ff.).
Grashoff, Aus dem Leben der Hollandsgänger (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 328 ff.).
Henning, Welche wirtschaftlich-sozialen Mißstände und welche sittlich-religiösen Gefahren hat die Sachsengängerei zur Folge und wie ist denselben zu begegnen? (Kongreß Posen 1895, 103 ff.).
Küßner, Die Pastorierung von Kanalarbeitern (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 49 ff.).
Saran, Die Aufgaben der Kirche und Schule gegenüber der Flußschifferbevölkerung (Flieg. Blätt. 1877, 224 ff.).
Schauenburg, Die Arbeit unter den Hollandsgängern (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 23 ff.).
Das Ostgehen oder die Schnitter des Warthebruchs (Flieg. Blätt. 1866, 3 ff.).
Fürsorge der Württembergischen Regierung für die Eisenbahnarbeiter (Flieg. Blätt. 1868, 273 ff.).
H. K. Das Barackenleben am Nord-Ostseekanal (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 395 ff.).
Zustände unter den Eisenbahn- und Chausseearbeitern Ostpreußens (Flieg. Blätt. 1870, 128 ff.).
Zur Schnitterfrage (Flieg. Blätt. 1866, 42 ff.).
§ 57: Seemannsmission. Dalton, Deutsche Seemannsmission. Berlin o. J. (24 S.).
Harms, Die Seemannsmission (Zimmers Handbibliothek der Praktischen Theologie, Band XI—XIV, Abt. 26) Gotha 1890 (VI u. 65 S.).
Harms u. Jungclaußen, Blätter für Seemannsm., eine Quartalschrift. 1892 ff.
Heims, Seemanns-Not und Seemanns-Pflege [Berlin o. J.] (14 S.).
Strecker, Die Geschichte der [luth.] kirchlichen Versorgung deutscher Seeleute. Hannover 1899 (75 S. mit Bildern).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 128 ff.
Andersen, Die amerikanische Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 489 ff.).
Bergroth, Die finnländische Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 277 ff.).
— Die schwedische Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission X, 1890, 445).
— Die Arbeit der Seemannspastoren (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 160 ff.).
Berlin, Aus der schwedischen Seemannsmission (Flieg. Blätt. 1887, 367 ff.).
Büttner, C., Deutsche Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission 1900, 3 ff.).
— Seemannsmission (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 668 ff.).
Cremer, Schiffbrüchiger, Die deutsche Gesellschaft zur Rettung (Schäfer, Ev. Volkslexikon 651).
Gleiß, Die skandinavische Seemannsmission und das Bethelschiff in Kopenhagen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 396 ff.).
Holstein, Englische Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 457 ff.).
Oehlkers, Bestand, Ziele, Hindernisse der deutschen evangelischen Seemannsmission (Kongreß Bremen 1897, 63 ff.).
Poel, Die Mission unter den englischen Hochseefischern (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 62 ff.).
Prior, Die norwegische Seemannsmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 189 ff.).
Die Hochseefischer in der Nordsee und die Mission unter denselben (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 35 ff.).
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 223 ff.).
Deutsche Seemannsmission (Flieg. Blätt. 1884, 105 ff.).

§ 58: Auswanderermission. Cahensly, Der St. Raphaelsverein während 30jährigen Bestehens (Charitas-Schriften, 5. Heft). Freiburg i. Br. 1900 (95 S.) [kath.].
[Cuntz], Die Fürsorge für die evangelischen Auswanderer in Bremen, New-York und Baltimore. Bremen 1898 (20 S.).
Müller, Die lutherische Auswanderermission und ihre Stellung zu den kirchlichen Aufgaben der Zeit.[2] Hamburg 1899 (80 S.) [ein Gespräch].
Schröter, Die deutsche Auswanderung, Denkschrift. Hamburg 1881 (48 S.).
— Ratgeber für Auswanderer. Hamburg 1881 (32 S.).
— Die kirchliche Versorgung der Auswanderer (Zimmers Handbibliothek der prakt. Theologie Band XI—XIV Abt. 25). Gotha 1890 (IV u. 47 S.).
Handbüchlein für Auswanderer nach Nordamerika.[2] Basel (IV u. 104 S.).
Cuntz, Die Fürsorge für die Auswanderer (Kongreß Bremen 1881, 121 ff.).
— Die Fürsorge für Auswanderer mit bes. Berücksichtigung des Mädchenhandels (Kongreß Bremen 1897, 91 ff.).
Cremer, Auswanderungswesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 72 ff.).
Dreier, Über die Auswanderung (Kongreß Bremen 1852, 68 ff.).
Schäfer, Auswanderermission (PRE.[3] II, 306 ff.).
Auswanderung, Artikel von verschiedenen Verfassern (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] II, 61 ff.).

Sechstes Kapitel: **Rettung der Verlorenen.**

§ 59: Rettungshaus. Gümbel, Die Rettung der verwahrl. Jugend. Gotha 1890 (68 S.).
Rotter, Rettungsanstalten für sittlich verwahrl. Kinder. Wien 1882 (X u. 81 S.).
Schmitz, Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger, Text mit Einleitung und Erläuterungen. Düsseldorf 1901 (155 S.).
Völter, Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme, verwahrloste Kinder in Württemberg. Stuttgart 1845 (VIII u. 262 S.).
Waas, Reisebericht über Erziehungs- und Unterrichtsanstalten für sittlich-verwahrloste Kinder in Deutschland, Belgien, Frankreich. Wien 1875 (IV u. 88 S. u. Pläne).
Das Rettungshauswesen, Denkschrift des Centr.-Aussch. Berlin 1882 (22 S.).
Rettungshausbote, [Zeitschrift]. Eckartsberga 1880 ff.
Umschreiben des Central-Ausschusses für Innere Mission betr. das Gesetz vom 2. Juli 1900. Berlin 1900 (42 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 82 ff.
Barnardo, Die Rettung der Verwahrlosten. Mitteilungen über mein Lebenswerk (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 401 ff.).
Baur, Geschlechter (Schmid, Encyklop.[2] II, 1008 ff.).
Hennig, Rauhes Haus (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 617 ff.).
— Rettungshaus (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 637 ff.).
— Anstalten für sittlich gefährdete konfirmierte Knaben (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 504 ff.).
Kobelt, Die Arbeit an den Verwahrlosten und Blöden (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 235 ff.).
— Der Lindenhof und das Elisabethstift zu Neinstedt a. Harz (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 447 ff.).
— Der Rettungshausverband, seine Organisation, sein Wirkungskreis sowie sein Verhältnis zum Erziehungsverein (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 49 ff.).
Kölle, Verwahrlosen, verwahrlost, Verwahrlosung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik VII, 412 ff).
Löning, Zwangserziehung (Handw. der Staatswissenschaften[2] VII, 1059 ff.).
Palmgren, Gemeinsame Erziehung für Knaben und Mädchen (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 548 ff.).
Röschen, Erfahrungen auf dem Gebiet der Jugendfürsorge (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 89 ff.).

v. Rohden, Rettungsanstalten (Rein, Encykl. Handb. der Pädagogik V, 857 ff.).
Rieg, Die Organisation der katholischen Waisen- und Rettungshäuser in Württemberg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 379 ff.).
Riecke, Wehrli-Anstalten (Schmid, Encyklop.[2] X, 287 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie.[2] II, 73 ff.
— Die Bedeutung und die Bedürfnisse der Rettungshäuser sonst und jetzt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 20 ff.).
v. Schubert, Rauhes Haus (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik V, 693 ff.).
Strack, Geschlechtertrennung (Schmid, Encyklop.[2] II, 1018 ff.).
Strebel, Ungeratene Kinder (Schmid, Encyklop.[2] IX, 542 ff.).
Völter, Hausväter in Rettungsanstalten (Schmid, Encyklop.[2] III, 312 ff.).
Wichern, Rettungsanstalten (Schmid, Encyklop.[2] VII, 300 ff.).
Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 73 ff.).
60: Magdalenium (Kampf gegen Prostitution). Böhmert, Der Kampf gegen die Unsittlichkeit[3] [Volkswohlschriften 1]. Leipzig 1888 (31 S.).
Dalton, Der soziale Aussatz.[2] Berlin 1893 (64 S.).
— Auf zum Kampf wider die Unzucht.[2] Berlin 1894 (36 S.).
Herbst, Die Magdalenensache. Elberfeld 1867 (VIII u. 144 S.).
Isermeyer, Wie retten wir die verlorenen Töchter unseres Volkes? Hildesheim 1893 (16 S.).
Klemm, Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung (Kl. Bibliothek für Innere Mission Heft XIV) (40 S.).
Kötzschke, Die Gefahren des Neumalthusianismus. Berlin 1895 (IV u. 65 S.).
Mahling und Sydow, Der Kampf um das christliche Sittlichkeitsideal. Hamburg 1901 (29 S.).
Meyeringh, Das Asyl Steenbeck, ein Zeugnis der Inneren Mission aus Holland. Bonn 1856 (XVI u. 121 S.)
v. Nathusius, Die Unsittlichkeit von Ludwig XIV. bis zur Gegenwart (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIV, 3) Stuttgart 1899 (65 S.).
Niemann, Die Mitwirkung der höheren Stände an dem Kampf gegen die Unsittlichkeit. Berlin 1890 (24 S.).
Patzschke, Die Stellung der Studentenschaft zur deutschen Sittlichkeitsbewegung. Berlin 1894 (14 S.).
Petersen, Die Prostitution in Berlin (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XII, 5). Stuttgart 1887 (48 S.).
Ribbing, Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen. Aus dem Schwedischen von Reyher.[8] Leipzig 1892 (VIII u. 215 S.).
Seiler, Die Magdalenensache in der Geschichte. Hamburg 1880 (VIII u. 127 S.).
Siedel, Der Bund des Weißen Kreuzes.[2] Dresden [1896] (64 S.).
Stead, Josephine Buttler, ein Lebensbild, deutsch. Kassel o. J. (VIII u. 64 S.).
Stursberg, Die Prostitution in Deutschland und ihre Bekämpfung.[2] Düsseldorf 1887 (132 S.).
Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande. Berlin [1895] (119 S.).
— Auf zum Kampf wider die ländliche Unzucht. Münden i. H. 1898 (61 S.).
Der Kampf wider die Prostitution, Denkschrift des Central-Ausschusses für Innere Mission. Berlin 1885 (51 S.).
Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung, Denkschrift vom deutschen Nationalkomitee zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels. Berlin 1892 (35 S.).
Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche. 1. Band: Ostdeutschland (P. Wittenberg u. P. Hückstädt) Leipzig 1895 (309 u. 236 S.).
Die Lokalisierung der Prostitution, ein Promemoria des Centr.-Aussch. für Innere Mission.[2] Berlin 1892 (15 S.).
Die staatliche Kontrollierung der Prostitution, Denkschrift des Dresdner Vereins zur Hebung der Sittlichkeit [als Manuskript]. Dresden 1896 (43 S.).
Frauenblätter, Berlin 1892 ff.
Korrespondenzblatt der Berliner Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit [vorher: Der Frauenbund] 1887 ff.

Streitfragen. Wissenschaftliches Fachorgan der deutschen Sittlichkeitsvereine. Berlin 1892—1894.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 118 ff.
Bastian und Baur, Die Magdalenensache im Lichte des Worts und der Tatsachen (Kongreß Stuttgart 1879, 84 ff.).
Gonser, Die Kirche im Kampf gegen die Unsittlichkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 231 ff.).
Henning, Die öffentliche Sittenlosigkeit und die Arbeit der deutschen Sittlichkeitsvereine, eine Denkschrift (Flieg. Blätt. 1897, 369 ff.).
Huschenbett, Die Arbeiterinnenkolonie in Gr. Salze (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 121 ff., XVIII, 1898, 165 ff., XIX, 1899, 426 ff.).
Isermeyer, Vorträge (Bausteine 1893, 71 ff. u. Mitteilungen des Brandenb. Provinzial-Ausschusses für Innere Mission 1894, 366).
Kraus in: G. Schlosser, Vorträge. Gütersloh 1891, 1 ff.).
Levsen, Das „Weiße Kreuz" (Flieg. Blätt. 1899, 101 ff.).
Michelsen, Der internationale Bund gegen das Kontrollsystem (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 182 ff.).
Niemann, Die Magdalenensache (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 121 ff.).
— Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 771 ff.).
Renk, Prostitution (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 257 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie.[2] II, 89 ff.
— Versorgungshäuser (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 371 ff.).
— G. Schlosser (Evangel. Volkslexikon 652 f.).
Schwartzkopff, Carl Bastian (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 193 ff.).
Ulfers, Die Mitternachtsmission in den Niederlanden (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 185 ff.).
Weidauer, Die Anstalten von Frl. Lungstras in Bonn (Bausteine 1898, 121 ff.).
— Frauenheim (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 229 f.).
Bilder aus dem „Kreuzzug" der Josephine Butler wider die Unsittlichkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 196 ff.).

§ 61: Trinkerasyl (Kampf gegen Alkohol).

Anschütz, Die Bekämpfung der Trunksucht im Verwaltungswege. Hildesheim 1899 (39 S.).
Baer, Der Alkoholismus. Berlin 1878 (X u. 622 S.).
— Die Trunksucht und ihre Abwehr. Wien und Leipzig 1890 (83 S.).
Bode, Alkohol-Album. Bremerhaven 1891 (114 S.).
— Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen. München 1896 (IV u. 228 S.).
— Wirtshausreform in England, Norwegen und Schweden. Berlin 1898 (VI u. 108 S.).
— Das gotenburgische System in Schweden (Studien zur Alkoholfrage 1). Weimar 1901 (32 S.).
Droste, Die Schule, der Lehrer und die Mäßigkeitssache. Hildesheim 1894 (32 S.).
Fritsch, Das Wirtshaus eine Volksgefahr (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIV, 2) Stuttgart 1899 (64 S.).
Fuchs, Der Alkoholismus und seine Bekämpfung (Zeitfragen des christlichen Volkslebens VIII, Heft 8) Heilbronn 1883 (69 S.).
Hoppe, Die Tatsachen über den Alkohol. Dresden 1899 (VIII u. 168 S. u. Tabell.).
Klar, Die Grundsätze der ev.-kirchl. Blau-Kreuzvereine. Hannover [1902] (16 S.).
Klaemeyer und Nebel, Der unabhängige Orden der Gut-Templer. Herausgegeben von Deutschlands Großloge o. Ort u. J. (23 S.).
Küßner, Was können Magistrate kleiner Städte gegen den Mißbrauch geistiger Getränke tun? Mölln 1902 (IV u. 91 S.).
Martius, Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch. Halle a. S. 1884 (VIII u. 348 S.).
— Die speziellen Aufgaben der Inneren Mission in dem neu erwachten Kampf gegen die Trunksucht. Magdeburg 1884 (52 S.).

Martius, Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XI, 6) Stuttgart 1886 (72 S.).
— Die ältere deutsche Mäßigkeitsbewegung 1838—1848 und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Dresden o. J. (VIII u. 112 S.).
— Was sagt das Blaue Kreuz von sich selbst? Gotha 1891 (64 S.).
— Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage. Gotha 1891 (VIII u. 392 S.).
— Trunksucht und Unzucht (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXI, 4) Stuttgart 1896 (48 S.).
Schindler, Baron Albert von Seld, ein treuer Königs- und wahrer Volksfreund. Basel 1894 (VIII u. 293 S. nebst Porträt).
Wittrock, Die Trunksucht und ihre Bekämpfung mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Ostseeprovinzen. Riga 1900 (XII u. 263 S.).
Centralstatuten des schweizerischen Mäßigkeitsvereins (Schw. Verein vom Blauen Kreuz) Bern 1884 (24 S.).
Der Alkoholismus, eine Vierteljahrsschrift zur wissenschaftlichen Erörterung der Alkoholfrage. Dresden 1900 ff.
Konstitution und Nebengesetze für Deutschlands Großloge ꝛc. Gravenstein 1891 (58 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 343 ff.
Bode, Trunksucht und ihre Bekämpfung (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VII, 199 ff.).
— Mißbrauch geistiger Getränke (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik IV, 776 ff.).
Brachmann, Einiges über Morphiumsucht (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 170 ff.).
Carstens, Ein Rittergut ohne Branntwein (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 483 ff.).
Clasen, Opiumsucht (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 558 f.).
Dembowski, Die seelsorgerliche Behandlung der Trinker (Kongreß Posen 1895, 79 ff.).
Gleiß, Guttemplerorden oder Blaues Kreuz?[2] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 89 ff.).
Hennig, Wirtshauswesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 823 ff.).
Hirsch, Die beiden Trinkerasyle in Lintorf (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 481 ff.).
Kruse, Die erziehliche Seite der Trinkerheilung (Flieg. Blätt. 1900, 468 ff.).
Kier, Ein Abend in der Guttemplerloge (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 523 ff.).
Martius, Die jetzige deutsche Mäßigkeitsbestrebung auf Grund der Veröffentlichungen in ihren eigenen Fachblättern charakterisiert und kritisiert (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 275 ff.).
— Das Branntweinjahr 1848 (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 110 ff.).
— Die deutsche Anti-Alkoholbewegung, Rückblick und Ausblick (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 353 ff.).
— Schriftenverzeichnis der deutschen Anti-Alkoholbewegung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 411 ff.).
— Alkoholismus und seine Bekämpfung (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 8 ff.).
— Die Rettung der Trinker (Kongreß Kassel 1888, 113 ff.).
Meyer und Löning, Schankgewerbe (Handwörterb. der Staatsw.[2] VI, 508 ff.).
Morgenstierne, Gotenburger Ausschanksystem (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] IV, 765 ff.).
Schäfer, Martius (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 481 f.).
— Mathew (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 491 f.).
[Schwarz] Lehmann, Enthaltsamkeit (PRE.[3] V, 395 ff.).
Stark, Der Kampf gegen die Trunksucht (Kongreß Karlsruhe 1884, 82 ff.).
Wald, Die Enthaltsamkeitssache (Kongreß Bremen 1852, 31 ff.).
Das alkoholfreie Soldatenheim in Münsingen (Württemberg) (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 398).

§ 62: Arbeiterkolonie und Verpflegungsstation. Berthold, Die Entwicklung der deutschen Arbeiterkolonien. Leipzig 1897 (VIII u. 56 u. XCVIII S.).
Berthold, Statistik der deutschen Arbeiterkolonien für 1887/89. Berlin 1891 (II u. 150 S.) ꝛc. auch in anderen Jahren.
v. Bodelschwingh, Die Ackerbaukolonie „Wilhelmsdorf“ nach ihren bisherigen Erfahrungen.[2] Bielefeld 1883 (32 S.).
— Vorschläge zur Vereinig. aller deutsch. Arbeiterkolonien. Bielefeld 1883 (96 S.).
Cronemeyer, Die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIV, 3) Stuttgart 1889 (36 S.).
Evert, Die Entwicklung der Natural-Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien in Preußen bis 1. September 1885 (Separatabdruck aus: Zeitschrift des Königl. Preuß. Statistischen Bureaus 1885) Berlin 1886 (16 S. u. 2 Karten).
Huzel, Das System der kommunalen Naturalverpflegung armer Reisender. Stuttgart 1883 (IV u. 144 S.).
Märker, Vagabundennot, Arbeiterkolonien und Verpflegstationen (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XII, 4) Stuttgart 1887 (46 S.).
Richter, „Die, so im Elend sind, führe in dein Haus“. Breslau 1884 (20 S.).
Schlosser, Die Vagabundennot.[2] Bielefeld 1879 (29 S.).
Schöffel, Die Institution der Natural-Verpflegstation ... in Niederösterreich. Wien 1887 (IV u. 124 S. u. Tabellen).
Stursberg, Über Arbeiterkolonien und Naturalverpflegung der wandernden Bevölkerung. Gotha 1883 (30 S.).
Troschke, Wanderarbeitsstätten. Berlin [1902] (34 S.).
Der Berliner Asylverein für Obdachlose. Berlin 1882 (71 S.).
Der Wanderer [früher: Die Arbeiterkolonie, Zeitschrift] Gütersloh 1884/85 ff.
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 376 ff.
Berthold, Arbeiterkolonien (Handwörterbuch der Staatswissensch.[2] I, 463 ff.).
v. Bodelschwingh, Die Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen (Kongreß Karlsruhe 1884, 22 ff.).
Esche, Der Strafrichter gegenüber der Wanderbettelpflege und Vagabundennot (Bausteine 1896, 133 ff.).
Gilweit und Liebich, Aus der Jugendhilfe des Vereins „Dienst an Arbeitslosen“ (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 120 ff.).
Hennig, Obdachlosenasyle (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 555 f.).
Löning, Obdachlose (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] V, 1007 ff.).
Mörchen, Arbeiterkolonien (Evangel. Volkslexikon 33 ff.).
Münsterberg, Wanderarbeitsstätten (Handwörterbuch der Staatswissensch.[2] VII, 363 ff.).
v. Wintzingeroda-Knorr, Die deutschen Arbeitshäuser, ein Beitrag zur Lösung der Vagabundenfrage. Halle 1885 (VIII u. 118 S.).
Der Verein „Dienst an Arbeitslosen“ zu Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 485 ff.).
Die Schreibstube für Arbeitslose in Basel (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 212 ff. XXI, 1901, 259 ff.).
§ 63: Gefangenen- und Entlassenenpflege. Aschrott, Strafensystem und Gefängniswesen in England. Berlin 1887 (XX u. 301 S.).
Ave-Lallemant, Das deutsche Gaunertum. Leipzig 1858, 4 Bde.
Bär, Die Gefängnisse, Strafanstalten und Strafsysteme, ihre Einrichtung und Wirkung in hygienischer Beziehung. Berlin 1871 (VIII u. 356 S.).
Ekert, Wirth u. Engelberg, Blätter für Gefängniskunde. Heidelberg 1867 ff.
Fuchs, Die Gefangenen-Schutztätigkeit u. d. Verbrechensprophylaxe. Berlin 1898 (273 S.).
Heim, Die jüngsten und die ältesten Verbrecher ꝛc. Berlin 1897 (223 S.).
v. Holtzendorff und v. Jagemann, Handbuch des Gefängniswesens. Hamburg 1888, 2 starke Bde.
Jäger, Beiträge zur Lösung des Verbrecherproblems. Erlangen 1895 (VI u. 186 S.).
Julius, Vorlesungen über die Gefängniskunde. Berlin 1882 (CLXVIII und 368 S. nebst 4 Plänen).

Krauß, Im Kerker vor und nach Christus. Freiburg i. Br. und Leipzig 1895 (XII u. 380 S.).
Krohne, Lehrbuch der Gefängniskunde. Stuttgart 1889 (XX u. 610 S.).
Mahn, Die Pflege der Entlassenen (Kl. Bibl. für Innere Mission Heft VIII) (28 S.).
Natorp, Kreuz und Kerker. Düsseldorf 1867 (IV u. 187 S.).
Orth, Ein Gefängnisprediger im Elsaß. Selbsterlebtes. Mühlhausen i. E. 1882 (VI u. 135 S.).
Rosenfeld, Die Geschichte des Berliner Vereins zur Besserung der Strafgefangenen 1827—1900. Berlin 1901 (VI u. 156 S.).
Roßmy, Handbuch für Gefängnisaufseher. Düsseldorf 1888 (63 S.).
Schröter, Hundertjährige Geschichte der Einzelhaft. Hamburg 1877 (24 S.).
— Das Moabiter Zellengefängnis. Berlin 1877 (40 S.).
Spengler, Aus der Verbrecherwelt.[2] Leipzig 1886 (VIII u. 230 S.).
Stade, Aus der Gefängnisseelsorge. Erinnerungen aus 14jährigem Gefängnisdienst. Leipzig 1901 (VIII u. 328 S.).
— Gefängnisbilder. Kritische Blätter aus dem Strafvollzuge. Leipzig 1902 (VIII u. 361 S.).
Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Berlin 1884 (VIII u. 240 u. IX S.).
Stursberg, Die Innere Mission an den Gefangenen. Düsseldorf 1881 (20 S.).
Uhden, Aus der Stadtvoigtei zu Berlin. Leipzig 1881 (IV u. 218 S.).
Wegner, Wirtschaftliche Fürsorge für Angehörige Detinierter.[2] Berlin 1900 (69 S.).
Im Zellengefängnis, Bilder aus der Verbrecherwelt nach Erfahrungen in einer Strafanstalt von einem ehemaligen Strafanstaltsprediger.[3] Bremen 1881 (VIII u. 311 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 381 ff.
Bachmann, Gaunertum (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 241 f.).
Bienengräber, Das Gefängniswesen, zur Orientierung für Nichtfachmänner (Flieg. Blätt. XXXV, 1878, 147 ff.).
Feldhahn, Die jugendlichen Verbrecher als Zeugen wider unsere Zeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 394 ff.).
Fick, John Howard, der Gefängnisreformator (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 137 ff.).
Heim, Aus der Arbeit eines Zuchthausgeistlichen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 359 ff.).
Koblinski, Die Seelsorge an den Gefangenen (Kongreß Eisenach 1901, 86 ff.).
Krabbe, Die Diakonissenarbeit im Gefängnis (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 33 ff.).
Krohne, Gefängnisarbeit (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] IV, 38 ff.).
Oldenberg, Joh. Hinr. Wichern II. Hamburg 1887, 198 ff., 215 ff., 271 ff.
Petersen, Zur Seelsorge an Sträflingen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 430 ff.).
Ponfick, Über Gefangenen- und Entlassenenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 67 ff.).
v. Rohden, Gefängniswesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 242 ff.).
— Gefangenenfürsorge (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 245 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie.[2] II, 102 ff.
— Gefangenenfürsorge (PRE.[3] VI, 415 ff.).
v. Scheel, Kriminalstatistik (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] V, 408 ff.)
Scholz, Verbrecher, Jugendliche, ihre Behandlung und Erziehung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik VII, 335 ff.).
Schröter, Erinnerungen eines alten Gefängnisgeistlichen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1897, 441 ff.).
Stursberg, Die Fürsorge für jugendliche Strafgefangene während der Haft und nach ihrer Entlassung (Kongreß Breslau 1886, 133 ff.).
Wichern, Über die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge (Kongreß Bremen 1852, 5 ff.).

Siebentes Kapitel: **Pflege der Gebrechlichen und Kranken.**

§ 64: Taubstummenanstalt. Denhardt, Das Stottern. Leipzig 1890 (298 S.).
Gutzmann, Das Stottern.[4] Berlin 1895, 2 Teile.
Hill, Der gegenwärtige Zustand des Taubstummenbildungswesens in Deutschland. Weimar 1866 (XXI u. 326 S.).
— Die Geistlichen und Schullehrer im Dienste der Taubstummen[3] von Oehlwein, Weimar 1882 (VIII u. 143 S.).
Matthias, jetzt Vatter, Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland. Friedberg 1854 ff.
Riemann, Taubstumm und blind zugleich. Berlin 1895 (VIII u. 97 S.).
Sandow, Mechanik der Sprechnervosität (Stottern). Gründliche Selbstheilung ohne Atem-, Stimmbildungs-, Artikulations- und Sprechübungen. Nordhausen o. J. (154 S.).
Stötzner, Samuel Heinicke, sein Leben u. Wirken. Leipzig 1870 (XXIV u. 148 S.).
Walther, Geschichte des Taubstummenbildungswesens. Bielefeld u. Leipzig 1882 (VIII u. 438 S.).
— Handbuch der Taubstummenbildung. Berlin 1895 (748 S.).
Brauckmann, Heinicke, Samuel (Rein, Encykl. Handbuch der Pädag. III, 427 ff.).
— Taubstumm, Taubstummheit (Rein, Encykl. Handbuch der Pädadg. VII, 28 ff.).
— Taubstummenbildung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagog. VII, 34 ff.).
Denhardt, Stottern (Rein, Encykl. Handbuch der Pädag. VI, 885 ff.).
Firnhaber, Taubstummenbildung (Schmid, Encyklop.[2] IX, 371 ff.).
Gutzmann, Sprechstörungen (Rein, Encykl. Handbuch der Pädag. VI, 795 ff.).
Kopp, Geschichte des Taubstummenbildungswesens (Schmid, Geschichte der Erziehung V, 3. Stuttgart u. Berlin 1902, 404 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 130 ff.).
Schilde, Taubstumme und Taubstummenanstalten (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VII, 50 ff.).
§ 65: Blindenanstalt. Brandstaeter, Die Blindenpflege (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie XI—XIV Abt. 28) Gotha 1890 (IV u. 42 S.).
Georgi, Anleitung zur Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familie bis zur Aufnahme in die Blindenanstalt. Dresden 1857 (45 S.).
Hebold, Das blinde Kind im elterlichen Hause und in der Volksschule. Berlin 1862.
Klein, Lehrbuch zum Unterricht der Blinden. Wien 1819 (XXVI u. 455 S.).
— Geschichte des Blindenunterrichts. Wien 1837 (IV u. 204 S.).
Mell, Encyklopädisches Handbuch des Blindenwesens. Leipzig u. Wien 1900. 2 Bde.
Pablasek, Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe. Wien 1867 (IV u. 358 S.).
Die Verhandlungen der Blindenlehrerkongresse mit versch. Verlagsorten.
Der Blindenfreund, Zeitschrift, Düren 1881 ff.
Fischer, Blindenanstalt und Blindenerziehung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik I, 455 ff.).
— Blind und taubstumm (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik I, 475 ff.).
Kopp, Geschichte der Blindenbildung (Schmid, Geschichte der Erziehung V, 3. Stuttgart u. Berlin 1902, 517 ff.).
Löning u. v. Fircks, Blinde und Blindenanstalten (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] II, 942 ff.).
Metzler, Blindenanstalten (Schmid, Encyklop.[2] I, 749 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 127 ff.
§ 66: Idioten- und Epileptischenanstalt. Barthold, Der Idiotismus und seine Bekämpfung. Stettin 1868 (II u. 51 S.).
v. Bodelschwingh, Christlicher Ratgeber für Epileptische. 1888 (24 S.).
Brandes, Der Idiotismus und die Idiotenanstalten. Hannover 1862 (VIII u. 142 S.).
Disselhoff, Die gegenwärtige Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Bonn 1857 (XIV u. 170 S.).
Moll und Balke, Die Fürsorge für die Epileptischen. Stuttgart 1866 (52 S.).

Palmer, Die Fürsorge für die Epileptischen. Bielefeld 1879 (20 S.).
Pfleger, Über Idiotismus und Idiotenanstalten. Wien 1882 (44 S.).
Sengelmann, Idiotophilus. Norden 1885, 3 Bde.
Stritter, Die Heilerziehungs- und Pflegeanstalten für schwachbefähigte Kinder, Idioten und Epileptiker in Deutschland und in den übrigen europäischen Staaten. Hamburg 1902 (IV u. 138 S. u. Karte).
Die Verhandlungen der Konferenzen für Idioten-Heilpflege.
Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger u. Epileptischer. Dresden 1880 ff.
v. Bodelschwingh, Die Epileptischenpflege in der Anstalt Bethel bei Bielefeld (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 205 ff.).
Crome, Die Epileptischenkolonie Bethel bei Bielefeld 2c. (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 366 ff.).
Kölln, Epilepsie und Anstalten für Epileptische (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik I, 873 ff.) [mit reicher Literaturangabe].
Neuschler, Kretinismus und Idiotismus (Schmid, Encyklop.[2] I, 1011 ff.).
Piper, Idiotie und Idiotenanstalten (Rein, Encykl. Handb. der Päd. V, 788 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 108 ff.
Trüper, Psychopathisches im Kindesleben (Rein, Encykl. Handb. der Pädag. V, 588 ff.).
Ziegler, Hilfsschulen für Schwachbefähigte (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik III, 695 ff.).
Ziehen, Schwachsinn (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik VI, 555 ff.).
— Kretinismus (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik I, 575 ff.).
— Diagnose psychischer Erkrankungen (Rein, Encykl. Handb. der Päd. I, 683 ff.).
Die Bielefelder Anstalt für Epileptische (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 389 ff.).
§ 67: Krüppelheim. Brandt, Mathilde Escher. Basel o. J. (74 S.).
Franke, Hans Knudsen (Heft 45 des Broschürencyklus „Für Feste und Freunde der Inneren Mission." Berlin o. J. (16 S.).
Kruse, Lade die Krüppel ein! Gütersloh 1893 (43 S.).
Schäfer, Jahrbuch der Krüppelfürsorge. Hamburg I,[2] 1899 (48 S. u. Bilder) II, 1900 (72 S. u. Bilder), III, 1901 (64 S. u. Bilder).
Vulpius, Das Krüppelheim. Heidelberg 1902 (39 S.).
v. Amyntor, Die Krüppelanstalt des Oberlinhauses (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 107 ff.).
Janke, Körperhaltung (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik IV, 214 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 132 f.
— Wie man den Verkrüppelten in Deutschland hilft (Daheim 1902 Nr. 21).
— Die deutschen Anstalten für Verkrüppelte (Illustrierte Welt 1902, Heft 27).
Beesenmeyer, Gebrechliche (Schmid, Encyklop.[2] II, 778 ff.).
§ 68: Kinder-Sol- und -Seebad, Ferienkolonie. Krabbe, Die Kinderpflege in den Bädern, besonders in den Solbädern (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 216 ff. u. 421 ff. u. IV, 344 ff.) auch separat erschienen: Krabbe, Die Kinderpflege in den Solbädern. Hamburg 1880 (IV u. 72 S.).
Röstel, Fürsorge für arme, schwächliche und kranke Kinder (Kinderheilstätten, Ferienkolonien). (Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit zu Weimar 1884 Nr. 3, 72 S.).
— Statistik der deutschen Ferienkolonien und Kinderheilstätten in Sol- und Seebädern (Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit zu Bremen 1885 Nr. 3, 19 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 77 ff.
Evert, Ferienkolonien (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] III, 847 ff.).
Große, Ferienkolonien (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 226 ff.).
Schäfer, Die Kinder-Solbäder in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 369 ff.).
Anhang zu § 64—68. Über Heilpädagogik im ganzen instruieren folgende Schriften: Merle, Sengelmann, Söder, Das Blinden-, Idioten- und Taubstummen-Bildungswesen. 1. Band Norden 1887 (XII u. 376 S.) [nicht weiter erschienen].

Rücker, Der Unterricht und die Erziehung nicht vollsinniger Kinder. Trier 1885 (85 S.).
Stötzner, Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik. Leipzig 1868 (II u. 86 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 69 ff.
Koch und Trüper, Pädagogik und Medizin (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik V, 177 ff.).
Schäfer, Anormalenfürsorge (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 19 ff.).
§ 69: Krankenhaus und Kinderpflege. Bechler, Dienende Liebe, Missions- und Diakonissenarbeit auf einer Aussätzigenstation. Herrnhut 1901 (64 S. illustr.).
Büttner, Die Pflege der Siechen und Krüppel. Gotha 1890 (IV u. 37 S.).
Dietrich und Jacobsohn, Deutsche Krankenpflege-Zeitung. Berlin 1898 ff.).
Fuchs, Die Lungenschwindsucht (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XV, 8) Stuttgart 1900 (40 S.).
Guttstadt, Krankenhauslexikon für das deutsche Reich. Berlin 1900 (XII u. 939 S.).
Häser, Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften. Berlin 1857 (VIII u. 126 S.).
Kiesewetter u. Benninghofen, Die Krankenpflege in der Familie.[4] Berlin o. J. (X u. 542 S. u. Abbildungen).
Kündig, Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette.[7] Herausgeg. von Anstein. Basel 1899 (VIII u. 355 S.).
Lorenz, Dr. med., Die Krankenpflege, Im wesentlichen nach Sick (Zimmers Handbibl. der Prakt. Theologie XI—XIV, Abt. 36) Gotha 1890 (VI u. 113 S.).
Macher, Das Anna-Kinderspital in Graz. Graz 1873 (VIII u. 88 S.).
Medem, Siechennot und Siechenpflege. [Magdeburg 1888] (14 S.).
Mendelsohn, Die Krankenpflege [wissenschaftlich-praktische Monatsschrift]. Berlin 1901 ff.
Nightingale, Die Pflege bei Kranken und Gesunden. Deutsch von Wolf. Leipzig 1861 (XVI u. 224 S.).
Rupprecht, Die Krankenpflege im Frieden und im Kriege. Leipzig 1890 (XX u. 437 S. u. 442 Abbildungen).
Sick, Die Krankenpflege in ihrer Begründung auf Gesundheitslehre. Stuttgart 1884 (548 S.)
Windel, Beiträge aus der Seelsorge für die Seelsorge. Wiesbaden 1872 ff.
Die Pflege unheilbarer Kranker, eine Aufgabe der kirchlichen Armenpflege. Denkschrift des Provinzial-Ausschusses für Innere Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1884 (26 S.).
Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 330 ff.
Axenfeld, Erholungshaus für Männer zu Godesberg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 392 ff.).
van der Borght, Krankenversicherung (Handwörterb. der Staatsw.[2] V, 360 ff.).
Clasen, Genesungsheime (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 262 f.).
— Krankenpflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 416 ff.).
— Samaritervereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 648).
— Tuberkulose (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 768 ff.).
Fiedler, Über die Notwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für unbemittelte Brustkranke (Bausteine 1894, 136 ff.).
Gilweit, Der christl. Männer-Krankenverein zu Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 282 ff.).
Hesekiel, Die Fürsorge für bedürftige Genesende (Separatabdruck aus Brandenburg. Mitteilungen für Innere Mission 1890, Nr. 24) (15 S.); abgedruckt in Flieg. Blätt. 1891, 49 ff.
[Hickmann], Krankenbesuch (Meusel IV, 91); Krankenpflege (ebenda 91 ff.); Krankenseelsorge (ebenda 93 ff.).
Köhler, Kinderheilanstalten [Kinderkrankenhäuser] (Schmid, Encykl.[2] III, 929 ff.).
Lindner, Die Notstände unter den Siechen auf dem flachen Lande und die Möglichkeit der Hilfe (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1878, 193 ff.).
— Siechenpflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 677 ff.).

Nissen, Aussätzigenpflege in Norwegen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 83 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 134 ff.
— Aussätzigenpflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 70 f.).
— Bädermission (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 76 ff.).
Das Leben in den modernen Bädern und die Aufgaben der Kirche (Allg. Evangel.-luth. Kirchenzeitung 1876, 873 ff.).
Die Innere Mission in den Bädern (Flieg. Blätt. 1866, 129 ff.).
Die Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 335 ff.).
Ein Evangelischer Hilfsverein für Privatpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 133 ff.).
Ein stiller Platz zum Sterben (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 127 ff.).
Erfahrungen eines Geistlichen in der Sommerfrische (Allg. Evangel.-luth. Kirchenzeitung 1886, 779 ff.).
§ 70: Irrenhaus. v. Bodelschwingh, Die Mitarbeit der Kirche an der Pflege der Geisteskranken. Bethel-Bielefeld 1896 (32 S.).
Dalhoff, Unsere Gemütskranken. Aus dem Dänischen von Michelsen. Karlsruhe 1883 (206 S.).
Hafner u. Steil, Die Innere Mission und die Geisteskranken. Langenberg 1896 (28 S.).
Koch, Psychiatrische Winke für Laien[2]. Stuttgart 1880 (X u. 109 S.).
Römer, Psychiatrie und Seelsorge. Berlin 1899 (VIII u. 343 S.).
Scholz, Vorträge über Irrenpflege. Bremen 1882 (IV u. 135 S.).
Werner, Der religiöse Wahnsinn (Zeitfragen des christl. Volkslebens XV, 3/4). Stuttgart 1890 (VI u. 120 S.).
Clasen, Irrenfürsorge (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 345 ff.).
Isermeyer, Über die Predigt in Irrenanstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 177 ff.).
Karig, Über familiäre Irrenpflege (Flieg. Blätt. 1900, 227 ff.).
Schäfer, Dr. Scholz in Bremen und das Bielefelder Pflegepersonal (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 387 ff.).
Scholz, Über Irrenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 137 ff.) u. Schäfer, Nachwort dazu (150 ff.).
Theel, Eine Schuld gegen Geisteskranke (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 153 ff.).

Achtes Kapitel: **Kampf gegen soziale Notstände.**

v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage[2]. Leipzig 1897 (XII u. 563 S.).
Naumann, Das soziale Programm der evangelischen Kirche. Erlangen und Leipzig 1891 (IV u. 172 S.).
§ 71: Stadtmission und Dorfmission. v. Göler, Die sittlichen und sozialen Notstände auf dem Lande und die Innere Mission (Zeitfragen des christl. Volkslebens XIV, 5). Stuttgart 1889 (32 S.).
Jentzsch, Aus der Berliner Stadtmission.[2] Berlin 1878 (22 S.).
Kayser, Fr., David Nasmith. Hamburg 1853 (IV u. 192 S.).
Kayser, Konr., Die evangel. Stadtmission. Mit einem Anhang über die Berliner Stadtmission von Stöcker (Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie. Bd. XI—XIV, Abt. 2). Gotha 1890 (VI u. 63 S.)
Lehmann, Die Stadtmission. (Kl. Bibl. f. J. M., Heft 3.) Leipzig 1875.
Rade, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal (Evangel.-soziale Zeitfragen II. 1). Leipzig 1891 (60 S.).
Schultz, Innere Mission auf dem Lande. Berlin 1898 (80 S.).
Blätter aus der Stadtmission. Berlin 1878 ff.
Die Stadtmissionen. Denkschrift des Centralausschusses. Berlin 1885 (48 S.).
Roger Miller oder Leben und Wirken eines Stadtmissionars in London. Hamburg 1852 (XII u. 152 S.).

Beck, Welche kirchliche Lebenspflichten haben Stadt und Land gegeneinander zu erfüllen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 212 ff.).
Fürer, Der Einfluß der großen Städte auf das Land (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 9 ff.).
Hausig, Die Londoner Stadtmission (Flieg. Blätt. XLI, 1884, 281 ff.).
Kähler, Stadt und Land (Schäfer, Evang. Volkslexikon 718 ff.).
Lehmann, Die Werke der Liebe[2]. Leipzig 1883, 211 ff.
Leube, Rinck, Schlosser, Bräm, Die sozialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhilfe (Kongreß Stuttgart 1857, 122 ff.).
Lindner, Pfarramt, Diakonie und Stadtmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 20 ff.).
— Die Hamburger Stadtmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 441 ff.).
— Stadtmission (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 720 ff.).
Mahling, Die Innere Mission in den großen Städten mit besonderer Berücksichtigung der Wohnungsnot (Kongreß Straßburg 1899, 86 ff.).
Pank, Die großen Städte und das Evangelium (Kongreß Danzig 1876, 58 ff.).
Patzschke, Stöcker (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 740 ff.).
[Poel, E.], Das erste halbe Jahrhundert der Londoner Stadtmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 104 ff.).
Rade, Zur Durchführung der Inneren Mission auf dem Lande, insbesondere in kirchlichen Gemeinden (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 313 ff.).
Römheld, Die Innere Mission auf dem Lande (Kongreß Karlsruhe 1884, 163 ff.).
Schäfer, Wie ist den Gefahren zu begegnen, welche die Unkirchlichkeit und Sittenverderbnis in den großen Städten für das Land hat? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 97 ff.).
— Ein Wort über Stadtmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 512 ff.).
— Das Idealbild einer Stadtmission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 177 ff.).
Scriba, Die Innere Mission auf dem Lande (Kongreß Straßburg 1899, 120 ff.).
Sillem, Lord Shaftesbury (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 265 ff.).
Versmann, Die Schuld und Verpflichtung der evangelischen Kirche für die großen Gemeinden in Stadt und Land (Kongreß Kiel 1867, 99 ff.).
Zinsser, Die Stadtmission (Kongreß Karlsruhe 1884, 173 ff.).
Der Geistliche für Innere Mission in Chemnitz (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 483 ff.).
Der Notschrei des Londoner Auswurfs und die Antwort der Barmherzigkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 241 ff.).
Weylland, John Matthias [Londoner Stadtmissionar] (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 313 ff.).
§ 72: Gemeindepflege in Stadt und Land. Fliedner, G., Über Gemeinde-Diakonie. Karlsruhe 1889 (10 S.).
v. Funke, Gemeinde-Diakonie (Kl. Bibl. für Innere Mission, Heft II). Leipzig 1875 (23 S.).
Lühmann und Büttner, Die Organisation der Krankenpflege auf dem Lande. Hannover 1889 (12 S.).
Luther, Vorschläge zur Einführung der weiblichen Diakonie auf dem flachen Lande. Mitau 1895 (55 S.).
Römheld, Die Verpflanzung der Inneren Mission, insbesondere der weiblichen Diakonie auf das Land. Gotha 1883 (IV u. 76 S.).
— Diakonie und Innere Mission auf dem Lande (Zimmers Handbibliothek d. Prakt. Theol. XI—XIV, Abt. 3). Gotha 1890 (VIII u. 85 S.).
Werner, Die Gemeindepflege und die Gewinnung von Kräften für dieselbe. Darmstadt o. J. (32 S.).
Dalhoff, Gemeindepflege (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. X, 1890, 393 ff.).
— Gemeinde und Diakonie (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. XIX, 1899, 441 ff.).

Frick, Kirchliche Gemeindehäuser (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 250 ff.).
Hillner, Eine bäuerliche Gemeindepflegerin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 97 ff.).
Hoppe, Über Dorfdiakonissen (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. IX, 1889, 299 ff.).
Kohlschütter, Über die allgemeine Einführung der Gemeindediakonie in Sachsen (Bausteine XIV, 1882, 83 ff.).
Koopmann, Über Gemeindepflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 225 ff.).
Molwitz, Aufgabe, Grenze und Unterstützung der Diakonissenarbeit in der Gemeinde (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 477 ff.).
— Alte u. neue Wege der Krankenpflege auf dem Lande (Bausteine 1895, 67 ff.).
— Einrichtung und Betrieb der Gemeindediakonie (Bausteine 1898, 156 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 170 ff.
— Ein Wort über Gemeindepflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 89 ff.).
— Gemeindepflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 258 ff.).
— Landdiakonie (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 438 f.).
Schuster, Gemeindediakonie (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. VI, 1886, 402 ff.).
Veit, Über Dorfdiakonissen (Schäfer, Monatsschrift f. J. M. IX, 1889, 33 ff.).
Gemeinde-Diakonie — die Pflicht jeder Kirchgemeinde (Bausteine X, 1878, 51 ff.).

§ 73: Armenpflege. Aschrott, Das englische Armenwesen. Leipzig 1886 (XXII u. 450 S.).
Böhmert, Die Armenpflege (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie XI—XIV, Abt. 34). Gotha 1890 (VI u. 101 S.).
Emminghaus, Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten. Berlin 1870 (VIII u. 728 S.).
von Gerando, Der Armenbesucher, übersetzt von Schelle. Quedlinburg und Leipzig 1831 (XX u. 255 S.).
de Gerando-Buß, Die öffentliche Armenpflege. Stuttgart 1843—46, 4 Bde.
Gerlach, Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Engl. des Dr. Th. Halmers. Berlin 1847 (XXIV u. 245 S.).
Guth, Die Armenpflege, deren Geschichte und Reformbedürfnis (Zeitfragen des christl. Volkslebens X, 4). Stuttgart 1885 (68 S.).
Hashagen, Die kirchliche Armenpflege. Gütersloh 1901 (IV u. 154 S.).
Jeremias Gotthelf, Die Armennot[2]. Berlin 1851 (IV u. 167 S.).
Kries, Die englische Armenpflege, herausgegeben von Freiherr v. Richthofen. Berlin 1863 (XII u. 382 S.).
Luthardt, A., Armenpflege und Unterstützungswohnsitz (Zeitfragen des christlichen Volkslebens VI, 2). Heilbronn 1881 (70 S.).
v. Melle, Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg. Hamburg 1883 (IV u. 362 S.).
Merz, Armut und Christentum. Stuttgart und Tübingen 1849 (XII u. 238 S.).
Münsterberg, Die deutsche Armengesetzgebung und das Material zu ihrer Reform. Leipzig 1887 (XXVI u. 570 S.).
— Generalbericht über die Tätigkeit des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit 1880—1895. Leipzig 1896 (VIII u. 127 S.). (Schriften des deutschen Vereins 24.)
— Die Armenpflege, Einführung in die praktische Pflegetätigkeit. Berlin 1897 (X u. 213 S.).
— Das ausländische Armenwesen. Leipzig 1901 (Schriften des deutschen Vereins 52).
Paulian, Paris qui mendie[2]. Paris 1893 (VIII u. 302 S.).
v. Reitzenstein, Die Armengesetzgebung Frankreichs. Leipzig 1881 (VIII u. 236 S.).
— Die ländliche Armenpflege und ihre Reform. Freiburg i. B. 1887 (VI u. 172 u. 362 u. 43 S.).
Roscher, System der Armenpflege und Armenpolitik[2] (System der Volkswirtschaft V). Stuttgart 1864 (X u. 340 S.).

Simons, Die älteste evangelische Gemeindearmenpflege am Niederrhein. Bonn 1894 (VI u. 166 S.).
Tobien, Das Armenwesen der Stadt Riga. Riga 1895 (XII u. 519 S.).
Weiß, Geschichte der öffentlichen Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien. Wien 1867 (VIII, 374 u. CXCX S.).
Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Leipzig 1880 ff. resp. (im Buchhandel) 1886 ff.
de Dompierre de Chaufepié, Die protestantische Armenpflege im Haag (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 434 ff.).
Hennig, Volksküche (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 798 f.).
Hesekiel und Elvers, Die Armenpflege in der Gegenwart, ihr christlicher Charakter und ihre Organisation in der Lokalgemeinde (Kongreß Bremen 1881, 80 ff.).
Hesekiel, Grundsätze christlicher Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 393 ff.).
Hillner, Die Mitarbeit unserer Landpastoren an der kommunalen Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 452 ff.).
Kähler, Unterstützungswohnsitz (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 780 f.).
Knoke, Fünfzig Jahre Göttinger Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 225 ff.).
Krüger, Vorschläge zur Hebung und Besserung der kirchlichen Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 359 ff.).
Lemme, Almosen (PRE.³ I, 381 ff.).
Lischke, Die bürgerliche Armenpflege in großen Städten (Kongreß Hamburg 1858, 75 ff.).
Luthardt, A., Die Armenpflege des Staats und ihr Verhältnis zur freiwilligen Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 529 ff.).
Münsterberg, Armenpflege (Handwörterb. der Staatswissenschaften² I, 1180 ff.).
— Die Reorganisation des Armenwesens in Hamburg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIV, 1894, 336 ff.).
Öhrn, Die kirchliche Armenpflege in Dorpat (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 422 ff.).
Schäfer, Münsterberg (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 531).
— Stifte und Heime (Daheimkalender 1901, 241 ff.; 1902, 244 ff.; 1903, 233 ff.).
Schuster, Das Zusammenwirken staatlicher, kirchlicher und freiwilliger Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission III, 1883, 170 ff.).
Strecker, Die kirchlich-freiwillige Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 3 ff.).
Uhlhorn, Armenpflege (PRE.³ II, 92 ff.).
— Armenwesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 58 ff.).
Armenwesen, Artikel von verschiedenen Verfassern (Handwörterb. der Staatswissenschaften² I, 1052 ff.).
Über holländisches Armenwesen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 370 ff.).
Zur Geschichte der Elberfelder Armenpflege (Münsterberg, Zeitschrift für das Armenwesen 1902, 11 ff.).
§ 74: Pflege in Zeiten der Seuche und des Krieges. Du Camp, M., La croix rouge de France. Paris 1889 (IV u. 342 S.).
v. Criegern, Das rote Kreuz in Deutschland. Leipzig 1883 (XIV u. 282 S.).
v. Criegern-Thumitz, Lehrbuch der freiwilligen Kriegskrankenpflege beim Heere des deutschen Reichs. Leipzig 1890 (XVI u. 375 S.).
Disselhoff, Jubilate! Kaiserswerth 1886, 207 ff.
Ebrard, Bericht des Erlanger Vereins für Felddiakonie 1870/71. Erlangen 1871 (IV u. 79 S.).
Moynier, Das rote Kreuz, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Deutsch von Stange. Minden i. W. 1883 (VIII u. 180 S.).
Müller, Rud., Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention, im Anschluß an: Eine Erinnerung an Solferino v. J. H. Dunant. Stuttgart 1897 (IV u. 455 S.).

Wichern, J. H., Kriegsdienste der freiwilligen Liebestätigkeit. Hamburg 1874 (IV u. 227 S.).
Wichern, J., Die freiwillige Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger durch den deutschen Verein vom Roten Kreuz (VIII u. 152 S.).
— Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege. Mitteilungen ꝛc. und Reden ꝛc. Berlin 1889 (IV u. 77 S.).
Die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege. Hamburg 1898 (VI u. 274 S.).
Handbuch der deutschen Frauenvereine unter dem Roten Kreuz. Berlin 1881 (VIII u. 360 S.).
Bartusch, Die freiwillige Krankenpflege der deutschen Frauenvereine (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 159 ff.).
Brösel, Die Abhilfe des von der Überschwemmung im Jahre 1880 in der sächsischen Oberlausitz angerichteten Schadens (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 133 ff.).
Clasen, Seuchenpflege (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 676 f.).
Frommel, Ermutigung zur Liebesarbeit im Kriege (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 212 ff.).
Jäsrich, Kreuz, Rotes (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 422 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] II, 205 ff.
— Felddiakonie (PRE.[3] V, 702 ff.).
— Dunant (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 178).
Wichern, J., Entwicklung und Bestand der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 207 ff.).
§ 75: Sonntagsfrage. Brösel, Das Recht des Arbeiters auf den Sonntag. Leipzig 1876 (II u. 50 S.).
Liebetrut, Der Tag des Herrn und seine Feier. Berlin 1837 (XX u. 368 S.).
— Die Sonntagsfeier, das Wochenfest des Volkes Gottes im Neuen Bunde. Hamburg 1851 (XVI u. 147 S.).
— Vierunddreißig Jahre im Schul- und Pfarramt. Berlin und Charlottenburg 1865 (XII u. 308 S.).
Mielke, Der Sonntag (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIV, 4) Stuttgart 1899 (54 S.).
Niemeyer, Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre.[2] Leipzig 1883 (VIII u. 75 S.).
Oschwald, Die christliche Sonntagsfeier. Leipzig 1850 (XXIV u. 149 S.).
Rieger, Staat und Sonntag (Zeitfragen des christlichen Volkslebens II, 4) Heilbronn 1877 (91 S.).
Rohr, Der Sonntag vom sozialen und sittlichen Standpunkt. Bern 1879.
Schröter, Die Sonntagsheiligung und das Verbrechen. Düsseldorf 1876 (24 S.).
Zahn, Geschichte des Sonntags. Hannover 1878 (79 S.).
Ahlfeld, Sonntagserholung und Sonntagsfreude (Kongreß Breslau 1886, 113 ff.).
Baur, Die Hinderung der Sonntagsfeier und deren Überwindung (Kongreß Bielefeld 1877 II, 3 ff.).
Bourwieg, Was ist zur Beförderung der Sonntagsheiligung seit 1848 in Deutschland geschehen? (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 322 ff.).
Brösel, Die Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 228 ff.).
Dalton, Die Sonntagsruhe im deutschen Reiche (Flieg. Blätt. 1897, 267 ff.).
Feldner, Die Förderung der Sonntagsfeier durch positive Mittel (Kongreß Elberfeld 1851, 96 ff.).
Haupt, Der Sonntag und die Bibel (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 33 ff.).
Hickmann, Die Verwertung der Sonntagsruhe (Kongr. Dortmund 1893, 131 ff.).
Kögel und Niethammer, Das deutsche Volk und der Sonntag (Kongreß Dresden 1875 60 ff.).
Laurmann, Naumann, Ubbelohde, Hoffmann, Der Sonntag [Ansprachen] (Kongreß Kassel 1888, 102 ff.).

v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage.[2] 377 ff. (Der Sonntag.)
Palmer, Sonntagsfeier (Schmid, Encyklop.[2] VIII, 873 ff.).
Reiche, Der gegenwärtige Stand der Sonntagsfrage in der Provinz Brandenburg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 134 ff.).
Reimpell, Biblische Begründung des Sonntags (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 93 ff.).
Schäfer, Lombard (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 471 f.).
Stieda, Sonntagsarbeit (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 768 ff.).
Uhlhorn, Sonntag (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 688 ff.).
Zöckler, Sonntagsfeier (PRE.[2] XIV, 428 ff.).
§ 76: Schulfrage. Bayer, Über den Einfluß des öffentlichen Lebens auf die Erziehung der Jugend. Hamburg 1881 (40 S.).
Brandt, Wie erziehen wir unsre Jugend zur Kirche? Gütersloh 1877 (22 S.).
Horn, Über Hollands Volksschulwesen. Leipzig 1877 (35 S.).
Kolbe, Evangelisches Monatsblatt für die deutsche Schule, Organ des Deutschen Evangel. Schulvereins 1881 ff.
Marx, Welchen Gefahren ist gegenwärtig durch das öffentliche Leben die Jugenderziehung ausgesetzt und was hat zur Abwendung dieser Gefahren zu geschehen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IV, 1884, 321 ff.).
Michael, Schule und Innere Mission. Leipzig 1878 (16 S.).
Möbius, Die christliche Schule. Gotha 1874 (VIII u. 142 S.).
Rathmann, Die geistliche Schulaufsicht im Lichte unsrer Zeit (Zeitfragen des christl. Volkslebens XVIII, 5). Stuttgart 1893 (36 S.).
Schädel, Höhere Schule und soziale Frage (Zeitfragen des christl. Volkslebens XIX, 4). Stuttgart 1894 (40 S.).
Schäfer, Die Innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer.[5] Gütersloh 1900 (VIII u. 246 S.).
Splittgerber, Die gegenwärtige Lage der evangel. Volksschule in Preußen und die Simultanschule. Berlin o. J. (8 S.).
Strack, Die moderne Schulgesetzgebung (Pädag. Fragen, 4. Heft). Heilbronn 1878 (32 S.).
Warneck, Die Mission in der Schule[9]. Gütersloh 1901 (XVI u. 204 S.).
Weber, Die deutsche Schule in ihren verschiedenen Formen und Abstufungen, und ihre Stellung zur christl. Kirche (Zeitfragen des christlichen Volkslebens X, 3). Stuttgart 1885 (75 S.).
Zillessen, Die Volksschule und der Staat (Zeitfragen des christl. Volkslebens III, 3). Stuttgart 1878 (76 S.).
— Monatliche Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangel. Volksschule 1879 ff.
— Der Kampf des positiven Christentums mit der sogenannten modernen Weltanschauung auf dem Gebiete der Volksschule. Langenberg 1882 (16 S.).
Denkschriften der Schulkongresse.
Der deutsche evangelische Schulkongreß. Barmen 1883 (15 S.).
Festschrift der Hamburger Lehrer-Union aus Anlaß ihres 50jähr. Bestehens. 1852—1902. Braunschweig u. Leipzig 1902 (80 S.).
Firnhaber, Lehrerversammlungen (Schmid, Encyklop.[2] IV, 496 ff.).
Freihofer, Schulvereine (Schmid, Encyklop.[2] VIII, 303 ff.).
Hauber, Konfessions- und Kommunalschulen (Schmid, Encyklop.[2] I, 991 ff.).
Hirzel u. Firnhaber, Lehrervereine (Schmid, Encyklop.[2] IV, 488 ff.).
Lange, Hel., Lehrerinnenvereine (Rein, Encykl. Handbuch der Pädag. IV, 414 ff.).
Schneider, Kommunalschule, Societätsschule, Konfessionsschule, Simultanschule (Schmid, Encyklop.[2] I, 999 ff.).
Tews, Lehrervereine, deutsche (Rein, Encykl. Handbuch d. Pädag. IV, 469 ff.).
Wulf, Schulwesen (Schäfer, Evang. Volkslexikon 658 ff.).
Ziegler, Pädagogische Presse (Volksschulwesen) (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik V, 188 ff.).
Evangelische Lehrervereine in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXII, 1902, 445 ff.).

§ 77: **Wohnungsfrage.** Arminius, Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe. Leipzig 1874 (VIII u. 260 S. nebst einem Plan).
Balmer-Rink, Die Wohnung des Arbeiters. Basel 1883 (30 S. u. XXII Grundrisse).
v. Bodelschwingh, Der eigne Herd als Grundlage eines gesunden christlichen Familienlebens. Bielefeld 1891 (28 S.).
— Das Heimstätten-Gesetz in Verbindung mit dem Alters- und Invaliden-Versorgungsgesetz. Bielefeld 1892 (15 S.).
Cahn, Das Schlafstellenwesen in den deutschen Großstädten und seine Reform (Münchener Volkswirtschaftl. Studien 28). Stuttgart 1898 (XIV u. 122 S.).
Engel, Die moderne Wohnungsnot. Leipzig 1873 (VIII u. 102 S.).
v. d. Goltz u. Kinzel, Ländliche Arbeiterwohnungen. Königsberg u. Tilsit 1865 (48 S. u. XXI Tafeln).
Hasse, Die Aufgaben der Inneren Mission in der Wohnungsfrage (Zinsser, Bibliothek für Innere Mission I). Leipzig 1890 (XII u. 13 S.).
Kamp, Die Wohnungsnot und ihre Abhilfe durch ein Reichs-Wohnungsgesetz. Frankfurt a. M. 1899 (56 S.).
Lieber, Das Wohnungselend und seine Abhilfe (Weber, Sammlung theol. u. soz. Reden und Abhandlungen, VI, 10/11). Leipzig 1896 (S. 237—283).
— Gänge durch Jammer und Not. Heilbronn 1901 (VIII u. 311 S.).
Meiners, Das städtische Wohnhaus der Zukunft. Stuttgart 1879 (IV u. 132 S.).
Niemeyer, Nationale Wohnungsreform. Hattingen 1896 (28 S.).
Pfeiffer, Eigenes Heim und billige Wohnungen, mit besonderer Berücksichtigung der Kolonie Ostheim-Stuttgart². Stuttgart 1896 (XII u. 239 S. u. Tafeln).
Reichardt, Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage, mit besonderer Berücksichtigung der Unternehmungen, die Arbeiter zu Hauseigentümern zu machen. Berlin 1885 (VI u. 74 S.).
Sax, Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre Reform. Wien 1869 (VI u. 208 S.).
Schäffle u. Lechler, Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. Berlin 1897 (IV u. 62. S.).
Schall, Das Arbeiter-Quartier in Mühlhausen im Elsaß. Berlin 1876 (IV u. 48 S. u. ein Plan).
Stahl, Das bürgerliche Wohnhaus (Hausbücher Nr. 5). Stuttgart 1882 (74 S.).
Trüdinger, Die Arbeiterwohnungsfrage und die Bestrebungen zur Lösung derselben (Elster, Staatswissenschaftliche Studien II, 5). Jena 1888 (VIII u. 233 S.).
Weber, Wohnungen und Sonntagsbeschäftigungen der deutschen Arbeiter (Weber, Sammlung theol. u. soz. Reden und Abhandlungen III, 8 u. 9). Leipzig 1892 (58 S.).
Wolf, Die Wohnungsfrage als Gegenstand der Sozialpolitik. Jena 1896 (IV u. 38 S.).
Die Herstellung der Reinlichkeit in den Wohnungen der Armen. Darmstadt 1884 (15 S.).
Albrecht, Handbuch d. soz. Wohlfahrtspflege 221 ff.
v. Bodelschwingh, Was kann die freie christl. Liebestätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselendes in den großen Städten tun? (Kongreß Kassel 1888, 154 ff.).
Crüger, Baugenossenschaften (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² II, 465 ff.).
Kähler, Wohnungsfrage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 825 ff.).
Lehr, Wohnungsfrage (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² VII, 828 ff.).
Poel, Die Tätigkeit von Oktavia Hill in den Armenwohnungen Londons (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission V, 1885, 363 ff.).
Rahlenbeck, Mitwirkung der Inneren Mission an der Abhilfe des Wohnungselends in den Großstädten und Industrieorten (Flieg. Blätt. 1889, 172 ff.).
Schulze, Eine Arbeiterstadt bei Hamburg (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 30 ff.).
Weber, Wohnung, Familienleben und Kostgängertum (Kongreß Dortmund 1893, 207 ff.).

Statuten des Vereins zur Beschaffung eigener Wohnungen mit Grundbesitz für die deutschen Fabrikarbeiter (Arbeiterheim) (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 134).

§ 78: Frauenfrage. Germanicus, Der Socialismus und die Frau. Leipzig 1899 (VI u. 254 S.).

Hagen, Louise, Bayer, Anna, Die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen². Erfurt o. J. (VI u. 89 S.).

Kersten, Die Frau und das Universitätsstudium (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XVII, 5). Stuttgart 1892 (44 S.).

Konschel, Die Frauenfrage (Zimmer, Handbibl. d. Prakt. Theologie XI—XIV, 22). Gotha 1890 (IV u. 61 S.).

Küssner, Zur Frauenfrage. Kiel und Leipzig 1901 (II u. 136 S.).

Lange, Helene u. Bäumer, Gertrud, Handbuch der Frauenbewegung. Berlin 1901, 2 Bde.

Merz, Pfarrfrauen. Pastorentöchter. Alte Jungfern (Zeitfragen des christl. Volkslebens XII, 6). Stuttgart 1887 (47 S.).

Schiller, Die Frauenbewegung in christl. Beleuchtung (Zeitfragen des christl. Volkslebens XXIII, 5). Stuttgart 1898 (31 S.).

Wiese, Zur Geschichte und Bildung der Frauen. Berlin 1873 (145 S.).

Handbuch für Frauenbildung und Frauenberuf. Führer durch die Anstalten und Einrichtungen zur Ausbildung von Mädchen und Frauen in Berlin. Berlin 1902 (X u. 112 S.).

Buchner, Frauenfrage (Rein, Encykl. Handbuch der Pädagogik II, 425 ff.).

Frohnmeyer, Welche Ziele und Schranken sind der Frauenbewegung durch das Evangelium gesetzt? (Kongreß Bremen 1897, 164 ff.)

Lange, Hel., Frauenfrage (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik II, 410 ff.).

— Frauenvereine (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädagogik II, 429 ff.).

v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage². 334 ff. (Die Familie).

— Frauenfrage (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 223 ff.).

Niemann, Die moderne Frauenbewegung in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 225 ff.).

Pierstorff, Frauenarbeit und Frauenfrage (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² III, 1195 ff.).

Schäfer, Weibliche Diakonie² II, 44 ff.

Sell, Braun, Schneider, Die Frauenfrage. Ansprachen (Kongreß Dortmund 1893, 100 ff.).

Steinheil u. Sarasin, Frauenarbeit und Familienwohl (Kongreß Karlsruhe 1884, 124 ff.).

Werner, J., Frauenrecht und Frauendienst im Lichte evangel. Weltanschauung (Flieg. Blätt. 1900, 269 ff.).

Wichern, Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche (Kongreß Lübeck 1856, 129 ff.).

Wurster, Welche Aufgaben stellt die moderne Frauenbewegung der Kirche und ihrer Inneren Mission bezüglich der Fürsorge für die weibliche Jugend? („Halte was du hast!" Zeitschrift ꝛc. XXI, 1897, 49 ff.).

Die Begründung des deutsch-evangelischen Frauenbundes (Flieg. Blätt. 1899, 419 ff.).

Zahn, Heiratsstatistik (Handwörterbuch der Staatswissenschaften² IV, 1184 ff.).

§ 79: Sparkassen und Darlehnskassen. Bode, Die ländliche Spar- und Darlehnskasse als Stück der Inneren Mission (II u. 13 S.).

Fuchs, Sparkassen und Genossenschaftliche Spar- und Darlehnskassen in ihrem Verhältnis zu einander und zum Volkswohl (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XXIV, 5). Stuttgart 1899 (46 S.).

Göhrs, L., Die Pfennigsparkasse. Stuttgart 1882 (27 S. u. Tabellen).

Gray, Die Pfennigsparkasse². Bonn 1883 (44 S.).

Kuntze, Das Sparen und die Sparkassen. Plauen i. V. o. J. (92 S.).

— Sparkassen und Gemeindefinanzen. Berlin 1882 (XII u. 176 S.).

Lammers, A., Sparen und Versichern. Berlin 1881 (32 S.).

Naumann, Der Wucher und seine Bekämpfung (Zimmer, Handbibliothek für Prakt. Theologie XI—XIV, Abt. 35). Gotha 1890 (IV u. 25 S.).
[Oels], „Raiffeisen", ein ländlicher Sorgenbrecher und christlich-sozialer Segensstifter[3]. Neuwied 1896.
Raiffeisen, Kurze Anleitung zur Gründung von Darlehnskassen-Vereinen. Heddesdorf-Neuwied 1883 (IV u. 70 S.).
Schröer, Wider die Schulsparkassen. Wittenberg 1882 (VIII u. 64 S.).
Schulze, Das deutsche Sparkassenwesen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission II, 1882, 311 ff.).
Senckel, Die Jugend- und Schulsparkassen. Frankfurt a. O. 1882 (XII u. 233 S.).
Smitt u. Böhmert, Die Schulsparkasse. Leipzig 1881 (18 S.).
Spittel, Die deutschen Sparkassen. Gotha 1880 (IV u. 58 S.).
Fischer, Postsparkassen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 173 ff.).
Gerlach, Raiffeisenvereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 611 ff.).
— Sparkassen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 705 ff.).
v. d. Goltz, Darlehenskassenvereine (Elster, Wörterbuch I, 539 ff.).
Lexis, Wucher (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VII, 904 ff.).
Lotz, Darlehnskassen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] III, 117 ff.).
Marchet, Darlehnskassenvereine (Raiffeisen) (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] III, 120 ff.).
Naumann, Wie kann die christliche Gemeindetätigkeit den Wucher mit Erfolg bekämpfen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 70 ff.).
Palmer, Sparsamkeit (Schmid, Encykl.[2] IX, 75 ff.).
Schmidt, Raiffeisen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI, 300 ff.).
Seidel, Sparkassen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften[2] VI. 849 ff.).
Sell, Die Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und die Innere Mission (Kongreß Posen 1895, 144 ff.).
Wuttig, Die Bekämpfung des Wuchers mit Hilfe der christl. Gemeindetätigkeit (Kongreß Kassel 1888, 134 ff.).

Zweiter Abschnitt.

Arbeitskräfte der Inneren Mission.

Erstes Kapitel: **Wirksame Kräfte.**

§ 80: Persönlichkeit. Hennig, Persönlichkeit (Schäfer, Ev. Volkslexikon 584 f.).
Kobelt, Die Bedeutung der Persönlichkeit für die Arbeit der Inneren Mission (Kobelt, Blätter vom Lindenhofe I, Nr. 4, Juli 1884).
Schäfer, Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Wirken in der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 49 ff.).
Schöpff, Die Persönlichkeit als ein menschlicher Faktor in der Arbeit der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 3 ff.).
§ 81: Verein. Fürer, Vereinsleben und Gemeinschaftsleben im Dienst der Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 265 ff.).
Hashagen, Licht- und Schattenseiten des kirchlichen Vereinslebens der Gegenwart (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 481 ff.).
Hennig, Verein (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 785 f.).
Kolde, Bruderschaften (PRE.[3] III, 434 ff.).
Schäfer, Segen und Gefahren des Vereinslebens (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 89 ff.).
Schöpff, der Verein als Faktor bei der Arbeit der Inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 489 ff.).
Zöckler, Frauenkongregationen (PRE.[3] VI, 236 ff.).
§ 82: Anstalt. Baur, Instituts- [Anstalts-] und Familienerziehung (Schmid, Encyklop.[2] III, 717 ff.).
Heldring, Hausregeln der Heldringschen Anstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 263 ff.).

Hennig, Anstalt (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 24 f.).
— Settlement (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 675 f.).
Lechler, Hausgottesdienst (Schmid, Encyklop.[2] III, 305 ff.).
Palmer, Hausordnung (Schmid, Encyklop.[2] III, 310 ff.).
Uhlhorn, Wohltätigkeitsanstalten (PRE.[2] XVII, 300 ff.).
Wilhelmi, Toynbee (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 766 f.).
Frauen-Settlements (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 89 ff., 95 ff.).
Universitätsmission im Ostende Londons (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 189 ff.).
§ 83: Geld. v. Bodelschwingh, Dürfen christl. Anstalten und Missionsgesellschaften Schulden machen? Bethel bei Bielefeld 1896 (16 S.).
Frommel, M., Schriftgedanken über Zeit und Geld. Frankfurt a. M. 1877 (28 S.).
Frommel, E., Über das Geben, ein Sommernachtstraum (Daheimkalender 1881, 78 ff.).
Keller, Über das Geben. Kassel o. J. (32 S.).
Pauper Evangelicus, Hauskollekten, Kirche, J. M. Barmen 1890 (24 S.).
Uhlhorn, Das Christentum und das Geld (Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen VII, 5). Heidelberg 1882 (S. 119—157).
Hashagen, Die Einfalt im Geben (34. Jahresbericht der Gesellschaft der Armenfreunde in Leipzig 1882).
— Wie sind nach biblischen und kirchlichen Grundsätzen die nötigen Mittel für die christlichen Liebeswerke zu beschaffen? (Bausteine 1883, 81 ff.)
Harnack, Ad., Die Sorge für arme und gefährdete Gemeinden während der drei ersten Jahrhunderte (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 97 ff.).
Haupt, Die Pflicht der Kirche, die biblische Anschauung vom irdischen Gut im Gewissen der Gegenwart wieder lebendig zu machen (Kongreß Nürnberg 1890, 39 ff.).
Hennig, Geldmittel, Gewinnung derselben für Wohltätigkeitszwecke (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 252 ff.).
— Kollektenwesen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 391 f.).
— Stiftungen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 740).
Pohle, Geld (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 246 ff.).
Schäfer, Weibliche Diakonie[2] III, 204 ff.).
Schlosser, Welche soziale Verpflichtungen erwachsen dem Christen aus seinem Besitz? (Kongreß Magdeburg 1878, 39 ff.).
Wilhelmi, Die Beschaffung materieller Mittel für die christliche Liebestätigkeit (Schäfer, Monatsschr. f. J. M. XII, 1892, 463 ff.).

Zweites Kapitel: **Arbeiter.**

§ 84: Vereinsgeistliche. [Rathmann], Warum bedürfen wir einen Prov.-Agenten für Innere Mission in den Provinzen Ost- und Westpreußen? Königsberg 1878 (12 S.).
Die Berichte des sächsischen Provinzialausschusses für Innere Mission in Magdeburg, namentlich der VIII, 1886.
Hennig, Predigtreisen für Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 177 ff.).
Kahl, Die Gewinnung persönlicher Kräfte für die freie und für die berufsmäßige Tätigkeit im Dienst der Inneren Mission (Kongreß Nürnberg 1890, 213 ff.).
Kopp, Der Jugendgeistliche in Stuttgart (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 319 ff.).
Lehmann, Die Werke der Liebe[2], S. 199, 241, 339.
Reiche, Die Reisepredigt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 481 ff.).
Der Geistliche für Innere Mission in Chemnitz (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 483 ff.).

§ 85: Brüder und Diakonen. Aktenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Oberkirchenrats Bd. III, Heft 1 u. 2. Berlin 1856. Denkschrift, die Diakonie und den Diakonat betreffend, Heft 1, 9 ff. Gutachten über Diakonie und Diakonat, Heft 2, von Schmieder 79 ff., von Kuntze 92 ff., von Fliedner 108 ff., von Wichern 127 ff., von Jacobi 198 ff. — Bd. IV. Verhandlungen über die Diakonie und den Diakonat: Vortrag von Wiesmann 156 ff., von Ball 164 ff., von Jaspis 171 ff., von Bluhme 176 ff., Vorschläge 180 ff. und Verhandlungen 182 ff. [Ist sehr unbekannt geblieben.]
Berichte des Rauhen Hauses, namentlich die von 1844, 1878/79, 1883/86.
Achelis u. Majer, Diakonen (PRE.³ IV, 600 ff.).
Ballreich, Soll ich Diakon werden? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 410 ff.).
Böttcher, Die Ausbildung der Pfleger an den sächsischen Landesanstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 350 ff.).
Bonwetsch, Das Diakonenamt in der alten Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 396 ff.).
Christlieb u. Pfleiderer, Die Evangelistenschule „Johanneum" in Bonn (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VIII, 1888, 341 ff.).
v. d. Goltz, Gemeindehelfer (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 391 ff.)
Halvorsen, Die deutschen Diakonenanstalten und die norwegischen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 432 ff.).
— Über Diakonenausbildung (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 515 ff.).
Jentzsch, Die Vorbildung von Stadtmissionaren (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 421 ff.).
Lemmermann, Das Stephansstift vor Hannover in seinem 25jähr. Bestehen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 333 ff.).
Kobelt, Briefe über die Innere Mission [Brüderhäuser] (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 203 ff.).
— Statistik der ev. Brüder- resp. Diakonenanstalten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 218 ff.).
Kobelt, Reindel, Oldenberg, Stöcker, Die Brüdersache [Ansprachen] (Kongreß Nürnberg 1890, 90 ff.).
v. Nathusius, Die Ausbildung der Brüder im Diakonenhaus (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 484 ff.).
Schäfer, Über die Mittel zur Gewinnung persönlicher Kräfte für die Diakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VI, 1886, 368 ff.).
— Diakonen- und Diakonissenhäuser (PRE.³ IV, 604 ff.).
— Diakonie, männl. u. weibl. (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 163 ff.).
Wichern, Die Brüderausbildung im Rauhen Hause (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 327 ff.).
— Diakonen- und Diakonissenhäuser (PRE.² III, 581 ff.).
Wohlenberg, Diakonen und Diakonissen nach dem Neuen Testament (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 177 ff.).
Wurster, Zur Frage der Gewinnung und Ausbildung persönlicher Kräfte für die männliche Diakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 265 ff.).
Zegers, Diakonen und Diakonenarbeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 148 ff.).
— Der Diakonat (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 272 ff.).
— Diakonen als Krankenpfleger in Holland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 111 ff.).
Die dänische Diakonenanstalt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 459 ff.).
Die neue schwedische Diakonenanstalt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 157 ff.).
Die norwegische Diakonenanstalt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 252 ff.).

§ 86: Diakonissen. Disselhoff, Jubilate! Kaiserswerth 1886 (VIII u. 350 u. V S.).
Euler, Die weibliche Diakonie der Gegenwart und ihr Anteil an der Lösung der Frauenfrage (Zeitfragen des christl. Volkslebens XXII, 7). Stuttgart 1897 (47 S.).
Götz, Der Diakonissenberuf in seinen Grundanschauungen und seiner Ausgestaltung in den Diakonissenhäusern unsrer Zeit (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie XI—XIV, 5). Gotha 1890 (IV u. 171 S.).
Golder, Die Geschichte der weiblichen Diakonie. In Kommission des Traktathauses in Bremen o. J. (XVI u. 508 S. mit vielen Bildern).
Schäfer, Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt[2]. Stuttgart 1887—1894, 3 Bde.
— Im Dienst der Liebe, Skizzen zur Diakonissensache[3]. Gütersloh 1902 (79 S.).
— Unsre Schwester. Ein Wort über und für die Diakonissensache. Potsdam 1903 (VIII u. 144 S.).
Wacker, Der Diakonissenberuf. Gütersloh 1902, 2 Bde.
Aktenstücke des Oberkirchenrats, vergl. vor. §.
Achelis, Diakonissen, altkirchliche (PRE.[3] IV, 616 ff.).
Anthes, Das Diakonissenmutterhaus (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 165 ff.).
Büttner, Die evangelische Diakonissenarbeit (Kongreß Bremen 1897, 127 ff.).
Dalhoff, Die Diakonissensache in England (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 3 ff.).
Dieckhoff, Die Diakonissen der alten Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 289 ff.).
Hübener, Die Ausbildung von Kleinkinderlehrerinnen in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission VII, 1887, 364 ff. u. 440).
Nebe, Die Kleinkinderschulen und das Halberstädter Mutterhaus für Kleinkinderlehrerinnen (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission II, 1877/78, 145 ff.).
Passavant jun., Wie stellen sich die verschiedenen Kirchenkörper in Amerika zu dem Diakonissenwerke? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 254 ff.).
— Die Ursachen des völligen Mißlingens der ersten Versuche zur Begründung eines amerikanischen Diakonissenmutterhauses (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 516 ff.).
Pentzlin, Die weibliche Lehrdiakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission I, 1881, 213 ff.).
Schäfer, Inwieweit haben wir ein Recht, die heutige weibliche Diakonie als Erneuerung und Fortsetzung der apostolischen anzusehen? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 433 ff.)
— Die Segensmacht des Diakonissenwerks in der Gegenwart (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 3 ff.).
— Die Diakonissen der protest.-bischöfl. Kirche in New-York (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 494 ff.).
— Das erste Filialdiakonissenhaus (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 377 ff.).
— Schwesternlektüre für die Rüstzeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 103 ff.).
— Wie wird man Johanniterschwester? (Daheimkalender 1899, 120 ff.).
— Diakonie, männliche und weibliche (Schäfer, Evangelisches Volkslexikon 163 ff.).
— Diakonen und Diakonissenhäuser (PRE.[3] IV, 604 ff.).
Schreiber, Neue Wege der weiblichen Diakonie (Kongreß Eisenach 1901, 118 ff.).
Schulz, Diakonissenunterricht (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 449 ff.).
Uhlhorn, Das Verhältnis der kathol. weiblichen Pflegeorden zur evangel. weiblichen Diakonie (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 441 ff.).
Wilhelmi, Die Gräfin von Gasparin und das Diakonissenwesen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 441 ff.).

Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen durch den Centralausschuß für Innere Mission in Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 309 ff.).
Ein katholisches Zeugnis über evangelische Diakonissenarbeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission (XX, 1900, 217 ff.).

§ 87: Kirchliche Organe. Martius, Die Innere Mission. Gütersloh 1882 (VIII u. 192 S.).
Tiedemann, Das Gemeindehaus. Berlin 1894 (14 S. mit Plänen).
Claußen, Arbeitsinstruktion für Propsteiagenten (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 129 ff.).
Frick, Kirchliche Gemeindehäuser (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 250 ff.).
v. Hase, Das Verhältnis von christlicher Diakonie und Innerer Mission zur verfaßten Kirche (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 441 ff.).
Hohenthal, Die Aufgaben des Synodalvertreters für Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 278 ff.).
Hesekiel und Schubart, Die Innere Mission und die kirchlichen Gemeindeorgane, ihre Stellung zu einander, mit besonderer Bez. auf die Stadtmission (Kongreß Breslau 1886, 62 ff.).
Palmer, Kirche (Schmid, Encyklop.[2] IV, 1 ff.).
Weimar, Innere Mission und Pfarramt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVI, 1896, 401 ff.).

§ 88: Gemeindeglieder. Balan, Wie ziehen wir gegenüber der wachsenden Not ... geeignete Kräfte, namentlich aus den Kreisen der Gebildeten heran? Stettin 1896 (20 S.).
v. Hertzberg, Der Beruf der Nichtgeistlichen für die Arbeiten am Reich Gottes und an dem Baue der Gemeinde. Frankfurt a. O. 1887 (19 S.).
Hülle, Was sollen wir tun? Handbuch des Ev. Frauenvereins „Edelweiß". Prakt. Ratschläge für Frauenhilfe auf eigne Hand und an jedem Ort.[3] Berlin 1890 (430 S.).
Sulze, Die ev. Gemeinde (Zimmers Handbibliothek der Prakt. Theologie I, Abt. a). Gotha 1891 (VI u. 284 S.).
Wichern, Der Dienst der Frauen in der Kirche.[3] Hamburg o. J. (80 S.).
Zink, Wie können die Kräfte der Frauen auf dem Lande in den Dienst der Inneren Mission gezogen werden? Magdeburg 1887 (24 S.).
Carus, Die Sammlung und Pflege der lebendigen Glieder der Gemeinde in ihrer Bedeutung für das Werk der J. M. (Kongreß Barmen 1860, 64 ff.).
Glühmann, Der Lehrer und die Innere Mission (Bausteine 1894, 17 ff.).
Hennig, Gemeinde, politische und kirchliche (Schäfer, Ev. Volkslexikon 255 ff.).
Hildebrandt, Die Einrichtung freier Gemeindeversammlungen (Kongreß Magdeburg 1878, 82 ff.).
Riemann, In welcher Weise können Frauenvereine bei der Fürsorge für die weibliche Jugend mithelfen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 265 ff.).
Schäfer, Die Innere Mission in Schule und Konfirmandenunterricht (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 489 ff.).
— Frauenvereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 230 f.).
— Instruktionskurse (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 341 f.).
— Laienarbeit und Laienpredigt (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 432 ff.).
Schleusner, Was kann und soll der Lehrer innerhalb und außerhalb der Schule für das Werk der Inneren Mission tun? (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 18 ff.).
v. Soden, Die Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben (Kongreß Dortmund 1893, 162 ff.).
Sohm, Der Christ im öffentlichen Leben (Kongreß Posen 1895, 31 ff.).
Wächtler, Der Frauenverein für Armen- und Krankenpflege in Halle (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission III, 1878/79, 15 ff.).
Wichern, Der Beruf der Nichtgeistlichen für die Arbeiten im Reiche Gottes und der Bau der Gemeinde (Kongreß Kiel 1867, 77 ff.).

Drittes Kapitel: **Organisationen.**

§ 89: Länder. Göhrs, Von der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 74 ff.).
Hohenthal, Die Aufgaben des Synodalvertreters (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 278 ff.).
Köhler, Die Vereinigung der Wohlfahrtsbestrebungen in Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 187 ff.).
[Kobelt], Der Standpunkt des Central-Ausschusses (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 266 ff.).
Lauxmann, Der Wohltätigkeitsverein in Württemberg (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 21 ff.).
Riemann, Synodalkonferenzen für Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission IX, 1889, 121 ff.).
Nonne, Der Evangelische Verein zu Berlin (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 191 ff.).
Pentzlin, Die „Organisation der Wohltätigkeit" in England (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 110 ff.).
Pfeiffer, Die Organisation der kirchl. Arbeit in England (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 121 ff.).
Reiche, Die Aufgaben der Provinzial- bezw. Landesvereine für Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 489 ff.).
— Rückblick auf die zehnjährige Tätigkeit des Provinzialausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg 1882—1892 (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIII, 1893, 199 ff.).
Schäfer, Die Innere Mission als Gemeindesache (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission X, 1890, 345 ff.).
— Einzelgemeinde und freier Verein (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 49 ff.).
— Die Entfaltung des Vereinslebens in der Einzelgemeinde (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XI, 1891, 137 ff.).
Schmidt, H., Konfession und Innere Mission (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission IV, 1879/80, 252 ff.).
Die Organisation der katholischen Wohltätigkeit (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 113 ff.).
Statistik der Inneren Mission. Berlin 1899, 355 ff.
Deutschland. [Fritsch], Statistik der Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche, bearbeitet und herausgegeben von dem Centralausschuß für die J. M. der deutschen evangelischen Kirche. Berlin 1899 (XII u. 452 S.).
Preußen. Bericht über den gegenwärtigen Stand der Inneren Mission innerhalb der preußischen Landeskirche [an die] vierte Generalsynode 1897 (33 S.).
Provinz Ostpreußen. Keil, Die christliche Liebestätigkeit in Ostpreußen. Königsberg i. Pr. 1896 (IV u. 343 S.).
Graf, Fünfzig Jahre Innere Mission in Ostpreußen (Evang. Gemeindeblatt, Königsberg 1899, 195 ff. und Evang. Gemeindebote für Ostpreußen [Separatausgabe des „Nachbar"] 1899, 272 ff.).
Provinz Westpreußen. Bourwieg, Die Innere Mission in Westpreußen. Elbing 1875 (IV u. 224 S.).
Scheffen, Handbuch der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Westpreußen. Danzig 1899 (XII u. 215 S.).
Provinz Posen. Schlecht, Der Anteil der evangelischen Kirche Posens an den Arbeiten der Inneren Mission. Posen 1875 (IV u. 128 S.).
Die Werke der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Posen. Statistische Übersicht, herausgegeben von dem Vorstande des Provinzialvereins für Innere Mission. Posen 1890 (32 S.).
Provinz Pommern. Droysen, Die Innere Mission, ihre Aufgaben und Arbeiten in Pommern. Stargard i. Pommern 1876 (VI u. 152 S.).
Thimm, Übersicht über die Arbeit der Inneren Mission in Pommern. Stettin 1891 (127 u. IV S.).

Bilder aus dem kirchlichen Leben und der christlichen Liebestätigkeit in Pommern. I. Bd. Stettin 1895 (VI u. 346 S.). II. Bd. Heft 1, 1896 (42 S.), Heft 2, 1897 (24 S.).

Provinz Brandenburg. Fournelle, Die kathol. Charitas in Berlin. Berlin 1900 (VIII u. 312 S.).

Fromm, Die Wohltätigkeitsvereine in Berlin. Berlin 1894 (122 S.).

Hennig, Handbuch der Inneren Mission in der Provinz Brandenburg. Berlin 1899 (88 S.).

Koennig, Stand der Inneren Mission in Berlin 1898. Berlin 1899 (130 S.).

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte². Berlin 1899 (XXII u. 427 S.).

Führer durch das kirchliche Berlin.¹¹ Berlin 1902 (XIV u. 214 S.).

Provinz Schlesien. Schian, Die Innere Mission in Schlesien.⁶ Liegnitz 1886 (96 S.).

Schütze, Die Innere Mission in Schlesien (Bd. VI von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland). Gütersloh 1883 (XII u. 296 S.).

Statistik der Inneren Mission in Schlesien. (32. Bericht des Schlesischen Provinzialverein für Innere Mission 1897.)

Petran, Der gegenwärtige Stand der Inneren Mission in Schlesien. (Separatabdruck aus den Fliegenden Blättern 1897, 289 ff.) Liegnitz und Breslau.

Provinz Sachsen. Danneil, Die Arbeiterfrage im Lichte der Inneren Mission. Halle 1873 (IV u. 94 S.).

Simon, Die Aufgaben und Arbeiten der Inneren Mission in der Provinz Sachsen. Halle 1873 (VIII u. 120 S.).

Hilfsbüchlein zunächst für die Synodalvertreter der Inneren Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1879 (147 S.).

Die Werke der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Sachsen. Statistische Übersicht nach den Erhebungen von 1886 und 1888. Magdeburg 1889 (83 S.).

Die Werke der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Sachsen. Nachtrag zur Statistik vom Jahre 1889 nach den Erhebungen vom Frühjahr 1894 (67 S.).

Übersicht über den Stand der Arbeiten der Inneren Mission in der Provinz Sachsen nach der Jubiläumsstatistik vom Jahre 1898 (13. Bericht des Sächsischen Provinzialausschusses für Innere Mission). Magdeburg 1899 (Anlage I).

Provinz Westfalen. Schmalenbach, Die Innere Mission in Westfalen. Gütersloh 1873 (VIII u. 170 S.).

Rheinprovinz. Höpfner, Das Werk der Inneren Mission in der evangelischen Kirche der Rheinprovinz. Bonn 1876 (IV u. 256 S.).

vom Endt, Der Rheinische Provinzialausschuß für Innere Mission 1849—1899. Eine Festschrift. Langenberg 1899 (VI u. 110 S.).

Kurzgefaßte Übersicht über die Arbeit der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Rheinprovinz. Langenberg 1897 (VII u. 87 S.).

Provinz Hannover. Rothert, Die Innere Mission in Hannover.² (Bd. I von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland). Stuttgart 1889 (451 S.).

Verzeichnis von Vereinen und Anstalten der Inneren Mission im Bezirk der Hannoverschen evangelisch-lutherischen Landeskirche und den Nachbargebieten Braunschweig, Hamburg, Bremen, Schaumburg-Lippe. Hannover o. J. (43 S.).

Haase, Die Innere Mission in Hannover (Flieg. Blätt. 1892, 389 ff.).

Provinz Schleswig-Holstein. Hansen, Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen. Kiel 1882 (XII u. 711 S.).

Schäfer, Diakonie und Innere Mission in Schleswig-Holstein (Korrespondenzblatt der Diakonissenanstalt in Altona I., 1878, 18 ff.).

Bericht des Ausschusses der III. ordentlichen Gesamtsynode der evang.-luth. Kirche der Provinz Schleswig-Holstein. 1888 (61 S.).

Bericht des Ausschusses der IV. ordentlichen Gesamtsynode rc. 1891 (41 S.)

Bericht des Ausschusses der V. ordentlichen Gesamtsynode rc. 1894 (47 S.).

Bericht des Gesamtsynodalausschusses. 1897 (63 S.).
Treplin, Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission in Schleswig-Holstein (Flieg. Blätt. 1886, 133 ff., 1894, 378 ff.).
Provinz Hessen-Nassau. [Armbröster], Stand der Inneren Mission am 1. Februar 1898 im Gebiet des Landesvereins für Innere Mission im Konsistorialbezirk Kassel. Kassel-Wehlheiden beim Verfasser (II u. 105 S.).
Kayser und Teudt, Fünfzig Jahre Innere Mission in Frankfurt a. M. Frankfurt 1900 (108 S.).
Fünfzig Jahre Innerer Mission in Nassau (1850—1900). Herausgeg. vom Vorstande des Evangel. Vereins. Herborn 1901 (VI u. 115 S.).
Jahresbericht des Ev. Vereins für den Konsistorialbezirk Wiesbaden 1900.
Sardemann, Übersicht über die Geschichte und den derzeitigen Bestand der Inneren Mission im Konsistorialbezirk Kassel und Gesichtspunkte für ihre weitere Entwicklung (Schäfer, Monatsschrift f. Innere Mission X, 1890, 3 ff.).
Zehn Jahre, Entwicklung der Inneren Mission in dem Hessen-Kasselschen Lande (M. f. J. M. und kirchliches Leben 1899, Nr. 1, 2, 3.).
Königreich Bayern. Beck, Die Innere Mission in Bayern diesseits des Rheins (Bd. III von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland). Gütersloh 1880 (X u. 238 S.).
Ostertag, Helfen und Heilen. Bilder aus ꝛc. Erlangen und Leipzig 1890 (VI u. 402 S.).
Reindel, Die Innere Mission in Bayern (Flieg. Blätt. 1893, 159 ff.).
Statistik der Inneren Mission in Bayern (Blätter für Innere Mission in Bayern. Rothenburg o. d. T. XIV. Jahrgang).
Königreich Württemberg. Camerer, Statistik der Fürsorge für Arme und Notleidende im Königreich Württemberg. Stuttgart 1876 (IV u. 294 S.).
Schmidt, Die Innere Mission in Württemberg (Bd. II von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland) Gütersloh 1879 (XVI u. 288 S.).
Übersicht über die Wohltätigkeitsanstalten und Vereine im Königreich Württemberg. Gefertigt durch die Centralleitung des Wohltätigkeitsvereins. Stuttgart 1882 (51 S.).
Wohltätigkeits-Anstalten und Vereine im Königreich Württemberg. Wegweiser über die den Hilfsbedürftigen aus dem ganzen Lande zugänglichen Einrichtungen. Stuttgart 1879 (51 S.).
Wohltätigkeits-Anstalten und Vereine im Königreich Württemberg. Wegweiser über die den Hilfsbedürftigen aus dem ganzen Lande zugänglichen Einrichtungen. Stuttgart 1898 (72 S.).
Königreich Sachsen. Immisch, Die Innere Mission unter den Wenden. Bautzen 1881 (20 S.).
Plitt, Die Innere Missionstätigkeit der Brüdergemeine in Deutschland. Herrnhut 1886 (66 S.).
Weidauer, Handbuch der Liebestätigkeit im Königreich Sachsen. Dresden 1902 (XXXXVIII u. 508 S.).
Misericordias Domini, Der Landesverein für Innere Mission im Königreich Sachsen. Dresden 1893 (84 S.).
[Schmidt, Th. E.], Die Innere Mission und die Brüdergemeine (Herrnhut, Wochenblatt der Brüdergemeine XXVII, 1894, 91 ff.).
Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Bachmann, Die Innere Mission vor 40 Jahren und heut. Rostock 1886 (18 S.).
Petersen, Stand der Inneren Mission in Mecklenburg-Schwerin u. Mecklenburg-Strelitz (Mecklenburg. Kirchen- und Zeitblatt 1898, Nr. 32 u. 33).
Großherzogtum Oldenburg. Rahtgens, Die Innere Mission im Fürstentum Lübeck. Eutin 1899 (32 S.).
Statistik über den Stand der Inneren Mission im Herzogtum Oldenburg am 1. Februar 1898. Oldenburg 1898.
Schauenburg, Die Arbeiten der Inneren Mission im Großherzogtum Oldenburg (Flieg. Blätt. 1882, 154 ff.).
— Ein Triennium aus den Arbeiten der Inneren Mission im Herzogtum Oldenburg (Flieg. Blätt. 1884, 175 ff.).

Großherzogtum Baden. Hesselbacher, Die Innere Mission in Baden. Karlsruhe 1884 (IV u. 59 S.).
Eben-Ezer, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Ev. Vereins für Innere Mission. A. B. in Baden. Karlsruhe 1899 (64 S.).
Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Basedow, Die Innere Mission in Thüringen. Gotha 1899 (195 S.).
Graebenteich, Die Geschichte der Inneren Mission in Thüringen. Neudietendorf o. J. (V, 594 u. VI S.).
Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha. Vergl. Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach.
Herzogtum Sachsen-Meiningen. Vergl. Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach.
Herzogtum Sachsen-Altenburg. Quaas, Geschichte der Inneren Mission im Herzogtum Sachsen-Altenburg. Altenburg 1899 (VIII u. 159 S.). Vergl. außerdem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach.
Herzogtum Anhalt. Berichte über die Zustände und Verhältnisse der evangelischen Landeskirche 1895 u. 1898.
Vorlagen an die Landessynode von 1886, 1889, 1892.
Herzogtum Braunschweig. Knopf, Die Innere Mission im Lande Braunschweig. Braunschweig und Leipzig 1902 (20 S.)
Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen. Vergl. Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach.
Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Krüger, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Eisleben o. J. (57 u. III S.).
Möller, Die Innere Mission im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 177 ff.), (vergl. außerdem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach).
Fürstentum Reuß ältere Linie. Eben-Ezer, Festbüchlein. Greiz 1899. Vergl. außerdem Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach.
Fürstentum Reuß jüngere Linie. Vergl. Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach.
Freie Stadt Hamburg. Lindner, Hamburgs christliche Liebestätigkeit. Hamburg 1887 (IV u. 140 S.).
Mahling, Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der Inneren Mission mit besonderer Beziehung auf Hamburg. Hamburg 1898 (XII u. 237 S.).
Sengelmann, Die Gegenwart der evangelisch-lutherischen Kirche Hamburgs. Hamburg 1862 (VIII u. 347 S.).
Bilder aus der christlichen Liebestätigkeit in Hamburg. Mit Vorwort von Behrmann. Berlin o. J. [einzelne Hefte des Werkes von Hennig].
Verzeichnis der milden Stiftungen Hamburgs. Hamburg 1898 (VIII u. 76 S.).
Joachim, Handbuch für Wohltätigkeit in Hamburg. Hamburg 1901 (513 S.)
Freie Stadt Bremen. Iken, Die Innere Mission in Bremen (Bd. V von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland). Gütersloh 1881 (XIV u. 98 S.).
Zum XXIX. Kongreß für Innere Mission in Bremen 1897 vom 4.—7. Oktober. Bremen (VI u. 65 S.).
Iken, Die Innere Mission in Bremen (Flieg. Blätt. 1897, 153 ff.).
Freie Stadt Lübeck. Michelsen, Die Innere Mission in Lübeck (Bd. IV von Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland). Gütersloh 1880 (X u. 104 S.).
Ranke, Was geschieht in Lübeck auf dem Gebiet der Inneren Mission? (Schäfer, Monatsschrift f. J. M XXI, 1901, 158 ff.)
Reichsland Elsaß-Lothringen. Grünberg, Handbuch für die Innere Mission in Elsaß-Lothringen. Straßburg im Elsaß 1899 (VIII u. 278 S.).
Hackenschmidt, Armut und Barmherzigkeit im Elsaß. Straßburg 1880 (104 S.).
Grünberg, Zur Geschichte der evangelischen Kirche und der Inneren Mission in Straßburg und im Elsaß (Flieg. Blätt. 1899, 210 ff.).
§ 90: Arbeitszweige. Cremer, Die Frauenhilfe des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XX, 1900, 125 ff.).
— Centralstellen (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 146 ff.).
— Hilfsverein, Evangelisch-kirchlicher (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 327 f.).

Gerlach, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und Innere Mission I, 1876/77, 309 ff.).
Gregory, Kongreß, Evangelisch-sozialer (PRE.³ X, 693 ff.).
Kobelt, Der Rettungshausverband (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XV, 1895, 49 ff.).
v. Mirbach, Entstehungsgeschichte des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und des Kirchenbauvereins (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 79 ff.).
— Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein, Kirchenbauverein, Frauenhilfe (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XXI, 1901, 79 ff.).
— Die drei ersten Kirchen der Kaiserin in Berlin [Berlin 1901] (XXIV u. 323 S.), Prachtwerk mit vielen Bildern. Als Manuskript gedruckt.
Mumm, Konferenz, Freie kirchlich-soziale (PRE.³ X, 670 ff.).
Münsterberg, Centralstellen für Armenpflege und Wohltätigkeit. Jena 1897.
Niemann, Der Johanniterorden (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVIII, 1898, 401 ff.).
— Johanniterorden (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 344 f.).
Patzschke, Konferenz, Freie, kirchlich-soziale (Schäfer, Ev. Volkslexikon 405 f.).
— Kongreß, Evangelisch-sozialer (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 408 ff.).
— Centralausschuß, Evangelisch-sozialer für die Provinz Schlesien (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 145 f.).
Schäfer, Evangelischer Bund (Evangel. Volkslexikon 203 f.).
Uhlhorn, Johanniter (PRE.³ IX, 330 ff.).
Weimar, Pfarrvereine (Schäfer, Evangel. Volkslexikon 589 f.).
Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XVII, 1897, 468 ff.).
Diasporakonferenz und Diasporabote (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 223 ff.).
Die Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XII, 1892, 173 ff.).
Satzungen des deutsch-evangelischen Frauenbundes (Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission XIX, 1899, 307 ff.).
Volksbildungsvereine I. im allgemeinen von Biermer, Handwörterbuch der Staatswissenschaften² VII, 524 ff. II. Katholische Arbeitervereine von Brüll, 534 ff. Evangelische Arbeitervereine von Rade, 537 ff.).
Statistik der Inneren Mission, Berlin 1899, 359 ff.

Verbesserungen.

Seite 249 Z. 10 von oben: statt Düring vielmehr Döring.
68 Z. 17 „ unten: statt Einwendung vielmehr Hinwendung.
287 Z. 15 „ oben sind dem Trinkerinnenasyl des Frl. Lungstras noch zwei andere hinzuzufügen, nämlich: zu Bienowitz (Schlesien) und auf der Anscharhöhe bei Hamburg.
246 Z. 18 „ unten ist noch der oberrheinische Jünglingsbund hinzuzufügen.

Schriften von D. Theodor Schäfer.

Die Diakonissensache und die Diakonissenanstalt zu Altona. Bredstedt 1875, in Kommission der christl. Buchhandlung. (Vergriffen.)

Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt. 3 Bde. 2. Aufl. Stuttgart 1887—1891, D. Gundert. à 4,50 M.

Zur Erinnerung an die Diakonissen-Einsegnung. 2. Aufl. Gütersloh 1893, C. Bertelsmann. 1,40 M., geb. 1,80 M.

Leitfaden der Inneren Mission. 4. Aufl. Hamburg 1903, Agentur des Rauhen Hauses.

Praktisches Christentum. Vorträge aus der Inneren Mission. 4 Bände. Gütersloh 1888—1901, C. Bertelsmann. à 2,40 M., geb. 3 M.

Diakonissen-Katechismus. Das Diakonissenleben im Licht des lutherischen Katechismus. 2. Aufl. Gütersloh 1899, C. Bertelsmann. 1,80 M., geb. 2,20 M.

Die Innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 5. Aufl. Gütersloh 1900, C. Bertelsmann. 2,40 M., geb. 3 M.

Im Dienst der Liebe. Skizzen zur Diakonissensache. 3. Aufl. Gütersloh 1902, C. Bertelsmann. 1 M., geb. 1,50 M.

Agende für die Feste und Feiern der Inneren Mission. Drei Teile. Berlin 1896, Reuther & Reichard. 7,50 M., geb. 9 M. — 1. Allgemeine Einleitung und Kommunion 3 M. — 2. Initiation 2 M. — 3. Benediktion 3,60 M.

Pariser Erinnerungen eines deutschen Pastors. Gütersloh 1897, C. Bertelsmann. 1 M., geb. 1,50 M.

Kalender der Inneren Mission. Für Geschichtsfreunde, Prediger und Lehrer. Gütersloh 1897, C. Bertelsmann. 2 M., geb. 2,50 M.

Ratgeber für Anschaffung und Erhaltung von Paramenten. Berlin 1897, Reuther & Reichard. 0,60 M.

Theodor Fliedner, ein Charakterbild. Kaiserswerth a. Rh. 1900, Buchhandlung des Diakonissenhauses. 0,60 M.

Unsre Schwester. Ein Wort über und für die Diakonissensache, Potsdam 1903, Stiftungsverlag. 1,50 M., 2,20 M.

Reden und Predigten vom Gebiet der Diakonie und Inneren Mission. Mit Beiträgen evang.-luth. Geistlicher. 2. Ausgabe. Fünf Bände. Leipzig 1890, G. Strübig. 7 M.

Die Innere Mission auf der Kanzel. Ein homiletisches Hilfsbuch. München 1897, C. H. Beck. 5 M.

Korrespondenzblatt der Diakonissenanstalt in Altona. Altona 1873 ff., Diakonissenanstalt.

Die Innere Mission in Deutschland. Monographieen über die Innere Mission in den einzelnen Teilen des deutschen Reichs. Bis jetzt sechs Bände. Gütersloh 1878 ff., C. Bertelsmann; zusammen 7,50 M. Bd. I Rothert, Die J. M. in Hannover. 2. Aufl. 6 M.

Monatsschrift für Innere Mission. Gütersloh 1877 resp. 1881 ff., C. Bertelsmann. Jährlich 6 M.

Evangelisches Volkslexikon zur Orientierung in den sozialen Fragen der Gegenwart. Bielefeld und Leipzig 1900, Velhagen und Klasing. 6 M., geb. 8,50 M.

Jahrbuch der Krüppelfürsorge. Zugleich Rechenschaftsbericht über das Krüppelheim zu Altona I, 1899. 2. Aufl. 1900. II, 1900, III, 1901 Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. à 1,50 M.

Literatur zur Inneren Mission
aus dem Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Bienengräber, A. Dr., Aus der Arbeit an **Gefangenen und Entlassenen.** 1891. 34 S. 1,50 M.

Blätter, Fliegende, aus dem Rauhen Hause. Organ des Central-Ausschusses für Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, begr. von D. J. H. Wichern, herausg. von P. Lindner-Frankfurt a. O., Generalsup. D. Hesekiel u. Direktor P. M. Hennig. Jährl. 30 Bog. in 12 Heften. 4 M. Als Beiblatt hierzu erscheint: **Geschichten und Bilder zur Förderung der Inneren Mission.** Jährl. 12 Nummern à 16 S. 1,20 M.

Bornhak, Paul, Was sagt Wichern über die **Evangelisation.** 68 S. 1 M.

Bunke, Ernst, Kirchl. Evangelisation i. Geiste d. Inneren Mission. 62 S. 0,60 M.

Chastel, E., Histor. Studien über den Einfluß der **christl. Barmherzigkeit** in den ersten 6 Jahrh. d. Kirche. Vorwort v. D. Wichern. 1854. 272 S. 2 M.

Dalton, H., Der **soziale Aussatz.** Ein Wort über Prostitution u. Magdalenenasyle. 2. Aufl. 1884. 64 S. 1 M.

Frommel, E., Bedeutung und Hebung der deutschen Sitte in Haus und Volk. 1892. 0,40 M.

Huber, V. A., Genossenschaftliche Briefe aus Belgien, Frankreich und England. 1855. 2 Bde. 364 u. 556 S. 4 M.

Lebensbilder aus der Inneren Mission. 12 Bde. Noch vorhanden sind: 1) Gerhard Groot, 1,50 M. 4) David Nasmith, 1,20 M. 7) Joh. Falk, 0,80 M. 8) Thomas Fowell-Buxton, 1,80 M. 10) Hedley Vikar, 1,20 M. 12) Dorothea Sibylla, 1 M. 13) Denners Leben, 1,50 M. 15) Rautenberg, 1,20 M. 16) B. F. Lemm, 1 M. Zusammen für 6 M.

Mission unter den Gefallenen. Vorwort von C. Wichern. 1874. 112 S. 1 M.

Möller, D. L. K., Generalsup., **Das Haus** in unserer Zeit und unserem Volke, seine Gefährdung, Bewahrung u. Erbauung. 1892. 344 S. 4 M., geb. 4,60.

Nelle, Sup., Musica sacra, Volksgesang und Innere Mission. 48 S. 0,60 M.

Oldenberg, Fr., Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. 2 Bde. 1050 S. 16 M., geb. 18.—

Pfeiffer, F., Anglikana. Bilder a. **Englands kirchl. Leben.** 1890. 150 S. 1,60 M.

Schäfer, D. **Theodor,** Leitfaden der **Inneren Mission** (s. S. 474).

Stein, G., Was will die **Innere Mission?** Acht Vorträge über den in der Liebe tätigen Glauben. 1884. 182 S. 1,60 M.

Stritter u. Gerhardt, Die **Heilerziehungs-** und **Pflegeanstalten** für schwachbefähigte Kinder, Idioten und Epileptiker in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten. 140 S. 2,50 M. kart.

Tophel, G., Unsere Kinder. Vier Vorträge. 1893. 70 S. 1 M. kart.

Verhandlungen des 18. (Danzig), 19. (Bielefeld), 20. (Magdeburg) Kongresses für Innere Mission (1876, 1877, 1878). Herabges. Preis je 0,50, zus. 1 M.

Wegweiser für die Berufswahl. Im Auftrag des Freiw. Erzieh.-Beirats für schulentlassene Waisen herausg. von Prof. Th. Sommerfeld, E. Jaffé und J. Sauer. 1902. 160 S. Kart. 1,50 M.

Weiß, Vom irdischen Gut. 1893. 48 S. 0,60 M.

Wichern, J. H., Die Innere Mission der deutschen evangel. Kirche (Denkschrift rc.). 3. Aufl. 1889. 286 S. Geb. 3 M.

— — Vorträge und Abhandlungen, I. **Kongreßvorträge.** 1891. 334 S. Brosch. statt 3,60 M. jetzt 1,50, geb. statt 4,20 M. jetzt 2.—

— — Gesammelte Schriften I, II, III (s. S. 476).

Wichern, Joh., Das Rauhe Haus und die Arbeitsfelder der Brüder des Rauhen Hauses, 1833—1883. Eine Jubelgabe. 318 S. 2 M.

— — Marksteine. Neues Festbüchlein des Rauhen Hauses. 2. Aufl. 1898. 159 S. 1 M.

